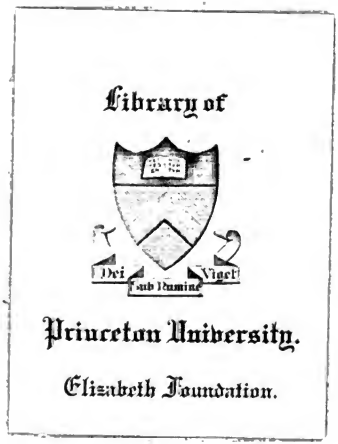
Die Grenzboten

0902
.407

ANNEX LIB.

ANNEX
III



Printed in Germany.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

52. Jahrgang

Zweites Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1893

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1893. Zweites Vierteljahr

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege. Heerwesen, Unterrichtswesen

Zwei Bücher über Politik. S. 433.

Rückblicke und Ausblicke auf die soziale Frage. S. 97. 152.
Zur Jesuitenfrage. S. 193.
Die Zukunft der nationalliberalen Partei. S. 230.
Interessenvertretung und Bundesrat. S. 289.
Parlamentsreform. S. 337.
Herr Richter und die Reichsverfassung. S. 342.
Die herrschende Unzufriedenheit und ihre Gründe. S. 529.

Die politischen Beziehungen Chinas. S. 145.
Die politische Lage Europas. S. 241.
Die Erziehung zum Rachekrieg. S. 385.
Wo stehn die Völker? S. 565.

Deutsche Handelskammern im Auslande. S. 49.
Innere Kolonisation. S. 244. 295.
Die Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes und das ländliche Kreditwesen. S. 584.

Die Grenzen des ärztlichen Berufs. Von O. Bähr. S. 11.

Soldatennot. S. 1.
Unsre Einjährig-Freiwilligen. S. 107.
Die Militärvorlage und der Antrag Bennigsen. Von O. Bähr. S. 163.
Der Mangel an geschichtlichem Sinn. Ein Wort zur Militärvorlage. S. 481.
Zweijährige und einjährige Dienstpflicht. S. 577.

Der naturwissenschaftliche Unterricht auf unsern höhern Schulen. Von P. Harms. S. 202.
Die Beteiligung der Schule an den Aufgaben der Gegenwart. S. 534.

Geschichte und Biographie

Der alte Harkort. S. 55.
Theodor von Bernhardis Jugenderinnerungen. S. 252.
Die Familie Humboldt. S. 398.
Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardis. Zwei Besuche am Hofe des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha. 1. S. 494. — 2. S. 541.

Litteratur und Kunst

Proletarierdichter und Proletarierlieder. S. 27. 67.
Friedrich Hebbels Briefwechsel. Von A. Stern. S. 211. 258.
Iolanthes Hochzeit. S. 316.
Neue Novellen. S. 467.
Dichtende Frauen. S. 507.
Sabatiers Übersetzung des Faust. S. 605.

Laokoon, Kapitel 16. S. 591.

Denkmäler deutscher Tonkunst. Von Ph. Spitta. S. 16.
Friedrich von Flotow und Otto Nicolai. S. 363.

Verschiednes

Die Kunst zu fliegen. S. 63.
Feldzugsbriefe. 3. S. 110.
Preußisch-Berlin und die deutsche Provinz. S. 119.
Bilder aus dem Westen. Von E. Below. 1. Kansas City. S. 173. — 2. Beim Konsul. S. 223. — 3. Beim Kollegen. S. 304. — 4. Auf dem Weltfleischmarkte. S. 404.
Zur Naturgeschichte des Pessimismus. S. 346.
Die Versammlung deutscher Historiker in München. Von O. Lorenz. S. 356. 389.
Streif- und Federzüge aus vergangnen Tagen. 2. S. 414. — 3. S. 610.
Land und Leute in Ostfriesland. Von G. F. Gödel. S. 449.
Allerlei vom Reisen. S. 459. 519.
Die deutsche Philologenversammlung in Wien. S. 489.
Streifzüge auf dem Gebiete der Metapher. Von H. Blümner. 2. Metaphern aus der Geschichte und der Kultur des Altertums. S. 558.

Die Geschichte des Etatsrats. Von Ch. Niese. S. 35. 76.
Leopold Kümmerlich. Von dem Verfasser der Bilder aus dem Universitätsleben. S. 125. 182.
Leila die Katzenprinzessin. Ein Märchen von J. Haarhaus. S. 271. 323. 371.
Die Bornstädter Wurstakten. Von J. Dörr. S. 418.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die „Kosten" der Heeresvermehrung. S. 43. — Noch ein Wort zum Buchhändlerprozeß. S. 45. — Krieg und Frieden. S. 45. — Zweierlei Maß für Einjährige. S. 45. —

(RECAP)

619455

Digitized by Google

Vom Bucher. S. 84. — Eine neue Karte des deutschen Reichs. S. 86. — Berthold Auerbachs dramatische Eindrücke. S. 88. — Neue Novellen von Paul Heyse. S. 91. — Signorellis Bilder zu Dante. S. 93. — Die Führenden. S. 95. — Russisches. S. 133. — Währungsfragen. S. 135. — Single tax men. S. 138. — Von allerlei Narrheit. S. 139. — Die galoppirende Schwindsucht der philosophischen Fakultät. S. 141. — Deutschland, Deutschland über alles. S. 142. — Blumenlese aus Felix Dahns Leben. S. 190. — Der Bund der Landwirte. S. 234. — Carmen Sylvo und Franz Liszt. S. 237. — Der Stammbaumeister. S. 279. — Die Aerzte und die Fremdwörter. S. 281. — Dreisprachige Dörfer. S. 283. — Ein neuer Kupferstich. S. 285. — Die Audienz im Vatikan. S. 330. — Antisemitische Stimmen im Zentrum und bei den Konservativen. S. 331. — Dienstbotenrecht. S. 332. — Zum Freiwilligenexamen. S. 334. — Demnächst und dereinst. S. 335. — Die Auflösung des Reichstags und die große Politik. S. 380. — Gute Philologen, schlechte Pädagogen. S. 382. — Nachtrag. S. 425. — Reichtum der Reichen und Volksvermögen. S. 425. — Zur Seelenkunde. S. 426. — Der Nord-Ostseekanal. S. 473. — Die Poslagenten. S. 473. — Christentum und Staat. S. 475. — Vom Gemüte. S. 476. — Wer war Franz Schubert? S. 477. — Das Börsengeheimnis. S. 526. — Religion und Revolution. S. 527. — Mein wunderlicher Freund. S. 569. — Unsre Seesicherei. S. 571. — Die Eidesnot. S. 572. — Fremdenführer. S. 573. — Der russische Bauer. S. 614. — Lothar Buchers kleine Schriften. S. 618.

Besprochene Bücher

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größeren Aufsätzen behandelt worden)

*Deutsche Arbeiterdichtung. S. 27. 67.
Fr. Schmidt, G. E. Lessings Übersetzungen aus dem Französischen. S. 46.
Karl Misch, Der fahrenden Schüler Liederbuch. S. 46.
A. und F. von Kunowski, Lehrgang der deutschen Kurzschrift. S. 47.
*L. Berger, Der alte Harkort. S. 55.
*K. Buttenstedt, Das Flugprinzip. S. 63.
D. Vogel, Karte des deutschen Reichs. S. 86.
P. Heyse, Aus den Vorbergen. S. 91.
W. Busch, England unter den Tudors. S. 143.
F. Gregorovius, Kleine Schriften zur Geschichte und Kultur. S. 143.
H. Sittenberger, Die Wahrheit auf der Bühne. S. 144.
F. Dahn, Erinnerungen. S. 190.
*F. Bamberg, Friedrich Hebbels Briefwechsel. S. 211. 253.
Conrad, Elster u. a., Handwörterbuch der Staatswissenschaften. S. 239.
*M. Sering, Die innere Kolonisation im östlichen Deutschland. S. 244. 295.
*Jugenderinnerungen Theodor von Bernhardis. S. 252. 494.
A. Foglar, Grillparzers Ansichten über Literatur, Bühne und Leben. S. 287.
A. Müller-Guttenbrunn, Im Jahrhundert Grillparzers. S. 287.
A. Lichtenfeld, Grillparzer-Studien. S. 287.
*H. Sudermann, Iolanthes Hochzeit. S. 316.
F. Ulrich, Staatserhaltende Demagogie. S. 331.
Philippikus, Die jüdische Invasion. S. 331.
*L. Schemann, Schopenhauer-Briefe. S. 346.
*F. von Flotows Leben. S. 363.
*O. Nicolais Tagebücher. S. 363.
R. Löning, Die Hamlettragödie Shakespeares. S. 383.
*Gabriele von Bülow. S. 398.
Leitfaden zur Arbeiterversicherung des deutschen Reichs. S. 430.
*W. Roscher, Politik. S. 433.
*Th. Funck-Brentano, La Politique. S. 433.
*W. Mercator, Wer Recht. S. 467.
*Villamaria, Überall dasselbe. S. 467.
*F. Wolff, Weiße Blätter. S. 467.
*G. von Ompteda, Vom Tode. S. 467.
*J. Bon-Do, Zuletzt gelacht und andre Novelletten. S. 467.
*G. Harroen, Rittmeister Ilegrimm. S. 467.
C. Beseke, Der Nord-Ostseekanal. S. 473.
G. Habermann, Christentum und Staat. S. 475.
H. Delff, Philosophie des Gemüte. S. 475.
M. Dies, Theorie des Gefühls. S. 475.
R. Rocholl, Die Philosophie der Geschichte. S. 478.
*M. Janitschek, Gesammelte Gedichte. S. 507.
*H. von Poschinger, Lieder der Waldfrau. S. 507.
*A. von Hörmann, Neue Gedichte. S. 507.
*A. von Puttkammer, Akkorde und Gesänge. S. 507.
*H. von Olfers, Gedichte. S. 507.
F. Kolk, Das Geheimnis der Börsenkurse. S. 526.
A. Solano, Der Geheimbund der Börse. S. 536.
G. Maisch, Religion und Revolution. S. 527.
*E. Tallichet, Zweibund oder Dreibund. S. 565.
v. Schrader, Zur Heilighaltung des Eides. S. 572.
Führer durch Leipzig. S. 573.
Th. Traub, Kürzere Arbeitszeit. S. 575.

Schwarzes Brett

S. 48. — S. 96. — S. 144. — S. 192. — S. 240. — S. 335. — S. 384. — S. 432. — S. 480. — S. 528. — S. 576.

Digitized by Google

Soldatennot

In kaum einem Gebiet, das in Zeitungen und Zeitschriften die ausgiebigste Behandlung findet, ist das der Soldatenmißhandlungen. Es ist ungemein zu bedauern, daß gerade bei Erörterung dieses Gegenstandes nur allzu häufig Ruhe und Sachlichkeit vermißt wird. Das schadet der Sache. Die offenbaren Übertreibungen, zu denen die sittliche Entrüstung meist schon in der Auswahl der einleitenden Worte in einem derartigen Bericht greift, flößen dem besonnenen Leser schließlich auch Mißtrauen gegen die berichteten Thatsachen ein, und so ist schon mancher wohlwollende, ehrlich gemeinte Anlauf in dieser Sache vergeblich gewesen. Wie oft aber kann von Wohlwollen und ehrlicher Meinung bei derartigen Erörterungen gar keine Rede sein! Wie oft mangelt auch alles Verständnis für militärische Einrichtungen! Hat doch sicher ein großer Teil derer, die hier das Wort ergreifen zu müssen glauben, niemals das Innere einer Kaserne gesehen. Und doch ist gerade hier, um ein richtiges Urteil zu haben, eins erforderlich: Kenntnis des Soldatenlebens aus eigner Dienstzeit und Erfahrung im Umgange mit Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten. Was dem Fernerstehenden als Härte den Soldaten gegenüber erscheint, ist gewöhnlich nichts andres als ein wohl angebrachtes Mittel, dem vielleicht in seinem bürgerlichen Beruf verwöhnten und verweichlichten Menschen Eigenschaften beizubringen, die ihm eine wirkliche Widerwärtigkeit nötigen Falles als etwas nicht ganz Ungewohntes und Unerhörtes erscheinen lassen.

Übelstände sind ja thatsächlich vorhanden. Nur hüte man sich, den einzelnen Fall zu schnell zu verallgemeinern. Dieser Fehler aber wird selbst von Leuten begangen, von denen man das ihrer ganzen Bildung nach nicht erwarten sollte.

Unter den Zeitschriften, die bei Erörterung dieses Gegenstandes von An-

Digitized by Google

fang an die nötige Besonnenheit gezeigt haben, stehen die Grenzboten obenan. Sie warnten auch nach dem bekannt gewordnen Erlaß des Generalkommandos des zwölften Armeekorps, der ja dieser Behörde nur zur Ehre gereichen kann, in dem jungen Soldaten lediglich einen Märtyrer zu sehen. Und das war sehr angebracht. Unsre Zeit übertreibt gar zu gern da, wo es den Anschein hat, als müsse man sich der Unterdrückten annehmen. Bestrebungen auf anderm Gebiet als gerade dem des Heerwesens gehen von derselben Absicht aus. Was ist wegen der Überbürdung der Schüler geredet und geschrieben worden! Ist doch von Leuten, die gar nichts davon verstehen! Wie kommt es, daß gerade jetzt die Forderung achtstündiger Arbeit so ungestüm betont wird? Es kann ja nur theoretische Forderung sein, ist also im Grunde gar nicht so ernst gemeint, denn in Wirklichkeit kommt man weder oben noch unten mit acht Stunden aus. Auch die höhern Beamten, sagt man, seien überbürdet. Ja die sich häufenden Fälle des Wahnsinns in den höhern Ständen werden auf Überanstrengung zurückgeführt. Sollte nicht doch unser Geschlecht heute weniger geduldig im Ertragen von Arbeit und Mühsal geworden sein als früher, und sollte sich nicht daraus das vielfach vorhandne Unbehagen genügend erklären? Vielleicht ist manches von dem, was unter dem Schlagwort „Soldatenmißhandlungen“ jetzt modern ist, auf Rechnung der allgemeinen, nicht bloß bei Angehörigen des Heeres zu findenden Unfähigkeit, Widerwärtigkeiten zu ertragen, zu setzen. Bezeichnend hierfür ist der im Heere vielfach angewendete Ausdruck „Schlappheit.“ An allgemeiner Schlappheit leiden wir. Darum sind wir nicht fähig, zu ertragen.

Aber diese Erwägungen dürfen uns doch nicht abstumpfen für das, was der Besserung bedürftig ist. Mag auch in vielen sogenannten rein militärischen Fragen nur dem Berufnen ein Urteil zustehen, für viele Dinge innerhalb der Armee hat nicht bloß der Offizier volles Verständnis. Die lebhafte Teilnahme, die in allen Ständen unsers Volks für militärische Fragen herrscht, ist Ausfluß der Vaterlandsliebe. Sie ist ein edles Gewächs und heischt gewissenhafteste Pflege. Nörgelei wird leicht von berechtigtem Mitsprechen zu unterscheiden sein; es wird das keinem ernstgesinnten, wahrhaft vaterlandsliebenden Manne schwer fallen. Ohne daß also bestritten werden soll, daß Soldatenmißhandlungen leider immer noch auch im deutschen Kriegsheer vorkommen, soll doch von diesen, auch bei dem besten Willen der maßgebenden Personen nie völlig zu vermeidenden Ungehörigkeiten hier abgesehen werden. Was wir mit „Soldatennot“ bezeichnen, ist etwas andres. Es giebt Nöte, von denen tausende unsrer Soldaten betroffen werden, da sie eine Folge mangelhafter Einrichtungen in unserm Heere sind. Und hier kann Wandel geschafft werden. Auf solche mangelhafte Einrichtungen und die Mittel, sie zu beseitigen, soll im folgenden hingewiesen werden.

Am 8. November 1892, an einem Dienstag, brachte eine reichsländische

Digitized by Google

Zeitung ihren Lesern die kurze Mitteilung, daß am folgenden Tage über tausend Rekruten aus Breslau in Mülhausen im Reichslande anlangen würden, um in die dort stehenden Infanteriebataillone zum Dienst eingestellt zu werden. Diese Rekruten seien am Dienstag von Breslau abgereist. Die Angaben erwiesen sich als vollständig richtig. Es ist seit vielen Jahren Brauch, daß die im Bereich des sechsten Armeekorps (Regierungsbezirke Breslau und Oppeln) ausgehobnen Mannschaften zum Teil dem vierzehnten Armeekorps überwiesen werden; sodaß also die im äußersten Südosten des preußischen Staates gebornen Landeskinder zum großen Teil im äußersten Westen des Reiches ihrer Militärpflicht genügen müssen. Das ist gewiß aus mehrfachen Gründen für die davon betroffenen Soldaten ein Vorteil. Sie lernen ein Stück Welt kennen; ihr Gesichtskreis erweitert sich. Einen wirklichen Handwerksburschen, der das Land durchwandert, um sich durch Verkehr mit Zunftgenossen in andern Gegenden in seinem Handwerk zu vervollkommnen, sieht man heute gewiß nur noch äußerst selten. Die Einstellung in eine ferne Garnison schafft hierfür einigermaßen Ersatz. Auf diese Weise kommt auch der Sohn des Landmanns einmal in die Fremde, während er sonst fest an der Scholle klebt. Daß die Gebiete Oberschlesiens von dieser Maßregel in erster Linie getroffen werden, geschieht auch gewiß in der besten Absicht; denn das polnische Sprachgebiet muß besonders von unserm Heere im Frieden für das Deutschtum gewonnen werden. Hier ist ein Kampf im Frieden unausgesetzt nötig. Was die Schule nicht zuwege gebracht, was der Katholizismus durch die gefügigen Werkzeuge seiner Geistlichkeit zu hintertreiben gewußt hat, das muß das Heer fertig bringen. Hier ist die beste Schule für das Volk. Auf welch niedrigem Standpunkt geistiger Bildung die Rekruten aus rein polnischen Gebieten stehen, weiß nur der, der sie nicht bloß in die Garnison einrücken sieht, sondern dann auch mit ihnen zu thun hat. Aus ihnen etwas zu machen, ist wirklich keine Kleinigkeit. Haben doch viele von ihnen noch nie einen Soldaten gesehen, verstehen auch nicht ein Wort deutsch! Und doch ist es erstaunlich, wie schnell oft aus ihnen zunächst Menschen und bald auch tüchtige Soldaten gemacht werden.*) Es müßte also doch der Heeresverwaltung aufrichtiger Dank und warmes Lob dafür gespendet werden, daß sie in dieser Weise an dem Wohle des Volkes arbeitet. Wir wollen ihr diesen Dank und dieses Lob auch nicht vorenthalten. Aber leider laufen bei den erwähnten Maßnahmen Härten mit unter, die entschieden vermieden werden sollten und auch leicht vermieden werden könnten. In Schlettstatt erschoß sich vor einigen Jahren ein Soldat des 112. Regiments;

*) Als eignes Erlebnis sei hier berichtet, daß ein beim elften Regiment in Breslau eingestellter, des Deutschen zwar nicht mächtiger, aber sonst geweckter und anstelliger Rekrut, der nach etwa vier Wochen unter Begleitung eines Gefreiten an einem Sonntag ausgehen durfte, in dem ersten Schutzmann, den er auf der Straße erblickte, alles Ernstes den Kaiser zu sehen glaubte. Über den Namen unsers Kaisers wird ein polnischer Rekrut nur ausnahmsweise Auskunft geben können.

Digitized by Google

wie die Blätter mitteilten, weil ihn eine unbezwingliche Sehnsucht nach der Heimat ergriffen hatte. Natürlich kann ja nun nicht jeder Soldat nach Hause geschickt werden, der Heimweh bekommt. Da würden besonders unmittelbar nach Einstellung der Rekruten die Kasernen bald leer sein. Aber Heimweh kann eine wirklich schwere Gemütskrankheit werden. 1870 haben viele Soldaten daran gelitten, die sonst durchaus — auch vor dem Feinde — ihre Pflicht gethan hatten, sie waren völlig unbrauchbar zum Dienst geworden; es wäre am besten gewesen, sie nach der Heimat zu beurlauben, was natürlich aus naheliegenden Gründen nicht möglich war. Es waren schwer kranke Leute. Solches Heimweh kommt aber auch im Frieden vor; es wird in vielen Fällen dadurch rege, daß sich die Soldaten sagen: Du kommst jetzt drei Jahre lang nicht wieder nach Hause! Ja, bekommt denn der Mann nicht Urlaub, um einmal nach Hause reisen zu können? O ja, er kann wohl Urlaub bekommen, aber der nützt dem armen Soldaten nichts. Die Heimat sieht er während seiner Dienstzeit nicht wieder, die Entfernung ist zu groß, für den armen Soldaten viel zu groß auch in unsrer Zeit, für die doch eigentlich Entfernungen ein überwundner Standpunkt sind. Mülhausen im Elsaß, eine Garnison, die besonders viel oberschlesischen Ersatz hat, ist in der Luftlinie von der Mitte Oberschlesiens etwa achthundert Kilometer entfernt; die kürzeste fahrbare Straße ist über tausend Kilometer lang, und der Eisenbahnweg, der über Frankfurt am Main—Leipzig—Breslau zu nehmen ist, ist noch viel länger; dem armen Soldaten ist er so gut wie verschlossen. Zwar ist der Fahrpreis für den Soldaten gering bemessen, aber wenn die Entfernung so bedeutend ist, doch immer noch viel zu hoch. Beträgt auch der Preis für eine Militärfahrkarte von Mülhausen im Elsaß nach Oppeln vielleicht nur etwa 20 Mark, so ist das doch für eine Urlaubsreise des Soldaten viel zu viel; er kann solchen Aufwand für eine Fahrt nach der Heimat, besonders da derselbe Betrag nochmals für die Rückreise nach der Garnison zu zahlen ist, nur in den seltensten Fällen machen; denn er muß ja etwa sechs Tage (Hin- und Rückreise gerechnet) unterwegs sein, da ihn nur die Personenzüge mitnehmen. Es ist traurig, daß noch keine Veranstaltung getroffen worden ist, den Soldaten, die in so fernen Garnisonen ihrer Dienstpflicht genügen müssen, die Möglichkeit zu geben, wenigstens einmal als Soldat die Heimat wiederzusehen. Vom militärischen Standpunkte liegt doch kein Bedenken dagegen vor. Im zweiten Dienstjahre können sehr wohl im Winter vierzehn Tage bis drei Wochen Urlaub gewährt werden. Und wie wichtig ist es, daß sich der Soldat einmal in Uniform in der Heimat sehen läßt! Es ist der größte Stolz des Landmanns, wenn er Sonntags mit seinem Jungen „in der Jacke“ zur Kirche gehen kann. Der Junge geht im Helm einher, ist er Gardist oder Grenadier, natürlich mit dem Haarschweif drauf. Selbstverständlich dürfte ein Urlaub von vierzehn Tagen bis drei Wochen nur dann erteilt werden, wenn er den Eltern des Soldaten erwünscht ist und ihre

Digitized by Google

Verhältnisse so sind, daß der Esser mehr im Hause für sie nicht etwa eine Last ist. In den armen Gegenden im Osten ist die arbeitslose Zeit im Winter, die vom dienstlichen Standpunkt die geeignetste Urlaubszeit ist, durchaus nicht die dazu geeignetste Zeit auch für das Elternhaus des Soldaten. Ob im einzelnen Fall nicht eine Heimreise des Soldaten aus den angedeuteten Gründen besser unterbleibt, wird der Truppenteil durch die Ortsbehörde leicht erfahren können. Aber jedenfalls sollte dem Soldaten als sein gutes Recht der Anspruch zustehen, wenigstens einmal während seiner Dienstzeit, nötigenfalls auf Kosten der Heeresverwaltung, vierzehn Tage lang der Heimat wiedergegeben zu sein. Sicherlich ist nicht etwa Engherzigkeit der Heeresverwaltung, sondern allein die Rücksicht auf das liebe Geld Ursache des Mangels einer derartigen gesetzlichen Bestimmung. Aber gerade hier ist Abhilfe leicht, denn die Eisenbahnen gehören doch zum größten Teil dem Staate. Immer finden sich — besonders in den durchgehenden Zügen — leere Plätze; ja es ist ein viel erörterter Übelstand, daß die Plätze bei den heute herrschenden Einrichtungen zu wenig ausgenutzt werden. Man könnte doch an Zügen, die sonst keine dritte Klasse führen, in der Weihnachtszeit, die für den Urlaub am meisten in Betracht käme, ein paar Wagen dritter Klasse einfügen und die so gewonnenen, der Anzahl nach streng begrenzten Plätze der Militärverwaltung zur Verfügung stellen. Das muß sich bei gutem Willen ermöglichen lassen. Bestimmte, im Verhältnis zu dem Raum, den sie einnehmen, wenig wertvolle Güter, z. B. Dungstoffe, bekommen ausnahmsweise billige Frachtsätze berechnet, da sonst der Transport nicht lohnt. Warum sollte nicht auch ein ganz billiger Frachtsatz für Menschen, die dem Staate dienen, auf Bahnen, die dem Staate gehören, eingerichtet werden können? Der einzelne Regimentskommandeur kann hier natürlich nicht viel thun. Er scheut einen besondern Antrag, wenn er es auch noch so gut mit seinen Soldaten meint und noch so fest überzeugt ist, daß hier eine dringende Notwendigkeit vorliege; bei dem augenblicklichen freilich sehr berechtigten und notwendigen Sparsystem weiß er den Bescheid vorher. Die ihm etwa zur Verfügung stehenden Kantinenersparnisse sind zur Kaisersgeburtstagsfeier und zu andern Zwecken zu notwendig, als daß zu Gunsten eines Teiles der Mannschaften Beihilfen zur Ermöglichung von Urlaubsreisen gewährt werden könnten. Und wenn schließlich ein einzelner Truppenteil den Anfang damit machte, seinen aus großer Ferne stammenden Mannschaften durch genügenden Zuschuß eine einmalige Urlaubsreise zu vermitteln, der nächste Kommandeur denkt vielleicht anders, und die Sache bleibt liegen.

Hier ist offenbar ein Stück Soldatennot. Wer zu ihrer Hebung an zuständiger Stelle — und das ist das Parlament und die Presse — seine Stimme erhebt, der wird sich den Dank vieler Soldaten, Väter, Mütter u. s. w. und nicht zum mindesten der Militärverwaltung selbst erwerben; denn diese wird eine Maßregel, durch die ihr die Mittel in die Hand gegeben werden, einem brennenden Bedürfnis abzuhelfen, mit Freuden begrüßen. Die Erörterung

Digitized by Google

des Geldpunktes könnte vielleicht dazu führen, an die Militärverwaltung das Ansinnen zu stellen, die ausgehobnen Mannschaften anders als bisher zu verteilen. Sollen die Polen in deutsche Umgebung kommen, gut! Warum müssen sie aber von der äußersten Grenze im Osten nach dem fernsten Westen gebracht werden? Warum können sie nicht in Pommern, Brandenburg, Niederschlesien, Sachsen, Thüringen, Hannover, Hessen untergebracht werden, und die in Mittel- und Westdeutschland dadurch überschüssig werdenden Rekruten in dem ihrer Heimat nicht gar so fernen Reichslande? Dann könnte niemand über Ungerechtigkeit klagen. Der höhere Offizier wird vielleicht erwidern: So kann nur ein Laie urteilen! Das wäre freilich leicht gesagt. Die Notwendigkeit aber zu beweisen, daß die Rekruteneinstellung gerade so und nicht anders eingerichtet werden müsse, dürfte viel schwerer sein.

Einige Übelstände, die die Einstellung des preußischen Ersatzes in die in den westlichen Teilen des Reichs liegenden Truppenteile zur Folge hat, seien hier noch nebenbei erwähnt. Die dem Ackerbau sich widmenden Gebiete im Osten klagen über den Mangel an Arbeitskräften. Der Zug nach dem Westen macht sich der Landwirtschaft schon seit langer Zeit schmerzlich fühlbar. Der im Reichslande dienende Soldat aus dem Osten bemerkt sehr wohl, daß der Arbeiter hier viel besser bezahlt wird als in seiner Heimat. Auch die Lebensweise des gemeinen Mannes ist im Westen viel besser als im Osten. Da läßt sich mancher zum Bleiben verleiten. So verliert der Osten manche Arbeitskraft, die er doch so nötig braucht. Und meistens sind es gerade die intelligentern Leute, die er auf diese Weise einbüßt. Man entgegne nicht, daß es doch immer nur einzelne seien, die in der Garnisonstadt bleiben. Nach Jahren giebt es eine große Zahl. Ein Beispiel dafür ist die Stadt Köslin in Hinterpommern. Dort ist ein Bataillon Infanterie in Garnison. Die Stadt ist von jeher protestantisch gewesen; neuerdings aber ist eine nicht unbedeutende katholische Gemeinde am Ort. Wo kommt sie in dem doch fast rein protestantischen Pommern her? Die Garnison hat sie gebracht. Das Bataillon hatte Ersatz aus katholischer Gegend. Der Ersatz gab Kapitulanten. Natürlich waren es meistens die tüchtigsten Leute. Es wurden Liebschaften angeknüpft, zuweilen folgte die Heirat; meistens gab es Mischehen. Da griff die reiche römische Kirche ein; sie hat ja immer Geld für ihre Gemeinden in der Zerstreuung. Köslin liegt im Sprengel des Fürstbischofs von Breslau. Wozu bezieht denn der die reichen Einkünfte von dem protestantischen Preußen? Er baut in der Diaspora Kirchen. So auch in Köslin. Ein geeigneter Geistlicher erhält die Diasporagemeinde, und sie wächst jedes Jahr. Wie hier, so ist es vielfach auch anderswo, nur daß es nicht so in die Augen fällt, weil die Bevölkerung von jeher konfessionell gemischt war. Sicherlich ist es nicht gut, wenn die an und für sich schon sehr geringe Seßhaftigkeit der Bewohner des Ostens durch den Heeresdienst noch geringer wird und sich jedes Jahr mehr lockert.

Digitized by Google

Lag das wesentlichste, was wir bisher als Soldatennot bezeichneten, darin, daß das Band, das den Soldaten mit der Heimat verbinden soll, zerrissen wird, so liegt eine weitere Not für ihn darin, daß ihm die Garnison im allgemeinen keinen Ersatz für die Heimat bietet. Natürlich muß in erster Linie der Dienst stehen; denn ihm gehört das Leben des Soldaten. Auch an Entbehrungen muß der Soldat durch den Dienst gewöhnt werden. Im Felde muß er auch die Heimat entbehren; und ihn zum tüchtigen Feldsoldaten heranzubilden muß alles Dienstes letztes und höchstes Ziel sein. Aber auch der Mensch im Soldaten muß doch berücksichtigt werden. Allzu scharf gespannt, platzt der Bogen. Auch der Mensch wird durch zu starke Anspannung seiner Kräfte eher Einbuße an Kraft als Stärkung erfahren. Wo ist für den seiner Dienstpflicht genügenden Bürger das Stück Ruhe und Behaglichkeit, das auch der Arme sein eigen nennt? Diese Ruhe und Behaglichkeit besteht vor allem darin, daß er die Möglichkeit hat, einmal allein und ungestört zu sein. Der Fabrikarbeiter erfreut sich dieses Alleinseins auch dann, wenn er sich — und sei es mit einer Schar von Kindern verschiednen Alters — des Abends fern von seinen Genossen findet, wenn ihn das Geräusch der Menschen, der Ab- und Zugehenden nicht stört. Es liegt viel wahres darin, wenn gesagt wird, ein gut Stück der sozialen Frage sei in der Wohnungsfrage des Arbeiters enthalten. Ist in der Arbeiterwohnung auch nur eine Spur von Behaglichkeit vorhanden, so ist dem unsteten Wesen des Arbeiters, dem Herumtreiben und aller damit verbundnen Gefahr gewehrt. Was hier der allgemeinsten Zustimmung begegnet — sollte nicht für den Soldaten in der Kaserne darin so manches zu wünschen übrig sein? Ist doch das Wort Kaserne an sich schon ein Schrecken! Der Einjährigfreiwillige, der sich nicht gut betragen hat, wird damit bestraft, daß er einige Wochen in der Kaserne wohnen muß! Das sagt genug. So schön sich auch neu erbaute Kasernen nach außen vielfach ausnehmen, im Innern entbehren sie des notwendigsten. Ein Blick in die Tageseinteilung der neu eingestellten Soldaten wird das am besten zeigen.

Zu früher Stunde wird aufgestanden, und es beginnt der Dienst. Gewöhnlich ist die erste Stunde der Instruktion gewidmet. Der weitere Dienst, aus Exerziren, Turnen, Zielen bestehend, erstreckt sich, vielleicht mit einstündiger Unterbrechung, bis nahe an die Mittagsstunde. Dann wird mit Hast gegessen, denn es gilt „die Lumpen“ zum Nachmittagsdienst wieder in Ordnung zu bringen. Vielleicht ist dieser um vier Uhr beendet; aber dann giebt es noch Putz- und Flickstunde und zum Schluß noch einmal Instruktion. Den jungen Soldaten nimmt das so in Anspruch, er ist so ermüdet, daß er nicht daran denkt, etwa noch einmal auszugehen, um die Kaserne mit ihrem lauten, unruhigen Treiben wenigstens auf kurze Zeit los zu werden. Die Müdigkeit ist zu groß. Aber das wird ja anders nach der Einstellung in die Kompagnie. Zwar giebt es auch da täglich anstrengenden Dienst — und das ist in Ord-

Digitized by Google

nung —, aber nun giebt es doch auch eher einmal ein paar freie Abendstunden. Wo soll sie aber der Soldat zubringen? In der frischen Luft hat er sich gerade genug bewegt; in den Straßen der Stadt herumzulaufen wird ihm auch nur bei günstigem Wetter behagen und solange ihm die Verhältnisse und die Umgebung noch neu sind. Wohin aber, wenn schlechtes Wetter ist? In die Kneipe! Und Sonntags in den Tingeltangel, auf den Tanzboden u. s. w. Wir messen nicht alle Schuld hieran den Einrichtungen unsrer Kasernen bei, aber doch einen großen Teil. Wo soll sich der Soldat aufhalten, wenn er nicht durch seinen Dienst in Anspruch genommen ist? In der Mannschaftsstube ist kaum Platz für ihn. Die Betten und Schränke füllen sie so aus, daß zu irgend welcher Thätigkeit, die nicht Dienst ist, gar kein Raum vorhanden ist. Der Tisch ist meist von denen in Anspruch genommen, die Kleider und Waffen in Ordnung bringen. Ein Buch zu lesen oder gar einen Brief zu schreiben ist in den meisten Fällen so gut wie unmöglich. Gerade der letzte Umstand aber trägt dazu bei, die Verbindung mit der Heimat zu lockern. Und fest wird sie dann nur selten wieder. Man hat neuerdings sein Augenmerk darauf gerichtet, dem Soldaten guten Lesestoff in die Hand zu geben. Es geschieht viel in dieser Beziehung. Der Berliner Verein zur Verbreitung christlicher Zeitschriften hat Leistungen aufzuweisen, die beispiellos dastehen. Die „Kaisergabe“ wird in zahllosen Exemplaren im Heere verbreitet und sicherlich auch gelesen. Sie und die Mannschaftsbibliothek würden aber erst recht zur Geltung kommen, wenn der Soldat seine knapp zugemessene Zeit wenigstens zum Lesen verwenden könnte. Aber er hat keine Stätte dazu. Damit ist ein großer Notstand berührt. In einer gut eingerichteten Kaserne sollte es nicht an einem Raume fehlen, wo sich der gemeine Soldat als Mensch fühlen könnte. Es müßte eine Art Mannschaftskasino geben und in ihm ein Raum, wo der Soldat ohne Störung lesen und einen Brief schreiben könnte. Nichts aber kennzeichnet die Unzulänglichkeit der jetzigen Verhältnisse so deutlich wie der Umstand, daß der Militärgeistliche, der die vorgeschriebnen Kasernenabendstunden abhalten will, oft zurückgewiesen werden muß, weil kein Raum vorhanden ist, der eine nennenswerte Anzahl der Mannschaften fassen könnte. Oft wird Rat geschafft, indem eine Mannschaftsstube völlig ausgeräumt wird; aber das macht große Schwierigkeiten, denn wohin mit den Betten und Schränken? Es geht oft bei dem besten Willen der Vorgesetzten nicht. Es wird sehr schwer sein, hier Besserung zu schaffen. Aber nicht überall ist es unmöglich, dem Übel zu steuern. Und wo es geschehen kann, müßten es sich auch alle, die mitzusprechen berufen sind, zur Aufgabe machen, für Abstellung der Übelstände zu sorgen.

Wie schmerzlich diese Übelstände empfunden werden, geht daraus hervor, daß neuerdings vielfach mit der Einrichtung von sogenannten Soldatenheimen vorgegangen worden ist. Es scheint, als sei das namentlich von dem gegenwärtigen evangelischen Feldpropst ausgegangen, da namentlich die evan-

Digitized by Google

gelische Militärgeistlichkeit auf die Einrichtung von Soldatenheimen ihr Augenmerk richtet. In Freiburg in Baden und in Saarburg fing man damit vor einigen Jahren an. Andre Garnisonen folgten. Doch von einem wirklichen durchschlagenden Erfolg ist nichts bekannt geworden. Ja in einzelnen Garnisonen stirbt das Soldatenheim wieder eines langsamen aber sichern Todes. Das war auch vorauszusehen. Denn überall ist das Soldatenheim Privatunternehmen; es hängt ab von dem Wohlwollen des militärischen Vorgesetzten und dem Geschick des Leiters; beide aber sind morgen andre, als sie es heute und gestern waren. Das Soldatenheim kann dem Soldaten, wie ja der Name sagt, sehr wohl eine Art Heimat geben, eine Stätte, wo er sich selbst wiedergegeben ist, wo er sich einmal in erster Linie als Mensch fühlt, wo er ungestört lesen, schreiben oder sich mit Kameraden, die ihm zusagen, unterhalten kann. Aber dazu bedarf es doch einer angemessenen äußern Einrichtung. Am besten gewiß würde nicht ein Raum in der Kaserne, sondern ein Haus nahe bei der Kaserne gewählt. Die Wirtschaft müßte billige Speisen und Getränke liefern und jeden Tag zugänglich sein, der Lese- und Schreibsaal auch ohne daß etwas verzehrt wird. Die freilich nicht ganz zu entbehrende Aufsicht wäre nach Möglichkeit einzuschränken. Nur wenn die Einrichtungen so getroffen werden, daß sich der Soldat wohlfühlt, kann das Soldatenheim bestehen; krankt es an geringem Besuch und darum an geringem Absatz von Speisen und Getränken, so ist es nicht lebensfähig. Vor allem glaube man nicht, durch pietistisch angehauchte, vielleicht einseitig vom evangelischen Geistlichen eingerichtete und beeinflußte und darum vom katholischen und den katholischen Soldaten mit Mißtrauen betrachtete und gemiedne Soldatenheime, die vielleicht noch dazu räumlich unzulänglich und durch private Wohlthätigkeit billig und schlecht eingerichtet sind, helfen zu können. Damit schadet man nur der Sache; denn ein Mißerfolg macht auf Jahre hinaus jeden neuen Versuch aussichtslos. Gerade in dieser Weise aber ist in den letzten Jahren viel gefehlt worden. Ohne einzelnen gewiß sehr wohlmeinenden Personen zu nahe treten zu wollen, sei nur auf das Saarburger Soldatenheim hingewiesen. Die Notwendigkeit, ein solches zu errichten, lag in dieser lothringischen Garnison dringender vor als anderswo, aber man fing es falsch an; und so ist das Saarburger Soldatenheim, wenn es augenblicklich überhaupt noch lebt, sicherlich nahe am Eingehen. Der Pfarrer, der es ins Leben gerufen hatte, ging in eine andre Stellung und überließ sein nicht lebensfähiges Werk andern Händen, die es beim besten Willen nicht halten konnten. Das Geschrei, das von der Sache in öffentlichen Blättern gemacht wurde, konnte die völlig unzulänglichen Mittel nicht ersetzen. Und wie dort, so ist es anderswo auch. Nur ist das, was in Saarburg geschah, anderswo noch nicht so weit entwickelt, weil eben die Einrichtungen noch nicht Zeit gehabt haben, dahinzusterben. Durchgreifend helfen könnte hier nur die Bewilligung aus-

Digitized by Google

reichender Geldmittel; aber dazu ist leider bei der augenblicklichen Finanzlage keine Aussicht.

Ein Notstand für den Unteroffizier und den gemeinen Soldaten ist in gewisser Beziehung auch dann vorhanden, wenn er das Unglück hat, krank zu werden. Nicht daß etwa die Einrichtung unsrer Militärlazarette, die Fähigkeit der darin thätigen Ärzte bemängelt werden soll; wenn in letztrer Beziehung noch immer manches bittere Wort im Volke gehört wird, so ist dazu wahrlich keine Berechtigung mehr vorhanden. Gewissenlose Ärzte wird es auch hie und da unter den Militärärzten geben, genau so wie es schlechte Juristen, Lehrer, Geistliche giebt; aber man verallgemeinere nicht, wenn ein einzelner Fall bekannt geworden ist. Ein Punkt aber wird nur zu sehr auch von sonst tüchtigen Ärzten übersehen: nämlich daß der Soldat nicht bloß einen Körper hat, der möglichst bald zur Leistung des Dienstes wieder gesund zu machen ist, sondern auch einen Geist, der Nahrung und Sättigung braucht. Zwar soll die Langeweile des Kranken nach weit verbreiteter Meinung ein günstiges Zeichen der nahenden Genesung sein; aber übertrieben darf sie sich nicht bemerklich machen. Etwas Lektüre sollte jedem Kranken im Lazarett, wenn nicht ganz bestimmte Gründe dagegen sprechen, unter allen Umständen ermöglicht sein. Und in dieser Beziehung spotten die Zustände in unsern größten Lazaretten jeder Beschreibung! Ich bin durch mein Amt oft in die Krankensäle geführt worden, fast ausnahmslos hatten die Soldaten nichts zu lesen. Auf die Frage, wie lange das schon der Fall sei, wurde sehr oft geantwortet: seit mehreren Wochen! Von zuständiger Seite wird hier ohne viel Besinnen erwidert werden: das ist nicht wahr! Aber ebenso bestimmt erwidere ich: es ist buchstäblich wahr! Eine Lazarettbibliothek ist allerdings vorhanden, denn die Friedenssanitätsordnung schreibt sie vor; aber es ist jammervoll, wie arm sie ist. Garnisonlazarette, die durchschnittlich hundert Kranke und mehr aufnehmen müssen, erhalten nicht mehr als dreißig, höchstens fünfzig Mark jährlich aus Staatsmitteln zugewiesen, um ihre Bibliothek zu erhalten und zu vermehren. Es liegt auf der Hand, daß dieser Betrag nicht ausreichen kann, wenn davon einige wenige periodisch erscheinende Blätter bezahlt und das Einbinden der schadhaft gewordnen Bände besorgt werden soll. Die Folge davon ist, daß ängstlich darauf geachtet wird, daß ja kein Buch beschädigt wird. Aber das ist doch nun einmal nicht zu vermeiden; denn das einzige Buch, das vielleicht einmal von einem barmherzigen Stationsunteroffizier oder Lazarettgehilfen einem Kranken gegeben wird, wandert dann von Bett zu Bett; nach acht Tagen sieht es natürlich schlimm aus! Der Lazarettgehilfe, der den Umtausch besorgt, wird vom Inspektor angefahren; die Folge haben die Kranken zu tragen; denn dieser Lazarettgehilfe hat seine Erfahrungen gemacht und sein Grundsatz heißt nun: von mir wird kein Buch wieder in Umlauf gesetzt. Schließlich steht die kleine vorhandne Bibliothek schön geordnet im Schrank,

Digitized by Google

und nun kann sie auch in Ordnung erhalten werden; die Mittel reichen aus, denn die nicht gelesenen Bände bleiben unbeschädigt. Der Chefarzt sagt sich: die Bibliothek ist in Ordnung! Der revidirende Generalarzt stimmt gern bei, wenn er überhaupt Zeit hat, auf die Bibliothek einen Blick zu werfen. Der Soldat aber leidet Not. Solche Not ist für den, der von vornherein geistig tot war — und solcher giebt es viele — nicht drückend, er fühlt sie gar nicht; aber um so schmerzlicher empfindet sie der, der gewöhnt ist, sich geistig zu beschäftigen. Mannschaftsbibliotheken sind fast allgemein eingeführt, die Kasernen werden mit patriotischen und erbaulichen Tagesblättern fast überschwemmt. Aber in der Kaserne hat der Soldat viel weniger Zeit, sie zu lesen, als in den Lazaretten, wo gewissenhaft dafür gesorgt wird, daß kein Halbgenesener entlassen wird, und wo darum die Gesundenden oft monatelang zubringen. In dieser Zeit bedarf der Soldat geistiger Nahrung; aber er bekommt davon im besten Falle wenig, meist so gut wie nichts. Als Ersatz wird dann von besuchenden Kameraden Hintertreppenlitteratur, zuweilen recht schlüpfrigen Inhalts, gebracht. Der hieraus folgende Schaden ist leicht ersichtlich. Auch hier darf mit Recht von Soldatennot geredet werden, und doch wäre hier mit geringen Mitteln so leicht zu helfen.

Die vorstehenden Ausführungen sind nicht im mindesten aus einer Gesinnung hervorgegangen, die durchaus tadeln will und darum mit Behagen auf kleine Mißstände hinweist und ihnen mehr Wichtigkeit beimißt, als sie haben. Der Verfasser dieser Zeilen hat aus seinen Erfahrungen geschöpft und ist gewiß einer der aufrichtigsten Bewunderer unsers großen Kriegsheers und dessen, was es zu des Vaterlandes Ruhm und Größe gethan hat. Aber der Glanz des Ganzen darf den Blick nicht blenden für kleine Schäden. Es gilt, die Hand zu regen, wo Bessermachen möglich ist. An einigen Stellen ist das leicht möglich. Soldatennot ist in Deutschland eine Not aller. Darum hilft allen, wer hier zur Besserung beiträgt — er dient damit dem Vaterlande.

Die Grenzen des ärztlichen Berufs

Von O. Bähr

Das deutsche Strafgesetzbuch bestimmt: „Wer vorsätzlich einen andern körperlich mißhandelt oder an der Gesundheit schädigt, wird mit Gefängnis oder Geldstrafe bestraft.“ Nun nehmen alltäglich Ärzte und Wundärzte Eingriffe in den menschlichen Körper vor, die sich der äußern Erscheinung nach als Körperverletzungen oder Gesundheitsstörungen darstellen. Gleichwohl fällt es nie-

Digitized by Google

mandem ein, den Arzt zur Strafe zu ziehen. Zur Erklärung dafür könnte man sagen, diese Eingriffe seien keine Mißhandlung und keine Schädigung der Gesundheit. Aber was heißt „Mißhandlung" und „Schädigung der Gesundheit"? Äußerlich betrachtet erscheinen doch die Eingriffe vielfach als solche. Nicht selten wird ein Kranker durch den Eingriff, den der Arzt vornimmt, nicht besser, sondern schlechter; oder er stirbt gar daran. Dennoch wird der Arzt nicht bestraft. Daß sich also mit jenen zweifelhaften Begriffen die Frage nicht erledigen läßt, liegt auf der Hand. Namentlich aber erweisen sich jene Begriffe als völlig unzureichend, wenn es sich darum handelt, die Grenze zu finden, bis zu der der Arzt mit seinen Eingriffen gehen darf. Über diese Frage hat kürzlich ein Professor des Strafrechts in Basel einen Vortrag veröffentlicht,*) und bei dem allgemeinen Interesse, das diese Frage in Anspruch nimmt, wollen wir hier auf den Inhalt dieses interessanten Schriftchens etwas näher eingehen und einige Betrachtungen daran knüpfen.

Ein früher nie geahnter Aufschwung der ärztlichen Kunst hat dahin geführt, daß in neuerer Zeit Wundärzte immer tiefer eingreifende Operationen an Kranken vornehmen, und Ärzte immer wieder neue Mittel zur Heilung von Kranken in Anwendung bringen. Selbst den Gesunden zieht der Arzt in den Bereich seiner Thätigkeit, sei es, um vorsorgend durch ärztliche Eingriffe für seine Gesundheit zu sorgen, sei es, um aus seinem Körper Mittel zur Heilung Kranker zu entnehmen oder auch um Versuche für die mögliche Behandlung Kranker an ihm zu machen. Worauf gründet sich nun das Recht zu dem allen?

Der Verfasser unsers Schriftchens prüft in dieser Beziehung die bereits von andern aufgestellten Ansichten. Manche wollen die Befugnisse zu solchen ärztlichen Eingriffen lediglich auf die Einwilligung dessen gründen, an dem sie ausgeübt werden. Auch der Verfasser erkennt an, daß eine Operation an einem Kranken allerdings nur mit dessen Einwilligung vollzogen werden dürfe. Als durchgreifenden Grundsatz für die ärztliche Thätigkeit verwirft er aber diesen Gesichtspunkt. Er weist darauf hin, daß man einen solchen, der Selbstmord versucht habe, auch ohne seine Einwilligung ärztlich behandle; daß ferner der Arzt einem Kranken auch ohne dessen Einwilligung selbst gefahrbringende Arzneimittel eingebe, wenn es die Natur der Krankheit erheische.

Eine andre Ansicht geht davon aus, daß es sittliche Pflicht des Kranken sei, sich Leben und Gesundheit zu erhalten, und daß in dem Umfange dieser Pflicht auch der Arzt das Recht habe, körperliche Eingriffe an dem Kranken vorzunehmen. Auch diesen Gesichtspunkt verwirft der Verfasser, weil man doch nicht jeden ärztlichen Eingriff auf eine sittliche Pflicht, sich ärztlich behandeln zu lassen, zurückführen könne.

*) Das ärztliche Recht zu körperlichen Eingriffen an Kranken und Gesunden. Von Dr. L. Oppenheim. Basel, Benno Schwabe, 1892.

Digitized by Google

Eine weitere Ansicht nimmt für das Recht des Arztes zu Eingriffen den ärztlichen Beruf zur Grundlage. Indem der Staat die Ausübung des ärztlichen Berufs billige, berechtige er dadurch den Arzt auch, alle Eingriffe vorzunehmen, die die ärztliche Wissenschaft verlange und gestatte. Auch diesen Gesichtspunkt läßt der Verfasser nicht gelten, weil unter Umständen auch einem Nichtarzte Eingriffe in das körperliche Befinden eines Kranken gestattet seien, wenn sie diesem nur zum Heile gereichen.

Wenn aber alle diese Versuche, das Recht des Arztes zu körperlichen Eingriffen zu erklären, nicht ausreichten, so bleibe nur noch ein Erklärungsmittel. Das sei das Gewohnheitsrecht. Es sei gewohnheitsrechtlich erlaubt, daß für ärztliche Zwecke auch Eingriffe in das körperliche Befinden eines Menschen geübt werden dürften.

Nun geht der Verfasser die einzelnen Verhältnisse durch, unter denen solche Eingriffe üblich seien. Für die Heilung von Kranken stellt er als Regel auf, daß, wenn der Kranke volljährig und geistesgesund sei, Eingriffe der erwähnten Art nur mit seinem Willen geschehen dürfen. Doch müßten Ausnahmen davon gemacht werden. Ein von einem schweren Unglücksfall betroffner, namentlich einer, der sich das Leben zu nehmen versucht habe, könne auch ohne seinen Willen sofort ärztlich behandelt werden. Dagegen erfordre jede Operation, so groß oder so gering sie sei, die Einwilligung des zu operirenden. Lebensgefährliche Operationen dürften überhaupt nur vorgenommen werden, wenn sich kein andres Heilmittel darbiete, wenn dem Kranken die Gefahr des Eingriffs zum Bewußtsein gebracht sei, und wenn bei der Operation alle möglichen Mittel zur Beseitigung der Gefahr getroffen seien. Unter diesen Bedingungen habe der Arzt selbst das Recht zu einem den Tod wahrscheinlich herbeiführenden Eingriffe.

Unter gleichen Bedingungen habe der Arzt auch das Recht zur Anwendung lebensgefährlicher Arzneimittel. Öfter kämen Arzneimittel in Frage, die wissenschaftlich empfohlen, aber doch noch nicht genügend erprobt seien, (wie z. B. das Tuberkulin kurz nach seiner Entdeckung). In einem solchen Falle sei der Arzt berechtigt, das Arzneimittel anzuwenden, wenn es nach glaubwürdiger wissenschaftlicher Forschung als zweckentsprechend betrachtet werden könne. Niemals aber dürfe der Arzt unsittliche Dinge als Heilmittel anwenden. Dies gelte namentlich auch von körperlicher Züchtigung als vermeintlichem Heilmittel.

Eingriffe in das körperliche Wohlbefinden Gesunder zur Heilung von andern Erkrankten kommen heutzutage namentlich vor bei Entnahme von Blut (Transfusion) oder zur Entnahme von Hautstücken (Transplantation). Zu solchen Eingriffen sei der Arzt berechtigt, wenn die betreffende Person ihre Einwilligung gebe, wenn ihr durch den Eingriff kein dauernder Schaden zugefügt werde, und wenn ihre Schädigung durch den Eingriff ein weit geringeres

Digitized by Google

Übel sei, als das Übel des Kranken, das dadurch geheilt werden solle. Ein Minderjähriger dürfe jedoch nur mit Einwilligung seines Vaters oder Vormundes zu einer solchen Kur benutzt werden.

Zur Linderung von Krankheiten dürfe sich der Arzt Eingriffe in die Gesundheit erlauben, wenn die Schwere und die Gefahr dieser Eingriffe durch die Größe des Leidens, das dadurch gelindert werden solle, überwogen werde. Darnach bestimme sich namentlich die Anwendung von narkotischen Mitteln, Chloroformirung und Morphiumeinspritzungen. Sie seien berechtigt, wenn damit eine Schmerzlinderung oder ein andrer ärztlicher Zweck erreicht werden solle, sonst nicht. Auch zur Erleichterung des Sterbens von unrettbar Kranken dürften solche Mittel angewendet werden. Manche Ärzte seien auch der Ansicht, sie dürften in einem solchen Falle durch große Gaben von Morphium das qualvolle Leben eines Kranken verkürzen und ihm einen schnellen, schmerzlosen Tod bereiten. Der Verfasser mißbilligt das entschieden, meint aber, die bloße Möglichkeit, daß dadurch der Tod beschleunigt werde, dürfe bei schwer Leidenden von der Anwendung narkotischer Mittel nicht abhalten.

Weiter zieht er die Zulässigkeit ärztlicher Eingriffe zur Vorbeugung gegen Krankheiten in Betracht. Dahin gehören die Impfungen, namentlich gegen Pocken und in neuerer Zeit auch gegen Tollwut. Auch solche Eingriffe erklärt er für zulässig, jedoch wo kein gesetzlicher Impfzwang bestehe, nur mit Einwilligung der betreffenden Personen.

Auch Eingriffe zur Beseitigung entstellender körperlicher Mängel dürften natürlich nur mit Einwilligung des davon betroffnen erfolgen. Leichte Eingriffe dieser Art seien stets, schwere dagegen nur dann berechtigt, wenn der zu beseitigende Mangel groß sei, auch der Eingriff regelmäßig nicht zu dauerndem Siechtum oder zum Tode führe.

Von großer Bedeutung ist endlich die Frage, inwieweit der Arzt Menschen zu Experimenten für ärztliche Zwecke gebrauchen darf. Der Verfasser stellt hier als Grundsatz auf, daß nie ein Mensch, weder ein gesunder noch ein kranker, ohne seine Einwilligung zum Gegenstand eines solchen Experiments gemacht werden dürfe. Dies gelte selbst bei unheilbar Kranken und bei einem zum Tode verurteilten. An einem Gesunden dürften auch mit dessen Einwilligung keine Versuche vorgenommen werden, wenn dieser dadurch einer großen Gefahr ausgesetzt würde. Bei unrettbaren Kranken sei es vielleicht nicht geboten, diese Schranken einzuhalten. Der Verfasser zeigt dann an Beispielen, wie Ärzte öfter in dieser Richtung fehlen.

Als Anhang zu seiner Schrift teilt er zwei gerichtliche Urteile mit, die in Fällen ergangen sind, wo Ärzte wegen Überschreitung ihres Berufs angeklagt worden waren.

Der erste Fall hat sich in Basel zugetragen. Um die Wunde einer Frau zu heilen, hatte der Arzt dem fünfzehnjährigen Dienstmädchen der Frau vier-

Digitized by Google

undzwanzig Stücke Haut aus Armen und Beinen geschnitten. Das Mädchen hatte sich auf Zureden des Arztes dazu verstanden. Ihr am Orte lebender Vater war aber nicht gefragt worden. Als die Hautstücke aus dem linken Arme genommen waren, hatte das Mädchen schon beim rechten Arme nichts mehr davon wissen wollen. Als ihm trotzdem noch aus den beiden Beinen sieben und sechs Stücke Haut weggeschnitten wurden, hat es fortwährend dabei geweint. Das Mädchen ist dann längere Zeit krank gewesen, was der Arzt darauf schiebt, daß es sich nicht genügend geschont habe. Nach der Aussage des Mädchens hat jedoch, nachdem es eine Zeit lang im Bett gelegen, seine Dienstfrau es aufstehn heißen, weil sein Zustand nicht gefährlich sei. Der Arzt ist wegen dieser Behandlung des Mädchens angeklagt worden. Das Basler Gericht hat ihn freigesprochen. Es hat angenommen, daß das Mädchen eingewilligt habe, und daß die Einwilligung seines Vaters nicht nötig gewesen sei, weil der Arzt „in guter Treue angenommen habe und habe annehmen können, daß das Mädchen die erforderliche Einsicht besitze." Der Verfasser tadelt diese Entscheidung, und gewiß mit Recht. Die erforderliche Einsicht, daß die Sache weh thue, besaß das Mädchen wohl. Besaß es aber auch die Einsicht und Willenskraft, dem gestellten Verlangen Widerstand zu leisten? Daß eine so abscheuliche Schinderei (bei der das arme Mädchen nicht einmal narkotisirt wurde) ungestraft hingehen konnte, beweist, daß es auch in der freien Schweiz nicht immer musterhaft hergeht.

Ein andrer Fall wurde von einem deutschen Gerichte entschieden. Eine hysterische Frau, die zu ihrer Heilung in die Nervenheilanstalt eines Arztes geschickt war, bekam öfter Schmerzanfälle, bei denen sie heftig schrie. Der Arzt hatte in solchen Fällen die Frau mehrfach körperlich gezüchtigt, erst mit Ohrfeigen, dann mit einem Stock, endlich sogar mit einer Reitpeitsche, sodaß die Frau blutunterlaufne Striemen davon aufzuweisen hatte. Der angeklagte Arzt verteidigte sich damit, daß dies zu Heilzwecken geschehen sei. Das Gericht verurteilte ihn jedoch zu einer dreimonatlichen Gefängnisstrafe. Der Verfasser billigt dieses Urteil, und auch wir halten es für gerecht.

So weit der Inhalt dieses Schriftchens, das sehr geeignet ist, zum Nachdenken anzuregen. Vor allem muß sich der Arzt klar werden über die Grenzen, die er bei seiner Thätigkeit zu wahren hat. Es kann leicht kommen, daß sich ein Arzt im Eifer seines Berufs zu Schritten verleiten läßt, über die er sich vielleicht später Vorwürfe zu machen hat, oder die ihn gar in Berührung mit den Strafgerichten bringen. Das Schriftchen giebt einen sehr guten Überblick über die einschlagenden Verhältnisse. Aber sicherlich erschöpft es nicht die Fälle, die auf diesem zweifelhaften Gebiete liegen. Das erkennt auch der Verfasser selbst an, und er bittet im Vorwort um Mitteilungen, die seine Anschauungen ergänzen und zu einer Erweiterung der Lehre dienen können.

Für den Juristen ist das Schriftchen interessant, weil sich in den dar-

Digitized by Google

gestellten Verhältnissen ein Gebiet eröffnet, das recht augenscheinlich darthut, wie unzureichend das Gesetz ist, um aus ihm allein das Recht abzuleiten. Dabei kann man nicht einmal von einem Mangel des Gesetzes reden. Keine gesetzgeberische Kraft würde imstande sein, diese Lehre in einer Weise zu ordnen, daß man aus dem Gesetz allein das Recht entnehmen könnte. Es muß eben noch etwas andres hinter dem Gesetze stehn, was den öden Buchstaben mit lebendigem Geiste erfüllt. Was ist aber dieses andre?

Der Verfasser sagt: es ist ein Gewohnheitsrecht. Nun kann man ja sagen, daß es einer allgemeinen Rechtsüberzeugung in unserm Volke entspricht, wenn der Arzt für ärztliche Zwecke je nach Umständen Eingriffe in den menschlichen Gesundheitszustand vornimmt. Insofern kann man also von einem Gewohnheitsrechte reden. Aber dieses Gewohnheitsrecht läßt uns doch wieder völlig im Stich, wenn es gilt, die Grenzen dieser ärztlichen Befugnis zu bestimmen. Denn die Fragen stellen sich fast in jedem Falle anders, und es würde ganz unmöglich sein, für jeden Fall Vorgänge aufzuweisen, aus denen sich das im Volke lebende Rechtsbewußtsein erkennen ließe. Die Wissenschaft muß also noch eine andre Quelle haben, aus der das auf diesem Gebiet anzuwendende Recht zu schöpfen ist. Diese Quelle aber ist — man verzeihe uns, wenn wir kein andres Wort dafür wissen — das Vernünftige. Das, was vernünftig ist, muß die Wissenschaft auf diesem Gebiet als Recht anerkennen.

So bildet auch diese Lehre wieder einen Beweis dafür, daß die Rechtswissenschaft eine Wissenschaft des Vernünftigen ist oder — wenigstens sein sollte.

Denkmäler deutscher Tonkunst

Der Romantik wird es als Verdienst nachgerühmt, daß sie die wissenschaftliche Beschäftigung mit der deutschen Geschichte, Sprache und Litteratur neu belebt und in die Bahnen gewiesen habe, auf denen sie ihre tief eingreifenden und bewunderten Erfolge erzielt hat. Daß ihr auch zum größten Teile die Begründung der modernen Musikwissenschaft zu verdanken ist, hat man meines Wissens noch nicht hervorgehoben. Was diese zunächst auszeichnet, ist der nationale Zug. Die Arbeiten Forkels und, ein halbes Jahrhundert später, Kiesewetters sind universalhistorischer Art. Forkels „Allgemeine Geschichte der Musik“ reicht bis ins sechzehnte Jahrhundert, beschäftigt sich also mit dem, was man damals alte Musik nannte. Aber ein bahnbrechendes Werk wie Winkelmanns „Geschichte der Kunst des Altertums“ ist sie nicht geworden. Sie konnte es

Digitized by Google

schon der Natur des Stoffes nach nicht werden, hätte auch Forkel einen größern Weit- und Scharfblick gehabt, wäre er auch imstande gewesen, einen höhern Ideenflug zu nehmen, als es wirklich der Fall war.

Für die deutsche Musikwissenschaft hat Karl von Winterfeld mit seinem „Evangelischen Kirchengesang" den Grund gelegt. Dem überwältigenden Eindruck, den dies große Werk zuerst machte, und der es anfänglich mit dem Charakter einer höchsten Autorität umkleidete, folgte eine Kritik, die, da sie im ganzen und einzelnen vieles zu beanstanden fand, Gefahr lief, nunmehr in der Unterschätzung zu weit zu gehen. Es ist daher wohl zeitgemäß, die positive Bedeutung der Arbeiten Winterfelds einmal wieder stark zu betonen. In der Durchdringung des Stoffes wird die Forschung weit über ihn hinauskommen und hat ihn bereits nach vielen Richtungen überholt. Die Grundgedanken, die das Ganze beherrschen, haben seine Nachfolger wesentlich einschränken, zum Teil geradezu als unrichtig erkennen müssen. Aber das eine wie das andre kommt auf Rechnung seiner Zeit, der Zustand seiner Quellen sowohl, die er bei rieſigem Fleiße doch nicht völlig aus ihrer Verschüttung befreien konnte, als auch die patriotisch-religiöse Romantik, die ihm für gewisse geschichtliche Erscheinungen den Blick trübte. Die persönliche Leistung ist und bleibt bewundernswert. Käme auch einmal eine Zeit — sie ist sicher noch fern —, wo wir über alles, was Winterfeld bietet, besser Bescheid wüßten als er, seine Arbeiten würden dennoch ihren Wert behaupten durch ihr starkes persönliches Gepräge. Es würde sich wieder einmal zeigen, wie es auch bei durchschlagenden wissenschaftlichen Leistungen nur zum Teil die Sache selbst ist, die den Erfolg macht, zum andern Teil die Persönlichkeit des Verfassers und ihre Fähigkeit, die Geister anzuregen und keimkräftigen Samen in sie zu senken. Winterfeld hat dies in einem Maße gethan, das sich jetzt kaum schon abschätzen läßt. Er hat das Gebiet bestimmt, auf dem die deutsche Musikforschung seither vorzugsweise thätig gewesen ist, von dem aus sie sich zu weitern Entdeckungsreisen vorwagte, und wenn auch ein Jahrzehnt später durch Otto Jahn die Arbeit noch von ganz andrer Seite her in Angriff genommen wurde, das Übergewicht blieb doch bei den Forschungen, die von der evangelischen Tonkunst ausgingen.

Der Trieb, ältere geistliche Musik wieder auszugraben, hatte sich schon Jahrzehnte vor Winterfelds Auftreten in Deutschland geregt. Es war derselbe Trieb, der die Dichter und Litteraturforscher zu den Gedichten des Mittelalters zurückführte. So sehr laufen diese Bestrebungen parallel, daß man von mittelalterlicher Musik sprach, wenn man Kompositionen des sechzehnten Jahrhunderts meinte, und die aus dem Mittelalter geholten romantischen Stimmungen auf sie übertrug, obschon kaum eine ihrer Voraussetzungen für diese Kompositionen mehr zutraf. Im achtzehnten Jahrhundert ist von einem Zurückgreifen auf die Musik der Vorzeit bei uns kaum etwas zu bemerken.

Digitized by Google

Kirnbergers Ausgabe der Haßlerschen Psalmen und christlichen Gesänge (1777) ist eine vereinzelte Erscheinung, die nicht in der Stimmung der Zeit, sondern in der Laune der Prinzessin Amalie von Preußen ihren Grund hatte. Erst nach den Befreiungskriegen äußert sich das Bedürfnis stärker, die Tonkunst der Väter würdigen zu lernen. Es erscheinen Sammlungen älterer Musik mit geschichtlichen Notizen über ihre Verfasser. Unter den ersten, die solche veranstalten, befindet sich die Akademie der Künste zu Berlin, und auch die Fortsetzung dieser Bestrebungen hat immer in Berlin und in der preußischen Regierung einen ihrer festesten Stützpunkte gehabt. 1835 machte Rochlitz mit einem dreibändigen Sammelwerke einen Versuch in größerm Maßstabe, die Schätze der Vergangenheit zurückzugewinnen, und wenn uns dieser auch jetzt sehr mangelhaft erscheint, so beweist er doch, daß die Strömung zur Vergangenheit hin stärker zu werden anfing. Getragen von ihr, ist Winterfeld groß geworden. Seine ersten Arbeiten über Palestrina und Giovanni Gabrieli verraten die katholisirenden Neigungen unsrer Romantiker. In seinem Hauptwerke treten sie nicht mehr hervor, während die gründlichen und für damalige Anschauungen unerhört umfassenden Studien, die Winterfeld namentlich für Gabrieli gemacht hatte, auch der Darstellung des evangelischen Kirchengesangs sehr zu gute kamen. Aus welchem Geiste übrigens auch diese geboren war, beweist die Widmung an den Romantiker auf dem Throne, Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

Mehr als ein halbes tausend Tonstücke des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hat Winterfeld dem Werke über den evangelischen Kirchengesang beigegeben. Fast alle waren für seine Zeit etwas neues und von ihm zuerst aus den Quellen geschöpftes. Dem Zwecke seiner Arbeit gemäß konnten sie natürlich nur als Beweisstücke gelten für die Eigentümlichkeit der betreffenden Komponisten; diese oder auch nur einen unter ihnen in seinen Werken vollständig wieder hervortreten zu lassen, war Winterfelds Aufgabe nicht. Wohl aber hat er zu solchen Unternehmungen angeregt. G. W. Teschner würde nicht auf den Gedanken gekommen sein, Johannes Eccards Preußische Festlieder und Geistliche Lieder 1858 und 1860 vollständig in Partitur herauszugeben, wenn Winterfeld nicht den Komponisten gleichsam neu entdeckt und in seiner zarten Schönheit dem Herzen des deutschen Volks wieder nahe gebracht hätte.

Aber noch ehe diese Veröffentlichung gemacht wurde, war ein andres Unternehmen begründet worden, das an musikwissenschaftlicher Bedeutung den Arbeiten Winterfelds wenigstens gleichkommen sollte. 1850 entstand in Leipzig die Bach-Gesellschaft. Der Todestag Johann Sebastian Bachs sollte nicht zum hundertstenmale wiedergekehrt sein, ohne zu einer Gesamtausgabe seiner bis dahin größtenteils unbekannt gebliebnen Werke Veranlassung gegeben zu haben. Einem der größten und tiefsten deutschen Meister in seinen Werken

Digitized by Google

ein Denkmal zu errichten, war die Absicht der Bach-Gesellschaft. Sie hat diese Absicht ausgeführt; nur noch wenige Schlußsteine fehlen heute zur Vollendung dieses ältesten und vielleicht folgenreichsten „Denkmals deutscher Tonkunst." Daß man um die Mitte des Jahrhunderts hoffen durfte, eine Aufgabe zu bewältigen, deren Umfang sich am Beginn noch gar nicht übersehen ließ, und die auch ihrem Gedanken nach in Deutschland etwas ganz neues war, hat wieder seinen Grund in der durch die Romantik im geistigen Leben bewirkten Strömung, die auf musikalischem Gebiete länger als irgendwo anders im Zuge blieb. Zwar die richtige Wertschätzung der Musik Sebastian Bachs hat nicht erst mit ihr begonnen. Am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts sehen wir sie aufdämmern und am Beginn des unsrigen rasch zunehmen. In der deutsch-patriotischen Gesinnung hatte sie ihre Wurzeln geschlagen, mit dem mehr und mehr sich hebenden Nationalgefühl erstarkte sie. Forkels beste und fruchtbarste Arbeit ist nicht seine große Geschichte der Musik, sondern die kleine Schrift „Über Johann Sebastian Bachs Leben, Kunst und Kunstwerke" (1802). Gleicht er mit jener seinem Göttinger Kollegen Gatterer, so läßt er sich in dieser etwa neben Justus Möser stellen. Wenn man die allgemeine Schwunglosigkeit seiner Natur bedenkt, und damit die Frische und Begeisterung vergleicht, die aus der Vorrede dieser Schrift über Bach spricht, so hat man einen Gradmesser für die verjüngende Kraft, die das neu erwachte Nationalgefühl auch den trocknen Geistern zuführte. Die Schrift war zunächst bestimmt, der durch Hoffmeister und Kühnel in Leipzig vorbereiteten Ausgabe der Orgel- und Klavierwerke Bachs den Boden zu bereiten, die ein verdienstvoller Vorgänger der monumentalen Gesamtausgabe geworden ist und sich auf ihrem beschränktern Gebiete neben dieser auch heute noch behauptet. Aber um den Gedanken zu stützen, die ganze ungeheure Hinterlassenschaft Bachs, namentlich auch seine kirchlichen Gesangwerke der Welt darzubieten, dazu wäre vor neunzig Jahren bei uns das Interesse noch nicht stark genug gewesen. Erst als von Berlin aus und durch Mendelssohns mutige That die Wunderwelt der Passionsmusiken vor allem Volke aufgethan wurde, als sich in Schumanns Werken ein verwandter, an Bach genährter Genius offenbarte, war die Zeit gekommen. Die Häupter der jüngern Romantiker in der Musik haben sie herbeigeführt. Schumann war einer der Fünfmänner, von denen die erste öffentliche Anregung zu der Gesamtausgabe Bachs ausging. Unter den Gründern der Bach-Gesellschaft fehlte auch Winterfeld nicht.

Eine bedeutende That erstreckt ihre Wirkungen meist über das Gebiet hinaus, dem sie zunächst zu gute kommen sollte. Der Bachausgabe folgte neun Jahre später aus gleicher Veranlassung das Unternehmen einer Gesamtausgabe der Werke Händels: 1759 war Händel gestorben. 1885 wurde dann auch mit der Herausgabe der sämtlichen Werke von Heinrich Schütz begonnen; Schütz war 1685 geboren. Wie die Ausgabe Bachs, stehen auch diese beiden

Digitized by Google

heute unmittelbar vor ihrer Vollendung. So werden binnen kurzem drei Denkmäler errichtet sein, wie sie bisher nur das deutsche Volk hat zu stande bringen können. England hat zweimal einen Anlauf genommen, Händels Kompositionen zu veröffentlichen; beidemal ist es auf kurzer Wegstrecke stecken geblieben. In Sachen Händels von uns außer Kurs gesetzt, warf es sich auf den größten national-englischen Komponisten, Henry Purcell: 1878 erschien ein erster Band seiner Werke, und in fünfzehn Jahren hat man es glücklich bis auf drei gebracht. Die Franzosen, die auf unsern Gluck ein ähnliches Recht zu haben glauben, wie die Engländer auf unsern Händel, haben es mit einer Ausgabe Gluckscher Opern versucht: nur vier sind seit 1873 erschienen. In dem reichen Belgien gelingt es nicht, die Veröffentlichung der Werke Grétrys in gleichmäßigem Fortgang zu erhalten. Italien hat seinen Palestrina Deutschland überlassen müssen; Alfieris Publikationen aus den vierziger Jahren unsers Jahrhunderts führten nicht zum Ziele, die Anregung aber, die in eben dieser Zeit König Friedrich Wilhelm der Vierte von Preußen gab, hat sich wirksam genug erwiesen, das Unternehmen in Deutschland, wenn auch nach manchen Unterbrechungen, siegreich durchzuführen. Auch Gesamtausgaben der Werke Mozarts, Beethovens und jüngerer Meister sind in Deutschland zu stande gebracht worden. Weil aber diese Werke in der Gegenwart noch ohne Unterbrechung weiterwirken, so sind Zweck und Bedeutung dieser Ausgaben nicht ganz dieselben.

Zelter sagt: „Bach ist eine Erscheinung Gottes, klar, doch unerklärbar. Er ist wie der Äther: allgegenwärtig, aber unergreiflich“ — Worte, die sich immer aufs neue bewahrheiten, und in weit größerer Ausdehnung, als Zelter je geahnt haben mag. Bach, der bald nach seinem Tode vergessen schien, hat seit einem halben Jahrhundert einen Eroberungszug durch die Welt angetreten. Unwiderstehlich sieghaft dringt er überall vor, keine Schranke der Nationalität, der Konfession, des traditionellen musikalischen Geschmacks kann ihn dauernd aufhalten. In England ist er zu einer Macht geworden, die Händels anderthalbhundertjährige Suprematie ernstlich bedroht. Der Italiener ist längst in Bachs Klaviermusik heimisch und lernt mehr und mehr auch seine Kirchenkantaten begreifen und bewundern. Bach ist jetzt nächst Beethoven der verbreitetste deutsche Komponist. Daß hierzu die Gesamtausgabe seiner Werke sehr viel beigetragen hat, steht außer Zweifel, und welchen Einfluß seine Musik auf die weitere Entwicklung der Tonkunst aller Kulturvölker üben wird, ist gar nicht zu sagen. Den deutschen Herausgebern aber hatte Bach mit der Behandlung seiner handschriftlichen (und spärlichen gedruckten) Hinterlassenschaft eine neue Aufgabe gestellt, durch deren Lösung die Gewinnung einer festen Methode musikwissenschaftlicher Kritik angebahnt wurde. Die Kunst der Diplomatik, bisher nur an geschichtlichen und litterarischen Urkunden geübt, galt es auf ein neues Objekt anzuwenden. Die erste Vorbedingung zur Wiederbelebung

Digitized by Google

alter Musik haben wir zuerst an Bach erfüllen gelernt. Da es ein Hauptzweck der modernen Musikwissenschaft ist, an dieser Wiederbelebung zu arbeiten, kann man sagen, daß Bach eine ihrer wichtigsten Grundlagen bilde.

Andrerseits konnte nun bei Bach, Händel und Schütz der Welt zum erstenmale ganz augenscheinlich gemacht werden, wie unerläßlich für das geschichtliche Verständnis einer zurückliegenden künstlerischen Persönlichkeit die genaue und vollständige Kenntnis aller ihrer Werke ist. Das klingt so selbstverständlich, daß man Anstand nehmen möchte, es auszusprechen. Aber in Wirklichkeit glaubten die meisten ohne diese Kenntnis fertig werden zu können. Die ganze Musikgeschichtschreibung unsers Jahrhunderts krankt an diesem Grundübel. Forkel, Burney, Hawkins, der Padre Martini, diese Historiker des vorigen Jahrhunderts strebten doch nach Vollständigkeit und wollten schließlich nicht mehr gegeben haben, als sie hatten. Ihre Nachfahren aber — den einzigen Fétis und für einige Gebiete auch Kiesewetter ausgenommen — arbeiteten mit überlieferten, ungeprüften Meinungen, denen sie zerstreute und unmethodisch erworbne eigne Kenntnisse beimischten. Auch den reichbegabten Ambros trifft dieser Vorwurf; gerade er, der für das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert so manche langvererbte Irrtümer endgiltig beseitigt hat, hätte sehen müssen, daß eine allgemeine Musikgeschichte so lange nicht geschrieben werden kann, als man die Thaten der Männer nicht kennt, die die Geschichte gemacht haben. Liegen diese erst klar und vollständig vor Augen, dann lösen sich die irrigen Ansichten über sie von selbst in nichts auf. Wenn die Anschauungen über die genannten drei großen Meister jetzt wesentlich anders geworden sind, als zu Winterfelds Zeit, so ist das hauptsächlich den Gesamtausgaben ihrer Werke zu verdanken. Ist durch sie ein fester Grund für die Forschung gewonnen, so können von ihm aus auch die angrenzenden Gebiete ohne erheblichere Gefahr betreten werden; die Darstellung der einzelnen Persönlichkeit wächst sich aus in die ihrer Umgebung, Zeit und Vorzeit: das Licht, an einem Punkte hell entzündet, wirft seinen Schein in das ringsum lagernde Dunkel.

Wie hoch die Schätze vergangner deutscher Tonkunst überall aufgestapelt liegen, ist uns auf diese Weise erst deutlich zum Bewußtsein gekommen. Bachs und Händels Schöpfungen sind wie zwei hohe Berge, von denen das Auge gewahr werden konnte, wie weit, reich und blühend rings die Welt war. Sich wieder in den Besitz dessen setzen, was doch uns gehört und nur im Überfluß der Gegenwart leichtherzig vernachlässigt und vergessen worden war, erschien nicht nur als natürlicher Wunsch, sondern als nationale Pflicht. Hie und da wurde Hand angelegt. Es erschienen Dietrich Buxtehudes gesammelte Orgelwerke (1876), Haßlers „Lustgarten" deutscher mehrstimmiger Gesänge, Sammlungen von Liedern Ludwig Senfs, Heinrich Finks und andres. Aber der ungeheuern Stoffmenge gegenüber bedeuteten diese Förderungen wenig. Um etwas zu schaffen, was zu der Größe der Aufgabe nicht in allzu starkem

Digitized by Google

Mißverhältnis steht, war ein weit ausschauendes, auf das Zusammenwirken vieler Kräfte gegründetes Unternehmen eine Notwendigkeit. Ein solches ist nun im vergangnen Jahre in Anregung gebracht worden. Die preußische Regierung, die die Ausgaben der Werke Bachs und Händels unterstützt, die Schützausgabe durch ihre kräftige Teilnahme überhaupt erst ermöglicht hat, berief eine Kommission von Künstlern und Gelehrten, ließ einen Organisationsplan entwerfen und das vorläufig in Angriff zu nehmende Gebiet abstecken, versicherte sich der thätigen Mitwirkung der Verlagshandlung Breitkopf und Härtel in Leipzig und gab einen Probeband von Denkmälern deutscher Tonkunst heraus. Sie hat dies gethan in dem Vertrauen, bei ihrem Vorangehen von den übrigen deutschen Regierungen, von den deutschen Fürsten, den Musikvereinen, den Künstlern und Gelehrten, überhaupt allen, die imstande sind, ihr Interesse an nationaler Kunst zu bethätigen, nicht im Stiche gelassen zu werden. Dies Vertrauen wird sie hoffentlich nicht täuschen. Deutsche Komponisten des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sind es, deren Werke in möglichster Vollständigkeit veröffentlicht werden sollen. Gluck und Haydn bleiben ausgeschlossen; nachdem die größten, sie zeitlich umgrenzenden Meister vollständig haben herausgegeben werden können, werden sich Mittel und Wege finden, auch diese beiden in gleicher Weise durch selbständige Unternehmungen zu ehren. Auch sonst haben Beschränkungen stattfinden müssen, um über das zu bearbeitende Material eine vorläufige Übersicht zu gewinnen. Sie werden fallen, je mehr die Arbeit fortschreiten kann. Wenn bis zu drei Foliobänden im Jahre veröffentlicht werden, wird in fünfzehn bis zwanzig Jahren so viel geschafft sein, daß die höher gelegnen Gebiete deutscher Tonkunst wieder im Sonnenlichte allgemeiner Zugänglichkeit daliegen.

In weiten Kreisen der gebildeten Welt fehlt heute noch jede Vorstellung davon, wie reich an genialen schöpferischen Kräften die ältere deutsche Musik gewesen ist, wie hoch seit dem Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts die Stellung, die Deutschland unter den europäischen Völkern auf allen Gebieten der Tonkunst ohne Unterbrechung eingenommen hat, selbst in jener Zeit des Elends, die dem dreißigjährigen Kriege folgte. Kommt auf die großen deutschen Komponisten der Vergangenheit die Rede, so denkt man zunächst immer noch an Haydn, Mozart und Beethoven. Daß Händel und Bach unter sie einzubeziehen sind, daran hat man sich wohl allmählich gewöhnt. Aber in der allgemeinen Anschauung ragen sie auf wie Berge aus der Wüste. Nur ganz wenige haben Kenntnis von dem, was um sie her besteht, obschon die gewöhnlichste geschichtliche Erfahrung sagen müßte, daß diese Männer zu ihrer riesigen Größe nicht haben aufwachsen können, ohne daß mächtige Kräfte vor und neben ihnen thätig gewesen sind, die ihnen zu dieser Größe verhalfen. Der Griff um ein Jahrhundert weiter zurück zu Heinrich Schütz erschien der

Digitized by Google

Mehrzahl unsrer Musiker als eine antiquarische Thorheit, die sie nichts angehe, und wurde von vorsichtiger urteilenden wenigstens mit zweifelnder Verwundrung angesehen. Dennoch beginnt schon jetzt, kaum acht Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes, eine andre Meinung sich langsam geltend zu machen. An das seltsam Fremdartige dieser Musik gewöhnt sich unsre Zeit am leichtesten, wo es, wie in den Motetten, in Formen hervortritt, die auch der Gegenwart noch einigermaßen geläufig sind. Daß Schützens evangelische Historien, Psalmen, geistliche Konzerte und andres sofort bereitwillig hingenommen oder gar mit Lust gesucht werden sollten, ist nicht zu erwarten; wir haben den Zusammenhang mit den Formen verloren, in denen sie erscheinen. Diesen wiederherzustellen ist nichts förderlicher, als wenn gezeigt wird, wie ein ganzes Jahrhundert in solchen und ähnlichen Formen musikalisch dachte, wie Schütz zwar unter den Zeitgenossen der größte war, aber doch mit ihnen an demselben Strange zog. Dann sondert sich von selbst das Typische vom Individuellen, jenes wird am leichtesten begriffen und auf der so gewonnenen Grundlage allmählich auch dieses verständlich und endlich vertraut. So setzt Schütz die Bekanntschaft mit Andreas Hammerschmidt, mit Johann Hermann Schein und Samuel Scheidt voraus, von denen wenigstens die beiden letzten der Stolz ihrer Zeit waren und nach einigen Geschlechtern auch wieder unser Stolz sein können. Wenn es in der Kunstgeschichte Erscheinungen giebt, denen eine überragende Größe einmütig zugestanden wird, so folgt daraus nicht, daß minder große Künstler für die Nachwelt entbehrlich wären. Mit gleichem Rechte könnte man um weniger höchsten Berge willen auf die ganze übrige Alpenwelt verzichten. War Sebastian Bach der gewaltigste Orgelkomponist der Welt, so lebten doch vor ihm Männer, deren Eigentümlichkeit und Bedeutung sein Übergewicht erträgt, ohne unter ihm zusammenzubrechen. Seit zwanzig Jahren erst weiß man wieder, wer Dietrich Buxtehude war, und wer möchte diesen wahrhaft genialen Mann jetzt neben Bach entbehren? Aber nicht nur er, sondern viele seiner nordwestdeutschen Landsgenossen, nicht minder die thüringischen und fränkischen Orgelmeister bis zurück zu Scheidt und seiner Tabulatura nova haben unvergängliches geschaffen; sie sprechen nur gleichsam ein altertümliches Deutsch, an das man sich aber leicht gewöhnt. Zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs besaßen wir an Johann Jakob Froberger einen nicht nur im Vaterlande, sondern auch in Italien, Frankreich und England berühmten Klaviermeister, dessen beste Werke ihre erste Veröffentlichung noch erwarten. Die Klavierkompositionen Johann Kriegers und Johann Kuhnaus, unmittelbar an die Zeit Sebastian Bachs angrenzend, sind von einer Anmut, Originalität und Gediegenheit, daß sie den Ansprüchen jeder Zeit genügen. Bedeutende Orchesterkomponisten hat das weit ausgebreitete Geschlecht Bachs hervorgebracht; seinen Sohn Emanuel fängt man schon jetzt an zu den Klassikern zu rechnen, obwohl die Welt nur den kleinsten Teil

Digitized by Google

seiner Klavierwerke kennt, von seinen übrigen Instrumentalschöpfungen gar nicht zu reden. Der größte deutsche Komponist aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, Hans Leo Haßler, der selbst vor Palestrina und Gabrieli nicht zurückzutreten braucht, ist heute nur in Bruchstücken bekannt, die kaum den dritten Teil seines hinterlassenen Lebenswerkes ausmachen. So könnte ich noch Seiten lang fortfahren, ohne wichtige andre Gebiete, wie das begleitete Lied und die Oper, auch nur zu streifen.

Wenn ein neues großes Unternehmen begonnen werden soll, so hat man nicht nur auf die gute Absicht zu sehen, auf den Fleiß und die Opferwilligkeit der Unternehmer, sondern auch darnach wird zu fragen sein, ob die geistige Schulung und Reife, ob die Ein- und Umsicht vorhanden ist, das Werk zweckentsprechend durchzuführen. Auf die Schultern eines einzelnen darf man eine solche Aufgabe nicht laden. Die Durcharbeitung und Veröffentlichung eines Komponisten kann allenfalls von einem geleistet werden: bei Händel und Schütz ist es geschehen, bei Bach wenigstens annähernd. Es kann aber selbst in diesem Falle der äußere Umfang des Stoffs so gewaltig sein, daß nur ausnahmsweise die Kraft und Lebensdauer eines Mannes ausreicht, ihn zu bewältigen. Wenn Friedrich Chrysander demnächst seine Händelausgabe mit dem hundertsten Foliobande abschließen wird, so ist ein Lebenswerk vollbracht, vor dem sich die Welt bewundernd zu neigen hat. Aber das Rüstzeug des Herausgebers ist doch dem einen Künstler gegenüber beschränkter, durch seine Zeit und Persönlichkeit hauptsächlich bedingt und kann unter normalen Verhältnissen ohne Schwierigkeiten erworben werden. Ein Unternehmen wie die „Denkmäler deutscher Tonkunst" kann nur durch das Zusammenwirken vieler gedeihen. Sind diese vorhanden, oder werden sie es sein, wenn das Werk in Fluß kommt, und sich immer größere Anforderungen an Arbeitskräfte erheben?

Die Frage setzt die Beantwortung einer andern voraus: wie ist der heutige Stand der Musikwissenschaft? Daß ein Arbeitsfeld, wie das hier neu aufzuthuende, nicht von Künstlern, sondern von Gelehrten bestellt werden muß, das dürfte wohl niemand ernstlich abstreiten. Je mehr der Künstler ist, was er sein soll: Selbstschöpfer, desto befangner wird er den Schöpfungen andrer gegenüberstehen, desto schwerer wird er sich in die abweichenden Kunstanschauungen vergangner Perioden einleben. In frühern Zeiten finden wir zuweilen Kunst und Wissenschaft scheinbar in einer Person vereinigt. Aber damals war Musikwissenschaft fast gleichbedeutend mit Musiktheorie, und diese gehört mit ihrer einen Seite der praktischen Musik zu. Männer, die auf das Gebiet der Geschichte und Urkundenwissenschaft übergriffen, waren selten. Aber wie sie sich auch bethätigten, die Erfolge als Gelehrte haben sie stets an ihrem Künstlertum gebüßt. Zarlino wäre nicht der große Theoretiker geworden, Mattheson nicht der einflußreiche Schriftsteller, wenn beide auch geniale Kom-

Digitized by Google

positionen hätten schaffen können. Jetzt, wo Aufgaben ihre Lösung fordern, von denen frühere Jahrhunderte nichts wußten, ist die Unmöglichkeit einer solchen Doppelthätigkeit klar geworden, und je reinlicher sich die Gebiete von einander scheiden, desto besser wird es für ihre Pflege sein, hüben wie drüben. Was der Musikgelehrte von der Kunst nötig hat, ist Einsicht in ihre Technik und die Gabe künstlerischer Nachempfindung. Durch praktische Übungen muß die eine erworben, die andre entwickelt und verfeinert werden. Aber sie sollen nicht dem Können dienen, sondern Mittel zum Wissen werden, und dieses Ziel setzt ihnen Grenze und Maß. Dagegen wird sich der Musikgelehrte auf historisch-philologischem, mathematisch-physikalischem, physiologisch-psychologischem Gebiete keinen Anforderungen entziehen dürfen, die die moderne Wissenschaft an jeden ihrer Jünger stellt.

Vor zehn Jahren habe ich einmal in diesen Blättern, gelegentlich eines kritischen Versuchs über C. F. Pohls Haydnbiographie, auf verschiedne Umstände hingewiesen, die der Entwicklung der Musikwissenschaft bis dahin im Wege gestanden hatten.*) Wer selbst mitten in einer Bewegung steht, kann über ihre Richtung und Stärke kaum ein unbefangnes Urteil haben. Dennoch täusche ich mich wohl nicht, wenn ich annehme, daß seitdem manches anders geworden ist. Eine größere Anzahl jüngerer Männer hat sich an die Arbeit gemacht, geleitet von der Überzeugung, daß die Musikwissenschaft als eine selbständige Disziplin zu betrachten sei, die nicht mehr als Liebhaberei nebenher getrieben werden könne, sondern ihrer eignen, mit Ernst und Ausschließlichkeit zu besorgenden Pflege bedürfe. In weitere Kreise verbreitet sich die Einsicht, daß, wie das Objekt der Musikwissenschaft ein besondres ist, so auch sie selbst eine besondre Methode und eigentümliche Arbeitsmittel besitzt, und um diese richtig anzuwenden auch eine eigne Schulung voraussetzt, die so von keiner andern Disziplin geleistet werden kann. Ein planmäßiges, einheitlicheres Vorgehen läßt sich, scheint mir, nicht verkennen. Ich habe hier vor allem die geschichtlichen Bestrebungen im Auge. Die wichtigste Frage für den Historiker sind die Quellen und deren Beschaffenheit. Schriftliche Überlieferungen von wichtigen Ereignissen und Zuständen, Kunstregeln und Lehrsystemen sind Quellen, wie sie in gleicher oder ähnlicher Art auch andern Wissenschaften dienen. Der Musikgeschichte allein eigentümlich sind die Musikinstrumente und die in Tonzeichen fixirt hinterlassenen Kompositionen vergangner Zeiten. Daß sich auch aus jenen eine Fülle wissenschaftlicher Erkenntnis gewinnen läßt, wird durch die auf Sammlung alter Instrumente gerichteten Bestrebungen mit jedem Jahre klarer. Die Hauptquellen aber sind und bleiben die Kunstwerke selbst; daß hierüber jetzt völlige Klarheit herrscht, daß man die Kunstwerke als Urkunden auffaßt und mit allen Mitteln bestrebt sein will, sie ohne Rücksicht

*) Die Abhandlung ist neu gedruckt in meinen sechzehn Aufsätzen „Zur Musik." Berlin, 1892.

Digitized by Google

auf ästhetischen Genuß vor allem richtig zu lesen und zu deuten, darin sehe ich einen der wichtigsten Fortschritte der jüngsten Zeit. Und wenn sich mit der Erkenntnis dessen, was not thut, auch die Kraft des Vollbringens einzustellen pflegt, so darf man wohl hoffen, daß ein Unternehmen wie die „Denkmäler der Tonkunst" nicht in eine Zeit fallen werde, die ihm nicht gewachsen sei.

Ich sage: man will die Kunstwerke richtig lesen und deuten. Das letzte Wort schließt eine größere Schwierigkeit ein, als mancher mit vergleichendem Hinblick auf Sprachdenkmäler denken mag. Der Musik vollstes Wesen offenbart sich nur in dem sinnlich wahrnehmbaren Klange. Man muß also nicht nur darnach streben, sich vom Gelesenen ein inneres Bild zu machen, sondern es ins klingende Leben umzusetzen. Weil nun aber die Organe und die Art ihrer Verwendung unaufhörlichen Veränderungen unterworfen sind, so stößt man hier auf die größten Hindernisse. Keiner von den Unzähligen, die heute Bachsche Klaviermusik spielen und hören, hört sie so, wie sie sich der Komponist dachte, und wie sie seinen Zeitgenossen offenbar wurde. Denn er schrieb für Kiel- und Tangenten-Klaviere, die unsre Zeit nicht mehr benutzt, die aber im Klangcharakter von unsern Hammerklavieren verschieden waren und daher auch eine ganz verschiedne Seelenstimmung im Hörer hervorriefen. Nicht dem einfachsten vierstimmigen Gesange aus Schützens Zeit können wir mit unsern heutigen Mitteln ohne weiteres genügen, weil die Stimmklassen anders geordnet waren und für den Gesang in der Altlage Männerstimmen von jetzt ungebräuchlich gewordner Schulung verwendet wurden. Wenn Buxtehude auf seiner Marienorgel in Lübeck den E-dur-Dreiklang anschlug, so wird der schon der ungleich schwebenden Temperatur wegen einen ganz andern Charakter gehabt haben als heute; und wie verschieden waren außerdem nach ihrer Konstruktion und der Mischung unter sich die Orgelregister! Vollends war im siebzehnten Jahrhundert eine Gesangskomposition für Chöre und Einzelstimmen mit Instrumenten bezüglich der Besetzung der einzelnen Stimmen, der Art ihrer Kombination, der Verwendung der klanglich gleichartigen und ungleichartigen Massen etwas von unsern Chorwerken ganz verschiednes. Eine originalgetreue, den Absichten des Komponisten auch im Klange möglichst genau entsprechende Reproduktion herzustellen, bildet also ebenfalls eine Aufgabe musikalischer Urkundenforschung, eine Aufgabe, an der zugleich aufs deutlichste erkannt werden kann, wie eignen und teilweise unvergleichbaren Wesens die Musikwissenschaft ist.

Indem jede Art der Reproduktion zugleich eine gewisse schöpferische Thätigkeit in sich schließt, scheint diese notwendige Konsequenz musikwissenschaftlicher Arbeit schon in das Gebiet des Künstlers hinüberzuführen. Daß die Grenzen auf beiden Seiten genau erkannt und streng beachtet werden, ist für das Gedeihen der Sache notwendig. Doch wird es dem Gelehrten auf allen Gebieten gestattet sein, die Ergebnisse seiner Arbeit nicht nur als Selbstzweck zu be-

Digitized by Google

trachten. Ohne Nebenrücksichten soll er der Feststellung der Wahrheit nachgehen. Glaubt er sie gefunden zu haben, so muß ihm der Wunsch unverwehrt sein, sie zum Nutzen der Welt verwendet zu sehen. Es kann eine Reproduktion älterer Musik geben, die nur den Zweck des wissenschaftlichen Experiments hat. Daneben aber auch eine solche, die verloren gegangne Schönheitsideale wieder zu Ehren bringen und dadurch das geistige Leben der Zeit bereichern und erfrischen will. Oft wird es der Fall sein, daß das wissenschaftliche Experiment zur Wiederentdeckung eines solchen Ideals führt, daß der Kunstgelehrte findet, was der Künstler alsdann fruchtbar macht. Und damit treten wir auf die Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart, auf der uns die Schätze der Musik unsrer Vorfahren zum vollsten Eigentum wieder zugeführt werden. Es ist notwendig, daß sich der Künstler ihrer bemächtigt und die durch die Kunstwissenschaft zu Tage geförderten Barren ausmünzt.

So ist es geschehen mit Bach und Palestrina, so wird es weiter geschehen mit allem Großen, was die Musikschachte vergangner Jahrhunderte noch für uns bergen. Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren. Es gab eine Zeit, da fühlten sich die deutschen Musiker reich genug, von dem zu leben, was sie selber aufbrachten. Dies Selbstgefühl fängt an, wankend zu werden. Aber sie brauchen nicht zu verzagen; im Rücken liegt ihnen ein kostbares Erbe, an das sie sich lehnen können. Noch ahnen sie kaum, wie umfangreich es ist. Die „Denkmäler deutscher Tonkunst" werden helfen, seine Größe offenbar zu machen.

Berlin Philipp Spitta

Proletarierdichter und Proletarierlieder

Proletarier ist ein sehr unamtliches, wenn nicht gar ein unparlamentarisches Wort. Niemand wird von Amts wegen Proletarier genannt. Wenn man unter der „bessern Gesellschaft," die die Sozialdemokraten die „sogenannte" bessere Gesellschaft nennen, eine der beliebten modernen Abstimmungen veranstaltete über die Frage, ob es ein Proletariat gebe oder nicht, es wäre sehr zweifelhaft, ob sich die Mehrheit nicht gegen das Dasein des Proletariats entschiede. Was weiß die bessere Gesellschaft von den Proletariern? Anders wäre es, wenn das Wort mit einem amtlichen Stempel versehen wäre, vor dem natürlich jedermann die gebührende Hochachtung hätte. Vielleicht weckt jedoch das Wort in den Mitgliedern der „Gesellschaft" eine entfernte Erinnerung von der Schulbank her, die wenigstens halbamtlich ist. Dort haben sie bei Gelegenheit im Geschichtsunterricht die sechs Klassen der Verfassung des alten Servius lernen

Digitized by Google

müssen, vielleicht sogar auswendig lernen müssen, von denen die sechste und zahlreichste wunderbarerweise nur eine einzige Centurie gegenüber hundert und einigen neunzig andern bildete. In diese Klasse kamen alle die gemeinen Leute hinein, die nicht genug „Asse" hatten, die „dem Staate nur mit ihrer Nachkommenschaft, nicht mit ihrem Vermögen dienten." Aber das ist auch fast die einzige passende Gelegenheit, wo das Proletariat in der Weltgeschichte unbedenklich allgemeine Anerkennung findet. Heute hört die „bessere Gesellschaft" zwar wieder von Klassen und Proletariern, aber heute hat die Sache einen höchst unangenehmen unamtlichen Beigeschmack: die böse Sozialdemokratie hat sich des häßlichen Worts für ihre Parteizwecke bemächtigt, sie redet den Leuten ein, daß sie Proletarier seien, sie ist schuld an dem Wort. Auf ihre Fahne hat sie den Schlachtruf geschrieben, der am Ende des „Kommunistischen Manifests" stand: Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

Aber wenn der Sozialdemokratie das fremde Wort gefällt, was geht das die „bessere Gesellschaft," die Geldgesellschaft, an? Es geht sie ebenso wenig etwas an, wie daß die Sozialdemokratie sie als „Bourgeoisie" bezeichnet. Wenn man nach einer anerkannten Gesamtbezeichnung für die große Masse sucht, die ihre „Hände" und etwas Münze hat, kommt man ebenso sehr in Verlegenheit, als wenn man sich nach einer solchen für die feinen Leute umsieht, die reichliche Mittel und wenig Händearbeit haben, die mit Leib und Seele Kapitalisten sind.

Nun, amtlich oder nicht, es giebt leider so etwas wie ein Proletariat und eine Bourgeoisie. Es giebt sie, obwohl arm und reich vor denselben Gerichten Recht erhalten, und obwohl alle „Staatsbürger" je einen Stimmzettel bei strengem Verbot selbst von äußern unterscheidenden Merkmalen in die gleiche Wahlurne legen. Es giebt sie, obwohl der heutige Staat weder mit dem Proletariat noch mit der Bourgeoisie eins sein will, weil er ohne beide zusammen nicht leben kann. Er möchte die streitbare Gegnerschaft, in der sie sich gegenüberstehn, am liebsten gänzlich leugnen, weil sie ihm die recht unbequeme und manchmal recht undankbare Rolle des ehrlichen Vermittlers auferlegt. Es giebt eine arme Welt der Entbehrung und eine reiche Welt des Überflusses, die sich beide in vielen Stücken recht schlecht verstehen.

Das Proletariat hat einen Kopf, der sich den Mund nicht verbieten läßt, der redet, schreit und singt. Das Proletariat hat seine Redner, Schreier und Sänger. Das Proletariat hat auch seine Dichter, die ihm seine Lieder machen. Der Kopf — die Sozialdemokratie behauptet, dieser Kopf zu sein — sieht nicht immer schön aus, und die Lieder und Gedichte sind auch nicht durchweg schön. Aber sie sind nicht so schlecht, wie sie von der Gegnerin, der Bourgeoisie, gemacht werden. Man hat das Proletariat so lange sich selber überlassen, daß man sich nun nicht wundern darf, wenn es sich möglichst alles selbst zu schaffen unternimmt, seinen Staat, seine Ideale und seine Kunst. Der Proletarier ist nichts und sucht etwas zu werden. Die Sozialdemokratie

Digitized by Google

nimmt sich des armen Teufels von Anfänger an und hilft ihm bei seinen Erstlingsversuchen auf die Beine, er hat das Zeug sich zu vervollkommnen und erweist sich gegen seinen Beschützer dankbar, indem er die „Partei" unterstützt. So kommt es, daß die Sozialdemokratie und das Proletariat manchmal fast eins zu sein scheinen, so kommt es, daß sich die Sozialdemokratie zu der dreisten Behauptung versteigt, es sei unter den heutigen Verhältnissen nur eine einzige Art von Volksliedern möglich, nämlich die, die die Empfindungen der nach Befreiung ringenden letzten Klasse, der Proletarierklasse, wiedergeben, mit andern Worten, es seien nur noch sozialdemokratische Volkslieder möglich. Vielleicht haben nicht alle, die dazu berufen waren, genügend ihre Pflicht gethan, ein solches Ergebnis, wenn es uns bevorstehen sollte, zu verhüten.

Die Gedichte von einigen der sozialdemokratischen Genossen, die dichterisch thätig gewesen sind, sind jetzt gesammelt und herausgegeben worden. Es sind vor kurzem fünf Bände, vorläufig fünf, erschienen unter dem stolzen Titel: Deutsche Arbeiter-Dichtung,*) als ob auch Arbeiter und Sozialdemokrat dasselbe wäre. Vielleicht haben es die andern, die wahren Dichter auch versäumt, den „Arbeitern" ihre Lieder zu dichten, sodaß sich die sozialdemokratischen Dichter dieser Aufgabe ohne Mitbewerber unterziehen konnten. Die dichtende Sozialdemokratie hat nicht nur die Vertretung des Proletariats, sondern auch die der Arbeiterklasse übernommen. Man könnte glauben, und viele glauben es wohl schon, die drei, Arbeiter, Proletarier und Sozialdemokrat, seien ganz dasselbe, obwohl nicht nur unter den Arbeitern Proletarier zu finden sind. Es giebt auch „Proletarier im Frack."

Die Ausstattung dieser fünf Bände ist echt sozialdemokratisch. Die Sozialdemokratie kennt unsre an „Sensation" gewöhnte Zeit, sie weiß, wie schwer es hält, Eindruck auf die durch das ewige Zeitungslesen abgestumpften Gemüter zu machen. Darum hat sie auf den Einband ein Bild gemalt, das in ängstlichen Herzen blasse Furcht vor dem Zukunftsstaat erregen könnte. Rot ist die Farbe des sozialdemokratischen Staates, dem angeblich die Zukunft gehört. Welche Farbe der wirkliche Zukunftsstaat, der so gewiß wie die Zukunft selbst ist, haben wird, kann natürlich niemand wissen. Das Bild, die Verkündigung eines roten Staats, zeigt eine aufgehende rote Strahlensonne, auf der die Fasces, das Rutenbündel mit dem Beil, liegen, das alte römische Zeichen der Herrschergewalt, das die Liktoren ihren Obrigkeiten vorantrugen. Auf dem Beil hängt die rote phrygische Mütze, das Zeichen der letzten, der Proletarierklasse! Wird sie jemals an die Herrschaft gelangen, wird die „Diktatur des Proletariats" jemals zur Wahrheit werden? Es ist noch nicht zu spät, uns vor einer solchen Aussicht zu bewahren.

So wenig amtlich vorhanden wie das Proletariat im heutigen Staat,

*) Deutsche Arbeiterdichtung. Eine Auswahl Lieder und Gedichte deutscher Proletarier. Stuttgart 1892, J. H. W. Dietz.

Digitized by Google

so wenig vorhanden sind die sieben Dichter, die sich uns in diesen Bänden mit den Erzeugnissen ihrer proletarischen Muse vorstellen, in der zünftigen Litteraturgeschichte. Wer kennt ihre Namen, wer weiß etwas von den Schicksalen ihrer Träger? Ihre Namen sind in der Litteratur unbekannt oder werden höchstens, wenn ein Buch recht vollständig zu sein beabsichtigt, in einer abgelegenen Ecke mitgenannt. Die Partei mag ihr Verdienst in Ehren halten, aber das „Publikum," oder was man so nennt, hört und sieht sie kaum. Der eine, und zwar der bedeutendste unter den sieben, hat deshalb sogar darauf verzichtet, seinen Namen auf das Titelblatt zu setzen, er hat sich begnügt, das Vorwort mit den Buchstaben R. L. zu unterzeichnen. Der Gedanke — sagt er — habe ihm nie eine schlaflose Stunde bereitet, ob ihn die zünftige Litteraturgeschichte jemals in irgend einem ihrer vielen Fächer mit mehr als einer bloßen Namensnennung unterbringen werde, er möchte die „Perücken" selbst um dieses magere Vergnügen prellen. Er zeigt damit, daß er ein echtes Kind seiner Zeit ist; denn was ist heute ein Name! Selbst die Namen, die auf dem großen Markte des Gesellschaftslebens lärmend ausgeschrien werden und sich allbekannt machen, wie rasch fallen sie der Vergessenheit anheim! Wie schwer ist es, in einer Zeit, wo das Schwergewicht in der Zahl und in der Masse liegt, als einzelner etwas zu gelten! Überdies ist der namenlose Verfasser ein Proletarier, und ein Proletarier ist ohne Namen, weil er nichts als einer unter vielen ist.

Unbestreitbar sind aber auch die sechs, die sich nennen und von ihren Lebensschicksalen etwas verlauten lassen, echte und rechte Proletarier. In ihren Lebensläufen zeigen sich manche gemeinsame Züge. Sie stammen alle aus dem „Volke," sie haben alle ein Gewerbe gelernt, um sich mit ihrer Hände Arbeit durch die Welt zu schlagen. Sie waren selbst einige von den zahllosen „Händen," die das Riesenräderwerk der modernen Industrie beschäftigt. Ehe sie ans Dichten dachten, waren sie „Arbeiter": Hasenclever war Lohgerber, Frohme Maschinenbauer, Kegel Buchdrucker, Scheu Vergolder, Audorf Schlosser und Lepp Cigarrenmacher. Die Verbindung von Dichter und Arbeiter wäre in keiner frühern Zeit möglich gewesen, und fürwahr, das allein genügt, die ganze Bedeutung des vierten Standes zu veranschaulichen. Alle sechs sind Autodidakten und haben das gemeinsam, daß sie einen andern „Beruf" ergriffen haben, aber was für einen? Sie sind berufsmäßige Sozialdemokraten, „Führer" des Proletariats geworden.

Wilhelm Hasenclever, ein Westfale, ist der einzige, der nicht mehr am Leben ist. Aus einem Lohgerber wurde er 1862 Redakteur, dann „Agitator," Präsident des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins und Reichstagsabgeordneter. Er starb geisteskrank in einer Heilanstalt zu Schöneberg bei Berlin im Jahre 1889. „Die Berliner Arbeiter — heißt es in seiner Biographie — ehrten ihn, indem sie ihn 15000 Mann stark zu Grabe geleiteten. Sein Bild

Digitized by Google

hängt heute in tausenden von Hütten." Karl Frohme, ein katholischer Hannoveraner, zog sich als Maschinenbauer eine schwere Verletzung zu, bildete sich während der aufgezwungnen Muße eifrig weiter, war bereits in seinem achtzehnten Jahre Schriftführer des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins, redete, agitirte, redigirte und schriftstellerte, ist gegenwärtig Redakteur des „Hamburger Echos" und Reichstagsabgeordneter. Max Kegel, ein Dresdner, der Sohn einer armen Nähterin, lernte während seiner Schuljahre und während seiner fünfjährigen Buchdruckerlehre alle Bitterkeiten der tiefsten Armut kennen, unterrichtete sich durch Selbststudium, wurde Mitarbeiter demokratischer Blätter und ist seit Anfang der siebziger Jahre „im Dienste der Sozialdemokratie" journalistisch thätig, gegenwärtig litterarischer Mitarbeiter der bedeutendsten Verlagsbuchhandlung und Mitredakteur des hervorragendsten Witzblattes seiner Partei. Andreas Scheu, ein Wiener, katholisch erzogen, machte eine vierjährige Lehrzeit in der Werkstätte eines Vergolders durch, wo er „Arbeit genug, aber wenig Unterricht" bekam, bildete sich in einer Gewerbeschule fort, wurde in einer Fabrik Zeichner und Modelleur, erhielt ein Stipendium zum Besuche der Pariser Weltausstellung, wurde in den Strudel der Arbeiterbewegung hineingerissen, vernachlässigte seine Geschäfte und widmete sich immer mehr den „Pflichten" des Parteikampfes, wurde Redakteur, wanderte, da er als Sozialdemokrat in Österreich kein Unterkommen mehr fand, nach England aus und ist jetzt Vertreter ausländischer Firmen in London, ohne jedoch im Auslande den Zielen seiner Partei im geringsten untreu geworden zu sein. Der sechste, Jakob Audorf, ist wieder ein Norddeutscher, ein Hamburger, der bekannte, d. h. den Arbeitern als solcher bekannte Verfasser der sogenannten deutschen Arbeitermarseillaise. Es ist ihm ähnlich gegangen wie den vorigen: er besuchte eine Armenschule, arbeitete in der Schmiede und am Schraubstock, erweiterte seine Kenntnisse im Hamburger Arbeiterbildungsverein und trat dann in die „Bewegung" ein. Nachdem er als Geschäftsreisender ganz Rußland kennen gelernt und eine Russin geheiratet hatte, ließ er sich in Hamburg nieder, um sich nur der journalistischen und litterarischen Thätigkeit zu widmen. Eifriger Sozialdemokrat, ist er doch „gut deutsch, ja gut norddeutsch" geblieben. Der Cigarrenmacher Lepp, den wir als siebenten und letzten nannten, ist wirklich von allen der letzte. Er ist der ärmste, ein Hungerleider, der sich selbst „als Proletar in des Wortes verwegenster Bedeutung" bezeichnet. Seine Selbstbiographie entrollt ein trauriges Bild von Proletarierelend mit dem ganzen Selbstbewußtsein des Elends. In einer Proletarierstraße zu Halberstadt ist er in dem Hungerjahre 1847 zur Welt gekommen, auf Lebenszeit „ein Mitglied des skrophulösen Gesindels." Er und so und so viel Geschwister verloren, als er neun Jahre zählte, den Vater; „freudlos war seine Kindheit." Mit seinem „von der Stubenatmosphäre entnervten Körper" mußte er den Kampf ums Dasein „in der großen Hetzjagd der bürgerlichen Gesellschaft" aufnehmen.

Digitized by Google

Er wurde, was sein Vater gewesen war, und suchte seine Natur „an die Ausdünstungen des feuchten Tabaks, sowie an die mit Tabaksstaub geschwängerte Luft" zu gewöhnen, „Übelkeit und Kopfschmerz verließen ihn nicht mehr." Stets ein höchst mittelmäßiger Arbeiter, kaufte er sich von seinen paar Spargroschen Bücher, las und erwarb sich so, geistig regsam, wie es manche dieser Skrophulösen sind, „das wenige Wissen, das er besitzt." Er fing an zu agitiren, zu schreiben, zu dichten. Er erlaubte sich, eine Familie zu gründen und das Elend fortzupflanzen, Krankheit und Nahrungssorgen waren der Lohn dafür. Ein Augenleiden verwehrte ihm die weitere Ausübung seines Berufs, er sah sich gezwungen, einen Wandergewerbeschein zu lösen. Den Tragkorb auf dem Rücken, einen seiner Knaben vor dem Bauche, schleppt er sich im Schweiße seines Angesichts durch die Dörfer und über die Landstraße, „ein germanischer Zigeuner!" Seine Gedichte aus dieser Zeit sind „so schauerlich, daß er Bedenken trägt, sie der Öffentlichkeit zu übergeben." Wahrscheinlich sind sie „polizeiwidrig" geworden. Wie könnten sie auch anders sein? Statt daß die Gesellschaft einem solchen Enterbten, der mehr als Cigarrenmachen versteht, unter die Arme griffe, stößt sie ihn von sich, sodaß er an Gott und Welt verzweifelt und ihr die paar Zähne zeigt, die er noch hat. Er fand keinen Verleger für seine Reimereien und entschloß sich, sein eigner Verleger zu werden. Einige Arbeiterzeitungen lobten ihn, die „gesamte Presse Deutschlands" schwieg ihn natürlich tot. Die Honoratioren seines Wohnorts holten sich sein Buch „zur Ansicht," damit sie im Kasino davon reden konnten, und brachten es — natürlich — unaufgeschnitten zurück; sie könnten doch, meinten sie, keinen ausgesprochnen Gegner unterstützen, der sie in seinen Gedichten heruntermacht.

Diese Lebensläufe sind nicht minder wichtig und interessant, als die von so manchen Angehörigen der Bourgeoisie, die unsre illustrirten Blätter füllen. Alle diese Dichter sind in gewisser Weise self-made-men, begabte Köpfe, die aus dem Proletariat hinausstrebten und dabei in die Arme der Sozialdemokratie gerieten. Warum sucht die Gesellschaft die wirklich befähigten unter den Proletariern nicht in ihren eignen Dienst zu nehmen und anständig zu belohnen?

Es ist merkwürdig, welchen gewaltigen Eindruck auf diese strebenden Geister die geniale Persönlichkeit Lassalles gemacht hat. Lassalle hat die Hasenclever, Frohme, Kegel, Scheu und Lepp aufgeweckt. Das „Lied der deutschen Arbeiter," das Audorf auf ihn gedichtet hat, unter dessen Klängen jetzt die Arbeiterbataillone marschiren, wird nicht ganz richtig „Deutsche Arbeitermarseillaise" genannt; eher könnte es, wenn die Wortendung nicht so undeutsch wäre, Lassallaise heißen, denn sein Refrain lautet:

Nicht zählen wir den Feind,
Nicht die Gefahren all:
Der kühnen Bahn nur folgen wir,
Die uns geführt Lassalle!

Digitized by Google

Aber, wird man fragen, sind diese Jünger Lassalles, diese Sozialdemokraten wahre und wahrhaftige Dichter? Der dichterische Wert ihrer Verse ist gewiß sehr verschieden. Einige Erstlingsgedichte sind bloße Übungen. Aber viele andre Stücke der Sammlung sind der Form wie dem Inhalt nach durchaus tadellos. Warum sollten auch Arbeiter und Arbeiterführer das Versemachen im Nebenamte nicht ebenso gut verstehen, wie so viele besitzende Dichter, die tagsüber bei den Akten, abends auf dem Helikon verweilten? Es ist aber bezeichnend, daß sich die beiden Welten des Proletariats und der Bourgeoisie nicht einmal auf dem doch, wie man denken sollte, neutralen Gebiete der Kunst vertragen können. Diese Proletarier lehnen, obwohl sie dichten können, den Titel Dichter ab! Lepp verschmäht „den ziemlich anrüchigen Titel," er will ein Volkssänger sein. Er hätte sich freilich nicht mit Anlehnung an Beranger den „deutschen Chansonnier" nennen sollen, denn mit Beranger kann er sich nicht messen. Auf alle Fälle aber sollten die bürgerlichen „Dichter" erkennen, wie nahe die Gefahr liegt, daß sie volksfremd und beim Volke unverstanden werden; der Papierkorb, in den das Volk die ungelesenen Erzeugnisse schleudert, ist riesengroß. Auch der „Namenlose," entschieden der formvollendetste und am tiefsten empfindende unter den Sieben, mag kein „Dichter" sein, er bestreitet entrüstet, „ästhetisch" erzogen worden zu sein.

Es hat kein Dichter dieses Buchs
Den Tonfall ängstlich abgewogen
Beim Wort des Zornes und des Fluchs.

Bürgerliche „Kollegen" haben ihm den Vorwurf gemacht, daß er „allzu eintönig" sei. Aber er weiß darauf zu antworten. Hört ihrs, fragt er die Verächter des Eintönigen, die ihr das Meer von eurer Saison im Seebade kennen müßt,

Hört ihrs nicht im Geiste wieder,
Das Donnern an der Düne Saum,
Das, monoton, wie unsre Lieder,
Euch aufgeschreckt aus süßem Traum?

Und

Eintönig, finster und gewaltig
Sind Zorn und Klage, Haß und Groll.
Stimmt eurer Instrumente Menge,
Gebt ein Konzert, doch glaubet mir:
Ihr kommt unrettbar in die Enge:
Denn Sturm und Brandung bringen wir!

Übrigens ist der Vorwurf der Eintönigkeit gegenüber dem Namenlosen wie gegenüber diesen Proletarierdichtern insgesamt gar nicht gerechtfertigt. Sie wissen auch andre Töne als die dem engen Parteiprogramm entlehnten anzuschlagen. Nur ein eingefleischter Bourgeois kann sich einbilden, daß ein Sozialdemokrat notwendig ein gefühl- und herzloser Mensch sein müsse. Audorf hat

Digitized by Google

ein warmes Herz für Familie, Freundschaft und Heimat, er ist auch nicht ohne schalkhaften Humor. Wie hamburgisch-gemütlich schließt zum Beispiel seine kleine Betrachtung über das beleidigende Wort „Kerl!“ Ja bei dem Namenlosen findet sich sogar ein „patriotisches“ Lied: Die Mädchen von Kolberg. Kurz, wenn auch der Grundton proletarisch ist, so fehlt es diesen Gedichten doch weder an Vielseitigkeit noch an Empfindung. Und es ist ein großes Glück, daß es so ist; es wäre schlimm, wenn erst beim Bourgeois der Mensch anfinge, es wäre schlimm, wenn Reich in seinem Buche „Die bürgerliche Kunst und die besitzlosen Volksklassen“ ein Recht hätte zu sagen: „Menschen im wahren Sinn sind nur die kunstsinnigen Gebildeten und Besitzenden, nicht die wimmelnden Massen der kunstfeindlichen Barbaren des Proletariats.“

Man kann in den fünf Bänden dieser Gedichtsammlung verschiedne Gattungen von Gedichten unterscheiden, die zum Teil nur unter Proletariern möglich sind. Zu den eigentlichen Parteigedichten gesellen sich vor allem solche, die das Leben, Sinnen und Treiben des Proletariers, sei es des gebildeten, der gerade wegen seiner Bildung der wahre Proletarier ist, sei es des arbeitenden und des arbeitslosen behandeln. Hieran schließen sich unter anderm die Marlieder, die Handwerksburschen- und Vagabundenlieder, sowie die — Gefängnislieder, eine sehr neumodische und zeitgemäße Gattung.

Sehen wir uns zunächst einmal den gebildeten Proletarier, wie er uns in diesen Liedern entgegentritt, etwas näher an. Er hat wie alle andern Menschen den Wunsch, glücklich zu sein. Es wäre ihm gewiß nicht schwer, glücklich zu werden, wenn er mit den bescheidensten Verhältnissen noch zufrieden sein könnte. Aber Proletarier und Zufriedenheit sind unverträgliche Begriffe. Der „verdammten Bedürfnislosigkeit“ macht er sich nicht schuldig, er will ein „menschenwürdiges Dasein“ führen oder keins. Einer der Wünsche, die dem nach Glück begehrenden Proletarier allzu menschlich in den Sinn kommen, ist der nach Liebesglück, nach Familie und nach einem eignen Herd. Aber darf ein solcher Habenichts ein Weib nehmen, kann er es verantworten, Wesen, die er liebt, in sein brotloses Dasein zu verstricken? Eines obrigkeitlichen „Konsenses“ bedarf es ja nicht mehr, und ein ungebildeter Arbeiter würde am Ende darauflos heiraten, aber was sagt das Gewissen dem gebildeten und wissenden Mann, wenn er nicht zahlungsfähig genug ist? Wird ihn sein klarer Verstand über die natürlichen Neigungen siegen lassen? Ach, für den Proletarier scheint es am besten zu sein, auf Familienglück zu verzichten, „sich keiner zu vermählen.“

Doch in dies Los ein zartes Weib verflechten,
Des Schmerz verdoppelt mir zum Herzen spricht?
Ich würde zittern, säh ich stumm sie leiden,
Verriete mir ihr Blick geheime Pein —
Gefaßt auf alles bin ich nur allein:
Da hast du, Kind, den Grund für dieses Scheiden!

Digitized by Google

Dem gebildeten Proletarier kommen malthusianische Gedanken, wenn es sich für ihn um Heirat und Ehe handelt. Sie beide, Mann und Weib, würden sich wohl durchschlagen, ohne daß er seine Überzeugungen auf dem häuslichen Herde zu opfern hätte, vielmehr könnte sie sein Trost und seine Freude werden, indem sie getreulich seine Armut mit ihm teilte. Aber was soll aus den Sprößlingen eines Proletariers gutes werden? Wer verpflichtet ihn, dafür zu sorgen, daß das Getriebe der Welt zusammengehalten wird?

Und wenn der letzte Proletar auf Erden
Mit einem Fluche in die Grube fährt,
Was kümmerts ihn, wer dann die Herrn ernährt?

Er fragt: „Warum uns selbst erneun in armen Kindern, die man gleich uns zeitlebens schert und melkt?" Und: „Wer kann uns wehren, selbst uns zu vernichten?" Ein andrer fragt:

Doch der einst sprach: „Mehrt eure Zahl,"
Hat er nur zu der Menschheit Qual
Uns diesen Trieb ins Herz gegraben?

Nicht als ob der Proletarier nicht ebensogut einer wahren, innigen Liebe fähig wäre, wie die Bourgeois, deren Ehen so oft bloße Geldheiraten sind. Aber ob er nun den ernsten Schritt thut und sich fürs Leben bindet, oder nicht, er wird seiner Partei nicht untreu werden; der vermehrte Druck, der auf ihn als einem Familienhaupte lastet, führt ihn denen zu, die „Befreiung" versprechen. Wenn er das angeblich „freudlose Dasein" eines einsamen Junggesellen vorgezogen hat, hat er umsomehr die Möglichkeit, seinen „Mitbrüdern" seine Zeit und Kraft zu widmen. Als Junggeselle kann er dem Staat erst ordentlich zu schaffen machen, kann er offner unzufrieden sein, kann er „zielbewußt" wie ein Mann kämpfen:

Du, darbend Arbeitsvolk, allein
Sollst all mein Sein und Denken haben!

(Schluß folgt)

Die Geschichte des Etatsrats

Von Charlotte Niese

Als der Etatsrat Peter Lauritzen sein Amt als Bürgermeister der Stadt Osterburg niederlegen mußte, da beschloß er nach Holstein zu ziehen. Dort, mitten im Lande und in der lieblichsten Gegend, lag das Städtchen, dessen Gymnasium er als Schüler besucht und wo es ihm immer so gut gefallen hatte. Er zog auch deshalb hin, weil die Stadt nur wenige tausend Einwohner zählte, es also

Digitized by Google

jedermann erfahren mußte, wenn ein wirklicher Etatsrat seinen Wohnort dorthin verlegte.

Peter Lauritzen war nämlich sehr durchdrungen von der Wertschätzung seiner eignen Person und hatte nicht die Absicht, seinen hoffentlich noch lang ausgedehnten Lebensweg unbeachtet oder gar vergessen zu wandern. In einer größern Stadt galten pensionirte Beamte nicht viel; er selbst hatte diese alten Herren, wenn sie ihm begegnet waren, stets sehr unliebenswürdig behandelt. Nun empfand er eine unwillkürliche Abneigung, die Vergeltung dafür an sich zu erproben.

Er reiste also mit seinem Koffer und seinem wertvollen Hausrat in die Stadt, wo es nach seiner Ansicht noch Leute gab, die von vornherein Respekt vor seinen Titeln und Orden haben würden. Erst als er angelangt war und nun mit vornehmer Bedächtigkeit durch die kleinen und engen Straßen schritt, fiel ihm etwas wunderliches ein: nämlich daß er in dieser Stadt nicht bloß die Schule besucht hatte, sondern auch verlobt gewesen war. Wer die würdevolle Gestalt des Etatsrats, wer seine dunkelblonde Perücke und seine falschen Vorderzähne sah, der konnte sich freilich nicht denken, daß er sich einst mit solchen Gewöhnlichkeiten, wie es das Verloben doch ist, abgegeben habe. Und doch war es so. Sogar zweimal war Lauritzen verlobt gewesen. Einmal als Primaner in dieser kleinen Stadt, und einmal mit einer reichen und in jeder Beziehung würdigen Witwe. Nach der letzten Verlobung war, wie man in Holstein zu sagen pflegt, „etwas gekommen"; d. h. der ehrbaren Verlobung war eine außerordentlich ehrbare Ehe gefolgt. Die Primanerverlobung dagegen hatte das Los aller leichtfertig eingegangnen Verbindungen gehabt: sie war sehr bald zu Ende gewesen.

Während der Etatsrat langsam durch die Baumreihen ging, die das Städtchen umsäumen, dachte er mit dem Wohlgefallen des Gerechten an die glückliche Lösung des leichtfertig geschlossenen Bundes. Natürlich war er damals verführt worden. Männer werden immer durch schlechte Weiber verführt, und wenn diese Weiber noch dazu graue Augen und blonde Haare haben und ganz junge, reizende Mädchen sind, dann wird die Schuld des männlichen Wesens, wenn man überhaupt von einer Schuld reden kann, noch kleiner.

Sie hieß Therese. Diese Worte sprach der Etatsrat plötzlich ganz laut, und dann wunderte er sich selbst so über sein gutes Gedächtnis, daß er sich setzen mußte. Es standen nämlich unter den Bäumen einige Ruhebänke, und wenn die leichtfertige Jugend des Städtchens dachte, diese Bänke wären nur dazu da, daß man auf ihnen im Mondenschein Hand in Hand mit jemand anders sitzen könnte, so war das natürlich ein Irrtum. Der Etatsrat saß fest und sicher auf der Bank und dachte nicht entfernt an den Mondenschein. Aber er dachte an Therese. Nicht voller Sehnsucht oder Rührung, sondern nur voller Zufriedenheit. Denn er hatte, nachdem er sich in einer erregten Stunde

Digitized by Google

mit ihr verlobt und ihr ewige Treue geschworen hatte, sich von ihr losgesagt, nachdem er Student geworden war.

Sie war wohl aus einer guten Familie gewesen, aber ganz arm. Als Primaner, wo man Schillersche Gedichte lernt, erscheint Armut der Liebe nicht hinderlich; als Student wird man schon vernünftiger. Bald nach seiner Immatrikulation war Peter Lauritzen die Unvernunft seiner Verlobung unheimlich klar geworden, und er hatte der reizenden Therese einen Abschiedsbrief geschrieben, an den er noch heute mit Stolz dachte. Dieser Abschiedsbrief war wie ein Schwamm gewesen. Er hatte alle Thorheit und Unvernunft, die sich möglicherweise noch in seinem Herzen befand, weggewischt und die Erinnerung an das Vergangne ganz ausgelöscht. Als er sich später mit der würdigen Witwe verlobte, wußte er gar nicht mehr, daß er ehemals ein frisches, unberührtes Lippenpaar geküßt hatte, und als seine Frau starb, und er sich darum sorgte, ob er auch so viel erben würde, wie er erwartet hatte, da fiel es ihm nicht ein, daß er schon einmal jemand begraben hatte, nämlich seine erste und einzige Liebe.

Mehr als dreißig Jahre mußten vergehen, ehe diese Erinnerung wieder aufstand und an sein Herz klopfte. Aber sie fand keine offne Thür. Der Etatsrat wunderte sich nur, daß ihm mit einemmale eine so alte Geschichte wieder einfallen konnte; dann freute er sich, daß er sich so vernünftig benommen hatte, und dann stand er auf und begab sich in selbstzufriedner Stimmung in seine Wohnung.

Er hatte sich durch seinen Gastwirt einige hübsche Zimmer mieten lassen, und derselbe gefällige Mann hatte ihm auch eine Haushälterin besorgt. Vor seiner Abreise von Osterburg hatte sich nämlich die bisherige Hausdame des Etatsrats plötzlich verheiratet, eine Handlung, die ihr das ungeheuchelte Mißfallen ihres Prinzipals eintrug. Daher nahm er Mamsell Reimers, seine neue Hausstütze und eine kräftige Fünfzigerin, nur unter der Bedingung in seine Dienste, daß sie sich nie verheiraten würde.

Sie sah ihn ziemlich erstaunt an, als er ihr diese Bedingung stellte. Du liebe Zeit, Herr Etatsrat, wer sollte mir denn nehmen?

Ich kann es mir auch nicht denken, sagte Peter Lauritzen. Aber es giebt heutzutage viele Esel!

Hier in unser Stadt nich, versicherte die Mamsell treuherzig. Da müssen sie schon von auswärts kommen!

Der Etatsrat schüttelte den Kopf. Nach seiner Ansicht waren die meisten Menschen Esel; aber er hielt es für unter seiner Würde, sich mit einer Haushälterin in eine längere Unterhaltung einzulassen, und nahm sie an, nachdem er ihr noch einmal seine Abneigung gegen spätes Heiraten ausgesprochen hatte.

In wenigen Tagen waren die häuslichen Einrichtungen des Etatsrats in schönster Ordnung, und er konnte daran denken, sich den Einwohnern des

Digitized by Google

Städtchens nicht bloß als vornehmer Spaziergänger, sondern auch als Mensch zu zeigen. Dazu begab er sich in die Weinstube und dort an den Stammtisch.

In jeder kleinen Stadt giebt es natürlich eine Weinstube und darin einen Stammtisch. Nur daß heutzutage die Weinstube Bierhalle heißt, und daß die Mitglieder des Stammtisches aus großen Seideln ganz gewöhnliches Bier trinken. Als aber noch König Friedrich der Siebente als Herzog Holstein regierte, da war das bairische Bier ein plebejisches Getränk; wer etwas auf sich hielt, der trank jeden Abend sein Glas Punsch. Man konnte es auch Grog nennen, die Mischung war dieselbe.

Der Stammtisch, an den sich der Etatsrat eines Abends begab, hielt viel auf sich, und das konnte er auch. Denn er bestand fast nur aus pensionirten höhern Beamten, aus einigen adlichen Herren und aus einem schwarzen Schaf, das eigentlich nicht mitzählen sollte, aber doch immer da war. Dieses schwarze Schaf hatte ehemals der Geistlichkeit angehört und war nur ein Pastor emeritus, der allen Grund hatte, seine Pfennige zusammenzuhalten und keinen teuern Grog zu trinken. Daher richtete er es auch immer so ein, daß er verstohlen das Glas eines andern Stammgastes austrank. Das war nun nicht hübsch von ihm; aber da der Pastor hin und wieder eine ganz nette Geschichte erzählen konnte, und es doch keine Möglichkeit gab, ihn loszuwerden, ohne ihn totzuschlagen, was die alten juristischen Herren doch auch nicht gut konnten, so blieb er das schwarze Schaf des Stammtisches.

Man kann sich denken, daß dieser Stammtisch über die Ankunft des Etatsrates große Freude empfand. Ein Mann mit so hübschem Titel ist für jeden Stammtisch eine angenehme Bereicherung, und in der kleinen Stadt fühlte man gerade damals das Bedürfnis nach einer neuen Erscheinung. Als daher Peter Lauritzen mit seiner glattgekämmten Perücke und in tadellos würdiger Haltung in der Weinstube erschien, wurde er aufs freundlichste willkommen geheißen. Jeder der alten Herren stellte sich ihm vor, schüttelte ihm die Hand, gelobte ihm ewige Freundschaft und forderte ihn auf, ein Glas Punsch mit ihm zu trinken. Selbst der Pastor emeritus schwang sich zu dieser Einladung auf, da er hoffte, daß sie doch nicht angenommen werden würde, und so saß nun Peter Lauritzen mitten im Kreise der neuen Freunde und fühlte sich unmäßig glücklich.

Nicht des freundlichen Empfanges wegen — als Etatsrat dritter Klasse konnte er das beanspruchen —, sondern deswegen, weil mitten unter den andern Herren und gekleidet wie ein gewöhnlicher Mensch eine wirkliche, wahrhaftige Excellenz saß. Es war fast zu schön, um es zu glauben; aber es war doch so. Ein geheimer Konferenzrat mit dem Prädikat Excellenz saß mit ihm an einem Tische und sprach ganz freundschaftlich mit ihm!

Der Etatsrat hatte sein Leben lang große Sehnsucht nach hohen Titeln und

Digitized by Google

Würden gehabt, und diese Sehnsucht war nur zum Teil befriedigt worden. Früher hatte er oft daran gedacht, selbst Excellenz zu werden. Dazu war er nun freilich nicht gekommen. Desto mehr Ehrfurcht empfand er vor denen, die zu dieser schwindelnden Höhe emporgestiegen waren.

Die Excellenz war ein kleiner, sehr freundlicher Herr, der ihm gutmütig zutrank und durch diese Herablassung den Etatsrat fast zu Thränen rührte.

Gut, daß Sie hierher gezogen sind, lieber Etatsrat, sagte Excellenz behaglich. Unser Stammtisch ist gemütlich, aber er könnte manchmal unterhaltender sein. Wir sehnen uns nach Abwechslung. Sie erzählen doch auch Geschichten?

Geschichten? Lauritzen machte große Augen. Was verstehen Excellenz unter Geschichten?

Na, thun Sie mir den Gefallen und werfen Sie mir nicht immer die Excellenz an den Kopf! polterte der Geheimrat gutmütig. Wir sind hier unter uns; da braucht man keine Faxen zu machen! Er trank dem Etatsrat noch einmal zu, und diesem war es, als säße er im Himmel, und die Engel sängen ihm ihre süßesten Lieder vor.

Nun erzählen Sie mal was! sagte darauf jemand neben ihm. Es war der Emeritus, der sich an den Etatsrat herangemogelt, auch schon sein Glas einmal ausgetrunken hatte.

Das war ihm entgangen, denn wenn man selig ist, sind einem solche Dinge einerlei; aber da er gegen abgedankte alte Leute niemals freundlich war, so war er es auch nicht gegen den Emeritus. Ich weiß keine Geschichten! sagte er kurz.

Alle sahen ihn ziemlich erstaunt an. Ein neuer Stammgast, der keine Geschichten wußte — das war doch eigentümlich und nicht eben erfreulich.

Es wird Ihnen schon was einfallen! tröstete der alte Pastor. Sind Sie niemals verliebt gewesen?

Lauritzen wurde ganz rot. Er fand diese Frage nicht bloß unsittlich, sondern auch unbescheiden, was ja noch schlimmer ist.

Nein! sagte er scharf, und da er die blonde Thereſe in diesem Augenblick vollständig vergessen hatte, so sprach er gewissermaßen die Wahrheit.

Oho! lachten die andern Herren, und da der Pastor bereits das zweite Glas Punsch auf des Etatsrats Kosten getrunken hatte, so wurde er sehr zutraulich.

Dann werden Sie sich noch einmal verlieben. Denn alle Schuld rächt sich auf Erden, sagt Goethe!

Ich bin nicht für Goethe! versetzte Lauritzen steif. Seit seiner Schulzeit hatte er keinen Band Goethe in der Hand gehabt. Er machte sich überhaupt nichts aus Dichtern.

Alle schwiegen, denn sie konnten wohl von Stadtneuigkeiten reden, aber nicht von Goethe. Nur der Geheimrat lächelte ein wenig und sagte: Denken Sie

Digitized by Google

sich doch ein paar nette Geschichten aus. Beim Glase Punsch kommen die guten Gedanken, und wir sind dankbare Zuhörer. Unser Punsch ist besser, als der königliche Punsch in Flensburg.

Wieso? fragte Lauritzen.

Der alte Herr rückte sich im Stuhle zurecht. Er mußte doch dem Etatsrat zeigen, wie man eine Geschichte erzählt.

Also der König, begann er, war in Flensburg und gab seinen Ständen ein Mittagessen. Zu den Abgeordneten gehörten auch mehrere schleswigsche Bauern, die bei Tische mit großem Eifer aßen und kein Wort sprachen. Majestät amüsirte sich über sie, und nach dem Essen trug er mir auf, ich sollte mich erkundigen, wie es ihnen geschmeckt hätte. Sie standen nämlich in einer Ecke des Saals und machten so ernsthafte Gesichter, als ob sie nicht so recht zufrieden wären. Nun, meine Herren — mit diesen Worten ging ich auf sie zu —, wie gefällt es Ihnen denn, an Seiner Majestät Tafel zu speisen? Sie sahen mich alle ganz bekümmert an, und einer von ihnen, ein hübscher alter Bauer, schüttelte den Kopf. Was das Essen war, mein guter Herr, sagte er, da kann ich nix von sagen. Das war allens in Ordnung. Abers der Punsch, den König sein Punsch! Wenn der arme Mann jeden Tag son Punsch kriegt, denn thut es uns allen wahrhaftigen Gott leid! Und die andern Bauern nickten so betrübt bei dieser Rede ihres Genossen, daß man ihnen ansah, wie ernst sie es mit ihrem Bedauern meinten. Es hatte aber beim Essen gar keinen Punsch gegeben!

Der Geheimrat schwieg und rührte seinen Punsch um, während der Pastor hastig einen Schluck aus dem Glase des Etatsrats nahm. Er konnte es ungestraft thun, denn Peter Lauritzen war ganz Ohr; ihm hatte noch niemals ein wirklicher Geheimrat eine Geschichte erzählt.

Was hatten denn die Bauern als Punsch getrunken? fragte er.

Das parfümirte Wasser in den Fingergläsern! Daher ihr Entsetzen und das Mitleid mit dem König. Er bedurfte dieses Mitgefühls eigentlich nicht! setzte er leiser hinzu, und alle Stammgäste lachten; denn jedermann wußte, daß König Friedrich sich doch noch besser auf Punsch verstand, als seine Bauern.

Lauritzen hatte herzlich über die Erzählung des Geheimrats gelacht, und als nun die Unterhaltung weiter ging, da saß er nachdenklich in seinem Stuhl und dachte nach. So also erzählt man Geschichten! Es war ein ganz hübscher Zeitvertreib. Aber er, der Etatsrat, hatte doch eigentlich nicht nötig, andern Leuten die Zeit zu vertreiben. Als er sich daher später von seinen neuen Freunden verabschiedete, nahm er sich gleich vor, selbst keine Geschichte zu erzählen.

Am andern Abend fand er sich wieder rechtzeitig in der Weinstube ein, und der Geheimrat nickte ihm wohlwollend zu.

Setzen Sie sich zu mir, lieber Etatsrat. Heute wissen Sie doch eine Geschichte?

Digitized by Google

Leider nicht, Excellenz! erwiderte Lauritzen.

Der alte Herr gähnte. Sie waren wohl nie verheiratet? fragte er unvermittelt.

Der Etatsrat beeilte sich, bejahend zu antworten. Es war ihm sogar ein Genuß, etwas von einem Menschen erzählen zu können. Sie war eine rei— eine Witwe, begann er und verschluckte hastig die zweite Silbe des Wortes „reiche." Aber er konnte an seine verstorbne Frau nicht ohne dieses Beiwort denken. Nun machte er ein feierliches Gesicht. Ihre Gesundheit war leider nicht die stärkste, und ich mußte sie bald verlieren!

Haben Sie Kinder gehabt?

Der Etatsrat sah etwas verdutzt aus. Nein, Excellenz! Meine Frau brachte eine Tochter mit in die Ehe, die jetzt mit einem Apotheker verheiratet ist. Ich verschaffte ihm den Titel eines Kriegsrats! setzte er in einem Tone hinzu, dem man das Bewußtsein der Pflichterfüllung anhörte.

Wie wurde es denn mit der Erbschaft? fragte der Pastor, der eben hereingekommen war und die Silbe rei— doch erschnappt hatte.

Meine Frau hatte ein sehr nettes Testament gemacht! erwiderte der Etatsrat gerührt. Er wurde immer gerührt, wenn er an dieses Testament dachte.

Da haben Sie aber Glück gehabt! rief das schwarze Schaf. In meiner frühern Gemeinde lebte ein Mann, der auch eine reiche Witwe heiratete. Aber als sie starb — und nun folgte eine lange und verwickelte Erbschaftsgeschichte. Der Pastor erzählte sie aber gut; alle Stammgäste hörten ihm zu, und der Etatsrat ärgerte sich. Denn obgleich er sich einbildete, alles zu können, so hatte er doch jetzt die unbestimmte Ahnung, daß er keine Geschichte erzählen könnte.

Mehrere Abende waren vergangen, und der Etatsrat wurde nicht mehr nach einer Geschichte gefragt. Selbst der Geheimrat fand sich allmählich darein, daß Peter Lauritzen ein Statist am Stammtisch sei, dem nur sein Titel seine angesehene Stellung verschaffte.

Aber der Etatsrat wollte natürlich von einer Statistenrolle nichts wissen. Wenn er sich auch hin und wieder darüber ärgerte, daß er nichts erzählen konnte, so war er doch viel zu sehr von seinem eignen Werte durchdrungen, als daß er nicht jeden glücklich geschätzt hätte, der mit ihm sprechen durfte.

In dieser wohlgefälligen, behaglichen Stimmung machte er seine Besuche bei den Honoratioren des Städtchens, unter denen sich viel Adel befand. Überall wurde er freundlich aufgenommen, besonders bei den drei Komtessen am Markt, die sich über jede Abwechslung freuten. Es waren das drei sehr beliebte ältere Damen, die allen Menschen ihre Teilnahme zuwandten und sich daher bei Lauritzen gleich nach dem Befinden seiner Eltern erkundigten.

Der Etatsrat geriet etwas in Verlegenheit, denn solange seine Eltern

Digitized by Google

lebten, hatte er sie und ihre bescheidne Lebensstellung stets so vorsichtig verschwiegen, daß es ihm einen Augenblick zweifelhaft wurde, ob sie sich überhaupt noch auf dieser Erde aufhielten. Dann aber kehrte seine Fassung zurück, und er murmelte etwas vom Himmel und von irdischer Trennung, Worte, die die älteste Gräfin sehr rührten. Sie war nämlich etwas sentimental und jeden Augenblick bereit, Thränen zu vergießen.

Ihre jüngste Schwester dagegen konnte nicht so leicht weinen. Sie sah den Etatsrat mit einem gutmütig-spöttischen Blick an und sagte: Ich meine übrigens in meiner Jugend Ihren Namen gehört zu haben. Eine meiner liebsten Freundinnen hat mir von Ihnen erzählt!

Der Etatsrat fühlte, daß er blaß wurde. Ich weiß nicht, stotterte er, eine Ihrer liebsten Freundinnen?

Komteß Isidore lachte. Erschrecken Sie nur nicht! Ich glaube kaum, daß Therese noch Ansprüche an Sie machen wird. Sie ist lange verheiratet!

Der Etatsrat seufzte erleichtert, und doch ärgerte er sich im nächsten Augenblick, daß ihn Therese nicht dreißig Jahre unglücklich geliebt hatte.

Komteß Isidore lächelte ihm aber freundlich zu. Jugend hat nun einmal keine Tugend, meinte sie gutmütig. Aber es ist lustig, jung zu sein, lustiger, als mit jedem Tage dem Alter und dem Tode näher zu kommen! Nun, hoffentlich halten wir uns beides noch vom Leibe, lieber Etatsrat, und Sie besuchen uns recht oft und erzählen uns hübsche Geschichten!

Als der Etatsrat wieder über die Straße ging, stieß er leise einen Fluch aus, obgleich er einmal in einer christlichen Zeitung einen heftigen Aufsatz gegen das Fluchen geschrieben hatte. Seitdem er hier wohnte, kam er sich gar nicht mehr so edel und so erhaben vor, wie er sich angewöhnt hatte als Bürgermeister zu sein. Auch war der Hauptzweck seines hiesigen Aufenthalts nicht erreicht. Er hatte ausruhen wollen von dem Verdruß, den ihm die Stadtverordneten von Osterburg, das schlechte Straßenpflaster und die schmutzigen Rinnsteine gemacht hatten, und nun fand er keine Ruhe. Er dachte immer nur an alberne Dinge, an Geschichtenerzählen und an Therese. Es half ihm nichts, daß er sich bemühte, an seine verstorbne Frau und ihr nettes Testament zu denken; aus den kleinen Häusern der Stadt hüpften überall boshafte Geisterchen und flüsterten: Erzähle uns eine Geschichte! und wenn ihm ein blondes Mädchen begegnete, so wandte er sich nach ihr um und dachte an Therese, an Therese, die er verlassen hatte, weil sie arm gewesen war.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die „Kosten" der Heeresvermehrung. In den Erörterungen über die deutschen Heeresvermehrungen, nicht erst die heurige, sondern alle seit der preußischen Konfliktzeit, spielt eine Hauptrolle die Abwägung der wirtschaftlichen Lasten, die die Regierung dem Volke ansinnt. „Preußen — so hieß es — Deutschland — so heißt es — giebt jährlich so und soviel Millionen für Verteidigungszwecke aus; der Kopf der Bevölkerung ist also mit so und soviel Mark für Heeresausgaben belastet!" Legt man das Zeitungsblatt weg, so spürt man ordentlich die „Belastung," an die man in gewöhnlichen Zeiten eigentümlicherweise gar nicht denkt. Freilich: die siebenstelligen Ziffern stehen schwarz auf weiß im Reichshaushaltplan, die Steuern werden auch erhoben, also muß es mit der „Belastung" doch seine Richtigkeit haben. Man hat sich so an diese Rechnungsart der Wirtschaftspolitik gewöhnt, daß viele Leute thatsächlich zu glauben scheinen, Deutschland gebe Geld aus für sein Heer. Gesagt worden ist es wenigstens oft genug: vom Regierungstische aus, von den Reichsboten, in der Presse, in den Volksversammlungen, und vollends am Biertische. Freunde und Gegner der Militärvorlage unterscheiden sich eigentlich nur darin, daß die einen schweren Herzens die neuen Lasten auf sich nehmen wollen, die andern sie leichten Herzens für unerträglich und überflüssig erklären.

Haben wir denn alle eine Kappe vor den Augen? Sehen wir denn nicht, daß in Wahrheit das Heer dem deutschen Reiche, das doch als ein wirtschaftlicher Körper betrachtet werden muß, gar kein Geld kostet? Die Sache ist ganz einfach. Was das Heer braucht: Essen, Trinken, Kleidung, Wohnung, Pferde, Waffen, alles sind deutsche Erzeugnisse; ins Ausland wandern von den Etatmillionen nur ausnahmsweise kleine Beträge. Das Geld, das die Reichskassen an die Landesbewohner auszahlen, giebt Deutschland doch nicht aus; es wechselt wohl den augenblicklichen Besitzer innerhalb des Landes, das Land aber verliert es doch nicht! Es ist damit, wie mit dem Blutumlauf in unserm Körper; derselbe Blutropfen pulsirt jetzt im Gehirn, nach kurzer Zeit im Herzen, in der Lunge, im Arm oder im Bein. Kreist das Blut zu langsam, so fröstelt uns; kreist es flott, so durchdringt den Körper wohliges Behagen. Das wirtschaftliche Blut des Landes ist das Geld; wandert es in lebhaftem Tempo vom Steuerzahler zur Reichskasse, von dieser zum Landwirt, Fabrikanten, Handwerker, so gedeihen Handel und Wandel. An wirtschaftlicher Fieberhitze haben wir erst einmal zu leiden gehabt, nach der unvorsichtigen Transfusion der französischen Milliarden; jetzt fröstelt uns.

Also die Frage, ob jährlich siebzig Millionen mehr für Heereszwecke in den Reichshaushaltplan eingestellt werden sollen, bedeutet nicht, ob die siebzig Millionen mehr ausgegeben werden, sondern ob sie mehr im Volke umlaufen sollen. Macht man sich die wohlthätigen Folgen des vermehrten Geldumlaufs klar, so verlieren die erhöhten Etatziffern nicht nur alles Schreckhafte, sondern erscheinen geradezu als eine Wohlthat für die wirtschaftliche Volksgesundheit.

Nun ist es ja richtig: der einzelne Steuerzahler giebt zunächst das Geld her; er weiß nicht, und niemand kann es ihm durch Rechnung beweisen, wann er es wiedersieht oder wieviel. Daß es aber einmal wieder zurückkommt, unterliegt gleichwohl keinem Zweifel; freilich bei dem einen früher und reichlicher als bei dem andern. Die gerechte Regelung ist Sache einer weisen Finanzkunst. Aber auch

Digitized by Google

bei Ungeschicklichkeiten und Mißgriffen in der Form der Besteuerung bleibt die Thatsache unanfechtbar: die Ausgaben des Staats sind Einnahmen des Volks; eine Zahl hebt die andre; mit andern Worten: Deutschland giebt für sein Heer kein Geld aus.

Der wirkliche Aufwand ist ein andrer: der an Arbeitskraft; die Mannschaften des Friedensheeres sind der sogenannten produktiven Arbeit entzogen. Ist nun das eine Minderung des Volkswohlstandes?

Stünde es um unser wirtschaftliches Leben so, daß Deutschland nicht Hände genug hätte, seine eignen Bedürfnisse oder die Nachfrage andrer Völker nach unsern Erzeugnissen zu befriedigen, dann würde der Ertrag dem Volksvermögen verloren gehn, den die unter der Fahne stehenden Männer in ihrem bürgerlichen Berufe hätten erarbeiten können. Aber so steht es doch nicht. Alljährlich wandern hunderttausende aus Deutschland aus, weil ihnen die Heimat keine befriedigende Arbeit bietet; andre hunderttausende Arbeitwilliger begehren vergeblich Beschäftigung; an zweihunderttausend Landstreicher sollen im Reiche umherziehen. Also zu viel, nicht zu wenig arbeitsfähige Hände sind da. Und alle jene Arbeitlosen leben, wollen und sollen leben, von der Mildthätigkeit, von der Unterstützung andrer! Ein Vagabund bettelt und stiehlt sich einen größern Anteil an den Erträgnissen der nationalen Arbeit zusammen, als die Verpflegung des Soldaten in der Kaserne beträgt. Also an Arbeitskräften fehlt es uns nicht; wir können viel mehr Soldaten einstellen als jetzt, ohne daß der erreichbare Gesamtertrag der deutschen Nationalarbeit irgendwie geschmälert würde.

Allerdings, die vermehrte Rekrutenaushebung trifft viele junge Männer, insbesondre Landleute, die Arbeit haben oder schwer abkömmlich sind; andre, die müssig gehen, bleiben militärfrei. Aber wie die richtige Verteilung der Steuern eine Kunst ist, so auch eine wirtschaftliche Gesetzgebung, die den Überfluß an Arbeitskräften aus den Städten wieder aufs Land zurückleitet, wo es an Händen fehlt.

Der Reichstag möge ruhig mehr Soldaten und mehr Steuern bewilligen, aber gerechte; alle düstern Prophezeiungen vom wirtschaftlichen Niedergange des Volkes, alle Redensarten von unerschwinglichen Lasten werden gerade so zu schanden werden, wie sie es seit den sechziger Jahren stets geworden sind, aus den eben erörterten ganz natürlichen Gründen.

Es wäre sehr zu wünschen, daß man durch die Nebelwand der Etatziffern hindurch den Kern der Dinge sehen wollte. Dann würde die Sucht schwinden, „Ersparnisse“ zu machen, die wirklich eine Vergeudung sind. Da verweigert der Reichstag den Bau eines Kriegsschiffes, das als Ersatz für ein unbrauchbar gewordnes gefordert wird. Was ist die Folge? Die Arbeiter, die das Eisen dazu aus der Erde geholt, das Holz gezimmert, das Schiff gebaut haben würden, sie feiern; dennoch müssen sie in dieser oder jener Form vom Volke erhalten werden; ihre Arbeitskraft wird vergeudet. Statt des jetzt nicht gebauten Schiffes muß vielleicht dereinst, in der Not, eins im Auslande gekauft werden; das würde eine „Ausgabe“ sein, die dem Nationalvermögen verloren ginge. In Preußen streicht die Regierung ein Zehntel der Gelder für die Fortbildungsschulen, setzt Hilfslehrer in Lehrerstellen, Assessoren in Richterstellen, um zu „sparen.“ Als ob die gezahlten Gehalte nicht sofort als belebende Blutstropfen wieder zu den Steuerzahlern zurückströmten, von der Erbitterung der mißhandelten und vom Staate ausgebeuteten Beamten gar nicht zu reden!

Je „schlechter die Zeiten“ sind, desto mehr Geld müßte der Staat in Umlauf bringen, nehmend und gebend. Was ist eine wirtschaftliche Krise anders, als

Digitized by Google

ein Stocken des Geldumlaufs? Niemand mag Geld ausgeben, weil er fürchtet, daß es seine Arbeitgeber oder Schuldner ebenso machen; der Kaufmann bestellt beim Fabrikanten keine Ware, weil er befürchtet, daß seine geldklammen Kunden sie ihm nicht abnehmen werden. Wer kann da besser eingreifen als der Staat und durch umfassende öffentliche Arbeiten den stockenden Geldstrom wieder in Gang bringen? Statt dessen heißts: Bei diesen schlechten Zeiten muß der Staat „sparen," d. h. den langsamen Blutumlauf noch mehr verzögern. Doktor Eisenbart!

Doch das sind alles nur Geldfragen; die Militärvorlage, die jetzt die Gemüter bewegt, bedeutet mehr. Das Heer ist die Hochschule für die körperliche und Charakterbildung des Volkes. Wehe uns Deutschen, wenn uns die alte germanische Waffenfreudigkeit verloren gehen sollte!

Es wird keine andre Last verlangt, als von jedem wehrfähigen Deutschen zwei oder drei Jahre seines Lebens, Jahre, die so vielen dann in der Erinnerung als Lichtpunkte das spätere oft freudlose Dasein erhellen. Alles, was sich um diesen Kern der Militärfrage an Geld- und wirtschaftlichen Schwierigkeiten herumgeballt hat, ist blauer Dunst, den geschickte Hände in der wirtschaftlichen und Steuergesetzgebung und der gesunde Sinn des Volkes hoffentlich noch zerstreuen werden.

Noch ein Wort zum Buchhändlerprozeß. Das in Heft 13 besprochne Urteil des Reichsgerichts giebt noch zu einem fernern Bedenken Anlaß, dessen Bedeutung für unsre sozialpolitische Entwicklung nicht zu unterschätzen sein dürfte. Die Versuche einzelner Berufsstände, auf dem Wege der Selbsthilfe ihre Berufsehre dadurch zu wahren, daß die Genossen veranlaßt werden, den Geschäftsverkehr mit unwürdigen Berufsgenossen abzubrechen, würden dadurch gelähmt werden. Ein Beispiel für die doch gewiß zu billigenden Bestrebungen dieser Art ist wiederholt bei der Börsenenquete zur Sprache gekommen. Eine größere Anzahl Berliner Börsenfirmen haben sich zu einem Verein zusammengeschlossen, der auf dem Wege der Selbsthilfe gegen solche Börsianer vorgehn will, die sich mit den Angestellten bestimmter Firmen auf Börsengeschäfte einlassen. Der Verein will den Geschäftsverkehr mit den unsaubern Elementen abbrechen und diese dadurch möglichst unschädlich machen. Wenn nun aber der Vereinsvorstand diese unsaubern Elemente seinen Mitgliedern namhaft macht, so läuft er nach dem Reichsgerichtsurteil Gefahr, für schadenersatzpflichtig erklärt zu werden. Denn er greift in die „natürliche" Entwicklung des Geschäftsverkehrs ein, auf die, nach der Ansicht des Reichsgerichts, jeder Geschäftsmann ein Recht hat. Ist so etwas wohl zu ertragen?

Krieg und Frieden. Am 28. Juli 1892 wurde die Kabinettsordre erlassen, nach der das älteste Drittel der höhern Lehrer den Professortitel, die beiden andern den Oberlehrertitel erhalten sollten. Die bisherigen ordentlichen Lehrer bekamen ihre Ernennung am 26. September. Die Mitteilung hat also doppelt soviel Zeit erfordert als der österreichische Krieg bis zum Nikolsburger Waffenstillstande. Die Professoren haben ihre Ernennung am 23. März erhalten. Demnach hat die Division durch drei sechzehn Tage länger gedauert als der französische Krieg bis zum Abschluß der Friedenspräliminarien am 26. Februar 1871. Da ging es im Zeitalter der Postkutsche doch noch schneller.

Zweierlei Maß für Einjährige. Während die Berechtigung zum einjährigen Dienst erst mit der Reife für Obersekunda erworben werden soll, kommt es in Städten, wo Departements-Prüfungskommissionen zusammentreten, nicht selten vor, daß sich Tertianer zur Prüfung melden, glänzend durchkommen und die Schule

Digitized by Google

ruhig weiter besuchen. Wenn die Jungen von selbst diesen kürzern Weg gefunden hätten, so verdiente ihre Schlauheit alle Anerkennung. Ganz anders aber sieht die Sache aus, wenn man erfährt, daß ihnen ihre Lehrer dazu raten, ja sogar helfen, und daß selbst die Aufsichtsbehörde nichts dagegen hat, daß auf derselben Bank zwei ganz verschiedne Klassen von Schülern sitzen, solche, die im Schweiß ihres Angesichts auf die Abschlußprüfung losarbeiten, und solche, die in dem Besitz der Berechtigung nur noch ein überlegnes Lächeln für diese Bemühungen haben. Schüler, die nicht in der Hauptstadt eines Regierungsbezirks wohnen, oder die den Weg hinten herum verschmähen, müssen sich über die Gerechtigkeit in der Schule ganz eigne Gedanken machen.

Litteratur

G. E. Lessings Übersetzungen aus dem Französischen Friedrichs des Großen und Voltaires. Im Auftrag der Gesellschaft für deutsche Litteratur herausgegeben von Erich Schmidt. Berlin, Wilhelm Hertz, 1892

Lessings Übersetzungen haben auch in der jetzt von Muncker besorgten Lachmannschen Ausgabe der Werke keinen Platz gefunden; hier erhält das litterarische Publikum nun wenigstens die Lessingsche Übersetzung von drei satirisch-politischen „Schreiben" Friedrichs des Großen und von einer Auswahl aus Voltaires Schriften. Der junge Schriftsteller bewegt sich als unmittelbarer Diener der beiden großen Geister ziemlich steif; meist übersetzt er breitspurig, selten verrät ein glücklicher knapper Ausdruck das scharfe, bündige Denken, das wir als Lessings Eigentümlichkeit bewundern.

Für die Genauigkeit der Wiedergabe des alten Drucks bürgt der Name des Herausgebers; die Ausstattung des Buches ist geschmackvoll wie immer, wenn der Hertzsche Verlag etwas auf den Markt bringt. Vorausgeschickt hat E. Schmidt ein kurzes, pikant geschriebnes, sachlich einführendes Vorwort, am Schlusse läßt er ein Verzeichnis von Lesarten und eines von „einigen Fremdwörtern" folgen, die Lessing umgangen hat. Das letzte leidet unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß alle Fremdwörter von 1892 auch 1752 geläufig gewesen seien, und so erhält der Übersetzer vom Herausgeber den Vorwurf einer „puristischen Neigung." Auch das scheint E. Schmidt nicht beachtet zu haben, daß unsre Fremdwörter gegenüber dem Gebrauch in ihrer Heimat oft einen beschränkten Sinn haben: Lessing redet ganz richtig und schön von der „Quelle" unsers mittelalterlichen Handels an Stelle des Voltairischen principe, das Fremdwort Prinzip gäbe einen ganz andern Sinn. Wozu also? fragen wir bei dieser flüchtigen Zusammenstellung in Bausch und Bogen; oder um seiner mit dem Herausgeber zu reden: ob sie einen Zweck hat, steht dahin.

Der fahrenden Schüler Liederbuch. Eine Auswahl der Vagantengesänge in modernen Übertragungen mit einer Einführung in das Wesen und die Poesie der „Fahrenden" von Karl Mischke. Berlin, P. Letto, 1893

Diese Übersetzungen sollen weitere Kreise mit den lateinischen Vagantenliedern der Stauferzeit bekannt machen, und diesen Zweck können sie wohl erfüllen. Der

Digitized by Google

Ton ihrer jugendfrohen Lebensluft ist glücklich wiedergegeben, dafür hat der Übersetzer allerdings frei, vielleicht manchmal zu frei mit dem alten Inhalt geschaltet. Kenner der Originale werden den gewaltigen Abstand der metrischen Form mit der Schwierigkeit der Übertragung der alten kunstvollen Strophensysteme entschuldigen; die Reime des Übersetzers muten aber auch einem ungeschulten Ohre etwas viel zu. Am besten sind die Lieder von Lenz und Liebe, am wenigsten epigrammatisches gelungen.

Die Einführung sollte eigentlich Ausführung heißen; denn sie faßt am Schlusse zusammen, was über Stimmung und Inhalt der voranstehenden Lieder zu sagen ist, und berichtet kurz über die geringen Ergebnisse der Forschung über die Verfasser der Lieder.

Lehrgang der deutschen Kurzschrift. Erster Teil: Lehr- und Verkehrsschrift. Von A. von Kunowski, Dr. med. und praktischer (scherl) Arzt, und F. von Kunowski, Sekondeleutnant im vierten Garderegiment zu Fuß. Berlin, J. Klinkhardt, 1893

Zur Aufstellung eines neuen Stenographiesystems gehört heutzutage entweder sehr viel oder sehr wenig. Sehr wenig, wenn man sich damit begnügt, die Elementarzeichen der ältern Systeme gehörig durcheinander zu schütteln und ohne neue leitende Gedanken anders zu verteilen. Sehr viel, wenn man darauf bedacht ist, durch wirklich förderliche Neuerungen die Stenographie in ihrer Entwicklung ein Stück vorwärts zu bringen. Da das verfügbare Zeichenmaterial längst bekannt und seine Vermehrung durch neue Bestandteile nicht möglich ist, liegt der Schwerpunkt der stenographischen Entwicklung in der Ökonomie. Lautwissenschaftliche Gruppirung der Elementarzeichen einerseits und sorgfältige Rücksicht auf die Häufigkeit der Sprachelemente anderseits — das sind die Grundsätze, die dabei maßgebend sein müssen. Wo diese Regeln in Gegensatz zu einander treten, da hat der Urheber Gelegenheit, durch Abschließen des vorteilhaftesten Kompromisses Scharfblick und Klugheit zu bethätigen. Eine gediegne Leistung in dieser Richtung ist das Stenographiesystem von Dr. Julius Brauns (1888).

Auch die Herren von Kunowski haben eine tüchtige und förderliche Arbeit geliefert, die neben der von Brauns eine rühmliche Stelle einnimmt. Von gleichen Grundgedanken geleitet wie dieser, sind sie doch zu ganz verschiednen Schlußwerten gekommen, da sie einen ganz andern Weg eingeschlagen haben, als die frühern Stenographieschöpfer einschließlich Brauns. Sie verwerfen nämlich den bisher durch stillschweigendes Übereinkommen anerkannten Grundsatz, daß die Konsonanten als das derbere Element durch den absteigenden Grundstrich, die geschmeidigern Vokale aber durch den aufsteigenden Haarstrich zu bezeichnen seien; sie verfahren gerade umgekehrt. Und der vorliegende Lehrgang liefert den Beweis, daß dieser für ungangbar gehaltne Weg gar nicht so aussichtslos ist, sondern gleichermaßen und ebenso erfolgreich zum Ziele führt, wie die ausgefahrnen Gleise des alten Pfades. So recht natürlich will uns allerdings das neue Verfahren nicht erscheinen. Vernünftiger dürfte wohl Brauns gehandelt haben, als er es in der Auswertung von Auf- und Abstrich beim alten bewenden ließ. Dennoch bleibt das Kunowskische System eine hervorragende Schöpfung, die auf den Entwicklungsgang der deutschen Stenographie nicht ohne Einfluß bleiben wird; darum seien alle Freunde des Gegenstandes auf das neue Werk hingewiesen.

Digitized by Google

Schwarzes Bret

Aus Mannheim wird geschrieben: Wie die „Neue Badische Landeszeitung" erfährt, ist die Dowesche Erfindung nunmehr finanzirt (!) und zwar durch ein Berliner Konsortium in Verbindung mit der hiesigen Firma Alfred Heinemann und Cie. Die Bedingungen sind (sind!) sehr geheim gehalten, doch verlautet so viel mit Sicherheit, daß Dowe einen sehr hübschen (!) Barbetrag erhalten hat und ihm außerdem ein gewisser (!) Gewinnanteil vertragsmäßig gesichert ist. Unstreitig kann es sich die oben genannte hiesige Firma zur Ehre (!) anrechnen, daß es ihr in Anbetracht der vielen Angebote, die dem Erfinder in den letzten zwei Tagen gemacht worden, gelungen ist (in Anbetracht gelungen ist!), zu bewerkstelligen, daß die Sache (!) wenigstens zum Teile in Mannheimer Händen bleibt.

Triumphirender als hier in der jüdisch-demokratischen Neuen Badischen Landeszeitung kann sich ein gewisser Kapitalismus, der alle und jegliche produktive Leistung andrer ausbeutet, wohl nicht ausdrücken.

Folgende schöne Probe von Wiener Kaufmannssprache wird uns zugesandt:

Ew. P. T.! Ich erlaube mir, die ergebne Anzeige zu machen, daß sämtliche Neuheiten meiner Spezialität „Wirkwaren" angelangt sind und teile gleichzeitig mit, daß ich bemüht war, der zur Langmut gewordnen schwarzen Farbe, welche mit Recht, infolge ihrer Waschechtheit noch allgemein gekauft wird, einen Übergang zu kombiniren, darin bestehend, daß ich gestreifte Kinder-Knieströmpfe arbeiten ließ, die wohl den Grundton „schwarz" beibehielten, aber mit feinen, harmonisch zusammengestellten verschiedenfärbigen Streifen, versehen sind, sodaß die Abweichung der Gewohnheit, nicht zu auffallend erscheint, und doch damit Neues geschaffen ist, was allseits Beifall findet.

Weiters habe ich, die im Vorjahr, als Neuheit gebrachten „schottischen Fil d'ecosse" Damen und Kinderknieströmpfe, welcher Genre, seiner Neutralität wegen, viel gekauft wurde um bedeutende Kombinationen vervielfältiget, sodaß ich jeder Anforderung entsprechen kann.

Ebenso sind die allgemein bekannten und wegen ihrer besondern Kleidsamkeit beliebten sogenannten „Sockerlströmpfe" welche in meinem Geschäfte ihren Ursprung haben, durch zahlreiche Farbenzusammenstellungen bereichert worden.

Endlich sind Fantasie-Modeströmpfe, wie: färbiglanggestreift, färbigquarirt und gestickte Fil d'ecosse Damen und Kinderknieströmpfe als Neuheit in großer Auswahl lagernd und bin ich gewiß, mit so zahlreichen Varianten, den Wünschen und dem Geschmacke meiner hochgeehrten P. T. Abnehmer zufriedenstellend, dienen zu können.

Mit der Versicherung, keine Mühe zu scheuen, das mir bisher geschenkte Vertrauen, auch fernerhin zu erwerben, bitte ich um die geneigten Aufträge und zeichne, im vorhinein bestens dankend Hochachtungsvoll u. Ergebenst Raimund Ittner.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Deutsche Handelskammern im Auslande

Bei dem immer heftiger werdenden wirtschaftlichen Konkurrenzkampf der Nationen, bei dem natürlichen Streben, auch den kleinsten Vorteil für die eigne Handelsbilanz andern Ländern gegenüber aufzuspüren und auszunutzen, muß es auf fallen, daß sich die deutschen Industriellen nicht entschließen können, für die Befestigung und weitere Ausdehnung ihrer ausländischen Handelsbeziehungen dieselben Wege einzuschlagen, denen England und Frankreich noch vielfach ihr Übergewicht im Handel verdanken. Deutschland hat noch immer keine tüchtige und zuverlässige Vertretung seiner Handelsinteressen im Auslande an Ort und Stelle.

Nachdem zuerst England den Gedanken, die Industrie des Mutterlandes durch geeignete ständige Selbstverwaltungsorgane im Auslande zu fördern, durch die Errichtung einer britischen Handelskammer in Paris verwirklicht hatte, folgten diesem Beispiel bald Frankreich, Belgien, Italien und Österreich nach, und auch Griechenland erkannte die Wichtigkeit der Sache, indem es heimische Handelskammern in Konstantinopel, Smyrna und Alexandria schuf.

Daß Deutschland in der Errichtung solcher Institute bisher zurückgeblieben ist, lag nicht zum wenigsten an der Unlust, die der deutsche Handelstag in seiner 16. Sitzung in Berlin dieser Frage gegenüber gezeigt hat, obwohl von berufenster Seite Fürsprecher der guten Sache erstanden und die „Handelskammer zu Mannheim“ wie das „Ältestenkollegium zu Magdeburg“ in größern Denkschriften die für die deutschen Handelsinteressen nur vorteilhaften Wirkungen darlegten.

Man ist nach dem kleinlichen Ergebnis, das diese Handelstagssitzung gehabt hat, von der Verfolgung des Gedankens mehr und mehr abgekommen. Dennoch wird man ihn heute bei den immer inniger werdenden Handels-

Digitized by Google

beziehungen der Nationen, die durch den Abschluß der Handelsverträge ihre Sanktion erhalten haben, wieder aufnehmen und von neuem auf die Notwendigkeit seiner Ausführung hinweisen müssen, da die Bedeutung dieser Auslandskammern als berufner Vertreterinnen der vaterländischen Volkswirtschaft mit der Entwicklung des internationalen Verkehrs nur wachsen kann. Wir wollen daher ihrem Zweck und ihrer Organisation eine kurze Besprechung widmen.

Bestimmungsgemäß haben sich die deutschen Konsuln in ihren Berichten an die heimische Oberbehörde durch eigne und womöglich unter dem Beirat zuverlässiger deutscher Firmen anzustellende Erhebungen über die einschlägigen Verhältnisse ihres Bezirks zu unterrichten. In dieser Bestimmung erblicken wir den nächstliegenden Hinweis auf die Thätigkeit von Auslandskammern; darnach hätte sie zunächst eine vorwiegend informatorische zu sein. Gerade weil die Mitglieder im fremden Lande dauernden Aufenthalt und dauernde Thätigkeit gefunden haben, werden sie am ehesten in der Lage sein, wenn nicht Konkurrenzbedenken oder sonstige Rücksichten hinderlich sind, durch Aufklärung über die Geschäftsverhältnisse des fremden Landes, durch geeignete Winke über die Konjunktur am dortigen Markte, durch Auskünfte aller Art, durch Aufmunterung ihrer heimischen Produktion zur Konkurrenz, durch Mitteilungen zweckmäßiger Einrichtungen des fremden Landes und sonstige Informationen ersprießlich zu wirken.

Unsre Konsuln werden geradezu überschüttet mit Anfragen über die Zahlungsfähigkeit von Firmen, über den geschäftlichen Charakter dieses oder jenes Hauses, über Adressen von tüchtigen Agenten u. s. w. Eine sichre, wahrheitsgemäße Beantwortung kann für die heimische Ausfuhr weittragende Bedeutung gewinnen, ist aber deshalb für die Konsularbeamten auch um so schwieriger und bedenklicher. Oft sind diese aber gar nicht in der Lage, zuverlässige Nachrichten geben zu können, oder es verbietet es geradezu ihre amtliche Stellung, derartige Auskünfte an Private zu geben, insbesondre über Kredit und Leistungsfähigkeit, schon wegen der Möglichkeit des Mißbrauchs. Noch schwerer ist es in den zahlreichen Fällen von Geschäftsverwicklungen, Rechtsstreitigkeiten, Beanstandungen der ausländischen Behörden und ähnlichen Fällen, jederzeit für den einzelnen einzutreten, ja es ist das in vielen Fällen von vornherein ausgeschlossen.

Anders steht die Sache bei den Auslandskammern; diese werden erstens viel eher in der Lage sein, über verschiedne Einzelheiten der Handels- und Produktionsverhältnisse Aufschlüsse zu geben, aber auch unbehindert zu Gunsten der privaten Firmen und Geschäftsleute, die sich an sie wenden, über Kreditverhältnisse u. dergl. Auskunft zu erteilen und, wenn es die Sachlage erfordert, in irgend welchen Rechtsstreitigkeiten, Zollkonflikten, Geschäftsverwicklungen oder Beanstandungen der Auslandsbehörden, kurz in allen Fällen, wo der

Digitized by Google

Kaufmann am fernen Platze eines sachkundigen Vertreters, einer hilfreichen Vermittlung bedarf, einzutreten. Dazu kommt aber noch, daß gewisse Dinge, die geschäftliche Fachkenntnisse erheischen, wie Aufklärung über Handelsgebräuche, über Aussichten eines Geschäftszweiges, Empfehlungen zur Anknüpfung von Beziehungen, Vermittlung geeigneter Verbindungen u. dergl. ohnehin nur von Personen mitgeteilt werden können, die selbst im Geschäftsleben stehen. Wozu also dann der Umweg über das Konsulat?

Außerdem würden den Auslandskammern noch weitere, mehr nebensächliche Aufgaben obliegen: insbesondre die Überwachung unzulässiger Nachahmung der Erzeugnisse des Inlandes, wie der Fälschung der Marken, ferner die schiedsrichterliche Thätigkeit zwischen Geschäftsleuten ihrer Nationen, soweit sie sich ihrem Schiedsspruche unterwerfen.

Die Kammern sollen also, im engen Zusammenhange mit den Aufgaben der Konsularämter, diese nicht etwa überflüssig machen, sondern sie wesentlich ergänzen und ihnen einen Teil der Arbeitslast abnehmen. Für die allgemeine Berichterstattung an die heimische Regierung würden sie am ehesten in der Lage sein, den Konsulaten die Unterlagen zu liefern, auch Warnungen wie Ratschläge für handelspolitische Maßnahmen und Erlasse zu geben. Durch thatsächliche Mitteilungen und durch Gutachten über Lage und Gang der Industrie sowie der finanziellen Verhältnisse ihres Bezirks würden sie den heimischen Behörden wesentliche Anhaltepunkte gewähren und insbesondre bei dem Abschluß von Handelsverträgen wertvolles Material liefern können, sodaß die Gefahr, vom Auslande übervorteilt zu werden, geringer wäre als gegenwärtig. Welche Bedeutung würde z. B. bei dem jetzigen wirtschaftlichen Konflikt zwischen Frankreich und der Schweiz eine deutsche Handelskammer in der Schweiz erhalten! Sie würde den deutschen Firmen den richtigen Weg zu schnellem und dauerndem Absatz ihrer Erzeugnisse weisen, der Schweiz mit der besten Auskunft über deutsche Bezugsquellen dienen können. Der große und immerhin umständliche Apparat der Handlungsreisenden und Zeitungsofferten übt unter den jetzigen Verhältnissen wahrscheinlich eine schwächere, jedenfalls eine unsicherere und langsamere Wirkung aus.

Ein Aufsatz in Nummer 10 des Exports vom 9. März d. J. weist in beherzigenswerter Weise auf die Entwicklung des deutschen Handels in Ostindien hin, dem bei dem immer mehr wachsenden Bedürfnis nach europäischen Erzeugnissen in diesen Ländern noch ein großes Feld der Wirksamkeit offen steht. Es wird aber auch zur weitern Erhöhung des deutschen Absatzes und zum Schutz gegen die immer noch übermächtige Konkurrenz Englands und auch Belgiens als eine Notwendigkeit bezeichnet, eine wirkungsvolle Einrichtung zur Hebung des deutschen Einflusses zu schaffen, und es werden zu diesem Zweck dauernde Musterlager deutscher Industrieprodukte vorgeschlagen. Wir meinen, daß die Veranlassung zur Gründung einer deutschen Handelskammer

Digitized by Google

für Ostindien, vielleicht in Kalkutta, nicht deutlicher ausgesprochen werden könne. Alle solche Einrichtungen, wie Musterlager, Ausstellungen und andre für die deutsche Industrie Propaganda machende Schöpfungen würden durch eine Auslandskammer, die behördlichen Charakter trägt, am zweckdienlichsten ins Leben gerufen und überwacht werden können. Die Versuche, die bisher von einzelnen deutschen Firmen zur Eroberung einer festen Stellung in diesem Konkurrenzkampf gemacht worden sind, stehen vereinzelt da und entbehren auch als Privatunternehmungen des festen Untergrundes, den eine staatlich unterstützte und privilegirte Körperschaft hat; nur in wenigen Fällen sind sie der englischen Konkurrenz gegenüber von Erfolg gewesen. Von Deutschland aus aber mit diesen fernen Ländern durch Reisende Geschäftsverbindungen anzuknüpfen, fehlt es an der genügenden Kenntnis der lokalen Verhältnisse sowohl wie des Charakters der Bevölkerung, ganz abgesehen von den unverhältnismäßig hohen Kosten.

Die von uns befürworteten Auslandskammern würden also auch eine schöpferische Thätigkeit entfalten können. Denn die deutsche Handelswelt soll sich nicht damit begnügen, nur Fabrikate auszuführen und etwa Anleihen abzuschließen, sondern es wäre zu wünschen, daß sie, wie es namentlich England thut, ihr Augenmerk auch auf die Errichtung und den Erwerb dauernder Anlagen im fremden Lande richtete. Der Absatz eines Ausfuhrartikels ist stets mehr oder weniger von Konjunkturen abhängig. Im Vergleich zu dem Bau von Eisenbahnen, Tramways und Brücken, der Anlegung von Telegraphen, Beleuchtungs-, Wasser-, Hafen- und Kanalisationswerken u. s. w. bietet der Export von Einzelfabrikaten das Bild einer Augenblickserscheinung. Seine Dauer hängt vielfach von unberechenbaren Umständen, neuen Erfindungen, neuen Moden u. s. w. ab. Dazu kommt, daß sich in manchen überseeischen Ländern, die heute noch gute Absatzgebiete für unsre Fabrikate sind, die eigne Industriekraft zu regen beginnt. Bei dem Aufschwung der amerikanischen Staaten, Japans, auch Indiens verhehlen sich sachverständige Interessenten z. B. nicht, daß es nur noch eine Frage der Zeit sei, wie lange gewisse europäische Länder noch ausschließlich von den Produkten des europäischen Marktes abhängen. Angesichts dieser Wahrnehmungen lohnt es sich wohl, die Aufmerksamkeit des deutschen Kapitals, der deutschen Fabrikation und der deutschen Arbeitskraft besonders auch auf die Bedeutung und den Vorteil hinzulenken, die, wie das Beispiel Englands und Frankreichs lehrt, der Besitz bleibender Anlagen in fremden Ländern für das Heimatland zu haben pflegt. Derartige Unternehmungen gestalten sich weit produktiver als einmalige Geschäfte mit augenblicklichem Gewinn. Außer dem Unternehmervorteil sichern sie gewöhnlich dem Ursprungslande auf geraume Zeit den Bezug des erforderlichen Materials, gewähren fortlaufende Einnahmen, bieten bei ihrer Verwaltung überschüssigen Arbeitskräften Verwendung und eignen sich vorzüglich zum Ausgangspunkt,

Digitized by Google

um den finanziellen und kommerziellen Einfluß in dem betreffenden Lande zu behaupten, ihn auf verschiednen Gebieten auszunutzen und neue Verbindungen anzubahnen. Hand in Hand sollten Kapital und Industrie, wenn sie im Auslande Beschäftigung suchen, diesem Ziele zustreben. Wo sie es erreichen, wird sich voraussichtlich eine gewisse Stetigkeit in unsern Beziehungen zum Auslande bilden, deren Wert darin besteht, in weniger günstigen Zeiten ebenso für den vielfachen Schwankungen unterworfnen Exporthandel, wie für bloße Finanzgeschäfte, die ebenfalls stets von den jeweiligen Verhältnissen abhängen, Ersatz zu bieten.

Die Vertretung aller dieser Interessen ist bisher ausschließlich Aufgabe der Konsuln gewesen. Zwar hat das Bedürfnis, sich einander zu nähern und die Solidarität der Interessen der im Auslande lebenden Angehörigen eines Landes unter sich zu stärken, vielfach Landsmannschaften für wohlthätige und Klubs für gesellige Zwecke geschaffen. Wie natürlich, haben diese auch ihre gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen zum Gegenstande der Beratung gemacht, um sich für den Fall der Not zu schützen, sei es gegen bevorstehende Maßregeln der Lokalbehörden, sei es um Erleichterungen von der fremden oder von der Regierung des Mutterlandes zu erlangen. Aber die Konsuln haben es leider bisher nicht verstanden, sich dieser natürlichen Bildungen zu bedienen, einfach weil sie dazu keine Anregung oder keine Erlaubnis von ihrer Regierung erhielten.

Wenn der Ausschuß des Zentralverbandes deutscher Industriellen in seiner Sitzung vom 4. Februar dieses Jahres meinte, die Gründung derartiger Korporationen müsse den deutschen Kaufleuten im Auslande selbst überlassen bleiben, so scheint uns das nicht richtig zu sein; der Staat sollte die Sache in die Hand nehmen. England steht mit einer freiwilligen, von der Regierung unabhängigen Stiftung allein; Frankreich, Italien und Österreich haben nur staatliche Handelskammern im Auslande, teilweise allerdings mit einer gewissen Freiheit der eignen Verfassung.

Die Organisation der erstrebten Handelskammern würde sich, um auch davon noch ein kurzes Wort zu sagen, am besten nach dem Muster der österreichischen und italienischen, d. h. zwar in unmittelbarer Fühlung mit dem betreffenden Ministerium des Mutterlandes, im übrigen aber mit eigner Verfassung einrichten lassen. Ihr Schwerpunkt müßte stets in Deutschland liegen, wobei nicht ausgeschlossen wäre, daß sie mit der Wahrung der deutschen Interessen ihre eignen im Auslande pflegten und förderten.

Um amtlich anerkannt zu werden, wäre ihr Statut dem deutschen Konsul ihres Platzes zu unterbreiten, der auch eine Art überwachender Stellung einnehmen würde. Mit den Inlandskammern müßte unmittelbar Verkehr und Schriftwechsel bestehen, wie auch die ganze Organisation ein treues Spiegelbild der Inlandskammern abgeben müßte. Statt des Handelsregisters würde

Digitized by Google

bei der Frage des aktiven und passiven Wahlrechts am richtigsten die in § 12 des deutschen Reichsgesetzes vom 8. November 1867 betreffend die Organisation der Bundeskonsulate erwähnte Matrikel zu Grunde gelegt werden, daneben die Zugehörigkeit zu dem Handels- und Industriestand des betreffenden Platzes. Weiter müßte die Bestimmung gelten, daß nur Deutsche Mitglieder werden dürften; nur dann hätte man eine Gewähr dafür, daß sie nie etwas andres sein würden als Pflegstätten national-wirtschaftlicher Interessen und nationalen Geistes. Eine freie Vereinigung dieser Art würde sich ihres nationalen Berufs unter Umständen gar nicht bewußt werden. Welche Regierung, welcher Konsul vermöchte eine freie Vereinigung deutscher Kaufleute zu hindern, Engländer oder Spanier oder sonstwen aufzunehmen? Unabweisbar wäre auch die Forderung einer gesetzlichen Grundlage, die diese Interessenvertretungen mit öffentlichen Rechten und Pflichten ausstattet und mit dem behördlichen Charakter, der den Handelskammern eigen ist.

Von großer Bedeutung für die ganze Organisation ist natürlich die Kostenfrage. Auch hier geben uns die Auslandskammern andrer Länder Fingerzeige. Je größer die Zahl der deutschen Reichsangehörigen eines Konsulatsbezirks ist, je größer der Einfluß der einzelnen in dem betreffenden Bezirk selbst ist, und endlich je wichtiger dieser Verkehr mit Deutschland, desto lebhafter wird das Bedürfnis einer solchen Kammer sein, auch durch Heranziehung entsprechender Arbeitskräfte die ihr gestellten Aufgaben zu erfüllen, und desto leichter wird es einer solchen Kammer sein, durch Selbstbesteuerung die erforderlichen Mittel aufzubringen. Beispiele bieten die englische Handelskammer in Paris und die französische in London. Soweit es sich jedoch um Plätze handelt, wo die Zahl der deutschen Reichsangehörigen nur klein, aber das deutsche Handels- und Industrieinteresse sehr groß ist, bleibt nichts übrig, als durch Zuschüsse aus Kreis- und Zentralfonds die Kosten zu decken, wie es ja das Handelskammergesetz eines der deutschen Mittelstaaten ausdrücklich vorschreibt.

Damit haben wir in Kürze die Aufgaben deutscher Handelskammern im Auslande geschildert. Es könnten noch manche Einzelheiten über ihre Zweckmäßigkeit angeführt werden; doch wird schon das vorstehende genügen, ihre Bedeutung für alle mit fremden Ländern im Handelsverkehr stehenden Kreise zu zeigen.

Digitized by Google

Der alte Harkort

Fritz Harkort, geboren den 22. Januar 1793, gestorben den 6. März 1880, ist ein solches Urbild eines echten deutschen Mannes, daß wir es nicht versäumen dürfen, auf die unten genannte ausführliche Lebensbeschreibung*) hinzuweisen, wenn wir damit auch zu unserm großen Bedauern um drei Jahre zu spät kommen. Wer weiß, ob seine Familie nicht seit Widukinds Zeiten auf dem „stuhlfreien" Hofe Harkorten im Ennepethale zwischen Schwelm und Hagen sitzt; über drei Jahrhunderte befindet sich der Hof nachweislich in ihrem Besitz. Urwüchsig, und zwar ursächsisch, ist alles an ihr geblieben. Den Adel hat man ihr bis jetzt wohl nur darum nicht angeboten, weil man der Zurückweisung gewiß war. Von Fritzens ältestem Bruder, der als Familienhaupt Johann Kaspar V. hieß und wie der alte Vincke beim Ausgehen den blauen Kittel über den Kleidern trug, erfuhr die erstaunte Welt erst nach seinem Tode, daß er Kommerzienrat sei, und als Fritz nach der Krönung des Königs Wilhelm I. in Königsberg, gegen die er öffentlich Verwahrung eingelegt hatte, zu aller Welt Überraschung den Roten Adlerorden dritter Klasse bekam, hatte das Zurückschicken der Knopflochzier vierter Klasse seine Schwierigkeiten; nach langem Suchen wurde sie gefunden — in der Originalverpackung. Als jüngerer Sohn war Fritz nach westfälischem Gewohnheitsrecht darauf angewiesen, sich durchzuschlagen. Er lernte die Kaufmannschaft, fand aber kein Gefallen am Schreibstubenleben und stürzte sich, nachdem er die Franzosen hatte verjagen helfen, bis an sein Lebensende immer aus einer gewerblichen Unternehmung in die andre. Jüngst ist in diesen Blättern behauptet worden, daß der Fortschritt der Technik weder als Mittel noch als Anreiz großer Privatvermögen bedürfe. In Harkorts Leben und Wirken findet dieser Satz seine glänzendste Bestätigung. Keinem Manne verdankt die deutsche Industrie so viel wie ihm; und mit nichts hat dieser Mann angefangen, hat es zu nichts gebracht und

*) Der alte Harkort. Ein westfälisches Lebens- und Zeitbild. Von L. Berger (Witten), M. d. A. Mit dem Bildnis Harkorts und Abbildungen seiner Grabstätte und des Harkortdenkmals. (Der Reinertrag ist zur Unterstützung notleidender Lehrerwitwen bestimmt.) Leipzig, J. Baedeker, 1890.

Digitized by Google

zu nichts bringen wollen; er hat immer nur für sein Volk und Vaterland gearbeitet, andern das Bett bereitet, worein sie sich legen konnten, nicht, wie St. Martin, den halben, sondern immer gleich den ganzen Mantel verschenkt. Hatte er in seinen Werkstätten unter unsäglichen Mühen etwas neues zustande gebracht, so zeigte er es jedermann und unterstützte die mit Rat und That, die es nachahmen wollten. Dem harten Tadel derer, die ihm sagten, er solle lieber, wie es seine Pflicht sei, für seine Familie sorgen, anstatt sich Konkurrenten groß zu ziehen, begegnete er mit den Worten: „Mich hat die Natur zum Anregen geschaffen, nicht zum Ausbeuten; das muß ich andern überlassen.“ Nicht auf Vernichtung, sondern auf Verbesserung der kleinen Betriebe ging er aus. „Man [ver]kümmere nicht den fleißigen Arbeitern ihren spärlichen Lohn; nein, man unterstütze sie mit Belehrung und guten Werkzeugen, und die Gewerbe werden sich blühend entfalten. Die Elemente liegen vor uns, es bedarf nur des Gemeinsinns, um sie zu ordnen.“ Er selber ward öfter als einmal das Opfer schamlosester Ausbeutung. Als er die ersten Rhein-Seedampfer baute, richteten ihn die Kölnischen Geldleute mit kalter Berechnung zu Grunde, um das epochemachende Unternehmen ganz allein ausbeuten zu können. Er, der nie ohne Not von sich selber zu sprechen gewohnt war, schrieb doch später über diese Angelegenheit an den oberschlesischen Großindustriellen Winkler, bei dem er damals vorübergehend Zuflucht gefunden hatte (auch der war ein selbstgemachter Mann; sein Schwiegersohn, der die Dynastie fortführt, heißt von Thiele-Winkler): „Im Jahre 1837 habe ich die Sorgen und den Kummer eines ganzen Menschenlebens erduldet.“ Bei keinem war die Entrüstung über den Gründungsschwindel vor zwanzig Jahren so aufrichtig wie bei ihm. Vergebens warnte er in der „Westfälischen Zeitung,“ als es noch Zeit war: „Das große Kapital bewegt sich klüglich außerhalb der Sphäre des Staatsanwalts und speist sehr behaglich das kleine Kapital mit Hilfe der erfindungsreichen Gründer auf“; die Leute nahmen keine andre Belehrung an als die durch eignen Schaden. Er selbst hatte schon lange vorher seine sehr soliden und gemeinnützigen Gründungen, seine Maschinenbauanstalt auf dem Wetter, seine Heimstätte auf dem Hombruch, wo er mit eigner Hand die Eichen gerodet hatte, eingebüßt; nur ein wunderschön gelegnes Eckchen hatte er sich auf dem Hombruch gerettet, auf dem er sich ein verfallenes Arbeiterhaus zur Wohnung einrichtete. Höchlichst erstaunt schauten die Deputationen, die ihn zum achtzigsten Geburtstag beglückwünschten, diese wunderliche Residenz; nur der alte Krupp, der ihn um dieselbe Zeit einmal besuchte, fand sie ganz in der Ordnung. Übrigens verhalf ihm in den allerletzten Jahren seines Lebens der glückliche Verkauf einiger erzhaltigen Grundstücke zu einem bescheidnen Wohlstande.

Eine kurze Aufzählung seiner wichtigsten Unternehmungen mag einen Begriff davon geben, was ihm das Vaterland verdankt. Im Jahre 1818 legte er auf der alten Burg zu Wetter die erste Maschinenfabrik an mit Hilfe von

Digitized by Google

Engländern, die zu bekommen sehr schwierig gewesen war. Ordentliche Leute waren zur Übersiedelung nach Deutschland nicht zu bewegen. „Ich habe damals — erzählte er später — verschiedne meiner Engländer sozusagen vom Galgen herunterschneiden müssen, um überhaupt welche zu bekommen.“ Er hat die ersten deutschen Dampfmaschinen und den ersten mechanischen Webstuhl gebaut. Nachdem er drei Jahre lang vergebens gesprochen und geschrieben hatte, um eine Aktiengesellschaft zur Einführung des Puddelverfahrens in Westfalen zustande zu bringen, weil die westfälischen Eisenwerke die Konkurrenz mit dem dreißig Prozent billigern ausländischen Puddeleisen nicht auszuhalten vermöchten, ging er 1826 zum zweitenmale nach England, holte wieder Werkmeister und Arbeiter herüber, schuf mit seinen unzulänglichen Mitteln das erste Puddel- und Walzwerk und verbesserte das Verfahren durch eigne Erfindungen. Schon vorher hatte er einen verbesserten Hochofen angelegt. Seine Bemühungen um Anlage einer Eisenbahn im westfälischen Industriegebiet — von 1825 an — blieben fast zwanzig Jahre lang vergeblich, doch hatte er die Freude, daß sein Bruder Gustav in Leipzig mit Hilfe seiner thatkräftigen Freunde Seyfferth, Dufour-Féronce und Lampe die von List vorgeschlagne Strecke Leipzig-Dresden in der Zeit von 1834—39 zustande brachte. Die Konzession zur Bergisch-Märkischen Bahn sowie für die von Harkort 1830 vorgeschlagne Bahn Köln-Minden wurde erst 1844 erteilt. Vom münsterländischen Adel zeichnete nur einer für die um dieselbe Zeit ausgeführte Zweigbahn Hamm-Münster. „Was? — soll ein Graf gesagt haben — wir sollten unser Geld für eine Eisenbahn hergeben? Da könnte ja jeder Bauer ebenso rasch fahren wie wir!“ Er empfahl auch zuerst die Einführung der in Amerika erfundnen Gitterbrücken und sagte schon 1840 voraus, daß man einst flüchtig gelegte transportable Eisenbahnen bauen werde. Bei solchem Eifer für die Eisenbahnen mahnte er doch zugleich anhaltend, die Wasserstraßen nicht zu vernachlässigen. Darum bereitete es ihm große Freude, daß er die Maschine für den ersten Weserdampfer herstellen durfte, der auf Bincks Anregung in Duisburg gebaut wurde. Harkort selbst unternahm es, den fertigen Dampfer den Rhein hinab durch die Nordsee und in die Weser hinein zu steuern. Es war mitten im Winter — am 24. Januar 1836 wurden die Anker gelichtet — und wurde allgemein als kühnes Wagnis angestaunt. Nicht das größte zwar, aber das lächerlichste der Hindernisse auf dieser an Hindernissen reichen Fahrt war beim Dorfe Schweringen zu überwinden. Der hannoversche Fährpächter weigerte sich, das Fährseil herunterzulassen, weil er nur für Segelschiffe, nicht für Dampfboote dazu verpflichtet sei. Als alle gütlichen Vorstellungen nichts halfen, ließ Harkort seinen Dampfer gegen das Seil losfahren und es sprengen. Ein vom Fährpächter requirirter Gendarm ritt fluchend am Ufer nebenher und schwang vergebens die Verfügung, die die Weiterfahrt untersagte. Weit stärkere Seile waren auf der Fahrt von Köln

Digitized by Google

nach London zu sprengen. Harkort machte sich nämlich an den Bau eines Rhein-Seedampfers. Die Regierung aber untersagte den Weiterbau, weil die (neue) Bauart unsicher und der leitende Ingenieur kein geprüfter Seeschiffbaumeister sei. Harkort reiste nach Berlin und nahm seine Zuflucht zu dem ihm persönlich wohlwollenden Kronprinzen. Weitere Hindernisse bereiteten dann auf der Fahrt selbst die aus guten Gründen wütenden Holländer. Schließlich gelang es sogar noch, bei stürmischem Meere eine wilde Brandung zu passiren, vor der sich Schiffe alter Bauart fürchteten, und Harkort kam in London glücklich an und von da ebenso glücklich nach Köln zurück (Spätherbst 1837). Daß er zeitlebens auch für Gründung von Banken, gemeinnützigen Vereinen, Zeitungen und Zeitschriften thätig war, soll nur eben erwähnt werden; er gehört auch zu den Gründern der „Preußischen Jahrbücher."

Das wäre einiges von dem, was er selbst geschaffen hat oder hat schaffen helfen. Wahrhaft erstaunlich aber ist die Fülle dessen, was er angeregt und worauf er, seiner Zeit weit vorauseilend, zukünftige Anreger hingewiesen hat. Seine Begeisterung für den technischen Fortschritt und seine eigne rastlose Arbeit dafür machte ihn nicht blind gegen die Thatsache, daß dieser Fortschritt nur dann der Menschheit zum Heile gereichen kann, wenn ihn Weisheit, Gerechtigkeit und Nächstenliebe beherrschen. Man lese folgende Bruchstücke aus seinen im Jahre 1843/44 verfaßten „Bemerkungen über die Hindernisse der Zivilisation und Emanzipation der untern Klassen" und sage, ob wir Heutigen in diesen Dingen irgend etwas wissen oder leisten, was nicht der alte Harkort vor fünfzig Jahren schon gewußt und gewollt hätte.

Echt menschliche Kultur blieb den untern Schichten der Gesellschaft fremd. Unsre Staatsmänner erziehen die Proletarier und den Pauperismus in unheildrohenden Massen, die arm an geistigem und irdischem Gute, in Bildung und Reichtum nur den Feind und Dränger sehen. Betrachtet jene Millionen in England, Irland, Frankreich, in allen großen Städten, die bereit sind, die Welt in Brand zu stecken, da sie nichts zu verlieren haben: und unsre Warnung wird gerecht erscheinen. Das Gefühl der Not hat zur gemeinsamen Verteidigung die der öffentlichen Wohlfahrt so schädlichen Arbeiterassoziationen und sogar den Kommunismus hervorgerufen. Der Arme wird verhindert, Eigentum zu erwerben, deshalb denkt er an Teilung durch physische Gewalt. Wir machen Gesetze gegen die Zersplitterung der Güter, begünstigen die Majorate; blickt auf Irland und die Folgen! Um das Fundamentalgesetz der Staaten, die Heiligkeit des Besitzes zu sichern, muß allen die Laufbahn eröffnet sein, in gesetzlicher Weise ein Eigentum erwerben zu können, und [muß] die entgegengesetzte Schranke fallen.

Vom Staate verlangen wir, daß er nicht allein gebietend, sondern auch helfend und fördernd einschreite. [Demnach fordert er: unbedingtes Verbot der Beschäftigung von Kindern in Fabriken, eine Maximalarbeitszeit, Sorge für gute und billige Nahrungsmittel, niedrige Eisenbahnfahrpreise für Arbeiter.] Als praktisch möchte es sich herausstellen, wenn man Arbeiterkolonien durch eigne Pferdebahnen mit den Hauptstädten verbände, die außer dem Personenverkehr zum Transport

Digitized by Google

von Baumaterial und Produkten dienten. Die Meile ist für 30000 Thaler zu bauen und bei Benutzung von Chausseen noch ungleich billiger zu legen. Solche Vorstädte brächten der Hauptstadt keine Gefahr; die Leute wären gesund an Leib und Seele, im Gegensatz zu der unbeschäftigten darbenden Hefe des Volks in den großen Städten.

Die Großindustriellen bilden eine mächtige Aristokratie, die sich gleich den englischen Pairs stets aus den Reihen des Glücks und der Kapazität ergänzt. Gleich den Condottieri des Mittelalters sammeln sie gegen Sold alt und jung aus allen Völkern unter ihre Fahnen, Gewinn und Verlust der Unternehmung wagend auf eigne Gefahr. Kapital und Talent des Unternehmers halten die lockere Schar zusammen, er verabschiedet oder wirbt, wie Glück oder Umstände es erheischen. Sold ist das einzige Band; wenn der Führer fällt, zerstiebt das Geleite. Dieses Gefolge der Industrie, häufig ohne feste Heimat, ohne Hoffnung oder Zukunft, heute vergeudend und morgen darbend, fängt an durch seine bedenklich wachsende Zahl der Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft gefährlich zu werden. Den Fabrikherrn für den Unterhalt seiner Leute verantwortlich zu machen, erscheint unthunlich. Allein die Pflicht könnte dringend nahe gelegt werden, das System der wechselseitigen Unterstützung sowohl in Krankheitsfällen als wie Invalidität unter ihnen einzuführen und mit angemessenen Zuschüssen zu unterstützen. Sichert der Staat durch Zollschutz den Herrn, dann geschehe auch etwas für die Diener. [Auf seinen Werken hatte Harkort schon 1820 Krankenkassen eingeführt; 1853 sprach er im Abgeordnetenhause für staatliche Zwangskassen.] Auch sollte der Fabrikant seine Arbeiter zu einem Verein sammeln, der die notwendigsten Bedürfnisse in größerm Maße anschaffe und unter sich verteile. Er sollte ferner dem Arbeiter außer dem festen Lohne einen Anteil am Gewinn zugestehen. Vorläufig seien allerdings die Arbeiter für eine engere Verbindung mit dem Kapital zu roh. „Allein die Zeit wird kommen, wo unser Vorschlag Eingang findet; denn der schroffe Gegensatz von großem Überfluß und Mangel wird täglich bedenklicher." Dem Elend der großen Städte gegenüber seien die Kirchen, von denen manche Leute Hilfe erwarteten, ohnmächtig; unähnlich der Kirche der ersten Jahrhunderte, leisteten sie in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung so gut wie nichts. Was für die Schule in Berlin geschehe, sei kläglich. „Drei Musikdirektoren in Berlin beziehen jährlich 16000 Thaler; 200000 Thaler für die Erbauung eines Wintergartens; 150000 Thaler Zuschuß für Oper und Ballet — und 94000 Thaler für die Schulen? Wahrlich, der »christliche« Staat ist noch weit von seiner Vollendung!" Er verlangt endlich: eine allgemeine Krankenversicherung für die ärmern Klassen, Urbarmachung von Ödländereien durch Armenkolonien, Aufhebung der Leihhäuser und des Personalarrests, Verbot des Verkaufs der [gepfändeten?] unentbehrlichsten Gegenstände. „Sichert der Staat doch verschwenderischen Großen durch Majorate Millionen Eigentum, warum nicht mit demselben Fug dem Armen seine Hausgeräte und Kleidung, sowie die persönliche Freiheit?" Außerdem noch: kostenfreie Schiedsgerichte für Bagatellsachen, Hebung des Sparkassenwesens, „unmittelbaren Miterwerb vereinigter kleinerer Arbeitskräfte bei Vergebung öffentlicher Arbeiten," *) Abschaffung der Schlacht- und Mahlsteuer, keine Zünfte, sondern freie Vereine auf breiter Grundlage, hauptsächlich aber gründlichen Unter-

*) Also, wenn wirs recht verstehen, Staat und Gemeinden sollen öffentliche Arbeiten ohne Dazwischenkunft von Unternehmern „in eigner Regie" von Arbeiterkompagnien ausführen lassen, wie es seit vorigem Jahre der Londoner Grafschaftsrat thut.

Digitized by Google

richt auch für den Armen. „Alle diese Dinge können aber nur dann wohlthätig auf die Massen einwirken, wenn alle Gebildeten im Geiste eines echten Christentums sich mit Aufopferung und Liebe dem großen Werke der Zivilisation widmen und nicht dem Armen gegenüber eine ausschließende Stellung behaupten, welche täglich gefahrdrohender erscheint. Mühen und Arbeit entfremden dem Gemeinwesen nicht; allein das unwissende Kind des Armen, welches am Weihnachtsabend hungernd und frierend durch die erleuchteten Fenster der Reichen schaut, wird nicht Friede machen mit der Gesellschaft."

Mit nicht geringerer Entschiedenheit wie den Reichen, sagte er aber in seinen zahlreichen Volksschriften, Gelegenheitsschriften, Arbeiterbriefen auch den Armen die Wahrheit und setzte den Arbeitern, wo er Trägheit, Unwirtschaftlichkeit, Unverstand, Anmaßung und utopische Träumereien bei ihnen traf, den Kopf gründlich zurecht. Er, der uneigennützige Volksfreund, konnte das, ohne höhnische Widerrede zu erfahren. Als ihm einmal entgegen gehalten wurde, die Arbeiter würden auf ihren Schnaps verzichten, wenn er auf seine Cigarren, Wein und Braten verzichtete, antwortete er: Tabak und Cigarren rauche ich nicht, auf meinem Tische steht nicht Wein, sondern Wasser, und wer bei mir Braten riecht, muß eine feine Nase haben.

In der angeführten Schrift von 1844 erörtert er ferner noch die Notwendigkeit von Kolonien, die Gründung einer deutschen Kriegsflotte und die Wiederbelebung des alten Handelsweges nach Asien. An die Donaumündung „lenke man den Strom unsrer Auswanderung, stelle jenseits des Eisernen Thores jene Kultur her, welche zur Römerzeit bestand, und werfe durch das deutsche Element ein Bollwerk auf gegen die Übergriffe der Slawen. Dann kann sich für Deutschland eine Zukunft entfalten, die tausendjährige Unbilden und Verluste mit Wucher ausgleicht — und Barbarossa erwacht in seinem Grabe." Fügen wir hinzu, daß er im Jahre 1852 einen vollständigen Flottengründungsplan entworfen, daß er den Jadebusen als Kriegshafen empfohlen, dringend zur Gründung einer großen Maschinen- und Schiffsbauanstalt in Swinemünde geraten hat, damit die deutschen Kriegsschiffe nicht im Auslande gebaut zu werden brauchten, daß er gegen den Sundzoll, für die Befreiung Schleswig-Holsteins agitirt und Kiel als den besten deutschen Kriegshafen bezeichnet hat, daß er für einen Rhein-Weserkanal gearbeitet, einen Nordostseekanal für notwendig erklärt, auf die Wichtigkeit Ostafrikas hingewiesen und 1851 beantragt hat, in Damaskus ein Konsulat zu errichten und eine direkte Packetfahrt nach Syrien ins Leben zu rufen, so wird das genügen, von dem Scharfblick des patriotischen Mannes und von dem Umfange seiner gemeinnützigen Bestrebungen einen Begriff zu geben.

Hätte er nicht dem Gemeinwohl in Vereinen, in der Kreis- und Provinzialverwaltung, im Parlament seine beste Kraft und den größten Teil seiner Zeit gewidmet, so würde er es vielleicht trotz seiner Uneigennützigkeit zu etwas gebracht haben. Allein er hat schon, da er als zwanzigjähriger Jüngling gegen

Digitized by Google

die Franzosen ins Feld rückte, seiner Braut unumwunden geschrieben, daß das Vaterland allem andern vorgehe, und diesem Grundsatze ist er bis zum letzten Hauche treu geblieben. Parteiführer mögen darüber streiten, ob Fritz Harkort ein Altliberaler oder ein Fortschrittsmann gewesen sei, der Patriot weiß, daß sich solche Männer nur deswegen einer Partei anschließen, weil sie doch eben für sich allein nichts durchsetzen können. Sein Liberalismus war jene mit Ordnungsliebe und streng gesetzlichem Sinn gepaarte altgermanische Freiheitsliebe, die mit irgend welchem modernem Parteiprogramm wenig zu schaffen hat. Bei Beratung der Städte- und Landgemeindeordnung für Westfalen 1856 rief er: „Montesquieu sagt: was je großes für die gemeine Freiheit erfunden worden ist, das kommt alles von den Sachsen! Wir Westfalen können uns rühmen, Nachkommen jener Sachsen zu sein; und diese Vorliebe für die gemeine Freiheit ist das zähe Band, das uns zusammenhält. Wir, die wir jetzt leben, haben noch den letzten Freischöffen gekannt auf roter Erde. Wir haben die frühere Gemeindeversammlung noch gekannt unter der Linde oder unter der Eiche. Wir haben es noch gesehen, daß der Bauer, der zehn Thaler Steuern zahlte oder vierzig Morgen Land besaß, den Erbentag oder den Kreistag besuchte." Selbst Sprößling eines uralten Bauernhofes und fachkundiger Landwirt, ward er von den Bauern der Mark nach Gebühr geliebt und geschätzt. Büreaukratie und Junkerherrschaft waren ihm gleicherweise verhaßt, und der Hartnäckigkeit, mit der er die Grundsteuerfreiheit der Rittergutsbesitzer bekämpfte, kommt nur seine Ausdauer im Kampfe für die Verbesserung des Volksschulunterrichts und für Aufbesserung der Lehrer gleich. Da er der Revolution wie der Reaktion mit gleicher Entschiedenheit Widerstand leistete, aus seiner Verachtung der „höhern" Kreise kein Hehl machte und im Mittelstande allein den Kern des Volkes sah, so teilten sich Pöbelführer und Kommunisten mit Höflingen und Staatsbeamten brüderlich in den Haß gegen den Volksmann.

Als Volksmann zeigte er sich nicht allein in seiner volksfreundlichen Wirksamkeit und in der packenden Sprache seiner Arbeiter- und Bauernbriefe, die von den Staatsanwälten so eifrig gelesen wurden, daß manchmal nichts davon an die Bauern kam, sondern auch im Parlament, wo er, von langen schönen Reden kein Freund, desto häufiger mit klar abgefaßten Gesetzvorschlägen und treffenden kurzen Bemerkungen eingriff. So sprach er, als bei Beratung der preußischen Verfassung die Steuerverweigerer, deren entschiedenster Gegner er selbst gewesen war, abwesend geschmäht wurden: „Es ist wahr, der Rumpf jener Nationalversammlung hat die Steuerverweigerung geboren in einer ungeheuer bewegten Zeit. Aber ich frage Sie, meine Herren: welche Strafe gebührt denen, die, in Titel und Orden, sich noch jüngst erkühnt haben, der Regierung einen Drohbrief zu schreiben, in dem sie aussprechen, daß sie bei etwaiger Einführung der Grundsteuer nur der Militärgewalt weichen würden?"

Digitized by Google

Als die Junker im Interesse der Fasanenjagd einen Paragraph 9 durchdrücken wollten, der lautete: „Perlhühner sind zu den Haustieren zu rechnen," da erklärte er, ihn nur dann annehmen zu wollen, wenn noch beigefügt würde: „Hühner, Enten und Gänse werden ebenfalls zu den Haustieren gezählt." Als die Regierung 1854 für „Unterstützung" der Lehrer ganze 40000 Thaler auswarf, da sagte er: „Für die Erziehung der Kinder haben Sie kein Geld; Sie ziehen es vor, Häscher zu besolden, um die ins Zuchthaus zu bringen, die in der Schule nichts gelernt haben." Als über die Bittschrift eines Invaliden zur Tagesordnung übergegangen werden sollte, weil der Instanzenzug noch nicht erschöpft sei, da rief Harkort: „Ich möchte nur wissen, wie ein armer Invalide, der kein Geld zu Porto hat, es machen soll, alle Instanzen zu erschöpfen, bei denen in der Regel doch nichts herauskommt!" Daß fürs Ballet stets, für seine alten Kriegskameraden niemals Geld vorhanden war, und daß die Futterknechte der Zuchthengste doppelt so gut besoldet wurden wie die besten und ältesten Lehrer, war ihm ein ewiges Ärgernis. In einen besonders erbitterten Kampf mit den Junkern wurde er noch einmal verwickelt, als diese, im eignen Interesse den unbeschränkten Freihandel ebenso rücksichtslos erstrebend wie heute einen übertriebnen Schutzzoll, die Eisenzölle abschaffen wollten, die Harkort für unbedingt notwendig hielt. Was die mancherlei wirtschaftlichen Nöte der östlichen Provinzen des preußischen Staates anlangt, so wies er auf den bedeutungsvollen Umstand hin, daß ihnen das Hinterland fehle. Daß Pommern durch den Großgrundbesitz entvölkert werde, beklagte er als ein ernstliches Unglück.

Die Kriegserklärung des Jahres 1870 überraschte den Alten auf seinem Hombruch, wie er gerade mit seinen Freunden Becker und Berger ein Wahlprogramm beriet: „Jetzt — rief er — haben wir einfache Arbeit; ein Programm in drei Worten: Haut die Franzosen!" Charakteristisch ist der letzte seiner Anträge im preußischen Abgeordnetenhause: Heizung der Kupees dritter und vierter Klasse im Winter und Einrichtung besondrer Frauenkupees in diesen beiden Klassen. Dem deutschen Reichstage gehörte er bis zum 24. Juni 1873 an. Von da ab blieb er, immer noch rastlos thätig, aber seine Thätigkeit auf einen engern Kreis beschränkend, in seinem Arbeiterhäuschen auf dem Hombruch.

Wie dem alten Vincke und dem großen Adoptivsohne Westfalens, dem Freiherrn vom Stein, so haben die Westfalen auch diesem dritten Volksmanne als Denkmal einen Turm gesetzt, und zwar auf dem alten Stamm, einer steilen Felswand im Ardeygebirge. Möge es dem Vaterlande an lebendigen Türmen, wie diese drei waren, niemals fehlen!

Digitized by Google

Die Kunst zu fliegen

Der Kaiser und die Kaiserin nebst den Prinzen und dem beiderseitigen Gefolge wohnten auf dem freien Platze hinter der physikalisch-technischen Reichsanstalt dem Aufstieg des zu wissenschaftlichen Zwecken bestimmten, von dem deutschen Verein zur Förderung der Luftschiffahrt aufgelassenen Ballons „Humboldt“ bei. . . . . Der gestern in Gegenwart des Kaiserpaares aufgestiegne Luftballon „Humboldt“ hatte eine schwere Landung. Die Frau des mitaufgestiegnen Professors Aßmann erhielt ein in Varzin aufgegebnes Telegramm, das lautet: Landung bei Wussow bei Naugard, leider Bein verletzt. Komme daher morgen noch nicht.

Genau wie anno dazumal! Auf allen Gebieten haben die Herren Techniker in unsern Zeiten die großartigsten „Erfolge erzielt,“ das Wort „Ingenieur,“ in der Mitte des Jahrhunderts noch nicht höher geachtet als etwa das so ungerecht behandelte Wort „Schulmeister,“ prangt heute stolz auf Besuchskarten und Hausthüren! Aber doch nur auf allen Gebieten der terra firma und des Wassers, nicht im Reiche der Lüfte. Da steht der menschliche Geist noch am Anfang seines „Könnens“! Noch immer wird der riesige Luftballon erbaut, der — ein Spiel der Winde — dem Menschen keine Herrschaft im Reiche der Lüfte verleiht und nie verleihen kann. Auf dem Wege des Ballons mit seinen ungeheuern Angriffsflächen für jede noch so schwache Luftströmung ist kein Sieg in jenen „höchsten Regionen“ zu erwarten; König im Reich der Lüfte ist der Weih, und so lange sich der Mensch ängstlich oder blind gegen die Lehren der Natur verschließt, so lange er immer noch das Ungetüm des plumpen Kugelwesens für diese Zwecke erschafft, so lange kann und wird er nie das ersehnte Ziel erreichen. Das heiß ersehnte Ziel, es dem Vogel gleich thun zu können, zu Geistesflügeln auch den körperlichen Flügel zu erlangen.

Dädalos entfloh der Haft auf künstlichen Fittichen, erzählt die Mythe. Ja, muß es denn für alle Zeiten nur eine Mythe sein? Ist keine Möglichkeit denkbar, daß der Mensch es dahin bringt, die Mythe zur Wirklichkeit zu machen?

Wüßten wir nur erst ganz genau, wie es die Vögel eigentlich machen,

Digitized by Google

dann müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht auch fliegen könnten! Das ist so ungefähr die landläufige Ansicht. Man glaubt ziemlich allgemein, daß der Vogel irgend ein „Geheimnis“ habe, das ihm an letzter Stelle den Flug eigentlich erst ermögliche. Wer wie der Verfasser dieser Zeilen von Kindheit an, schon angeleitet durch die Unterweisung des Vaters, den Flug der Vögel ganz genau beobachtet hat, wer immer mehr zu der Erkenntnis gelangt ist, daß dabei keinerlei Geheimnis obwaltet, daß sich vielmehr bis ins kleinste die Erscheinung des Fluges und des Schwebens an der Hand unsrer allgemein verbreiteten Lehren von der Schwerkraft erklären läßt, der muß sich billig wundern, wenn er sieht, wie seit Jahren die meisterhaften Untersuchungen eines schlichten deutschen Mannes auf diesem Gebiete fast spurlos an der Öffentlichkeit vorübergegangen sind. Es ist ein preußischer Bergbeamter, der sich das Studium des Fluges der Vögel zur Aufgabe gemacht und wiederholt die vortrefflichsten Abhandlungen darüber veröffentlicht hat. Aber weil man seinen Arbeiten anmerkt, daß es kein Schriftsteller vom Fach ist, der die Feder führt, weil jede Reklame dabei vermieden worden ist, so geht es natürlich mit der Verbreitung seiner Lehren sehr langsam, obgleich kein Geringerer als Helmholtz durch seine Zustimmung dabei Pate gestanden hat. Auch sonst fehlt es dem bescheidnen Forscher nicht an Anerkennung, aber im Publikum ist er völlig unbekannt geblieben.

Neuerdings hat nun dieser hochzuschätzende „ungelehrte“ Gelehrte die Ergebnisse seiner Studien veröffentlicht unter dem Titel: Das Flugprinzip. Eine populär-wissenschaftliche Naturstudie als Grundlage zur Lösung des Flugproblems von Karl Buttenstedt. (Kalkberge-Rüdersdorf, bei Karl Blankenburg, 1892.) Dies Buch verdient die weiteste Verbreitung, nicht nur unter Fachleuten, sondern in allen Kreisen, wo man offne Augen für die Natur hat. Da aber nicht zu hoffen ist, daß sich nun viele Leser der Grenzboten beeilen werden, das kleine und doch so bedeutende Werk selbst kennen zu lernen, so soll hier der Versuch gemacht werden, den Hauptinhalt auch dem Laien klar zu machen.

Jeder, der es einmal mit angesehen hat, wie die Möve, um gleich eine Großmeisterin der Flugkunst zu nennen, spielend den ganz Tag auf und nieder segelt, hin und her schießt, ohne im geringsten vom Sturm belästigt zu werden, ohne Spuren der Ermüdung zu zeigen, der wird, nachdem das mörderische Blei des Sommerfrischlers das schöne Tier zu Tode gebracht hat, mit großem Erstaunen wahrnehmen, wie schwer der leblose Körper in seiner Hand wiegt, derselbe Körper, der soeben noch federleicht in der Luft schwebte! Wohl kann da der Glaube entstehen, daß der Vogel, so lange er lebte, sich beim fliegen habe „leicht machen“ können, daß er in seinem Gefieder wohl gar ein rätselhaftes Gas zu seinen Diensten habe, das der Mensch nicht untersuchen könne, weil es in der Ruhe oder beim Tode des Tieres nicht vorhanden sei.

Digitized by Google

Da kommt nun Buttenstedt und belehrt uns: der Vogel fliegt so geschickt, nicht obgleich, sondern weil er so schwer wiegt. Erst das Gewicht, also die Anziehungskraft der Erde, ist das geheimnisvolle Etwas, das den ganzen Flugapparat wirkungsvoll macht; der unaufhörliche Kampf, der zwischen der Schwerkraft des Vogels und der Widerstandsfähigkeit der unter seinem Gefieder befindlichen wechselnden Luftschichten stattfindet, ist das A und das O des Fluges und des Schwebens. Der Vogel ist im Grunde ein lebendiger Fallschirm. Wie der wirkliche Fallschirm des in den letzten Jahren wieder in Mode gekommnen Absturzkünstlers erst dann zur Anwendung kommt, nachdem der Absturz begonnen hat, nachdem also belastete Luft dem Schirm die Form gegeben hat, die die größte je nach der Bauart erreichbare Tragfähigkeit darstellt, so erhält auch das Gefieder des Vogels erst dann die nötige Form, wenn das volle Gewicht des Tieres in den Flügeln hängt. Aber während der Fallschirm des Menschen ein traurig unbeholfnes Ding ist und bleibt, bietet das Gefieder ein technisch so hochvollkommnes Werkzeug, wie es eben nur Mutter Natur hervorbringen kann. Da ist es nun Buttenstedts Verdienst, mit großer Liebe und unendlicher Ausdauer schon vor Jahren, als noch niemand an Augenblicksbilder dachte, so scharf beobachtet zu haben, daß alle seine Beobachtungen später von den Anschützschen Augenblicksaufnahmen pure bestätigt worden sind.

Der Flügel des leblosen Vogels in unsrer Hand lehrt uns so gut wie nichts, wenn wir nicht imstande sind, uns im Geiste das Bild herzustellen, wie es im Leben und im Fluge gewesen ist. Da wird es uns dann klar, daß Flügel und Schwanz ausgebreitet und belastet so meisterhafte Trag- und Fortbewegungsmittel sind, daß der glückliche Besitzer, der Vogel, zunächst nichts weiter zu thun hat, als das ihm verliehne elastische Material auszuspannen. Die Ansprüche, die unter gewöhnlichen Umständen an seine Kräfte gemacht werden, sind höchst gering. Also nicht Kraftleistung, sondern angeborne Geschicklichkeit ist die Quintessenz des Schwebefluges! Die ganze Aufgabe ist: balanciren!

Ähnlich wie der Papierpfeil des Knaben in seiner schiefen Ebene vorwärts gedrängt wird, lange noch, nachdem die ihm ursprünglich von der Hand erteilte Schleuderkraft erstorben ist, so wird der Vogel durch die Schwerkraft infolge der Gesamtgestalt seines Gefieders vorwärts getrieben in der Richtung seines Kopfes. Aber damit ist es noch lange nicht genug. Nicht nur die Gesamtgestalt, nein die Beschaffenheit fast jeder einzelnen Feder wirkt mit zur Vorwärtsbewegung. Die Federn sind so angebracht, daß die lange Fahne stets nach hinten, die kurze Seite aber vor dem Kiel, also nach vorn sitzt; die Folge ist, daß die belastete Luft die lange Fahne in die Höhe biegt und sie somit von selbst zu einem Motor macht. Dies zeigt sich am deutlichsten bei den äußern Spitzen der Schwungfedern. Jede einzelne Federspitze nimmt

Digitized by Google

in der Luft durch die Schwerkraft des Vogels genau die allergünstigste Lage an, um den Flieger auch ohne Flügelschlag vorwärts zu bringen. In dem Buttenstedtschen Buche ist das durch eine Reihe von Augenblicksbildern und Zeichnungen noch besonders klar gemacht.

Daraus folgt, daß der Vogel, so lange er auf seinen Beinen steht, von seinen Flugwerkzeugen keinen vollen Gebrauch machen kann; er muß erst das Gewicht seines Leibes in seine Fittiche hängen. Mit andern Worten: er muß einen Sprung in die Höhe thun, erst dann leistet ihm sein Apparat den erforderlichen Dienst. Dementsprechend sehen wir die Krähen und Raben auf unsern Feldern niemals unmittelbar von der Erde auffliegen, sondern erst springen. Vögel, denen die Natur die Kraft der Beine zum Ansprung versagt hat, sind daher völlig hilflos, wenn sie sich nicht von einem erhöhten Gegenstand frei in die Luft fallen lassen können. Es ist bekannt, daß der großartigste Segler der Lüfte, der Albatros, nicht imstande ist, vom Schiffsdeck emporzufliegen. Gerade er besitzt die vorzüglichsten Schwingen, die die Natur hervorgebracht hat, so meisterhafte Schwebemittel, daß er mühelos in den Lüften kreisend den Schiffen von Ozean zu Ozean folgen kann. Er ist gewohnt, sich von der Spitze der großen Meereswogen in den freien Luftraum des Wellenthales fallen zu lassen. Erst in dem Augenblicke, wo sein Gewicht das Gefieder belastet, das er wohl ausbreiten, aber nicht so spannen kann, wie die von unten drängenden Luftsäulen, erst in dem Augenblicke ist er der freie Herr seiner selbst. Genau so, wie der Mensch unfähig zum Gehen wäre, wenn er an einen Ort gelangte, wo die Erde keine Anziehungskraft mehr ausübte.

Alle Punkte der Buttenstedtschen Theorie auch nur anzudeuten, würde hier zu weit führen. Kurz erwähnt muß aber doch noch werden, daß der Flügelschlag nur eine Verstärkung der Flugkraft — nicht die Flugkraft selbst — ist, daß der eigentliche Motor immer und überall vorhanden ist, nämlich der unaufhörliche Wechsel der belasteten Luftsäulen unter dem elastischen Flugmaterial. Dem Müller fehlt der Wind oft lange Zeit; das Wasser seines Mühlteiches verschwindet in trocknen Sommern; die Kraft der belasteten Luft versagt nie, und sie gestattet es sogar dem geschickten Flieger, auch noch entgegenstehende, horizontale Winde mit Vorteil auszunutzen. Der große Raubvogel hebt sich ohne Flügelschlag bis in die höchsten Lüfte, wo er unsern Blicken verschwindet; er braucht nur sein Gefieder richtig einzustellen, so schraubt es seinen schweren Körper in dem Gewinde der stets erneuten Luftsäule empor.

Man wird sich nun die Frage vorlegen, woher es denn wohl kommen mag, daß all seine tausendjährigen Bemühungen dem Menschen noch immer keine praktische Schwebe- und Flugmaschine gegeben haben. Die Antwort lautet: weil sich die dem Vogel von der Natur verliehene Balancirkunst auf künstlichem Wege bisher nicht annähernd erreichen läßt. Es ist keine Frage,

Digitized by Google

daß das dem Fluggeschöpf angeborne großartige Feingefühl für das Gleichgewicht jeder andern Kreatur in solcher Vollendung für immer versagt bleiben wird. Abgesehen vom Fluge bekundet sich dies Balancirvermögen auch darin, daß der Vogel auf dünnem Aste, auf einem Fuße ruhend, zu schlafen vermag.

Aber auch den Menschen ist ein hervorragendes Gleichgewichtsgefühl mitgegeben; dafür ist schon der gewöhnliche, aufrechte Gang ein Beweis. Und wie sehr durch Übung diese Fähigkeit weiter entwickelt werden kann, sehen wir am Seiltänzer und am Radfahrer. Wer hätte es vor wenigen Jahrzehnten für möglich gehalten, daß sich Menschen auf „Stahlrossen" mit der Schnelligkeit des Hirsches auf glatter Bahn vorwärts bringen würden? Alle andern Bedenken beiseite gesetzt, schon ein solches Balancirvermögen würde niemand dem Menschen zugetraut haben. Heute wissen wir, daß die Schwierigkeiten ziemlich leicht zu überwinden sind, ja daß das schnellrollende Rad sogar in sich selbst ein großes Kapital von Gleichgewicht bildet, so groß, daß der dahinsausende Reiter schon bedeutende Fehler machen kann, ohne das Rad zu Falle zu bringen.

So läßt sich denn heute vom nüchternsten Standpunkte sagen, daß Dädalos durchaus nicht für immer auf Erden eine Mythe zu bleiben braucht. Bei einem richtig hergestellten Apparat werden, um es nochmals zu betonen, die Ansprüche an die Muskelkraft sehr gering sein. Sobald es gelänge, einen blitzschnell wirkenden Kontakt zwischen dem Gleichgewichtsgefühl und den künstlichen Fittichen zu schaffen, würde der Mensch in der That fliegen können.

Ob das freilich zum Glücke der Menschheit beitragen würde?

Proletarierdichter und Proletarierlieder

(Schluß)

Von den andern Wünschen, die sich im Herzen eines Proletariers regen, ist der nach Bildung besonders lebendig. Er ist mit schuld daran, daß der Proletarier Bedenken trägt, sich zu verheiraten. Wenn nun sein Bube begabt und lernlustig wäre, „wie soll der Arme diesem Drang genügen?"

Wie könnt' ich je die Lehrer ihm bezahlen
Und all die Bücher, die er haben muß,
Dieselben Bücher, die zu tausend malen
Des Reichen Sohn verwünscht voll Überdruß!

Denn an die Überlegenheit der Bourgeoissöhne, die die höhern Schulen „frequentiren" oder sich auf Universitäten „Studirens halber aufhalten," wollen

Digitized by Google

die Proletarier nicht glauben. Ihre eignen Söhne, die Plebejerkinder, werden „schneidig-scharf drei Jahre lang erzogen,“

Doch wer die Schnüre sich erfaß,
Der braucht nicht Fuchtel noch Kandare,
Der lernt — und noch dazu mit Spaß —
Den ganzen Kram in einem Jahre.

Es ist eben im Sinne der Proletarieranschauung nicht wahr, daß jedem, der lernen will und kann, die Gelegenheit zur Bildung geboten sei. Der Besuch der Bildungsstätten und die Anschaffung der Bildungsmittel ist kostspielig, das Schulgeld ist hoch, für den Armen unerschwinglich. Man fragt nicht nach den Neigungen und Anlagen der Schüler, sondern darnach, ob der Vater die Summen, die es kostet, für den Sohn bestreiten kann. Die Besitzenden haben die Bildung wie alles andre zu einem Monopol für den Besitz gemacht, sie ist eine Geldfrage. Es ist auch nicht wahr, daß die Beförderung in Amt und Stellung von dem Talent und der Würdigkeit abhänge. Die Höhe des Gehalts eines Beamten wird bestimmt durch seine „Vorbildung“ und durch sein „Dienstalter.“ Wer die vorgeschriebnen Berechtigungsscheine hat, wer den Nachweis von so und soviel Schul- und Universitätssemestern führen kann, wird zu der großen Staatsprüfung zugelassen, „definitiv“ oder „etatmäßig“ angestellt und rückt dann mit den Jahren auf; ein Unterschied zwischen den Arbeitsbienen und den Drohnen wird nicht genügend gemacht. „Den Ausschlag giebt — und das ist klar: Schablone.“ Es ist der reine Hohn, zu sagen, daß es nur dem gut gehe, der etwas Tüchtiges leistet.

Es ist auch nicht wahr, daß man durch Arbeiten und Sparen reich werden könne, man kann dadurch nicht einmal vermögend werden, man kann sich dadurch nicht zum Unternehmer, Eigentümer oder Grundbesitzer aufschwingen. Die Armut ist der größte Fehler, der einem Menschen anhaften kann; es ist eine Ausnahme, die die Regel bestätigt, wenn es jemand, der in der Wahl seiner Eltern und Schwiegereltern nicht vorsichtig gewesen ist, dennoch zu etwas bringt. Lepp ist „zur Strafe enterbt“ worden, weil er „so unpraktisch war, sich einen braven Proletar statt eines Millionärs zum Vater zu wählen.“ Kurz, es ist heutzutage nicht mehr wahr, daß jeder seines Glückes Schmied sei, das Kapital ist zu allmächtig, Geld geht vor Talent und Kunst, vor Wissen und Weisheit, vor Fleiß und Tugend.

Auch die vielgerühmte „freie Selbstbestimmung“ ist für den Besitzlosen nicht vorhanden. Für ihn gilt der „garstige Spruch“: „Wes Brot ich eß, des Lied ich sing.“ Er wird gezwungen, vor dem Geldsack den Hut zu ziehen.

Geht doch mit euern Phrasen, geht, ihr Herrn,
Ihr tanzt den Reigen vor dem goldnen Kalbe!
Mit schönen Worten schmückt ihr stets euch gern,
Doch eure Freiheit ist nur eine halbe!
So lang ein jeder nach Besitz nur strebt,

Digitized by Google

Der doch zu teil wird wen'gen Auserwählten,
So lang das Kapital die Krallen gräbt
Ins Fleisch der Armut, der zu Tod gequälten,
So lange bleibt es nur ein leerer Klang,
Vom freien Selbstbestimmungsrecht zu sprechen.

Die ungehinderte Befriedigung des Bildungstriebes, sowie die gesellschaftliche Geltung der Persönlichkeit werden nicht von allen Menschen mit dem gleichen Ernst und Eifer begehrt; der gebildete Proletarier erhebt ganz andre Ansprüche als sein ungebildeter Mitbruder. Dagegen ist die wichtigste der sozialen Fragen dem einen wie dem andern verständlich, weil der erste aller Triebe der nach Selbsterhaltung ist. Die, die Proletarier sind, kämpfen alle um die Existenz, ringen um das liebe Brot und werden auf dem Boden des materiellen Interesses zusammengeführt, so verschieden sie auch sonst als Menschen sein mögen. Jeder strebt zunächst und vor allen Dingen für sich eine befriedigende Lösung der „Magenfrage" an. Kann diese wichtigste aller Fragen für die große Masse nicht ordentlich erledigt werden, so droht der Gesellschaft Gefahr, so wird den Führern des Proletariats das wirksamste aller Erregungsmittel, die Berufung auf den Hunger, in die Hand gegeben:

Was wir glauben? Dieser Frage
Wilde Kämpfe sind vergessen.
Dem, der hungert, scheint sie nichtig,
Ihm ist nur die Frage wichtig,
Nur die eine: was wir essen!

Panem et circenses — das ist es, was die Masse auch heute noch begehrt, wenn auch gemäß dem Fortschritt der Zeiten in einem höhern Sinne als ehemals. Panem — das spielt die Hauptrolle. Es ist wieder nicht wahr, daß, wie die Bourgeois behaupten, jeder, der arbeiten will, auch Arbeit und Brot bekommen könne. Mag sein, daß es für den stets Arbeit giebt, „der sich keiner Arbeit scheut," aber der Arbeiter, und gerade der tüchtige am meisten, verlangt eine angemessene und lohnende Arbeit. Er will Arbeit in dem Fache, zu dem er gehört. Er will nicht heute in der Fabrik an der Maschine schaffen, morgen sich hinter dem Pfluge herschleppen und übermorgen Schnee schaufeln. Der „zielbewußte" Arbeiter weiß ganz genau, weil er es jeden Augenblick am eignen Leibe fühlen kann, sieht es besser ein als so mancher „Arbeitgeber" und so mancher hohe Beamte, daß die einseitige kapitalistische Wirtschaft die Unsicherheit seiner auf dem Arbeitslohn beruhenden Existenz bedeutet. Die Sozialdemokratie hat sich nicht vergebens die größte Mühe gegeben, ihn über das Wesen von Überproduktion, Depression und Krise aufzuklären. Wenn die Geschäfte schlecht gehen, fliegt er auf die Straße und tritt in die Reihen der „industriellen Reservearmee." Dieses Schicksal steht ihm immer vor Augen, sodaß er aus den Sorgen nicht herauskommt, die „wissenschaftliche Aufklärung" vermehrt noch seine Sorgen, indem er sich nun, wenn es ihm auch gut geht,

Digitized by Google

überflüssige Sorgen macht. „Es ist ein Leben sorgenschwer, ein Proletarierleben."

Aus diesen Verhältnissen sind die Elends- und Hungerlieder, wie man sie nennen könnte, hervorgegangen. „Der Hunger — meint Reich — giebt in allen seinen so unendlich mannichfaltigen Formen dem bildenden Künstler wie dem Poeten Gelegenheit zu vollster Bewährung seiner Meisterschaft," er ist „ein verhältnismäßig neues Thema." In jedem Winter macht die Not in einer Menge von Häusern ihre Besuche, die Mangel an Nahrung und Wärme mit sich bringen. Die „Winterbilder" der Proletarierdichtung sind samt und sonders Notstandsbilder. „Der Magen," meint im Winter 1889 der „namenlose" Proletarierdichter,

Der Magen wird den Sachverhalt erfassen,
Den dieser Winter kurz und klar ihm bot.

Die Winter sind im lieben Deutschland zuweilen recht lang und streng, und gerade bei andauernder Kälte ist die Arbeit am knappsten.

Im Winter der Verdienst wird klein,
Reicht nicht zu Brot und Salze.
Da schnallt der Bursch sein Werkzeug ein
Und macht sich auf die „Walze."

„Zweimalhunderttausend ziehn wie er auf Deutschlands Straßen." Vor dem „Fest," vor Weihnachten, mag es noch angehen, die Arbeit ist dann oft recht eilig, alle Hände haben bis in die Nacht zu thun, aber wenn diese hastige, drückende „Saisonarbeit" beendet ist, tritt um so tiefere Geschäftsstille ein. Weihnachten füllt so manchem Prinzipal den Beutel für das ganze Jahr und setzt so manchen Arbeiter vor die Thür. Nach sauern Wochen folgt ein trauriges Fest, das Arbeitslosigkeit bringt, und das nennt man christliche Weihnachten!

Wie schön sind die vier Jahreszeiten für die Geldmenschen, für die Bourgeoisie! Sommer und Winter sind ihnen gleich recht. Saison hier, Saison da, und diese Saison sieht ganz anders aus als die des arbeitenden Proletariats. Das Jahr des Reichen und das Jahr des Armen sind zwei sehr verschiedne Größen. Der Arme geht täglich „zur Arbeit am Morgen,"

Und Jahr dann um Jahr
Bleibt alles, wies war.

Für den Reichen heißt es: Variatio delectat:

Im Frühling nach Nizza,
Und später an Seen,
Auf Bergeshöhn,
Und dann kommt die Plage,
Die schwierige Frage:
Welch Bad ist zu wählen,
Die Nerven zu stählen?

Digitized by Google

Und wenn die Badegäste heimwärts gezogen sind, dann kommt neuer Zeitvertreib:

Nun wird an hohlem Zeitvertreib
Man in der Großstadt wieder naschen —
Man hat sich eben nur den Leib,
Man hat die Seele nicht gewaschen.
Man wollte ja an Sund und Haff
Nicht mit dem Ewgen sich vermählen,
Die Nerven nur, die müd und schlaff,
Zu kräftigem Genießen stählen.

In der Großstadt begegnen sich die schroffsten Gegensätze, der übertriebenste Luxus und die erbärmlichste Not, das Ostende jammert, das Westendviertel jubelt. In der Woche hat der Westen „keine Zeit," sich um das Elend des Ostens zu kümmern, weil er rechnen und verdienen muß, und am Sonntag will er sich seine Stimmung nicht verderben lassen, am Sonntag will er nichts vom Frieren und Hungern hören; darum weiß er vom Osten nichts, „und wenig frommt zu wissen auch, wie dorten man verkommt."

Besonders eindringlich versteht Andorf die Not der Ärmsten darzustellen. In einem epischen Gedicht von ihm „Mann über Bord" macht ein Trimmer, einer der Heizer, die in dem Maschinenraum der Schiffskolosse ein klägliches Dasein führen, seinem Leben durch einen Sprung über die Reeling ein rasches Ende; der Kapitän läßt die Boote nicht aussetzen, um nicht die kostbare Zeit „solchen Falles wegen" zu vertrödeln. In einem Gedicht „Die Barbaren" zieht er zwischen Russen und Deutschen einen Vergleich; er hat in Rußland nichts davon bemerkt, daß dort, wie die Sage geht, Talglichter verspeist würden, aber

Im gelobten germanischen Land,
Ohn zu verziehen die Miene,
Ernährt sich der schaffende vierte Stand
Von Talg, genannt „Margarine."

Und in den größeren Städten auch
Sind überall Roßschlächtereien,
Das ist bei uns schon lange so Brauch —
Wer sagt, daß Barbaren wir seien?

Bessere Behandlung und bessere Lebenshaltung also verlangt die Sozialdemokratie für das Proletariat. Eine andre Forderung von ihr ist die Feststellung eines Normalarbeitstages, damit der Arbeiter Zeit zur Ruhe und zum Lebensgenuß erhalte. Der Arbeiter kann den ihm zukommenden Anteil an den Circenses nicht erheben, wenn ihm durch die nervöse Hast der modernen Gewerbsthätigkeit alle freie Zeit verkümmert wird. Sehr schön ist der von Scheu gelegentlich angestellte Vergleich des Menschen von heute mit einer jagenden Lokomotive, „dem Wundergetier mit den ehernen Flügeln und Lungen."

Digitized by Google

Auf deinem Rücken, durch Feuer und Dampf —
Welch ein wildes, entzückendes Jagen! —
Du hättst mich hinaus in den wirbelnden Kampf
Um die Güter der Menschheit getragen!
Es brennet auch mir in den Tiefen der Brust
Ein gewaltig verzehrendes Feuer.

Die Sozialdemokratie will den Tag in drei gleiche Abschnitte zerlegen, von denen einer der Arbeit, einer der Erholung und dem Vergnügen und einer der Ruhe gewidmet sein soll. „Acht Stunden Arbeit, acht Stunden Ruhe, acht Stunden Muße, acht Stunden Menschsein: ist es zu viel?" Sie hat den Achtstundentag auf ihre Fahne geschrieben und hat mit einem vom Standpunkte ihrer Agitation unstreitig glücklichen Griff den ersten Mai gewählt, um durch eine internationale Demonstration ihrer Forderung Nachdruck zu geben. Am ersten Mai feiert sie ihr „Frühlingsfest." „Der ganzen Welt gehört der erste Mai, die ganze Menschheit fordert: „Gebt uns frei!"

Dieser Agitation verdanken die Maienlieder der sozialdemokratischen Dichter ihr Entstehen. In dieser Art von Liedern ragt Scheu hervor, von dem ein sehr kräftiges herstammt: „Juchhei, Achtstundentag!" Er ist auch Verfasser eines „Maifestspiels" in drei Aufzügen mit dem Titel „Frühlingsboten." Dieses Festspiel ist auch aus dem Grunde interessant, weil es ein ausgeprägtes Tendenzwerk sozialdemokratischer Richtung in Form eines Dramas ist, wie es deren bis jetzt noch fast gar nicht gegeben hat. Realistische Dramen giebt es in Hülle und Fülle, aber eine eigentliche „sozialdemokratische Dramatik" ist noch nicht da, sie könnte auch nur dadurch entstehen, daß die bürgerlichen Dramatiker und die Bühnen ihre idealen Pflichten fortgesetzt gröblich vernachlässigten. Die Hauptperson der Scheuschen „Frühlingsboten" ist der nach bürgerlichen Begriffen sehr romantisch angehauchte junge Erbe einer großen Fabrik, der sich in die Tochter eines Proletariers, seines Fabrikchemikers Streng, verliebt. Er giebt seine Eigenschaft als Unternehmer auf, verschenkt seine Fabrik an den Chemiker, den er des Besitzes für würdiger hält, als sich selbst, unter der Bedingung, „daß der neue Eigentümer seinen nunmehrigen Besitz im Geiste seiner Grundsätze und zum Wohle seiner Mitarbeiter weiter verwende," und tritt selbst in die neue Arbeitsgemeinschaft „als gleichberechtigter und gleichverpflichteter Genosse" ein. Von Streng glaubt er, daß er seinen Reichtum nicht ausschließlich für sich behalten, sondern ihn auch für seine Kameraden zu einer Quelle des Wohlseins und der Stärke, ja zu einem Befreiungsmittel seiner Klasse machen werde. Streng, der früher geäußert hat, „wenn die Fabrik sein Erbteil wäre, würde er alle seine Arbeiter zu Miteigentümern machen," kann jetzt seine Absichten ausführen, und seine Tochter, die Proletarierin, kann dem jungen Erben die Hand reichen, während sonst ein Connubium zwischen Unternehmer und Proletar so gut wie ausgeschlossen ist. Die ganze Handlung geht, mit Ausnahme einiger Auftritte, die vor Mitternacht spielen, am ersten Mai vor sich,

Digitized by Google

einer der Arbeiter hält eine Festrede über die Bedeutung des Tags, worin er alle willkommen heißt, deren Brust nur eine Sehnsucht bemeistert: der Drang nach freier, reiner Menschenliebe, und er schließt mit einem Hoch: „Der Arbeit Maientag, er lebe hoch!“ Charakteristisch für die wirtschaftliche Einsicht, die der Verfasser seinem Publikum zutraut (bei einem bürgerlichen hätte er kaum so vorsichtig zu sein brauchen), ist es, daß es die Arbeiter keineswegs sehr eilig haben, das Geschenk anzunehmen, sie denken, daß die Annahme „sehr wohl überlegt sein wolle.“ Die Fabrik sei von dem Erben durch die Schuld des Direktors Schinder nicht in arbeitsfähigem Zustande übernommen worden, es werde einer großen Summe bedürfen, um sie wieder in guten Stand zu setzen; „wozu sollen wir uns einer Produktivgenossenschaft zuliebe in Schulden stürzen?“ Sie lassen sich das Geschenk erst gefallen, nachdem auch diese Bedenken zerstreut worden sind.

Die mehr oder weniger berechtigten Wünsche der Arbeiter und Proletarier, deren Erfüllung auf sich warten lassen muß, sind es, aus denen die Partei der Sozialdemokratie ihre Nahrung saugt. Für gewisse rein politische Punkte des sozialdemokratischen Parteiprogramms hat die Masse weder Interesse noch Verständnis. An die paradiesischen Träume von einem ewigen Frieden auf Erden, von einem allgemeinen Glückszustand ohne alles Leid, ohne alle Mühe und Krankheit glauben sicherlich sehr viele Sozialdemokraten und die meisten Führer nicht. Es ist aber ein Beweis von der Überzeugungstreue, mit der die Führer ihre mehr praktischen Bestrebungen verfechten, und zugleich von der Dringlichkeit gewisser sozialer Verbesserungen, daß sie so fanatisch für ihre Ideen eintreten und, wenns notthut, leiden. Sie, die sich selbst Apostel nennen, müssen in ihrem Fanatismus durch die Verfolgungen bestärkt werden, denen sie ausgesetzt sind. Aus den Aposteln werden Märtyrer. Andre Mittel als endlose Bestrafungen, als der unablässige gerichtliche Kleinkrieg hätten vielleicht besser angeschlagen, zuweilen hätte es vielleicht mehr genützt, Milde zu üben und Entgegenkommen zu zeigen; in den schlimmsten Fällen hätte man eine um so strengere und wirksamere Strafe verhängen können, die Strafe sollte nicht die prima, sondern die ultimo ratia im sozialen Leben sein. Es ist kein Vergnügen, Sozialdemokrat zu sein. Auch die Dichter haben für ihre unbedachten Worte büßen müssen, es ist, scheint es, keiner unter den Sieben, der nicht angeklagt, verurteilt, bestraft oder ausgewiesen worden wäre, der nicht wüßte, was es in dieser „besten der Welten“ heißt, zwischen vier kahlen Wänden hinter schwedischen Gardinen als „gefangner Mann, armer Mann“ zu sitzen. Sie haben „gesessen“ wegen eines schnell hingeworfnen Worts in Versammlungen und Zeitungen, wegen Aufreizung, wegen Gewerbekontravention, wegen Verbreitung verbotner Schriften oder wegen sonstwas. Sie haben es so gewollt, und wir sind weit entfernt, Mitleid mit ihnen zu haben, das sie sich außerdem von uns gefälligst verbitten würden. Aber, worauf es ankommt, ist, daß sie dadurch bei ihren An-

Digitized by Google

hängern nicht an Ansehen und Einfluß verlieren, im Gegenteil daran gewinnen. Das Proletariat hat Mitleid mit diesen politischen Verbrechern, und das Mitleid — sagt Treitschke einmal in seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts sehr richtig — ist „immer ein Zeichen ungesunder öffentlicher Zustände." Scheu, der unzweifelhaft gebildete Andreas Scheu, sah schon von ferne, als er zum „erwerbs- und besitzlosen Vagabunden" degradirt war, die Hallen des Arbeitshauses winken, bis er sich entschloß, nach England zu ziehen, wo ihn niemand nach seiner politischen Vergangenheit fragt. Der Staat erscheint diesen Dichtern als eine „finstre Sphinx": „Lang ist dein Arm, moderner Staat." Man kann sich vorstellen, wie schwer es ist, einen Mann wie den jetzigen Reichstagsabgeordneten Frohme mit den bestehenden Verhältnissen „auszusöhnen," wenn man erfährt, daß er, des Verbrechens des Hochverrats angeklagt, von dem er nachher freigesprochen wurde, einst „wie ein gemeiner Verbrecher, öfter mit solchen zusammengefesselt, aus einem Gefängnis ins andre transportirt wurde." Er mußte „den Weg von Bensheim nach Lorsch an der Bergstraße unter Gendarmeriebegleitung, mit Ketten an Händen und Füßen gefesselt, zu Fuß zurücklegen, trotzdem, daß er an einer schweren Beinwunde krankte."

Aus Erlebnissen dieser Art ist die zweifellos „tiefempfundne" Gattung der Gefängnislieder hervorgegangen. Ach, und das Gefängnis bessert diese Thoren, diese Weltverbesserer nicht. Nicht einmal die Zeit wird ihnen da drinnen lang. Scheu überreicht „seiner Frau zum Neuen Jahre 1871" einige Sonette, worin er singt:

So wär ich nun zehn Monde schon gefangen?
Mir (!) deucht (!), daß es nicht halb so lange sei.

Eine solche Gleichgiltigkeit muß den größten Optimisten von Staatsanwalt zur Verzweiflung bringen. Das Gefängnis scheint diese kranken Leute, anstatt sie zu kuriren, unheilbar zu machen. Als Gefangne denken sie beständig an die schöne Freiheit, der all ihr Sinnen und all ihre Lieder gelten. Aus dem Gefängnis dichtet Scheu:

Die Fahne hoch! Wir harren aus! — Wir wissen doch, es kommt die Zeit,
Wo zu Triumph und Sieg sie führt die Freiheit, Gleichheit, Menschlichkeit!

Der Leib läßt sich in Banden legen, aber der Geist bleibt frei:

Sie schleppten mich endlich in Kerkers Haft,
Das konnte ich leicht ertragen,
Denn meines Geistes frische Kraft
War nicht in Fesseln zu schlagen.
Und ob auch mein Leib in Banden lag,
Mein Sinn war nimmer zu zäumen,
Noch meine Liebe, des Herzens Schlag,
Der hämmerte laut den langen Tag
Und Nachts in meinen Träumen.

Digitized by Google

Es liegt etwas Wahres in dem, was Reich sagt: „Die Wohlfahrt aller zu erzielen, ohne die Freiheit der einzelnen zu opfern: darin besteht eben das moderne Problem, dessen Lösung deshalb nicht so einfach ist, als sie manchen Parteien erscheint.“ Man begeht aber gewöhnlich den Fehler, die Freiheit in irgend einer politischen Form zu suchen, während sie unter allen Formen sowohl möglich als unmöglich ist, jede gute Regierung und Verwaltung kann und muß dem einzelnen ein nach den Umständen wechselndes beträchtliches Maß von Freiheit, einen Spielraum für seine besondern Neigungen und Fähigkeiten lassen; ein unwandelbares absolutes Maß giebt es überhaupt nicht, so wenig wie eine exakte wissenschaftliche Lösung des Problems. Auch der Sozialismus ist an sich nichts weiter als ein Name und ein Schall, er ist nur eine Form, das Wesentliche ist aber der Inhalt der Form.

Es ist sonderbar, daß man die Sozialdemokratie, die Vertreterin des Proletariats, fast immer des entsetzlichsten Materialismus und Atheismus bezichtigen hört. An dieser Auffassung ist nur der Umstand schuld, daß sich in der Partei sehr viele Bekenner der modernsten Philosophie befinden, aber solche giebt es doch in andern Parteien auch genug. Außerdem treibt die Sozialdemokratie ein gewisses Doppelspiel mit ihren religiösen und philosophischen Anschauungen, weil sie ihr nicht Hauptzweck sind, sie sieht ihre eigentliche Aufgabe in der Erringung der politischen Macht. Aber es ist nur Schein, wenn sich die Sozialdemokratie als ärgste Sünderin der Zeit, wenn sie sich so materialistisch und atheistisch wie möglich geberdet. Aus dieser Bewegung, die jetzt noch Verwirrung und Chaos ist, suchen sich neue Ideale emporzuringen und Form und Gestalt zu gewinnen. Die sozialdemokratischen Dichter sind nicht ohne Ideale, zwar singt der „Namenlose“:

Es ist im Reiche der Gedanken
Wie nie zuvor entbrannt der Streit,
Und auch die stärksten Säulen wanken
Am Glaubensbau der alten Zeit.

Aber die Menschheit würde ohne Glauben und Hoffnung zu Grunde gehen, auch der vierte Stand will seine Ideale haben.

Wer aber bricht bei diesem Ringen
Die Bahn in stolzem, treuem Mut?
Wer muß die schwersten Opfer bringen?
Der vierte Stand — die Vorderhut!

Er läßt im Winde rauschend wehen
Die heilge Fahne „Ideal.“

Ebenso ist es mit der angeblichen Feindschaft der Sozialdemokraten gegen das Christentum, die Sozialdemokratie ist nicht gänzlich unchristlich. Lepp will zwar ein Kind seines geliebten Proletariats sein und bleiben „bis an sein unchristliches Ende.“ Er hat seinen Gedichten das Motto vorgesetzt: „Wir haben

Digitized by Google

lang genug geliebt, wir wollen endlich haſſen.“ Allein auch er iſt nicht ſo religionslos, wie er ſich ſtellt. Er verlangt, daß ihn der Herr Paſtor mit ſeinem „Geſchwätz“ in Ruhe laſſe; weshalb? „Die Hölle iſt ſchon auf Erden hier.“ Die Sozialdemokratie würde ohne das alte Zauberwort der Nächſten- und Menſchenliebe keinen Eindruck auf die Maſſen machen. Sie will den Fluch bannen, der auf der Arbeit ruht, damit der Haß „zur heilgen Liebe“ werde. Scheu fragt:

Wer zieht als Apoſtel der Liebe durchs Land
Und predigt den darbenden Brüdern?

Anſtatt der Ideallosigkeit kann man der Sozialdemokratie und ihren Dichtern eher eine Überſpannung idealen Denkens und Strebens zum Vorwurf machen. Die Idee und die Wirklichkeit werden ſich nie völlig decken. Aber ebenſo wenig kann die Wirklichkeit der begeiſternden Idee entbehren. Der Irrtum, daß man keinen Glauben und keine Ideale brauche, iſt von andrer als ſozialdemokratiſcher Seite gepredigt worden. Das Extrem, in das ſich die Sozialdemokratie jetzt verrennt, bezeichnet nur die ingrimmige Reaktion gegen die ideallose Bourgeoiſie, deren Götze der Mammon, deren König das Gold iſt. Aus dieſem Widerſtreit wird, wie wir hoffen, endlich eine Mittellinie der Wirklichkeit hervorgehen, die weder Kapitalismus noch Kommunismus überſchrieben iſt. Das Volk ſehnt ſich nach Idealen, gebt ihm ſeine Ideale wieder!

Die Geſchichte des Etatsrats

Von Charlotte Nieſe

(Schluß)

Er iſt ein Rotürier! ſagte Komteß Iſidora von ihm zum Geheimrat; mir kam es vor, als ob er ſich ſeiner Eltern ſchämte! Die Excellenz zuckte die Achſeln: Wenn er nur eine Geſchichte wüßte!

Aber der Etatsrat wußte keine Geſchichte, dieſe traurige Thatſache war bald ſtadtbekannt, und ſo begann ſein Anſehen zu ſchwinden. Zwar wurde er zu Theegeſellſchaften bei den Komteſſen und beim Geheimrat eingeladen, er führte auch immer eine ſehr vornehme alte Dame zu Tiſche; aber er hatte doch auch da dieſelbe Empfindung wie am Stammtiſch der Weinſtube, man hatte mehr von ihm erwartet. Das iſt aber ein betrübendes Gefühl, und daher war es nicht zu verwundern, daß ſich der Etatsrat nach einem Weſen ſehnte, mit dem er ſich einmal darüber ausſprechen konnte. Da fand er aber niemand

Digitized by Google

anders, als seine Haushälterin, Mamsell Reimers. Die war zwar durchaus keine standesgemäße Person, aber er mußte doch einmal sein Herz ausschütten.

Er kam gerade vom Stammtische, wo der alte Pastor heute wieder das Wort geführt und förmlich eine Rolle gespielt hatte. Nicht bloß der Geheimrat und die andre Gesellschaft hatte über seine Schnurren gelacht; auch ein vornehmer Fremder, ein Baron, hatte sich am Tische niedergelassen und war voller Huld gegen den Emeritus gewesen.

Wenn ich nur wüßte, was die Leute an diesem gewöhnlichen Kerl finden! murrte der Etatsrat, als ihm seine Mamsell den Thee einschenkte. Er hat keinen einzigen Orden, ist bloß Emeritus und trinkt meinen Punsch aus!

Abers er veramüsirt die Herrschaften! sagte Mamsell Reimers bedächtig. Ein gewöhnlichen Mann is er ja natürlicherweise; sonstens würd ihm ja das Minesterium nich abgeswenkt haben, was ja beim Pastoren garnich leicht sein soll. Abers er kann was verzählen.

Er ist abgesetzt? fragte Lauritzen neugierig.

Seine Haushälterin nickte.

Ich hab ein Onkel, den sein Kasine war gerade Köchin in den Pastor sein frühere Gemeinde, als das nu nich länger mehr ging. Ein slechten Mann war er ja nich, und was die Predigt gewesen is, so konnt man da auch nix gegen sagen. Abers der Pastor war ein büschen slimm bei die Hochzeiten und Kindtaufens. Er nahm sich ümmer so viel Tortens mit, weil er so gern Kuchen mochte. So furchbar viel that das ja nun nich; die Leute wußten das alle und paßten auf, daß er nich gleich die allerbesten in die Fingers kriegte; abers als es nu auch an die Kalbsbratens ging und an die gekochten Schinkens, da mochten sie es nich mehr. Da ist es ja woll an das Minesterium geschrieben worden. Das war aber noch nich allens. Als der Pastor einmal aufn Osterſonntag predigte und das Evangelium von die Auferstehung lesen sollte, da vergriff er sich in die Papierens und las vor, daß sein Frau ihr gestricktes Taschentuch verloren hätt. Das war natürlich ein Irrtum, er hatt die Anzeige vorn Kirchengebet lesen wollen. Abers viele von die Gemeinde meinten doch, das wär doch kein rechte Predigt, wo das gestrickte Taschentuch von die Frau Pastorn in vorkäme, wo sie alle hätten bei aufstehen müssen, gerade wie bein Evangelium. Da is das denn auch nach Kopenhagen geschrieben worden, und der Pastor mußt abgehen.

Mamsell Reimers konnte sehr behaglich erzählen, und wenn der Etatsrat klug gewesen wäre, so hätte er von seiner Haushälterin gelernt, wie man kleine Geschichten vorträgt. Aber er war nach seiner Ansicht schon viel zu klug, um noch etwas lernen zu können. Das einzige, was er der Mitteilung von Mamsell Reimers entnahm, war, daß er den Emeritus noch mehr als früher verachtete.

Digitized by Google

Peter Lauritzen war schon über ein halbes Jahr in der kleinen Stadt; da wurde er wieder einmal von den drei Komteſſen zum Thee geladen. Er ging ungern hin, weil er ſeit mehreren Tagen angefangen hatte, ſich eine Geſchichte für den Stammtiſch auszudenken. Aber er konnte es doch nicht übers Herz bringen, die Gelegenheit, mit drei Komteſſen zuſammen Thee zu trinken, leichtſinnig von der Hand zu weiſen. So ſtellte er ſich denn rechtzeitig ein, und ſeine Perücke war ſo glatt gebürſtet, ſeine Haltung ſo feierlich, daß man ihm den Etatsrat der dritten Rangklaſſe ſchon auf weite Entfernung anſah.

Komteſſe Iſidore kam ihm, nachdem er ins Zimmer getreten war, freundlich entgegen. Sie war von Herzen gut und hätte gern der ganzen Welt öfter ein kleines Vergnügen gemacht; auch Peter Lauritzen, obgleich er ihr ſonſt nicht ſympathiſch war. Lieber Etatsrat, ſagte ſie, ich habe eine Überraſchung für Sie! Kommen Sie, ich will Sie Frau von Ehrenberg vorſtellen!

Erſtaunt und etwas aus der Faſſung gebracht verbeugte ſich der Vorgeſtellte vor einer ältern, ſtattlichen Dame.

Frau von Ehrenberg ſtreckte ihm lächelnd die Hand entgegen und ſagte: Sie haben mich wohl ganz vergeſſen, Herr Etatsrat?

Er ſah in ihre ſchönen grauen Augen, und plötzlich ſtockte ihm der Atem. Thereſe!

Alſo Sie erkennen mich doch? Ich beneide Sie um Ihr gutes Gedächtnis; ich glaube nicht, daß ich Sie erkannt haben würde!

Wer nach dreißig Jahren ſeine erſte Liebe wiederſieht, der hadert gewöhnlich mit dem Schickſal, das auch noch dieſe Enttäuſchung über ihn verhängt. Aber Lauritzen ſtand regungslos und blickte wie verzaubert in die lebhaften Züge Thereſens. Länger als dreißig Jahre hatte er keine Stunde an ſie gedacht, und nun kam es ihm vor, als hätte er ſie nie vergeſſen. Thereſe! flüſterte er noch einmal.

Frau von Ehrenberg zog die Augenbrauen etwas in die Höhe. Daß er ſie das erſtemal bei ihrem Vornamen genannt hatte, fand ſie begreiflich; das zweitemal aber erſchien es ihr überflüſſig. Es freut mich, Sie einmal wieder geſehen zu haben, lieber Herr Lauritzen, ſagte ſie etwas herablaſſend, dann wandte ſie ſich ſchnell ab.

Sie ſprach auch den ganzen Abend nicht wieder mit ihm. Nicht, weil ſie ihn hätte abſichtlich ſchlecht behandeln wollen, ſondern weil er ihr gänzlich gleichgiltig war. Vor langen Jahren hatte ſie einem friſchen, jungen Menſchen ihre erſte Liebe geſchenkt, und er brach ihr die Treue; das hatte auf ihre Jugend tiefe Schatten geworfen. Aber der Schmerz war längſt verwunden, und daß jener ſteife alte Mann früher jung und luſtig geweſen ſei, das konnte ſie ſich gar nicht denken. Deshalb vergaß ſie den Etatsrat auch in derſelben Minute, wo ſie ſich von ihm wandte. Vielleicht hätte er es auch ſo gemacht,

Digitized by Google

wenn er noch ein beschäftigter Beamter gewesen wäre. Dann hätte ihm wohl die Sorge um die Stadt und um die tausend Kleinigkeiten, mit denen er sich zu quälen gehabt hatte, jeden andern Gedanken aus dem Kopfe getrieben. Aber er hatte nichts mehr zu thun und zu denken, als das, was ihm jetzt vor die Seele trat, und so dachte er denn an Therese. Nicht bloß diesen Abend, sondern noch viele Tage hinterher, sodaß die Stammtischgeschichte, an der er innerlich schon tagelang gearbeitet hatte, wieder seinem Gedächtnis entschwand.

Er versuchte sogar, Frau von Ehrenberg seine Aufwartung zu machen. Aber sie war ausgegangen, und da sie bald wieder abreiste, so sah er sie überhaupt nicht wieder. Aber das hinderte ihn nicht, sie zärtlich, glühend, leidenschaftlich zu lieben. Freilich nach seiner Weise. Stundenlang ging er einsam unter dem Baumreihen am Wasser spazieren und dachte der Zeiten, wo er nicht allein hier gegangen war. Hatte er wirklich selbst sein Glück leichtfertig verscherzt? fragte er sich. Und dann hörte er die breite Stimme des Emeritus sagen: Jede Schuld rächt sich auf Erden! Dann fluchte der Etatsrat; nicht auf sich, sondern auf den Pastor, und dann versuchte er an seine selige Frau zu denken, die ihm ein so schönes Vermögen hinterlassen hatte. Aber man muß in der Übung sein, wenn man recht nachdrücklich an jemanden denken will; der Etatsrat war gar nicht gewohnt, sich mit dem Andenken an seine Frau zu beschäftigen, und so flatterten seine Gedanken immer wieder zurück zu Therese.

Mich deucht, Sie essen man slecht! sagte Mamsell Reimers eines Tages zu ihm. Hab ich Sie die Enten nich zu Dank gebraten, denn müssen Sie mich das offen sagen, denn bis dahin hab ich all mein Herrschaftens zufrieden gestellt mit das Essen!

Der Etatsrat und seine Haushälterin saßen vor einem appetitlich duftenden Entenbraten, und Lauritzen hatte gut gegessen, wenn auch nicht mit dem alten Appetit. Nun schüttelte er den Kopf. Ich bin mit Ihnen zufrieden, Mamsell, sagte er feierlich. Sie sorgen gut für mich, und die Enten könnten gar nicht besser sein. Wenn man aber ein Herz hat — hier stockte er einen Augenblick, und dann begann er sein Leid zu erzählen. Es war eigentlich keine Geschichte für eine so ungebildete Person, aber er fühlte das Bedürfnis, sich einmal auszusprechen.

Mamsell Reimers hörte ihm still zu, während sie ihm eine Tasse Kaffee einschenkte. Als er geendet hatte, sagte sie: Nu nehmen Sie man einen Sluck Kaffee, und denn regen Sie sich nich auf. Man ümmer viel spazieren gehen, und denn zu Mittag ein guten Braten, denn geht es wieder über mit Ihren Herzen. Mich deucht, Sie sind ein büschen zu alt für die Liebe, und was die Frau von Ehrenberg is, die hatn Mann un sechs Kinners, und ich glaub nich, daß sie Ihnen nimmt!

Digitized by Google

Einen Mann und sechs Kinder hat sie? wiederholte der Etatsrat.

Mamsell Reimers nickte. Ich möchte Ihnen auch raten, ein klein Lüttenborger nach den Kaffee zu nehmen. Sonstens sind die Entens zu swer for Sie in Ihre gegenwärtige Verfassung!

Der Etatsrat nahm den Lütjenburger und fühlte sich wirklich besser darauf. Mamsell Reimers hatte Recht: er mußte sich Bewegung machen und gut essen, dann würde sein Seelenleiden schon vorübergehen.

Es geht doch nichts über das Aussprechen, dachte er, weil er nicht wußte, daß sein Schmerz nicht sehr tief gegangen war. Denn über große Schmerzen kann kein Mensch sprechen. Doch solche Schmerzen vermochte eine Natur, wie sie Peter Lauritzen hatte, gar nicht zu empfinden. Daher fiel der Zuspruch Mamsell Reimers auf fruchtbaren Boden, obgleich sich der Etatsrat selbst einredete, er habe Therese nur deshalb entsagt, weil sie einen Mann und sechs Kinder hatte.

Nach einigen Monaten war Lauritzen wieder ganz der Alte. Seine Zerstreutheit, seine einsamen Spaziergänge, sein schlechter Appetit waren verschwunden, und zu seiner vollständigen Zufriedenheit fehlte nur noch eins: eine Geschichte für den Stammtisch. Wenn ihm Therese nicht dazwischen gekommen wäre, so hätte er seine erste Geschichte schon lange vorgetragen. Nun ließ ihn aber sein Gedächtnis im Stich: von der ersten Geschichte wußte er nicht einmal mehr den Anfang. Dies ärgerte natürlich den Etatsrat sehr, und er beschuldigte nicht allein die ahnungslose Therese wegen seines schlechten Gedächtnisses; er benutzte auch diese Erfahrung, um das ganze weibliche Geschlecht tötlich zu hassen. So oft am Stammtisch von irgend einer Dame die Rede war, machte er ein Gesicht, als wäre ihm etwas entsetzliches von der Genannten bekannt, und Leute, denen Töchter oder Enkelinnen geboren wurden, betrachtete er stets mit aufrichtigem Mitleiden. Doch dieser Haß trug ihm nur den Ruf ein, daß er ungezählte Körbe bekommen hätte, aber keine Geschichte. Und doch mußte er eine erzählen. Je länger er am Stammtische saß, desto mehr sah er diese Notwendigkeit ein. Jeder der Herren besaß als unbestrittnes Eigentum vier oder fünf Geschichten, die er mehreremale in der Woche erzählte. Nur er erzählte nichts! Er hatte das deutliche Gefühl, bei den Tischgenossen als Etatsrat nur sehr notdürftig geachtet, als Gesellschafter aber geradezu verachtet zu sein. Das war schrecklich, und das mußte anders werden.

Die Bäume waren grün und dann auch schon wieder rotgelb geworden. Aber der Etatsrat hatte es kaum bemerkt, denn er arbeitete an seiner Geschichte. Sie wurde ihm schwer, dafür sollte sie aber auch wunderhübsch werden. Sie hatte einen Anfang, eine Mitte und ein langes, langes Ende — zwei Stunden dauerte sie mindestens. Da, hoffte er, würde die Excellenz doch zufrieden sein, und auch der Emeritus würde seinen Mund halten müssen.

Digitized by Google

Es war ein schöner, stiller Herbstabend, als der Etatsrat in die Weinstube trat. Der alte Geheimrat saß schon am Tische und sah in den dunkelnden Garten. Er war etwas wehmütig, denn er hatte Podagra, und wenn dazu noch die Blätter fallen, dann kommen selbst bei dem vergnügtesten Menschen allerhand schwarze Gedanken. Lauritzen merkte aber nichts von der Verstimmung des Alten. Er hatte seine Geschichte im Kopfe, und heute wollte er sie los werden. Die Excellenz aber dachte heute gar nicht an Geschichten, sondern an das Podagra, und da dem Geheimrat auch noch einfiel, daß schon sein Vater und sein Großvater, sein Onkel und sein Vetter an Podagra gelitten hatten, und er von jedem seiner Verwandten einen besondern und sehr eigentümlichen Fall und dessen Behandlung wußte, so konnte der Etatsrat seine Geschichte heute nicht los werden, obgleich er es wohl zwanzigmal versuchte.

An den folgenden Abenden erging es ihm aber ebenso. Es war damals gerade eine sehr lebhafte Zeit am Stammtische. Der Emeritus hatte nach reichlichem Genuß von Speckpfannenkuchen eine Nacht voll so entsetzlicher Träume erlebt, daß sie ihm für mehrere Wochen Stoff für den Stammtisch lieferte. An wunderbare Träume reihen sich bekanntlich immer Spukgeschichten; so folgte ein lebhafter Abend dem andern, und nach zwei Wochen war der Etatsrat noch nicht zu Worte gekommen. Und doch mußte er sprechen, denn sonst vergaß er seine Geschichte wieder. Sicherlich wäre er in dieser Zeit vor Aufregung krank geworden, wenn ihn nicht Mamsell Reimers durch Speise und Trank im Gleichgewicht erhalten hätte.

Heute war nun der fünfzehnte Abend, und als der arme Etatsrat die Weinstube betrat, that er einen Schwur, das Zimmer nicht eher zu verlassen, bis alle seine Geschichte angehört hätten. Leider schien auch heute gar keine Aussicht zu sein, daß eine Pause am Stammtisch eintreten würde, denn der abscheuliche Pastor hatte wieder das Wort und erzählte von einer Predigt, die er beinahe einmal vorm König gehalten hätte. Alle hörten ihm aufmerksam zu, und der Etatsrat sah sich wieder genötigt, beladen mit seiner halbvergessenen Geschichte nach Hause zu gehen.

Da überkam ihn plötzlich die Thatkraft der Verzweiflung. Er nahm sein volles Punschglas und warf es dem Emeritus in den Schoß. Dieser schrie laut auf, teils vor Kummer über den schönen Punsch, und dann auch wohl, weil ihm seine Hosen leid thaten.

Aber Lauritzen entschuldigte sich gar nicht. Er wandte sich ohne weiteres an die plötzlich still gewordne Gesellschaft und begann hastig: Bei diesem Punschglase fällt mir folgende Geschichte ein. An einem Regentage fuhr ich über Land, und —

Erlauben Sie! unterbrach ihn der Geheimrat. Kommt in Ihrer Geschichte ein umgeworfnes Punschglas vor?

Digitized by Google

Nein! versetzte Lauritzen kurz. Also ich fuhr an einem nassen Regentage —

Ein Regentag ist immer naß, und meine Hosen sind es auch! brummte der alte Pastor.

Der Etatsrat sah ihn wütend an: Wenn Sie mich noch einmal unterbrechen, dann dürfen Sie nie wieder meinen Punsch austrinken! Denken Sie, daß ich Ihre Schliche nicht kennte?

Aber mein Lieber, sagte die Excellenz und fing an, etwas durch die Nase zu sprechen. In guter Gesellschaft muß man nicht so — so — so deutlich werden!

Ich weiß gerade so gut wie Sie, wie man sich in guter Gesellschaft zu benehmen hat! rief der Etatsrat, den die Angst, seine Geschichte nicht an den Mann bringen zu können, vollständig kopflos machte.

Man pflegt mich Excellenz zu nennen, bemerkte der Geheimrat. Wenn Ihnen diese Benennung ungewohnt ist, Herr Lauritzen, dann können Sie auch Herr Baron sagen. Es giebt zwar viele Barone, und ich bin auch gar nicht stolz auf meinen, nebenbei bemerkt, recht alten Adel, aber —

An einem warmen Regentage fuhr ich also über Land, schrie der Etatsrat. Er hatte ein Gefühl, als ob er geköpft werden sollte, vorher aber noch seine Geschichte erzählen müßte.

Da stand die Excellenz auf. Liebe Freunde, wir wollen uns an einen andern Tisch setzen, Herr Lauritzen wünscht allein zu sein! Herr Pastor, ich darf Sie wohl auf ein Glas Punsch einladen, damit Sie sich nicht erkälten!

Einen Augenblick saß der Etatsrat ganz allein in dem plötzlich leer gewordnen Zimmer, dann stand er auf und ging nach Hause.

Am andern Tage gab es vier Kaffeegesellschaften im Städtchen. Alle zu Ehren des Etatsrats und seiner Geschichte. Von dieser war allerdings wenig die Rede, kein Mensch hatte sie ja begriffen, jeder sprach nur von seinem plötzlichen Irrsinn. Denn irrsinnig mußte er geworden sein, nach den Berichten der Stammgäste. Komteß Isidora schrieb auch einen langen Brief an Frau Therese von Ehrenberg, worin folgender Satz vorkam: Denke dir den Etatsrat, diesen gleichgiltigen, gefühllosen Menschen, über den du noch kürzlich so lachtest, denke dir dieses arme Wesen im Irrenhause, wohin doch sonst nur die Klugen kommen! Hättest du ihm das zugetraut?

Aber der Etatsrat war nicht irrsinnig. Er lag im Bett, Mamsell Reimers packte seine Sachen, und eines Tages war er ohne Sang und Klang aus der kleinen Stadt verschwunden, die er so guten Mutes betreten hatte.

Eine Zeit lang beschäftigten sich die Menschen noch mit ihm, dann wurde er schnell vergessen. Nur Komteß Isidora dachte noch manchmal an ihn. Nicht weil sie ihn persönlich hätte leiden können, sondern weil sie sich noch der Zeit

Digitized by Google

erinnerte, wo ihre liebste Freundin bitter von ihm hatte leiden müssen. Und Freunde haben manchmal ein besseres Gedächtnis, als die Betroffnen selbst.

Deshalb horchte sie auch hoch auf, als eines Tags der Geheimrat seinen Namen nannte. Es waren einige Jahre seit dem geschilderten Ereignis vergangen, die Excellenz erzählte aber noch immer so gern Geschichten wie früher.

Da bin ich neulich in Hamburg und gehe auf dem Jungfernstieg spazieren, berichtete er. Wer begegnet mir da? Der Etatsrat Lauritzen mit einer Dame am Arm. Er sah sehr gut aus, und seine Frau, die frühere Mamsell Reimers, die mit der deutschen Sprache auf so gespanntem Fuße stand, gleichfalls; beide schienen auch sehr zufrieden, und Lauritzen war lebhafter geworden.

Die Komteß verstummte vor Entsetzen.

Erschrecken Sie nicht so, Gnädigste, sagte der Geheimrat mit leisem Spott. Die Vorsehung hat noch gut für Peter Lauritzen gesorgt und ihm gegeben über Bitten und Verstehen. Er gehörte zwar der dritten Rangklasse an, aber seine Seele war jubaltern geblieben. Jedesmal, wenn ihr Gelegenheit gegeben war, sich aufwärtszuschwingen, sank sie nach kurzer Anstrengung wieder zurück. Ich habe den Mann beobachtet; glauben Sie mir, Mamsell Reimers paßt vortrefflich zu ihm! Und dann — dabei sah der alte Geheimrat ganz böse aus — er konnte nicht einmal eine Geschichte erzählen!

Aber er wollte es ja! rief die Komteß.

Er wollte Ihnen eine Geschichte erzählen, und Sie unterbrachen ihn so oft, daß er nicht dazu kam und halb verrückt darüber wurde!

Er wollte es — ja ja, das ist richtig! — Der Geheimrat stand auf und griff nach seinem Hut. Er wollte es, und ich — ich habe ihn nicht ausreden lassen! Wie ärgerlich!

Am Abend ärgerte sich der ganze Stammtisch mit dem Geheimrat, denn nun fiel es erst allen ein, daß der Etatsrat eine Geschichte hatte erzählen wollen. Aber der Ärger half nichts. Die Geschichte des Etatsrats ist verloren gegangen, denn als nach langem Besinnen der Stammtisch einmal in corpore an ihn schrieb, die Gäste wollten so gern die Geschichte von dem Regentage hören, da antwortete statt seiner die Frau Etatsrätin wieder und bemerkte nur mit wenigen Worten, daß ihr Mann von einer solchen Geschichte gar nichts wisse; und da sein Kopf sehr schwach würde, so bäte sie auch, ihm keine Briefe mehr zu schreiben, da er sie ja doch nicht zu lesen bekäme.

Der Etatsrat lebt noch; doch seine Geschichte ist tot. Vielleicht ersteht sie aber noch einmal aus seinen hinterlassenen Papieren. So hofft wenigstens der Stammtisch.

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom Wucher. Der den Grenzbotenlesern wohl bekannte Dr. Leopold Caro in Lemberg hat bei Duncker und Humblot in Leipzig ein sehr gehaltvolles Buch herausgegeben: „Der Wucher, eine sozialpolitische Studie.“ In der Vorrede sagt er: „Mein Essay: ›Die Judenfrage, eine ethische Frage‹ (Leipzig, Fr. W. Grunow, 1892), das [sic!] an Stelle des bisherigen Vertuschungssystems eine andre Methode der Bekämpfung des Antisemitismus vorschlug, die Methode strenger Wahrhaftigkeit und unnachsichtlicher Preisgebung der Schuldigen, wurde von den Juden mißverstanden und ich selbst mit niedrigen Schmähungen überhäuft; von den Antisemiten dagegen, deren offner aber loyaler Gegner ich stets war und bleiben will, wurde dieselbe Schrift meistens gelobt und zum Ausgangspunkte neuer, von mir gewiß unerwünschter [sic!] und unbeabsichtigter Angriffe gegen das Judentum im allgemeinen gemacht.“ Durch diese schlimme Erfahrung hat er sich jedoch nicht abhalten lassen, das in demselben Geiste geschriebne vorliegende Buch herauszugeben. Er untersucht darin Wesen und Begriff des Wuchers, indem er die vorhandnen Theorien mit vollständiger Beherrschung der Litteratur kritisirt, beleuchtet die Lehre vom Zins und die verschiednen Formen des Leihvertrages vom ethischen wie vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus, erzählt die Geschichte der Wuchergesetze und schildert den Wucher, wie er in unsrer Zeit betrieben wird. Dem „Wucher auf dem Lande in Galizien“ ist ein besondrer 108 Seiten starker Abschnitt gewidmet, dem das in einer vom Landesausschuß veranstalteten Umfrage gewonnene handschriftliche Material zu Grunde liegt.

Da in dieser kurzen Anzeige auf das Wesen des Übels natürlich nicht eingegangen werden kann, so beschränken wir uns darauf, bei dieser Gelegenheit ganz kurz unsre Ansicht über das geeignete Heilverfahren auszusprechen, und überlassen es dem Leser, zu prüfen, wie weit sie in dem Buche Caros ihre Begründung findet.

Das Hauptgewicht legen wir auf die verschiednen Arten von Wucher, zu denen die Nöte des Gewerbestandes, namentlich aber die des Kleinbauernstandes Anlaß geben. Ob und wie weit die Gesetzgebung den leichtsinnigen Lebemann vor den Folgen seiner eignen Thorheit und Gewissenlosigkeit zu schützen habe, ist eine Frage von sehr untergeordneter Bedeutung, selbst wenn es sich um Lebemänner im jugendlichen Alter handelt, denn so jugendlich unerfahren ist kein Student, daß er nicht wüßte, ein wie großes Unrecht es ist, hinter seines Vaters Rücken Schulden zu machen; das weiß jedes zwölfjährige Kind. Und um Postunterbeamte mit fünfunddreißig bis fünfundvierzig Mark Monatsgehalt vor der Wahl zu schützen, ob sie dem Wucherer in die Hände fallen oder der Versuchung zu einem Verbrechen unterliegen wollen, giebt es nur ein Mittel: Gehaltsaufbesserung. Das heutige Kreditbedürfnis des Bauernstandes nun, auf den sich unsre kurze Erwägung beschränken soll, entspringt daraus, daß er mehr und öfter bares Geld braucht als früher. Soll ihn dieses Kreditbedürfnis nicht schließlich Wucherern in die Hände treiben, so braucht er Darlehnskassen nach dem System Raiffeisen. Diese Kassen haben sich überall, wo sie bestehen, bewährt, wären aber vielleicht noch mancher zur Verwirklichung ihrer Idee erforderlichen Verbesserung fähig. Diese Idee besteht darin, daß sie nicht Geldinstitute zur Erzielung von Dividenden für kleine Kapitalisten sein sollen, sondern Genossenschaften zu wechselseitiger Hilfe, die darauf

Digitized by Google

beruhen, daß durch Einrichtung eines Sammelbeckens einerseits der zeitweilige Geldüberfluß des einen und der zeitweilige Geldmangel des andern, andrerseits Ebbe und Flut in der Haushaltungskasse eines und desselben Bauern ausgeglichen wird, ferner darauf, daß alle Teilhaber der auf eine einzige Gemeinde oder wenige kleine Gemeinden beschränkten Genossenschaft einander persönlich kennen, einander trauen können, der Notwendigkeit umständlicher Schreiberei, kostspieliger Verwaltung und riskanter Geldgeschäfte mit weit entfernten, ihnen unbekannten Personen überhoben sind. Erleiden doch viele Landleute auch bei gar nicht wucherischen Geschäften schon dadurch Verluste, daß sie sich bei Geldzahlungen keine Quittung geben lassen, weil sie das entweder nicht für nötig halten oder den Empfänger durch die Forderung einer Quittung zu beleidigen fürchten.

Solche Genossenschaften zu wechselseitiger Hilfe sind natürlich nur dort lebensfähig, wo die Gesamtheit wirtschaftlich stark genug ist, den einzelnen in Zeiten vorübergehender Schwäche zu tragen. Ist ein ländlicher Bezirk übervölkert, sind die Grundstücke zu klein, und kann das unzureichende Einkommen auch nicht durch Industrie ergänzt werden, so giebt es gar keine zeitweiligen Überschüsse, aus denen ein Sammelbecken gebildet werden könnte. Hier handelt es sich nicht um zweckmäßige Verteilung vorhandner, sondern um Beschaffung nicht vorhandner Mittel. Die Beschaffung auf dem Wege des Darlehns von Personen, die der verarmten Gemeinde nicht angehören, kann ihr keine Hilfe gewähren. Wer das zum Leben notwendige nicht hat, der kann keine Zinsen zahlen. Er kann die hundert Prozent nicht zahlen, die der eigentliche Wucherer verlangt; aber er kann auch die acht Prozent nicht zahlen, die der Vorschußverein früher verlangte, noch auch die fünf bis sechs Prozent, die dieser jetzt verlangt, er kann nicht einmal ein Prozent zahlen. Unter diesen Umständen trägt jedes verzinsliche Darlehn den Charakter des Wuchers an sich. Sollen solche Gemeinden, deren dem Untergange geweihte Mitglieder sich um jeden Preis Galgenfristen zu verschaffen suchen, nicht in die Schlingen der Wucherer geraten, so muß die Auswanderung organisirt und dafür gesorgt werden, daß die Grundstücke der Ausgewanderten nicht dem Grundstückspekulanten zur Beute fallen, sondern um mäßigen Preis in den Besitz oder Pacht der Zurückbleibenden übergehen und diese wieder lebensfähig machen. In der beschriebnen Lage befinden sich jene Gegenden West- und Mitteldeutschlands, wo über Wucher geklagt wird.

Auch in Galizien scheinen hie und da die Grundstücke zu klein, ja von vornherein bei der Teilung zu klein gemacht worden zu sein. Dazu kam dann, daß die Leute dem durch die Aufhebung der Leibeigenschaft neu erzeugten Kreditbedürfnis mit der dem frühern Zustande ganz angemessenen Meinung gegenüberstanden, Geld borgen sei eine Schande und dürfe nur heimlich geschehen. Dazu kam ferner der heutige Fluch aller östlichen Slawenländer, daß ihre Bauern plötzlich in das Getriebe des modernen Kultur- und Staatslebens hineingerissen werden, ohne einen naturgemäß aus ihnen selbst herausgewachsenen Handwerkerstand und Kaufmannsstand, bei dem sie ihre Kulturbedürfnisse auf reelle Weise befriedigen könnten, und daß sie mit allen ihren Käufen und Verkäufen auf den jüdischen Dorfschenken angewiesen sind, der also ihr gesamtes Wirtschaftsleben beherrscht. Dazu kommt endlich, daß in Ostgalizien die Zahl der Analphabeten sehr groß ist.

Jedermann sieht, daß diese Übelstände durch die Bestrafung des Wuchers nicht gehoben werden können. Trotzdem haben wir gegen Wuchergesetze nichts einzuwenden. Nur würden wir uns den Gegnern gegenüber nicht, wie Caro, auf das Verbot des Diebstahls berufen, das ja auch nicht den Diebstahl aus der Welt

Digitized by Google

schaffe. Hier waltet doch ein sehr tiefgehender Unterschied ob. Der Diebstahl kann verboten werden, denn ob eine Handlung Diebstahl sei, läßt sich stets mit unfehlbarer Gewißheit erkennen, während beim Wucher Wissenschaft und öffentliche Meinung noch nicht einmal über den Begriff einig geworden sind. Und der Diebstahl muß bestraft werden, weil der durch ihn geschädigte die Schädigung wider Willen erleidet, während der Bewucherte die Schädigung selbst herausfordert und, wo Wuchergesetze bestehen, dem Wucherer diese Gesetze umgehen hilft. Wo die Schädigung wider Wissen und Willen des Schuldners eintritt, da trägt das Verfahren des Gläubigers gewöhnlich das Merkmal des Betruges so deutlich an sich, daß er, wenn die Gerichte auf dem Platze wären, wohl auch ohne Wuchergesetze bestraft werden könnte.

Nicht darin besteht das Unrecht der Liberalen in Deutschland und Österreich, daß sie behaupten, Wuchergesetze nützten nichts, denn darin giebt ihnen die geschichtliche Erfahrung im großen und ganzen Recht, sondern in zwei andern Sünden. Erstens suchen sie das Übel einfach zu leugnen, hie und da mit erstaunlicher Keckheit; wie wenn im deutschen Reichstage die Sache so dargestellt wird, als ob es sich in Westdeutschland um vereinzelte, von den Antisemiten ungebührlich aufgebauschte Fälle handelte, während doch die Enquete des Vereins für Sozialpolitik die Größe und den Umfang des Übels längst festgestellt hat. Zweitens dadurch, daß sie die Versuche genossenschaftlicher Selbsthilfe bei den Bauern verdächtigen, die Anlage unverschuldbarer Rentengüter, sowie ein besondres, den Bedürfnissen des Bauernstandes entsprechendes Hypothekenrecht als mittelalterlich und reaktionär verschreien. In Österreich hat sich diese „liberale" Strömung den Staat vollständig unterjocht. Sechzehn Jahre lang hat die konzessionirte galizische Rustikalbank die gemeinsten Wucherstückchen verüben dürfen, und nachdem die Thronrede vom 11. April 1891 eine Vorlage über die Organisation des ländlichen Genossenschaftswesens verheißen und der Ackerbauminister Graf Falkenhayn sie am 11. Juli in einer vortrefflichen, ganz in unserm Sinne gehaltenen Rede begründet hatte, mußte er das Jahr darauf, wegen der Angelegenheit interpellirt, gestehen, daß er den versprochnen Gesetzentwurf nicht vorlegen könne. Den neuen Wuchergesetzentwurf Caprivis vom 23. Dezember 1892 druckt Caro samt Begründung ab. Er ist davon nicht ganz befriedigt, glaubt ihn aber schon deswegen freudig begrüßen zu müssen, „weil er die Tendenz aufweist, mit dem Übel schonungslos aufzuräumen."

Eine neue Karte des deutschen Reichs.*) Daß die Kartographie aus den Künsten des Zeichnens und des Kupferstichs herausgewachsen ist, merkt man ihr heute selten an. Die große Masse der Karten sieht mehr nach dem Handwerk, eine Minderheit mehr nach der Wissenschaft als nach der Kunst aus. Die Massenerzeugung schädigt auch auf diesem Felde die Vollendung der Werke. Und doch bleibt die Karte ein Bild, in dem freilich die künstlerische Freiheit der Wiedergabe durch die herkömmlichen Linien und Töne auf einen engen Raum beschränkt wird. Aber gefesselt ist sie durchaus nicht. Wir suchen heute das Künstlerische in den Karten nicht mehr in den oft prachtvoll und nur zu üppig entwickelten Rahmen und Cartouchen des Randes, nicht in den Genrebildern aus dem Leben der Wilden, den Delphinen und Galeeren, die die leeren Stellen der Länder und Meere aus-

*) Karte des deutschen Reiches im Maßstabe von 1:500000 unter Redaktion von Dr. E. Vogel ausgeführt in Justus Perthes geographischer Anstalt in Gotha. 27 Blätter (und Titelblatt) in Kupferstich. Erscheint in 14 Lieferungen zu 3 Mark.

Digitized by Google

füllen, sondern in der Karte selbst, die bei aller nüchternen Beschränkung auf ihren Zweck und bei strenger Naturtreue schön in den Linien und Farben und durch Sparsamkeit in den Mitteln einfach und klar sein soll. Als völlig zweckwidrig würden wir den Versuch verwerfen, in irgend einem Punkte das Abbild der Erde zu verschönern, vielmehr muß es ganz rein heraustreten. Früher war aus Mangel an genauen Aufnahmen das höchste Ziel der Karte, schön und wahr zu sein, nicht erreichbar. Jetzt fehlt es für viele Länder der Erde, besonders für die europäischen, nicht mehr an den wissenschaftlichen Grundlagen und damit ist die Zeit gekommen, wo die Karte wieder Kunstwerk sein kann und soll. Es ist bezeichnend, daß sich seit einer Reihe von Jahren die tüchtigsten Kartenzeichner die Aufgabe stellen, das Bild der Erdoberfläche plastisch, ja sogar farbig zu gestalten. Mit der Farbe, die auf einigen neuern schweizerischen Karten, z. B. einer Karte des Kantons Glarus von Becker, mit großer Feinheit aufgetragen ist, wird man aber nie die Natur erreichen. Wer vermöchte allein die warmen Töne des grauen Kalksteins der Nordalpen in ihrer Mannichfaltigkeit und Tiefe im Farbendruck wiederzugeben? Das wäre ein vergebliches Bemühen. Die Darstellung darf auf der Karte nur plastisch wirken wollen. Hier liegen die erreichbaren Ziele.

Mit wahrer Freude lenken wir nun da die Aufmerksamkeit unsrer Leser auf ein Kartenwerk, das für Deutschland wohl das schönste des bisher erreichten bietet: die Karte des deutschen Reichs im Maßstab von 1 : 500 000, die unter Redaktion von Dr. Karl Vogel im Perthesschen geographischen Institut in Gotha erscheint. Von den 28 Blättern, aus denen sie bestehen wird, liegen uns 18 vor. Wir wollen versuchen, mit wenigen Worten zu sagen, welche Stelle dieses Werk unter unsern Kartenwerken einnimmt.

Zunächst das Äußere. Die Blätter sind in zweifarbigem Kupferstich hergestellt. Das Gradnetz, die Flüsse und Wege, die Ortszeichen und die Namen sind schwarz, das Gelände ist in warmer Erdfarbe gegeben. Meer, Seen und Ströme sind blau, und von den zwei neben einander erscheinenden Ausgaben trägt die eine die Staats- und Verwaltungsgrenzen in buntem Kolorit, die andre die Waldflächen in lichtem Grün. Die Höhenunterschiede treten durch die nach bekannten Regeln abgestufte Schraffirung, die Tiefenunterschiede des Meeres durch helleres und dunkleres Blau hervor. Da nur kleine Dörfer und Weiler übergangen sind, so waren viele tausende von Namen zu geben. Trotzdem hat es die Behandlung des Stiches ermöglicht, die Karte übersichtlich und lesbar zu erhalten. Feldmarschall Moltke, der berühmteste aller Kartographen, hat noch die ersten Blätter beurteilen können und neben der Sorgfalt in der Redaktion und der sachgemäßen Sichtung des Stoffes die „im Kupferstich und Druck mustergiltige Ausführung" gerühmt. Dem haben wir natürlich nichts hinzuzufügen.

Ist das Werk notwendig? Zwischen der Karte des deutschen Reichs im Maßstab von 1 : 100 000 und den Blättern im Maßstab von 1 : 1 000 000 oder 1 : 1 500 000, wie man sie in Atlanten und Reisebüchern oder einzeln käuflich als Touristenkarten findet, fehlte uns bis zum Erscheinen dieses Atlas eine übersichtliche, bequeme und dabei doch möglichst vollständige Landkarte. Gerade die weitverbreiteten Bedürfnisse der Armee, des Verkehrs und jeder gründlichern Orientirung, die die Übersichtlichkeit nicht aufgeben will, weisen in die Mitte. Ein Maßstab von 1 : 500 000 ist für sie am passendsten. Das lehren besonders die militärischen Erfahrungen. Nach Karten in diesem Maßstab kann ein Mann mit etwas Orientirungsgabe noch wandern, wenigstens im Flachland und im Mittelgebirge, aber man kann

Digitized by Google

auf ihnen auch im großen Zusammenhang die Formen des Bodens, die Flüsse, Verkehrswege, Dörfer u. s. w. studiren. Da das Ineinandergreifen dieses Studiums und des Selbstsehens beim Wandern die beste Grundlage der Landes- und Ortskenntnis, der Orientirung im höhern Sinne ist, möchten wir gerade diesen Karten einen hohen Wert beilegen. Für das große Publikum sind sie praktischer als die topographischen Blätter und werden sich auch einst weiter verbreiten. Wir glauben, daß sie aber auch in der Armee Freunde finden werden. Hier wie dort wird man sie gern benutzen. Und gerade auf dieses „gern" möchten wir Gewicht legen. Diese Karten sind anziehend und fesselnd. Sie wirken nicht nur durch das, was sie geben, sondern auch durch die Art, wie sie darstellen. Es ist ein Vergnügen, sie zu studiren. Wir hoffen daher, daß sie in weiten Kreisen das Verständnis für den Genuß erschließen werden, der im Nachlesen und Nacherleben einer Wanderung auf einer guten Karte liegt. Es genügt nicht, daß wir immer auf unsre geographische Überlegenheit, besonders den Franzosen gegenüber, pochen, die sich übrigens jetzt in der Geographie ganz tüchtig üben. Nur die Armee leistet viel darin, unsre Schulen nicht genug. Ihnen muß das Leben nachhelfen. Und dazu ist dieses Kartenwerk, das uns die Heimat so treu und schön zeichnet, trefflich geeignet.

Berthold Auerbachs dramatische Eindrücke. Die Veröffentlichung einer Reihe von Tagebuchblättern Berthold Auerbachs, in denen er viele Jahre hindurch seine Eindrücke und die an diese Eindrücke geknüpften Betrachtungen nach genossenen Theaterabenden aufgezeichnet hat, wird von keinem Ernstgesinnten als unnütze Buchmacherei bezeichnet werden. Freilich ist der Verfasser der Schwarzwälder Dorfgeschichten das gerade Gegenteil von einem dramatischen Dichter gewesen. Wenn er sich jahrzehntelang darüber getäuscht und immer wieder Anläufe genommen hat, Trauerspiele, Dramen, Lustspiele („Andre Hofer," „Der Wahrspruch," „Das erlösende Wort") zu schaffen und auf die Bühne zu bringen, und sich in den „Dramatischen Eindrücken" (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung) nur schwer und allmählich zu der Einsicht über diese Grenze seiner Begabung durchringt, so ist das zwar ein Beweis seiner künstlerischen Anstrichtigkeit, hat aber doch auch seine komische Seite. Alles in allem scheint es, daß Auerbach das starke Übergewicht der Reflexion in allen seinen Erzeugnissen, auch in den epischen, niemals richtig geschätzt und darum so zögernd und schmerzhaft seine Unfähigkeit zu dramatischem Schaffen begriffen hat. Daraus folgt natürlich noch nicht, daß er keine Einsicht und kein Urteil für die dramatische Poesie andrer besessen habe, und so beruft sich denn auch das Vorwort zu diesen „Dramatischen Eindrücken" (von Otto Neumann-Hofer) mit Recht darauf, daß Auerbach „Fühlfäden hatte für das dramatische Schaffen," daß „der Dichter in ihm den Dichter verstand in jenen Tiefen, wo die Anschauungen schlummern und die Kräfte aufgespeichert sind, aus denen das dichterische Gebild erwächst." Nicht nur dies Verständnis wird jeder Leser erkennen, sondern er wird sich auch an dem reichen Inhalt und an der Schärfe und Klarheit des Stils in diesen Tagebuchblättern erfreuen. Den „Tausend Gedanken des Kollaborators" sind hier noch einige hundert neue Gedanken und Einfälle angereiht, nach Auerbachscher Art neben ernsten, geistvollen und feinsinnigen Betrachtungen eine Menge kleiner Züge und Ansätze zu psychologischen Studien, unruhiger Beobachtungen und gespreizter Redensarten, die mehr überraschend als überzeugend wirken. („Hätte Schiller diesen russischen Stoff [Demetrius] voll [?] ausgearbeitet, in den letzten fünfzig Jahren wäre die Anschauung der Welt von

Digitized by Google

Rußland eine andre gewesen, mindestens kulturhistorisch — Rußland wäre für Deutschland poetisch angebautes Kulturland gewesen!" — „Es ist in Goethes Iphigenie etwas Canovaartiges, etwas von Entkleidung, statt natürlicher Nacktheit, wir sehen noch Spuren der abgelegten Schnürbrust und nicht die volle in der Nacktheit ausgeturnte Erscheinung!" — „In Grillparzers »Ottokar« und »Esther« liegt die Spur eines wirklichen Dichters!" u. s. w.) Auerbach hat zwar diese Hefte durchaus oder doch zum allergrößten Teil nur für sich geschrieben, er legt sich selbst Rechenschaft von seinen Theatererfahrungen ab, aber unbewußt spricht er dabei doch ins Publikum hinaus und erscheint in die Gewohnheit verstrickt, sich selbst Reflexionen zum besten zu geben, die mit einem Bilde beginnen, auf eine schlagende Sentenz zugespitzt werden und mit tönenden Worten endigen. In dem Eifer dieses Reflektirens begegnen ihm wunderbare Dinge, so wenn er sich die Hauptgestalten von Lessings Nathan zurechtlegt und wörtlich niederschreibt: „Daß der Christ minder abgeklärt ist, als der Jude und der Muselmann, liegt teilweise darin, daß das Christentum eben noch historisch mächtiger, lebendiger, herrschender und also noch nicht zu jener Abklärung gekommen ist, die die Religion erst erlangt, wenn sie von äußerer Macht entkleidet worden." Inwiefern ist der Islam „von äußerer Macht entkleidet?" Bezieht sich die Reflexion auf die Zeit, wo „Nathan der Weise" spielt, so waren bekanntlich Sultan Saladin und eine Reihe andrer Fürsten der Gläubigen nach ihm eben so eifrig wie erfolgreich dabei, mit den schwachen Resten der Kreuzfahrerstaaten im Osten aufzuräumen. Bezieht sie sich auf die Zeit, wo der „Nathan" gedichtet, oder auf den 28. Januar 1858, wo Auerbachs Tagebuchsblatt geschrieben wurde, so hätte ihm doch einfallen können, daß der Islam die Religion von etwa zweihundertundzwanzig Millionen Menschen ist und in Asien und Afrika noch ungeheure Machtgebiete hat. Hier ist eben, was allenfalls auf den Juden passen konnte, ohne weiteres auf den Muhammedaner angewandt. Ähnliche und schlimmere Selbsttäuschungen sind von dem ununterbrochnen Bedürfnis, mit der Reflexion weit von dem Gegenstande abzuschweifen und bei jedem Anlaß etwas Apartes zu sagen, untrennbar. Zu dem redlichen Bemühen, allen Dingen und Erscheinungen gerecht zu werden, steht weiterhin die Empfindlichkeit in auffälligem Widerspruch, wo es sich einmal um die Sache der Juden handelt, und die beinahe wilde Gehässigkeit gegen litterarische Gegner, namentlich gegen Friedrich Hebbel, die uns aus den „Eindrücken" entgegenblitzt.

In Bezug auf den ersten Punkt leistet Auerbach geradezu unglaubliches. Nicht einmal eine so harmlos humoristische Figur wie die des wackern Schmock in den „Journalisten" findet Gnade vor seinen Augen, sie scheint ihm der Thatsache gegenüber, „daß viele Juden tapfer und treu in der Journalistik wirkten," völlig unerlaubt. Daß ihm im „Kaufmann von Venedig" eine Inkonvenienz übrig bleibt, daß ihm Shylock „größer erscheint als die ganze maskenspielende, leichtfertige Christenheit" mag hingehen, aber daß ihm die Überwindung des wilden Christenhassers, der das Recht zum Deckmantel der Rache macht, durch Porzia „eine widrige Empfindung" hinterläßt, und daß er diese Empfindung ohne weiteres als „ganz allgemein" bezeichnet, das geht doch über das Erlaubte hinaus. Die Erbitterung gegen Hebbel vollends drückt sich in Formen aus, die schlechthin nicht zu begreifen sind, wenn man nicht Schimpf für Schimpf zurückgeben will. Das über „Maria Magdalena" geschriebne ist keine Kritik, es ist ein Wutanfall. Die einzige Stelle der Hebbelschen Tragödie, die Auerbach anerkennt, benutzt er, um ein häßliches Licht auf den Dichter und sein Leben fallen zu lassen.

Digitized by Google

Vor allem aber fällt in der ganzen Reihe dieser Aufzeichnungen eines auf. Von der ersten bis zur letzten Seite nimmt der Verfasser gerechten Anstoß an der rohen Theaterwirtschaft, die sich während des letzten Menschenalters bei uns entwickelt hat. Unablässig betont er, daß bei uns zu viel Theater gespielt werde, daß die Theaterzeit lediglich eine Verdauungsstunde geworden sei, daß eine große ästhetische Korruption namentlich auf dramatischem Gebiet herrsche, daß das unabweisbare Volksbedürfnis nach Spielen von der krassesten Gemeinheit ausgebeutet werde, daß der Riß zwischen Poetischem und Theatralischem immer größer werde, daß das Theaterpublikum mehr und mehr aus den Müssigen, Satten und Zerstreuten bestehe, daß „Theatermachen" ohne Poesie zuletzt auf Zirkuskunststücke und Clownsprünge hinauskomme. Am 9. April 1880 schreibt er wörtlich: „Heitere Theater will man die Vorstadtbühnen nennen, die sogenannte Operetten u. s. w. zur Darstellung bringen. Ich hatte mich gestern verleiten lassen, eine gerühmte komische Oper »Die Glocken von Corneville« zu hören. Der Gesamteindruck des Theaters und dessen, was darin und darum, war, als ob man in eine Garküche geraten wäre, wo Pferdefleisch, ja sogar Hundekoteletten serviert werden. Und es giebt Menschen, die eine solche sogenannte Kunstanstalt jahraus jahrein besuchen! Wie muß es in den Seelen solcher aussehen, oder ist da von Seele nichts mehr?"

Wahrlich eine höchst berechtigte Frage. Nur schade, daß Auerbach unterlassen hat, sich das Grund- und Stammpublikum der Operette genauer anzusehen. Er würde da zu seiner Überraschung dieselben Leute gefunden haben, die er anderwärts als „hochangesehne Männer," als Vertreter der „überlegnen Intelligenz in Dingen des Erwerbs und der Kapitalbildung," als „aufopfernde Glieder der Gemeinde" als „Männer des Fortschritts" charakterisirt und glorifizirt hat. Er würde entdeckt haben, daß eine goldne Jugend gewisser Lebenskreise, die sehr fälschlich noch als Bestandteil oder gar als Kern des ehrensestesten Bürgertums gepriesen wird, die Hauptstütze aller Bühnenschandwirtschaft war und ist. Er hätte sich eingestehen müssen, daß die Fortschrittsphrase, die er für die sichre Bürgschaft des Charakters und der sittlichen Empfindung hielt, so wenig eine Bürgschaft dafür bietet, als — die christliche und konservative Phrase.

Übrigens, so wohlbegründet auch Auerbachs Ekel gegen die theatralischen Chemiker war, die „aus Pferdedreck Benzoesäure und Parfüm machen," so darf man doch nicht übersehen, daß er oft die sittlich optimistische Reflexion, die freilich seine besondre Stärke war, dramatischen Werken gegenüber viel zu einseitig walten läßt. Wir haben keine Ursache uns für Sardous „Dora" oder Augiers „Fourchambaults" zu erwärmen. Aber wenn Auerbach geltend macht: „Man sagt solchen Stücken nach, sie seien Zeitbilder, und zwar satirische, aber eben das ist erlogen. Wenn eine Nation, eine Zeit wirklich und vor allem aus solchen Menschen bestünde, so könnte sie nicht drei Tage dauern," so hat er wohl darin Recht, daß Frankreich Millionen andrer Existenzen hat, übersieht aber, daß eine Nation nicht bloß für ihr Leben, sondern auch für ihre Ideale verantwortlich ist, und daß die in den Loretten- und Ehebruchsdramen geschilderten Fünfzigtausend von tout Paris zu französischen Idealen geworden sind. Hätte Auerbach noch ein paar Jahre länger gelebt, so hätte er sogar erfahren, daß uns auch in Deutschland eine verschwindende Zahl von verächtlichen und widerwärtigen Lebenserscheinungen Berlins als einzige „Wahrheit des Lebens" angepriesen und, wie es allen Anschein hat, als unsre künftigen künstlerischen Ideale aufgedrängt werden.

Wie vielen Anteil an dieser Entwicklung der Dinge die einseitige liberale Doktrin gehabt hat, die jahrzehntelang nur nach der Parteizugehörigkeit und nichts

Digitized by Google

mehr nach dem Leben im ganzen fragte, kann hier um so eher unerörtert bleiben, als Auerbach, wie auch die „Dramatischen Eindrücke" wieder zeigen, diese Frage unablässig gestellt und sich höchstens in ihrer Beantwortung hie und da empfindlich getäuscht hat. Würde er es doch auch nicht für möglich gehalten haben, daß selbst die besten und gelungensten seiner Dorfgeschichten ein Jahrzehnt nach seinem Tode bereits so in den Hintergrund gedrängt sind, wie es thatsächlich der Fall ist. Wir brauchen nicht zu sagen, daß wir diese modische Unterschätzung eines unter allen Umständen bedeutenden Schriftstellers für völlig unberechtigt halten; hoffentlich wird sie auch vorübergehen.

Neue Novellen von Paul Heyse. Auf den großen dreibändigen Roman des vorigen Sommers hat der Meister der Erzählungskunst, der im Vollbesitz seiner Mittel mühelos Spende an Spende reiht, einen neuen Novellenband folgen lassen, die novellistische Ausbeute der letzten Jahre.*)

Den Titel „Aus den Vorbergen" — gemeint ist natürlich das immer mehr zur Reichssommerfrische werdende bairische Alpenvorland — kann man, wenn man will, „symbolisch" nehmen. Er trifft nur den gemeinschaftlichen Ortshintergrund der Novellen. Diese selbst aber kann man in innere Beziehung setzen zu der jüngsten scharf zugespitzten Streitdichtung Heyses. Man kann sie als die sanfter geschwungne Vorbereitung und Überleitung zu den schroffen Protesten betrachten, mit denen Heyse in diesem Jahre sich den Dank der Kunstfremde und der vernünftigen Leute gegenüber dem herausfordernden barbarischen Blödsinn unsrer „modernen" Kunstsexen und Litteraturgigerl verdiente. Hier ist es vorwiegend die zweite Novelle „Marienkind," die den Streit mit blanker Waffe fortsetzt. Die andern wirken mehr durch ihre ganze Haltung als stillschweigende Verweise gegen eine Richtung, die in niedern Vorwürfen nur den niedrigsten Gehalt sucht und sie nur zur Entfaltung blühender Gemeinheit benutzt.

„Marienkind" wählt seine Angriffsstellung besonders vorteilhaft. Die „moderne" naturalistische Versenkung in den Weltschmutz trifft auf ihr gleich krankhaftes spiritualistisches Gegenbild: die mönchische Selbstqual, die Verhimmelung des Weltelends, die mit ihren „Werken" so auf das Jenseits spekulirt, wie jene auf das Diesseits. „Marienkind" ist eine liebe, hübsche Klosterschülerin, die besonders seit ihrer Prämiirung — der Marienkindschaft — einen unüberwindlichen Hang zum himmlischen Beruf in sich verspürt. Zur Verzweiflung ihres verwitweten Vaters und ihrer lebensfreudigen Umgebung, die sie damit tyrannisirt! In einer Sommerfrische erscheint nun das „moderne" Gegenmittel, das ihr der Dichter verschreibt: ein junger Freilichtmaler, der nach einem abscheulichen, schmutzigen Kretin von Gänsemädchen an der Landstraße „große Kunst" übt. Der Häßlichkeitsrafael verliebt sich, wie sichs gebührt, in das Madonnengesichtchen und entschließt sich sogar, es trotz seiner Schönheit zu malen. Ja er wird zum Heiligenmaler und stiftet für das Kloster der Auserwählten ein großes Bild der Schutzpatronin, das wegen verfänglicher Ähnlichkeit mit dem Namenskinde zurückgewiesen wird. Es ist nun sehr anmutig zu lesen, wie Leben und Liebe über die tote Kälte von Dogma und Theorie den Sieg davontragen. Das plötzliche Hinscheiden der muntern Hanstante bringt der eifrigen Himmelsaspirantin den verlassenen irdischen Vater heilsam in Erinnerung. Schließlich geschieht der Profeß nicht im Kloster, sondern in der alten Pinakothek, noch dazu im Rubenssaale, wo der Kunst eine neue Helene Four-

*) Aus den Vorbergen. Novellen von Paul Heyse. Berlin, Hertz, 1893.

Digitized by Google

mens geschenkt wird. Der Besitzer des Originals, der so glücklich ist, es malen zu dürfen, wird zwar von seinen „modernen" Kollegen wegen seines Rückfalls auf „die abschüssige Bahn des Akademischen" künstlerisch aufgegeben; nur mit geringer Mehrheit läßt die Aufnahmejury aus persönlicher Rücksicht auf einen alten Genossen sein neues Werk in einer dunkeln Ecke zu. Aber wer es hier entdeckte, ohne ein leidenschaftlicher Anhänger der neuesten Richtung zu sein, hatte seine Freude daran. Es ist das Bild einer glücklichen jungen Mutter mit ihrem Sprößling, das lebensvolle Kunstideal des — „Marienkindes."

Wie unser Erzähler hier unmittelbar verfährt und in der drolligen Figur des in sich und seiner Frau Gevatterin vergnügten alten Medizinalrats einen volkstümlichen Vertreter der eignen Meinung einführt, so erreicht er sein Ziel in den drei andern Geschichten auf exemplarischem Wege. Er verwahrt sich in der Erzählereinleitung der letzten, daß die angeführten Beispiele von „Dorfromantik" die Regel seien. Aber ist nicht die Ausnahme durchgängig der Vorwurf der Kunst? Ihr Gesetz ist ein höheres als die mathematische Formel, der sich der unbeseelte Stoff fügt. Das eigentliche Vorbild der Menschheit, ihr wahres Angesicht in seiner ursprünglichen Kraft und Bedeutung offenbart sich in dem, was uns als Ausnahme im Leben entgegentritt. Die ganze wirklich so zu nennende Weltgeschichte ist in diesem Sinne Ausnahme und wird nur in diesem Sinne Vorwurf der Kunst. Nicht das Gemeine ist es, was den Einschlag bildet in dem großen Gewebe des Weltgeschicks. Und so ist auch im Leben des einzelnen nicht das, was ihn an die Herde bindet, nicht das Gemeine und Traurig-Wahre, was sein besondres Geschick bestimmt, sondern das, was ihm eigentümlich ist, ihm allein angehört, das verschwindend Geringe, wodurch er abweicht, worin er Ausnahme ist. Wie kommt es denn, daß jeder Mensch, und sei er der geringste, sein Geschick als das seine empfindet, es mit solcher Ausschließlichkeit von dem der ganzen übrigen Menschheit abhebt und darin so im Rechte erscheint, wie der gewaltigste neben ihm? Des Dichters Vorrecht ist es, das Leben von dieser seiner besondern Seite zu nehmen. Wenn Leute mit grauer Amtsmiene statt dessen „exaktes Material zur menschlichen Naturgeschichte" aufstapeln, so beweisen sie zunächst nur, daß sie keine Dichter sind, so alberne Gecken sie sonst sein mögen. Auch wird der Dichter, er mag sich stellen, wie er will, hierbei immer wieder „die liebe Liebe" auf seinen Pfaden antreffen. Er will die abweichenden Schwankungen der Lebenswelle anschaulich machen. Und die Liebe ist es neben dem Kriege, die am freiesten und entschiedensten „beweget das Leben, daß sich die grauschten Farben erheben. Reizend betrügt sie die glücklichen Jahre, die gefällige Tochter des Schaums; in das Gemeine und Traurigwahre webt sie die Bilder des goldenen Traums."

Eine ganz besondre Anwendung der letzten Worte giebt die Geschichte vom „Xaverl." Xaverl ist ein kleiner Dorftrottel, eine stehende Erscheinung in jenen Gebirgsgegenden. Die schöne, tüchtige Stiefschwester ist in den traurigen Kretin, obwohl er ihr nur die Ehe ihrer verstorbnen Mutter mit dem elenden Trunkenbold von Stiefvater in die Erinnerung rufen kann, so mütterlich verliebt, daß sie in seiner Wartung und Pflege und — wie sie sich einbildet — Erziehung Ziel und Zweck ihres Lebens sieht. Sie opfert ihm ihr Dasein, ja sie verwirkt es durch ihn auf eine tragische Weise. Seinetwegen weist sie die ernstgemeinten Bewerbungen des Dorfarztes zurück, da sie darauf besteht, das Brüderchen mit in die Ehe zu nehmen. Der in seiner Leidenschaft nicht allzu gewissenhafte Mediziner vergreift sich in einer Krankheit des Xaverl in der Opiumdosis, und das Kind schläft in die Ewigkeit hinüber. Die Schwester ahnt den Mörder und bricht

Digitized by Google

vollends mit ihm, um — dem Kranken, Heruntergekommnen später freiwillig das zu gewähren, was sie früher dem aussichtreichen Brautwerber versagt hatte. Eine Erscheinungsform der Liebe, in der das Mitleid so völlig den Ausschlag giebt, dürfte im allgemeinen nicht so selten sein, wie sie sich in diesem Ausnahmefalle darstellt. Aber gerade dieser Fall wirkt poetisch wahr, weil er an einem individuellen Beispiel eine Art Urbild davon ausdrückt. Wir verstehen an dieser Ausnahme, was uns an tausend Durchschnittsfällen mit allen statistischen Ergebnissen nicht im mindesten einleuchten würde.

Die beiden andern Geschichten zeigen in ihrer dörflichen, bäuerlichen Umgebung Erscheinungen, die man in ihrer Zartheit und Vergeistigung sonst nur der städtischen Bildungssphäre vorbehalten denkt, obwohl großstädtische Salons dafür vielleicht einen ebenso ungünstigen Boden abgeben, wie die Bauernstube. Trotzdem sind die Ausnahmen, die uns der Dichter hier vorführt, durchaus an ihr Lokal gebunden, und gerade das macht sie zu eigentümlichen Vorwürfen für seine Kunst. „Broni" ist eine arme Beerensucherin, ein Geschöpf von mimosenhafter Scheu vor unlautern Berührungen und Verhältnissen. Sie opfert ihre Liebe zum Forstadjunkten der Ehe mit einem ältern, etwas verkrüppelten Bahnwärter und läßt, als die Leidenschaft ihr einmal wieder ins Haus fällt, lieber „im Dienst" den Nachtzug über sich hinsausen, als daß sie widerstandsunfähig würde. Der Schulmeister der letzten Erzählung mit dem Titel „Dorfromantik" ist mit seiner poetischen Hingebung an eine schwindsüchtige Geliebte eine unter den Dichtern selbst nicht so ungewöhnliche Erscheinung. Der reiche Bauernpapa, der nur, um das Leben des vergötterten Töchterleins zu schonen, in die Verbindung mit dem armen Schulmeisterlein willigt, und die robuste Halbschwester, die vergeblich auch nach dem Tode der Geliebten den Seladon für sich zu gewinnen sucht, vermannichfaltigen das Interesse an der in dies niedere „Milieu" gesetzten Poetenfigur.

Wahrlich, das „Milieu," um den schrecklichen, unlogischen Lieblingsausdruck unsrer Kritiker hierbei in seiner aufgedrängten Bedeutung abzuweisen, Örtlichkeit und Umstände, machen nicht die Dichtung. Coulissen und Statisten machen kein Drama, ein Klavier und eine Stimme, angezündete Lichter und ein Auditorium machen kein Lied. Man muß spielen und singen können, und muß vor allen Dingen etwas zu spielen und zu singen haben, dann wird mans auch zu stande bringen, wenn das alles fehlt; ohne Klavier, ohne Lichter, ohne Auditorium, in der Stille und Einsamkeit, oder auch wenn das Klavier klappert, die Lichter trübe brennen und rohe Stimmen dazwischen kreischen. Der Mensch bleibt Mensch, ob im Dorfe oder in der Stadt, auf Thronen oder in Hütten, im Staatskleide des Würdenträgers oder im Kittel des Bauern. Zieht das Staatskleid oder den Kittel aus, und was bleibt übrig als ein armer, nackter, bedürftiger Mensch, hinausgestoßen in irgend so ein Teilchen von Welt, in dem er zurechtzukommen sucht, so gut er eben kann, von dem ihm nichts angehört, als was er hineinbringt: ein schlagendes Herz, fünf Sinne und so ein bischen Selbst, wie es denn jeder hat, freilich ist es oft darnach! Und darauf kommt es an, ihr Herren Milieumacher, auf das Selbst und was einer daraus macht; mag sonst die Szene sein, wo sie will, in Paris oder in Hinterwinkel, bei den Norwegern oder bei den Botokuden, in Berlin W oder in Berlin N, in der Ebne, am Strande oder „in den Vorbergen."

Signorellis Bilder zu Dante. Eine der interessantesten und vornehmsten — hier paßt einmal das jetzt viel mißbrauchte Adjektiv — Veröffentlichungen, die

Digitized by Google

das vorige Jahr gebracht hat, ist die Reproduktion der Illustrationen Signorellis zu Dantes göttlicher Komödie, die wir F. X. Kraus verdanken (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr, 1892). In mehrfacher Hinsicht verdanken. Es war an sich ein Verdienst, auf die neben den großen Wandbildern des Luca Signorelli in der Cappella nuova des Doms von Orvieto leicht übersehenen und bisher auch durch Litteratur und Abbildungen stiefmütterlich behandelten Sockelbilder, wovon die Dantelllustrationen einen Teil bilden, energischer hinzuweisen, sie beim Publikum eigentlich erst einzuführen. Aber der Freiburger Kirchen- und Kunsthistoriker hat außerdem auch selber den Text und die Erklärung übernommen und für die photographischen Aufnahmen gesorgt, auf denen die Lichtdrucke des Werks beruhen. Um vor allem diese zu loben: sie sind vortrefflich gelungen und geben in einer Sepiatönung, an die man sich bald gewöhnt, die grau in grau gemalten Sockelbilder in vollkommner Schärfe und Treue, natürlich ebenso treu auch die Beschädigungen der Originale wieder.

Es sind elf dieser Sockelbilder, die sich auf die göttliche Komödie beziehen und daher von Kraus reproduzirt worden sind; dazu kommt aus dem Beiwerk der großen Fresken Signorellis noch ein Bildnis Dantes, das in Zinkdruck wiedergegeben ist; es hält den bekannten Typus fest, wobei es allerdings die Züge etwas vergröbert.

Wenn es nun auch wahrscheinlich ist, daß diese Sockelbilder durch Schülerhand ausgeführt sind, so sagt doch Kraus mit vollem Recht, daß „der Geist Signorellis in ihnen nicht minder als in den großen Kompositionen der obern Wandflächen" walte. Einen andern Satz des Herausgebers aber möchte ich doch nicht ohne Ergänzung lassen, nämlich den, daß die Sockelbilder „in keiner unmittelbaren Beziehung zu den großen Wandgemälden stehen, in denen die Anzeichen des Weltgerichts, der Antichrist, die Auferstehung, der Sturz der Verdammten, die Hölle, die Begrüßung und Krönung der Auserwählten vorgestellt sind." Das ist ja richtig. Aber desto inniger ist die mittelbare Beziehung, sie liegt in der unzweifelhaften Anregung aus Dante, in der aus seiner Lektüre gewonnenen Steigerung der eigenen Auffassung und Phantasie, wie sie in diesen gewaltigen Signorellischen Schilderungen der jüngsten Dinge lebt und zum großartigsten Ausdruck kommt und daher Wandbilder und Sockelbilder innerlich doch zu einem großen geschlossenen Ganzen erhebt.

Jene kleinen Darstellungen nun beziehen sich alle elf auf die am wenigsten populäre der drei großen Gesänge, auf das Fegefeuer. Sie zeigen — und gerade in ihrer Einfarbigkeit, in ihrem Verzicht auf Farbenwirkung, die ja die schwache Seite des Meisters war — trotz ihrer verhältnismäßigen Kleinheit alle bekannten Vorzüge Signorellis, insbesondre in der einfachen Großartigkeit der Komposition und in der Kraft, ja der terribilità der in der Plastik des Nackten schwelgenden Zeichnung.

Professor Kraus leitet seine Erläuterungen durch eine Übersicht über die bisherige Litteratur ein und fügt dann jedem der elf Bilder einen Text bei. Soweit zu den Zitaten aus Dante noch Zusätze zur Verdeutlichung notwendig sind, zieht er es meistens vor, mit seiner eignen Auffassung möglichst zurückzuhalten und das schon von andern beigebrachte wohlgeordnet und übersichtlich vor dem Leser auszubreiten. Ein Bild, das erste, bleibt ohne bestimmtere Erklärung, und zwar infolge eines Übersehens, das mir kaum begreiflich ist. Es stellt Dante halb kniend dar, Virgil sich neigend, vor einem kraftvollen alten Manne in flatterndem langen Mantel und mit lang wallendem Bart und Haupthaar (bei kahler Schädelplatte;

Digitized by Google

das Alter der in mächtigem Schreiten innehaltenden Gestalt ist unverkennbar). Signorellis Biograph, der verstorbne Baxter W. Bischer, hatte das Bild auf die Engelserscheinung im Purgatorio II 27 ff. bezogen. Das widerlegt zwar Kraus mit guten Gründen, findet aber seinerseits keine passendere Erklärung. Nun weist aber das Anordnungsprinzip des Ganzen dieses Bild von selber dem ersten Gesange des Fegefeuers zu. Und da heißt es deutlich genug (V. 31 ff.):

Und einen Greis, allein, sah ich mir nahe,
Der Ehrfurcht also wert ....
Lang war, mit weißem Haar vermischt, sein Bart
Und gleich dem Haar des Haupts, das niedersinkend
Als Doppelstreif der Brust zur Hülle ward.

Signorelli hätte diese Erscheinung des Cato von Utica gar nicht enger an die Schilderung Dantes anlehnen können, als er es in der Darstellung des ersten Sockelbildes gethan hat.

Veröffentlichungen wie diese können immer nur auf einen kleinen Kreis von Freunden rechnen. Um so lebhafterer Dank gebührt der Mohrschen Buchhandlung, daß sie in einer Zeit, wo die übliche Prachtwerkfabrikation darauf ausgeht, die Pyramide des Geschmacks beim Publikum auf einer möglichst breiten, d. h. tiefen Schicht zu treffen, dem entgegengesetzten Bestreben durch die Herausgabe des Krausschen Werkes ein Opfer gebracht hat, insbesondre auch für die schöne Ausstattung, die sie dem Buche durch die weitbekannte Wallausche Kunstdruckerei in Mainz hat zu teil werden lassen. E H

Die Führenden. Ed. Hanslik, der bekannte Wiener Musikschriftsteller, Mitarbeiter der Neuen freien Presse und der Deutschen Rundschau, erzählt in einem Aufsatze „Aus meinem Leben," daß auch er in jungen Jahren unter dem Einflusse Heines gestanden habe, und wagt dabei auszusprechen, daß ihm die „subjektiven, künstlich nachlässigen Heinischen Wendungen jetzt unbeschreiblich widerwärtig" seien. „Kein Zweifel, daß Heine, die Vergötterung Heines, heute noch eine Anzahl von Feuilletonisten zur Nachahmung verführt, und manches vielversprechende Talent auf dem Gewissen hat. [Ein Talent auf dem Gewissen haben, ist auch nicht übel!] Bilder und Stilmanieren, die bei Heine als neu und originell wirkten, werden bei seinen Nachahmern unerträglich affektirt und geistlos. Manches heute erscheinende Feuilleton, selbst von talentvollen Autoren, vermag ich nicht weiter zu lesen, wenn ich in den ersten Zeilen das Gefunkel und Geflunker Heinischer Geistreichigkeit und Weltschmerzlerei, die Flitter erborgten Witzes und erlogener Gefühle glitzern sehe."

Was werden die Redakteure der genannten Zeitschriften dazu sagen? Sollte auch Herr Hanslik Mitglied der großen antisemitischen Verschwörung sein, die den teuflischen Plan hat, die Schätzung Heines auf ein gerechtes Maß zurückzuführen? Das wäre entsetzlich. Auch Professor Hermann Grimm dürfte durch die angeführten Sätze betrübt werden, der soeben wieder in einer Besprechung der Schriften H. Hombergers (in derselben Rundschau, die die Ketzerei Hanslicks bringt) eine allerdings gewundene, geflissentlich „Worte" für „Wörter" gebrauchende Erklärung voll schwerer Bedenken gegen die Sprachreinigung vorgebracht hat. Der Nachweis, meint er, werde es „sehr seltsam erscheinen, daß nicht denen, welche mit der Sprache doch zumeist zu thun haben, den ersten Schriftstellern des Volkes, die Sorge für das Vaterländische überlaßt, oder ihre Schriften als Norm nimmt," sondern sich erdreistet, ihnen ihre Verstöße gegen Grammatik und Geschichte der deutschen Sprache vorzuhalten. Nun gehörte doch Heine gewiß zu den ersten, recht

Digitized by Google

eigentlich „führenden" Schriftstellern seiner Zeit, folglich müßten wir all seinen Sprachunfug als Norm nehmen. Schließlich bezeichnet Herr Grimm in orakelhaften Wendungen den Versuch, „die geistige Unabhängigkeit des einzelnen aufzuheben, als ein auffallendes Zeichen und vielleicht das erste Glied einer Kette noch andrer Beschränkungen," von denen er „bedauerliche Folgen" voraussieht. Wir irren schwerlich, wenn wir auch hierin eine Spitze gegen den Antisemitismus zu sehen glauben, den heutzutage gewisse Leute hinter allen ihnen nicht passenden Erscheinungen wittern, wie einst die Reaktion in Preußen die „Juden, Polen und Franzosen."

Bei diesem Anlaß möchten wir uns nach dem Befinden des Vereins zur Abwehr der Sprachreinigung erkundigen, der vor einigen Jahren von etwa vierzig „führenden" Schriftstellern, zu denen ja wohl auch Herr Grimm gehörte, ins Leben gerufen wurde. Von dem ist es ja ganz still geworden, und er lieferte doch allerlei Herren, die sich in mehr oder weniger unbekannten Büchern mit der Sprache zu thun gemacht haben, die schöne Gelegenheit, sich durch ihren Beitritt allerhöchstselbst das Diplom eines „führenden Schriftstellers" auszustellen.

Schwarzes Bret

Die hochakademische Beilage zur Münchner Allgemeinen Zeitung schreibt in einem Aufsatze zu Heinrich Brunns fünfzigjährigem Doktorjubiläum: „Bei der Bedeutung des Mannes, in welchem seine Fachgenossen den Gipfel erblicken, den ihre Wissenschaft in unsrer Zeit erstiegen hat, ist es gewiß auch für weitere Kreise interessant u. s. w." Hoffentlich trägt die Archäologie keine genagelten Bergschuhe, sonst wäre es doch etwas schmerzhaft für Herrn Brunn gewesen. Außerdem wird uns noch folgende ergötzliche Prügelszene geschildert: „Jedoch es währte nicht lang, so schlug der Name, der ihm voranging, der Umfang und die Sicherheit seines Wissens, sein fein pointirtes Urteil, auch seine einfache und milde Persönlichkeit durch."

Der Verfasser des Aufsatzes heißt Flasch.

Das Leipziger Tageblatt vom 29. März berichtet über eine Versammlung in Stettin, in der Ahlwardt gesprochen hatte: „Auf der einen Seite stimmte man die Marseillaise an, auf der andern das antisemitische „Deutschland, Deutschland über alles."

Die deutsche Jugend mag sich hierfür bei dem semitischen Leipziger Tageblatt bedanken.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Rückblicke und Ausblicke auf die soziale Frage

ortgefechte haben den bekannten Vorzug, daß die Gefallnen nach kurzer Zeit wieder lebendig werden. Man kann sich da ruhig hundertmal totschlagen lassen und doch ziemlich sicher sein, daß man nach wenigen Stunden der nötigen Zungenerholung ganz munter wieder auf dem Platze ist. Zuweilen scheint der Tod auf den Erschlagnen sogar eine belebende Wirkung auszuüben, denn man hat Fälle beobachtet, daß Männer, nachdem sie mehrfach mausetot geschlagen worden waren, den Kampf bald darauf mit gestärkter Lungenkraft und vergrößerter Dampfspannung im Gehirn wieder aufnahmen.

Wohl noch nie aber hat jemand einen ausgiebigern Gebrauch von dem Vergnügen, sich totschlagen zu lassen, gemacht, als Herr Bebel während der fünftägigen Redeschlacht im Reichstag über den sozialdemokratischen Zukunftsstaat. Es war nicht der gewöhnliche einfache Totschlag, dem sich Herr Bebel unterwarf, sondern der komplizirte und qualifizirte Mord in jeder möglichen Form, von der langsamen Kreuzigung bis zur plötzlichen Vernichtung auf elektrischem Wege. Aber Schaden hats ihm nicht gethan, er befindet sich schon längst wieder ganz wohl, fühlt sich nebenbei sehr geehrt und gehoben, daß es der deutsche Reichstag fünf Tage lang fertig gebracht hat, ihn ernst zu nehmen, und daß ihm so viele berühmte Männer die Ehre erwiesen haben, bei seiner Hinrichtung mitzuwirken. Denn nach diesen Ehrenbezeigungen wird niemand mehr auf die Behauptung zurückkommen können, daß Herr Bebel ein Mann sei, der entweder ob seiner Tollheit ins Narrenhaus oder ob seiner Schwindeleien ins Zuchthaus gehöre. Sich gnädig gegen seine Feinde verbeugend, die ihm zu seinem neuesten Erfolg verholfen haben, hat er als Triumphator die Arena verlassen und verkündet nun seinen Kunden, daß er sie in Zukunft um so besser „balbiren“ werde.

Digitized by Google

Da haben Sie es, Herr Richter! Was Sie mit ihrer großen Redegabe angestiftet haben, war nichts als eine große Reklameannonce für Bebel und Genossen! Mit Logik, Witz, gesundem Menschenverstand, umfassenden Kenntnissen, gründlicher Wissenschaft können Sie Herrn Bebel nicht bekämpfen, da gleitet er Ihnen unverletzt zwischen den Fingern durch, wie jener unverwundbare Fakir, der sich allabendlich bei elektrischer Beleuchtung den Bauch aufschlitzen läßt und doch niemals Löcher im Bauchfell hat. Wenn Sie Herrn Bebel bekämpfen wollen, so empfehlen wir Ihnen eine bessere Waffe. Schlagen Sie das große Tamtam, das Ihnen ja nicht ganz unbekannt ist, aber lauter, toller, ohrenzerschmetternder als Bebel — sonst nützt es Ihnen nichts. Versprechen Sie allen siebzehnjährigen Bengeln täglich die feinsten Regalia, Champagner in Eimern, Diners zu fünfundzwanzig Mark im Kaiserhof, Abschaffung aller Arbeit, statt der sechs paradiesischen Huris Muhammeds lieber täglich zwölf hübsche, frische Tingeltangelmädchen und unbegrenzten Bankwechsel bei Bleichröder für das sonstige Kleinvergnügen, wenn sie bei den nächsten Wahlen für die Fortschrittspartei stimmen, und wir bürgen Ihnen mindestens für fünf Millionen fortschrittlicher Stimmen. Das Mittel ist ganz billig und einfach! Es gehört nur die nötige Frechheit, die absolute Abwesenheit alles dessen, was der dumme Philister Moral nennt, dazu. Fragt man Sie, wo denn der Champagner, die hübschen Mädchen u. s. w. alle herkommen sollen, dann antworten Sie entrüstet, das werde sich alles finden, das bringe die fortschrittliche Entwicklung hervor, es sei schändlich, nach solchen Kleinigkeiten zu fragen. Wer dann noch zweifeln will, wird als Ungläubiger aus dem Fortschrittstempel hinausgeworfen, und die Pforten des Paradieses werden ihm für immer verschlossen.

Im Ernst: gleicht nicht die Sozialdemokratie diesem großen Tamtamschläger wie ein Ei dem andern? Und gegen solche Taktik wollen Sie mit Gründen der Vernunft ankämpfen? Herr Stöcker hatte gewiß Recht, wenn er sagte: Hätten wir nur mit vernünftigen Wesen zu thun, so könnten wir solchen Blödsinn ruhig seiner eignen Verwesung überlassen. Aber da Sie eben nicht mit Wesen zu kämpfen haben, die gewohnt und befähigt sind, ihre Überzeugungen aus der vernünftigen Einsicht und Prüfung der Dinge zu schöpfen, was folgt daraus für Sie, meine Herren Parlamentarier? Etwa die Notwendigkeit, fünf Tage lang Reden zu halten und das tausendmal bewiesene zum tausend und erstenmale zu wiederholen? Wir ziehen daraus ganz andre Folgerungen. In der Kritik der sozialdemokratischen Thorheit haben die Herren Richter, Bachem und Stöcker gewiß Vorzügliches geleistet. Was glänzende Rhetorik, scharfe Logik, wunderbare Schlagfertigkeit für die Beleuchtung der Sozialdemokratie leisten können, ist ehrlich geleistet worden. Für die praktische Bekämpfung der Lehre war die fünftägige Debatte gleich — Null! Ja meine Herren Parlamentarier! Über diese Thatsache kann uns Ihre glänzende Bered-

Digitized by Google

samkeit nicht täuschen! Möglicherweise werden Ihre Reden der spätern Wahlagitation Ihrer Partei einige wertvolle Argumente und Schlagworte liefern — überzeugen werden Sie auch dort nur Ihre Freunde, die Sie nicht zu gewinnen brauchen.

Der Mangel an positiven Gedanken, an fruchtbaren praktischen Ideen für die Bekämpfung der Sozialdemokratie, der aus allen Reden leuchtete, war zu offenkundig, als daß ihn die Sozialdemokratie übersehen und nicht neues Wasser für ihre Mühle daraus herleiten sollte. Was an solchen Gedanken von den einzelnen Rednern gegeben wurde, war längst bekannt und meistens schon verbraucht.

Dies gilt vor allem von dem Rat des Freiherrn von Stumm, zur gewaltsamen Bekämpfung der Sozialdemokratie zurückzukehren. Wenn er darunter nichts besseres und wirksameres versteht als die polizeiliche Bekämpfung durch Beschränkung des Vereinsrechts und der Presse, so hätte er seinen Rat für sich behalten sollen.

Ebenso lustig erscheint uns der Rat der Herren Bachem und Hintze, die Sozialdemokratie durch Weiterführung der sozialen Gesetzgebung unschädlich zu machen. Der Rat ist weder neu, noch hat er die Erfahrung für sich. Denn alle wirklichen Kenner des Volkslebens dürften darin einig sein, daß unsre bisherige soziale Wohlfahrtsgesetzgebung die Entwicklung der Sozialdemokratie mehr gefördert als beeinträchtigt hat. Das dürfte auch von der neuern preußischen Steuergesetzgebung des Herrn Miquel gelten, die zwar nicht eine eigentliche Sozialgesetzgebung sein soll, aber in der Einführung einer progressiven Einkommensteuer sowie in der in Form einer Vermögenssteuer geplanten Vermögensenteignung auf ganz sozialistischen Grundsätzen ruht. Wer dem Staate rät, auf diesem Wege weiter fortzufahren, um die Begehrlichkeit und Unzufriedenheit der Massen zu bekämpfen, der versteht nichts von der tierischen Natur des Menschen, für die es nur ein Gesetz giebt: l'appetit vient en mangeant.

Wer ferner mit Herrn Stöcker die Heilung des Sozialismus vom Christentum erwartet, der verzichtet eben thatsächlich auf eine Heilung. Denn wenn das Christentum diese Aufgabe erfüllen könnte, so hätten wir überhaupt keine Sozialdemokratie. Herr Stöcker hätte gewiß Recht, wenn alle Menschen wahre Christen wären, oder wenn wir einen Trichter hätten, um denen, die es nicht sind, das Christentum einzutrichtern.

Herr Richter endlich ist der Ansicht, daß es überhaupt besondrer Heilmittel zur Bekämpfung der sozialen Leiden nicht bedürfe, sondern daß das die Harmonie der wirtschaftlichen Kräfte aufs beste besorgen würde, wenn man sie nur unbeschränkt schalten und walten lasse. Wer heute noch auf diesem durchlöcherten Standpunkte steht, ist freilich unfähig zur Bekämpfung der Sozialdemokratie. Ja, Herr Richter, wir glauben es Ihnen aufs Wort, daß Sie nur

Digitized by Google

ungern und gezwungen das Wort ergriffen haben! Nichts natürlicher als dies! Denn niemand bekämpft gern seine eignen Kinder. Und die Sozialdemokratie ist Ihr Kind! Ihre naive Lehre von der Harmonie der wirtschaftlichen Kräfte hat den Boden geschaffen, auf dem sie allein aufwuchern konnte, Sie haben ihr den Unterricht in der Agitationskunst zur Bearbeitung der Massen erteilt, Sie haben bisher jeden wirksamen Vorschlag zu ihrer Bekämpfung zu hintertreiben gesucht, Sie bilden noch heute in Ihrem naiven Glauben an die allein seligmachende Kraft Ihres Liberalismus, Ihrer Freizügigkeit, Ihrer Gewerbefreiheit die Quelle, aus der dem Sozialismus sein Lebenswasser zufließt. Denn die Sozialdemokratie ist nichts weiter und nichts andres als das notwendige Ergebnis der allgemeinen Desorganisation der Arbeit, die Ihr und Ihrer Freunde trauriges Werk ist. Wer heute noch die Enterbten der Nation, die modernen Sklaven des Kapitals mit dem Hinweis auf die Harmonie der Interessen vertrösten kann, dem fehlt das ABC für das Verständnis der sozialen Frage, der ist entweder — ein unheilbarer Schwärmer oder — bitte, sagen Sie sich das andre selbst! So interessant Ihre „Irrungen der Sozialdemokratie“ oder Ihre „Zukunftsbilder“ nach der Seite der Kritik sind, so unfähig sind Sie für jede reformatorische Thätigkeit zur Lösung der sozialen Frage. Sie tragen dasselbe Janusgesicht wie Herr Bebel: in der Kritik scharf, logisch, unwiderleglich, bewunderungswert, in der positiven Behandlung der Frage — ein Kind! Und das werden Sie bleiben. Solange Sie dabei beharren, die völlige Desorganisation der Arbeit auf Ihre Fahne zu schreiben, werden Sie unfähig sein, das Leiden und die furchtbaren Gefahren zu heilen, die diese Desorganisation, das rücksichtslose Ringen ums Dasein über die moderne Welt heraufbeschworen hat. Wer jetzt noch nicht einsehen kann oder eingestehen will, daß das fortwährende Schwanken der Magnetnadel des wirtschaftlichen Lebens der heutigen Nationen zwischen Überproduktion und Krach, zwischen Milliardenschwindel und Hungersnot, zwischen ungemessenem Reichtum und namenlosem Elend die notwendige und unvermeidliche Folge der modernen Gesellschaftsordnung, richtiger Unordnung, und ihrer kapitalistischen Produktion ist, wer die heutige Depression nur durch Naturzufälle, schlechte Witterung zu erklären weiß, der mag darauf verzichten, die Sozialdemokratie zu bekämpfen. Denn heilen kann man die soziale Frage nur, wenn man sie versteht, wenn man die Quelle verstopft, aus der sie entstanden ist.

Das Endergebnis des fünftägigen Kampfes gegen die ungeheure Gefahr, die in der Sozialdemokratie heranzieht, war — wir wiederholen es — gleich Null! Herr Stöcker erklärte unter Zustimmung des Präsidenten und des Hauses, daß er darauf verzichte, die lahme sozialdemokratische Rosinante Liebknechts weiter zu bekämpfen — der Rest ist Schweigen.

Entspricht dieser Schluß wirklich der Würde des Reichstags und den Interessen des Reichs? Wir hätten mehr, wir hätten andres erwartet! Man

Digitized by Google

vergegenwärtige sich nur die Lage. In einer Großstadt ist ein sozialistisches „Großfeuer" ausgebrochen. Die Herren Brandstifter sind auf der Brandstätte anwesend und erfreuen sich an dem entfesselten Element, das ein Haus nach dem andern ergreift. Vier Spritzen mit ihren Löschmannschaften sind zur Stelle. Zwischen ihren Führern und den Herren Brandstiftern entspinnt sich ein Wortgefecht darüber, ob es vernünftig und berechtigt sei, Häuser niederzubrennen und eine ganze Stadt obdachlos zu machen, ehe man Mittel und Wege habe, sie glänzender wieder aufzubauen, bloß weil in der Stadt eine Anzahl schlechter Wohnungen vorhanden waren. Fünf Tage währt der Wortkampf, Hiebe fallen hier und dort, einzelne von den Banditen werden als tot fortgetragen! Immer neue Redner treten an die Stelle. Das Feuer wütet unterdessen ungehindert weiter, himmelhoch steigt die Lohe, bis nach fünftägigem Ringen der Führer einer Spritze erklärt, die Brandstifter könnten jetzt nicht mehr bestreiten, daß ihr Vorhaben vernunftwidrig und ruchlos sei, deshalb könnten die Spritzen nun abfahren. Darob allgemeine Zustimmung, und unter der roten Glut der brennenden Stadt fahren die Spritzenleute nach Hause, mit dem Bewußtsein, fünf Tage lang tapfer deklamirt zu haben. Ist dieser Schluß der parlamentarischen Vertretung einer großen Nation würdig? Ist der Reichstag ein Saal für Deklamationen über wichtige Zeitfragen? Ist er nicht vielmehr das wichtigste Organ des Volkes zur Beratung praktischer Maßregeln auf dem Gebiete der Gesetzgebung und Verwaltung zum Schutz und zur Förderung der Interessen des Vaterlandes? Ist der Reichstag dieser seiner Aufgabe wirklich nachgekommen? Hat der Ausgang der Verhandlung auch nur ahnen lassen, daß sich die Mitglieder der ungeheuern Verantwortung bewußt waren, die sie dem Vaterland überall und nirgends mehr als der sozialdemokratischen Brandstiftung gegenüber schulden?

Nachdem durch die Debatte das Hohle, Frivole und Verbrecherische der Sozialdemokratie für jeden, der noch über einen Funken eigner Vernunft und selbständiger Urteilskraft verfügt, unwiderleglich erwiesen und gleichzeitig allseitig anerkannt war, daß der drohenden Gefahr mit den gewöhnlichen Mitteln der Abwehr nicht begegnet werden könne, gab es nur einen möglichen Schluß für die Debatte: Einsetzung einer parlamentarischen Untersuchungskommission zur Beratung von Vorschlägen zur wirksamen Bekämpfung der Sozialdemokratie! Das wäre eine würdige Antwort auf Liebknechts Drohungen und Bebels Faseleien gewesen, wie sie das deutsche Volk von seiner obersten Vertretung erwarten konnte. Würde im nordamerikanischen Repräsentantenhaus oder im englischen Parlament der Ausgang anders gewesen sein? Kann und darf sich ein Parlament in der wichtigsten aller Fragen auf theoretische Auseinandersetzungen und Deklamationen beschränken, ohne daß in diesem Verzicht auf praktische Abhilfe zugleich eine Art Abdankung enthalten wäre? Auf wen soll denn das deutsche Volk hilfesuchend seine Augen richten, wenn sein Par-

Digitized by Google

lament dieser Aufgabe nicht gerecht zu werden vermag? Kann sich denn das deutsche Volk nie und nimmer selbst helfen! Muß selbst bei Existenzfragen die Initiative der Regierung des Kaisers überlassen bleiben? Muß wirklich jeder Fortschritt, jede Abwehr selbst da, wo die Parteien äußerlich einig sind, von der Regierung im heißen Kampfe dem Parlament abgerungen werden?

Herr Richter erklärte die Gefahr des Militärstaats für drohender als die sozialistische Gefahr. Mag sein, daß er Recht hat. Aber wenn Herr Richter ehrliche Selbstprüfung üben wollte, müßte er sich eingestehen, daß niemand mehr als er dem kommenden Imperator die Wege gebahnt hat. Der offenkundige Bankerott des Konstitutionalismus, den Herr Richter durch seinen grundsätzlichen Widerspruch, durch Bekämpfung fast aller größern Akte der Gesetzgebung seit mehr als zwanzig Jahren wesentlich beschleunigt hat, durch sein klägliches Versagen der Militärvorlage gegenüber hat er es selbst dahin gebracht, daß die Augen des Volkes sich mehr und mehr von dem Parlament ab auf den Kaiser richten.

Und wenn nun die Reichsregierung nach diesem neuen Fiasko der parlamentarischen Initiative der Sozialdemokratie gegenüber in die Bresche spränge und zu einer wirksamen Bekämpfung der Sozialdemokratie die Mitwirkung des Parlaments erbäte, was würde Herr Richter thun? Er würde noch glänzendere Reden dafür halten, daß die Sozialdemokratie in ihrer Wühlarbeit nicht gestört werde, man müsse alles von der wachsenden Intelligenz des Volkes erwarten u. s. w.! Wohl ist es möglich, daß wir in ein neues Imperatorenzeitalter eingetreten sind; aber Herr Richter ist der letzte, der das Recht hat, darüber zu klagen, und das deutsche Volk wird die Diktatur eines Hohenzollernkaisers hundertmal der Proletarierdiktatur des Herrn Bebel vorziehen. Wenn die von Herrn Richter und seinen Hintermännern eingeleitete und noch heute verteidigte Desorganisation der Gesellschaft und der Produktion erst ihre letzten Folgerungen gezogen hat, dann liegt die Rettung einzig im Säbel. Eine Nation, ein Parlament, das nicht mehr zu handeln versteht, das sich nur noch mit Worten zu verteidigen weiß, giebt sich selbst auf; alle Deklamationen seiner Parlamentarier wirken nur noch lächerlich, wenn ihnen der Mut zum praktischen Handeln keinen Nachdruck mehr verleiht. Wenn Herr Richter den kommenden Säbel vermeiden will, so giebt es nur ein Mittel, und das besteht einfach darin, daß das Parlament, in dem ja Herr Richter mit Recht die Stellung eines Oberpriesters inne hat, durch kräftige parlamentarische Initiative, durch fruchtbringendes Schaffen den heranziehenden Imperator überflüssig macht. Noch ist es dazu vielleicht Zeit; wie lange noch, wird selbst der weiseste Augur nicht vorhersagen können.

Aber giebt es denn wirklich Mittel zur wirksamen Bekämpfung der Sozialdemokratie auf friedlichem Wege? Wir glauben diese Frage allerdings mit

Digitized by Google

„ja" beantworten zu können, und wollen den Versuch machen, einige davon der öffentlichen Besprechung zu unterbreiten.

Das nächste und wichtigste, was zur Bekämpfung der Sozialdemokratie geschehen kann und muß, ist jedenfalls das, daß die künstliche Züchtung von Sozialdemokraten von den Regierungen endgiltig aufgegeben wird. Wir erdreisten uns nämlich, die Behauptung aufzustellen und nötigenfalls zu beweisen, daß die gesamte Wirtschaftspolitik der deutschen Regierungen, besonders Preußens, von 1848 bis heute im wesentlichen die Züchtung der Sozialdemokratie en gros zur Folge gehabt hat. Wir erinnern uns, einmal in einer Todesanzeige gelesen zu haben: „Er starb an Lungenentzündung unter hinzugetretener ärztlicher Behandlung." Mit noch größerm Rechte könnte Herr Bebel folgende Geburtsanzeige veröffentlichen: „Unter freundlicher Mitwirkung sämtlicher Regierungen des deutschen Reiches, sowie der hohen Reichsregierung ist uns ein gesundes, kräftiges Töchterchen geboren worden, dem wir den Namen Sozialdemokratie gegeben haben."

So paradox das klingen mag, so wahr ist es doch. Man prüfe unsre Gewerbegesetzgebung, unsre Zollpolitik, unsre Eisenbahntarife, unsre politische Gesetzgebung, unsre Armengesetzgebung, unsre Steuergesetzgebung, und man wird finden, daß sie alle wie von einem roten Faden von dem Gedanken durchzogen sind, den am treffendsten Graf Caprivi ausgedrückt hat, als er die Industrie die „Nährmutter" der Nation nannte. Die gesamte innere Gesetzgebung beruht auf diesem Gedanken. Sie beruht auf der falschen Vorstellung, daß Glück, Wohlergehen, Reichtum und Fortschritt der Nation von der massenhaften Erzeugung und Vertauschung industrieller Produkte abhingen. Dieser Wahnvorstellung ist unser blühender Handwerker- und Mittelstand und die gesamte deutsche Landwirtschaft zum Opfer gefallen. Das Ergebnis war die Schaffung einiger Dutzend neuer Babylons, Entvölkerung und Verarmung des Landes, Erniedrigung des freien Arbeiterstandes zu einem Haufen heimat- und familienloser Industriesklaven, Anhäufung dieser Sklaven in den Großstädten sechs- und achtfach über einander, Züchtung einiger hundert Krösusse, Zerrüttung des gesamten Wirtschaftslebens, ein endloser Tanz um das goldne Kalb mit seinem Wechsel von maßlosem Luxus und entsetzlichem Elend, kurz, die vollendete Anarchie in Wirtschaft, Familie und Staat. Zum Schluß vollendete man dieses Zerstörungswerk, indem man den heimatlos gewordnen Massen das allgemeine Stimmrecht verlieh und ihnen dadurch zum Bewußtsein ihres Elends und ihrer Macht verhalf. Das ist die Situation, vor der wir stehen, und die der kurzsichtigen Anbetung der Caprivischen „Nährmutter" ihre Entstehung verdankt. Ohne diese künstlich geschaffne Anhäufung von Millionen besitzloser, heimatloser, familienloser Arbeitssklaven wäre die Entstehung der Sozialdemokratie, die uns jetzt bedroht, ganz unmöglich gewesen. Wer sie bekämpfen will, muß also seine Geschosse vor allen Dingen gegen die in allen

Digitized by Google

Parlamenten und Regierungsbüreaus noch heute herrschende blinde Verehrung der „Nährmutter“ richten, aus der sie entstanden ist. Dort ist der Sitz des Übels. Die Priester dieser unheilvollen Göttin finden sich in allen Klassen und Ständen. Die Sozialdemokratie hat das Verdienst, sie zuerst erkannt und wissenschaftlich gewürdigt zu haben, als die andern Gesellschaftsklassen noch in stummer Verehrung der Göttin befangen waren. Heute beginnt es aber auch in den übrigen Gesellschaftsklassen allmählich zu dämmern. Der Antisemitismus ist nichts andres, als die notwendige Reaktion des Mittelstandes gegen die Verheerungen, die die Anbetung des goldnen Kalbes in seinen Reihen erzeugt hat, sonst hätte der Antisemitismus keinen Sinn und keine Bedeutung. Das Agrariertum, die neue Vereinigung aller Landwirte zu einem Bunde der Aktion ist gleichfalls nur ein Protest, ein Entrüstungsschrei der infolge der einseitigen Bevorzugung des Kapitals jetzt um ihr Dasein ringenden deutschen landbautreibenden Bevölkerung. Gewiß liegt in diesem Aufschrei ein sozialistischer, ein demagogischer Gedanke. Dies sollte aber jeden denkenden Staatsmann zu einer ernsten Würdigung veranlassen und ihn davor warnen, die Bewegung durch Mißachtung und oberflächliche Beurteilung zu verbittern und zu verschärfen. Denn alle sozialen Revolutionen, die die Geschichte der Menschheit bisher verzeichnet hat, waren agrarischer Natur, und nichts könnte die wirtschaftlichen Zustände Deutschlands hoffnungsloser machen, als wenn sich zu der sozialdemokratischen Bewegung noch ernste agrarische Schwierigkeiten gesellten. Daß die berüchtigte Geduld des deutschen Bauernstandes nur bis zu einer gewissen Grenze reicht, hat der deutsche Bauernkrieg mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt und damit zugleich die Möglichkeit ähnlicher Bewegungen dargethan. Wir sind sogar der Meinung, daß kein Stand geistig zum Anschluß an umstürzende Ideen mehr geeignet und vorbereitet sei, als gerade der deutsche Bauernstand mit seinem Mißtrauen gegen alles Fremde und dem starken Egoismus, die seine Hauptcharaktereigenschaften sind.

Also nochmals: wer den Sozialismus bekämpfen, ernstlich bekämpfen will, der muß vor allen Dingen Front machen gegen die einseitige Bevorzugung von Kapitalismus und Industrialismus, deren sich unsre bisherige Politik überall schuldig gemacht hat.

Dieser Irrtum ist entstanden wie die meisten großen Irrtümer in Deutschland entstehen durch die blinde Unterwerfung unter das, was wir Deutschen „Wissenschaft“ nennen. Selbst Herr Bebel läßt seine Thorheiten unter der Reklameaufschrift „Neueste Resultate der Wissenschaft“ kolportiren, da er recht gut weiß, daß der bildungssüchtige Deutsche blind auf den Leim geht, wenn ihm jemand mit der „Wissenschaft“ kommt. Als der Schotte Adam Smith seine genialen Untersuchungen über die Ursachen des Reichtums der Nationen schrieb, geriet der gebildete Deutsche sofort in höchste Begeisterung, ohne zu bedenken, daß das Buch nur Abstraktionen des englischen Wirtschaftslebens enthielt. Die

Digitized by Google

gelehrte deutsche Welt bemächtigte sich seiner Forschungen, es erwuchsen dem schottischen Professor zahllose Nachfolger, die seine Gedanken weiter entwickelten und in ein vollständiges „System“ der Staatswissenschaft brachten, das fast seit hundert Jahren alle Hörsäle, alle Regierungsbüreaus, alle denkenden Köpfe beherrscht. Der Stein der Weisen war gefunden, das Rezept reich zu werden entdeckt, und dabei war es so einfach und faßlich, daß es jeder Handlungskommis begreifen konnte. Denn zur irdischen Glückseligkeit gehörte ja weiter nichts, als daß man alle bisherigen Schranken der Erwerbsthätigkeit für den Einzelnen wie für die Nationen beseitigte, dann mußten „aus der freien Bewegung der wirtschaftlichen Kräfte der Menschheit ungeahnte Reichtümer zufließen und das verlorene Eden von selbst wieder entstehen.“ Was Wunder, daß man in allen Kulturstaaten daran ging, die bestehende Organisation der Arbeit niederzureißen, die Völker zu „befreien“ und ein allgemeines Wettringen der Völker und der Einzelnen anzufachen! Begünstigt durch die Entdeckung der Kohle, des Dampfes und der Elektrizität brach so der Tanz um das goldne Kalb aus. Die Fabriken schossen wie Pilze aus der Erde, jeder wollte den andern übertrumpfen. Es wurden Gütermassen erzeugt, in deren Bewunderung und Anstaunung sich der öffentliche Geist berauschte. Aber der versprochne allgemeine Reichtum blieb aus. Statt des verheißnen Glückes verfiel die Masse des Volkes in Elend und Abhängigkeit so menschenunwürdiger Art, wie sie die Weltgeschichte bisher kaum gekannt hatte. Nur wenigen Glücklichen gelang es, das Fett von der Suppe für sich abzuschöpfen und aus der Verarmung der Massen unerhörte Reichtümer für sich selbst anzuhäufen. Der Krach konnte nicht ausbleiben, denn die Smithsche Lehre über den Reichtum der Nationen hatte eben ein großes Loch, das man in dem allgemeinen Taumel übersehen hatte. Sie beruhte auf der Voraussetzung eines allgemeinen, unbegrenzten Weltmarktes, der die maßlos gesteigerte Produktion stets willig aufnehmen und gewinnbringend bezahlen könne. England hatte diesen Weltmarkt seiner Zeit in seinen großartigen Kolonien, namentlich in Indien mit seinen zweihundert Millionen reichen und verbrauchssüchtigen Einwohnern. Deutschland hat ihn nie gehabt und hat nur zeitweise kleine Teile des Weltmarktes für sich auszubeuten verstanden. Heute hat auch das aufgehört, nachdem Amerika sich selbst zu einem Industriestaat ersten Ranges entwickelt hat, der die deutsche Arbeit selbst im Inlande immer mehr zu überflügeln droht. Unsre Handlungsreisenden sind heute schon genötigt, mit ihren Waren die entlegensten, kleinsten wilden Stämme aufzusuchen, um einige Ellen Baumwollzeug los zu werden. Aber auch das wird unmöglich sein, wenn erst Indien, China, Japan mit ihren unzähligen Arbeitermassen in die Reihen der Industriestaaten eingetreten sind, eine Entwicklung, die sich mit Windeseile vor unsern Augen vollzieht.

Was dann? Dann werden allen Deutschen die Augen darüber aufgehen, daß unsre gerühmte Nationalökonomie nur eine internationale Wissenschaft

Digitized by Google

war, daß wir unser eignes Glück zerstört haben, um fremde Nationen zu bereichern und mit den zweifelhaften Vorzügen des modernen Wirtschaftslebens zu beglücken. Vor diesem Ende mit Schrecken sind wir unmittelbar angelangt. Wenn wir den äußersten Folgen dieser Lage entgehen wollen, so bleibt nur ein Mittel übrig: wir müssen anfangen, das zu treiben, was wir niemals hätten unterlassen sollen, eine wahrhaft deutsche, nationale Wirtschaftspolitik. So selbstverständlich das ist, so wenig ist es bisher verstanden worden.

Die nächste und höchste Aufgabe einer nationalen Politik sehen wir darin, das eigne Land nicht bloß politisch, sondern vor allen Dingen wirtschaftlich unabhängig von seinen Nachbarn zu machen, unabhängig vor allem in der Erzeugung aller für die eigne Existenz unentbehrlichen Gegenstände. Wie hat Deutschland diese Aufgabe bisher gelöst? Unsre Einfuhrstatistik giebt hierauf eine schreckenerregende Antwort. Wir sind augenblicklich nicht imstande, auch nur drei Vierteile der Bevölkerung mit Fleisch und Brot zu versorgen, obwohl ganze Königreiche in Deutschland brach liegen und bei richtiger Kultur vielleicht die doppelte Bevölkerung ernähren könnten! Schon dieser unser normale Zustand erschwert, wie das Jahr 1891 gezeigt hat, wenn schlechte Ernte und industrielle Absatzstockungen zusammentreffen, die Ernährung des Volkes und ruft bedenkliche innere Krisen hervor. Wie würde sich diese Lage erst gestalten, wenn der offiziös angekündigte Krieg auf zwei Fronten wirklich ausbräche, der uns zwei Millionen landwirtschaftlicher Arbeiter für die Einbringung unsrer Ernte entziehen, die Einfuhr ausländischer Getreide- und Fleischvorräte sofort unterbinden und den Absatz unsrer Hauptindustrien ohne weiteres lahmlegen würde. Krieg im Osten — Krieg im Westen! Und im Innern Arbeitslosigkeit und Hunger, das ist ein Zukunftsbild, das auch den Mutigsten mit Sorge erfüllen kann. Wir unterlassen es, das Bild weiter auszumalen; mögen die die Verantwortung übernehmen, die unsre Wirtschaftspolitik so trefflich geleitet und Deutschland in diese Lage gebracht haben. Wir verlangen aber für die Zukunft eine wirklich deutschnationale Wirtschaftspolitik, die uns nicht allein militärisch, sondern vor allen Dingen wirtschaftlich vom Auslande unabhängig macht.

Dazu bedarf es an erster Stelle einer Umbildung unsrer bisher rein politischen Volksvertretung im Reichstage zu einer Interessenvertretung.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Unsre Einjährig-Freiwilligen

Ich sehe ein, daß ich zum Leutnant nicht passe, also mag ich trotz mancher Aufforderungen und Anerbieten nicht weiter avanciren. Das preußische Heer verdankt gewiß einen großen Teil seines Erfolgs gerade dem Umstande, daß auch die Gemeinen mit gebildeten Elementen durchsetzt sind, die dann die Ungebildeten mit sich führen und fortreißen — so heißt es in einem der Feldzugsbriefe, die einer unsrer hervorragenden Universitätslehrer nach dem deutsch-französischen Kriege veröffentlicht hat. Deutlicher als in diesem rühmlichen Selbstbekenntnis eines Gelehrten, der sich als gemeiner Soldat das eiserne Kreuz verdient hat, kann es kaum gesagt werden, daß wissenschaftliche Bildung und Anlagen zum Truppenführer zwei ganz verschiedne Dinge sind. Unsre moderne Schulbildung ist in der That ein sehr unzuverlässiger Maßstab für die Tüchtigkeit eines Offiziers. Denn die Eigenschaften, die heutzutage vom Soldaten verlangt werden müssen: Kraft und Geschmeidigkeit des Körpers, Gesundheit und Schärfe der Sinne, Willenskraft, Mut und Entschlossenheit werden auf der Schulbank nicht erworben. Es ist also eine vollständige Willkür in der Wehrordnung, die Dauer der militärischen Ausbildung von einer Menge zusammenhangloser Schulkenntnisse abhängig zu machen, die sich der Militärpflichtige früher einmal in seinen Schuljahren angeeignet, die er aber im zwanzigsten Jahre beim Beginn seines Dienstjahres gewöhnlich gründlich wieder vergessen hat.

Auf der andern Seite hat der gesunden geistigen Bildung des deutschen Bürgerstandes nichts mehr geschadet als die Einführung des einjährig-freiwilligen Dienstes auf Grund einer unfertigen Sekundanerbildung. Die ganze immer unerträglicher werdende Halbbildung z. B. in den wohlhabenden Kaufmannskreisen ist auf diesen unglückseligen Paragraphen zurückzuführen. Wer als Einjährig-Freiwilliger gedient hat, der weiß, daß nirgends größere Gegensätze in geistiger und sittlicher Beziehung zu finden sind, als unter der scheinbar ganz gleichmäßig gebildeten Gruppe der Einjährig-Freiwilligen. Es giebt unter ihnen Leute von einer so unglaublichen Unwissenheit selbst in den elementarsten Dingen, daß jeder Junge aus der ersten Klasse einer Volksschule sie beschämen würde. So mancher Dreijährige hat eine viel gründ-

Digitized by Google

lichere, festere und in sich abgeschlossenere Bildung als die Einjährigen mit ihrem Sekundanerschein. Durch die Hebung unsrer Volksschulen, vor allem in den großen Städten, ist die Kluft, die früher zwischen den Dreijährigen und den Einjährig-Freiwilligen bestand, immer mehr ausgefüllt worden.

Das fühlen nun auch die meisten mit den schwarz-weißen oder grün-weißen Schnüren sehr wohl heraus. Um so mehr suchen sie sich durch protziges, oder verschwenderisches Auftreten, durch Glänzen mit Extrauniformen, durch kostspielige Gelage und andre unmilitärische Dinge von ihren dreijährigen Kameraden zu unterscheiden. Sind die pekuniären Verhältnisse des Einjährigen nicht dazu angethan, so beginnt nun das Schuldenmachen. Nichts, glaubt er, sei ihm nachteiliger, als wenn die Vorgesetzten erführen, daß er sich einschränken müsse. Die Summen, die gegenwärtig unsre Einjährig-Freiwilligen bei gewissen Regimentern verbrauchen, steigen ins Unglaubliche. Selbst bei der Infanterie, wo doch das Dienstjahr noch am wenigsten kostet, ist es für den Einjährigen, der nicht seine Eltern am Orte hat, kaum mehr möglich, mit zweitausend Mark auszukommen. Nun rechne man sich aus, wieviel Wehrsteuer ein Vater auf diese Weise zu zahlen hat, der drei oder noch mehr Söhne als Freiwillige unterhalten muß! Es giebt im deutschen Heere mehr als sechstausend Einjährig-Freiwillige; rechnen wir für jeden durchschnittlich nur zweitausend Mark, so kommt die ungeheure Summe von zwölf Millionen Mark heraus, die alljährlich von den gebildeten und oft doch sehr wenig bemittelten Familien in Deutschland aufgebracht werden muß.

Und welche Vorteile werden dem jungen Soldaten dafür gewährt? Er dient nur ein Jahr. Wirklich? Nur ein Jahr? Gerade die Einjährig-Freiwilligen, die avanciren — und das wollen sie doch alle —, dienen heutzutage zwei Jahre und noch länger. Nach dem Dienstjahre haben sie erstens eine achtwöchige Unteroffiziersübung durchzumachen, dann eine achtwöchige Vizefeldwebelübung, und wenn ihre bürgerliche Stellung nicht so ist, daß sie zum Offizier gewählt werden können, nochmals eine längere Übung. Dann erst kommen die drei pflichtmäßigen achtwöchigen Übungen als Reserveoffizier. Da haben wir schon zwei volle Jahre. Nun dauern aber die längern und kürzern Übungen weiter, bis er nach zwölf Jahren in die Landwehr zweiten Aufgebots versetzt wird. Und auch da kann er noch zu militärischen Dienstleistungen eingezogen werden. Der Einjährig-Freiwillige also, der avancirt, hat in Wirklichkeit zwei bis drei Jahre dem Staate mit der Waffe zu dienen.

Nun, dann hat er aber auch den Vorzug, Offizier zu sein. Ist das aber heutzutage im bürgerlichen Leben wirklich ein Vorzug? Wer die unglücklichen büreaukratischen Verhältnisse kennt, in denen unsre Beamtenwelt lebt, der weiß, daß es — namentlich unter den Philologen — schon anfängt, nachteilig zu werden, wenn jemand Reserve- oder Landwehroffizier ist. Bei Bewerbungen ist der Militärfreie, der dem Staate keine Opfer gebracht hat und seinem

Digitized by Google

Kollegen überdies um ein ganzes Jahr voraus ist, den Behörden immer angenehmer als der Militärpflichtige. Das ist erklärlich, aber für den Offizier des Beurlaubtenstandes sehr niederdrückend.

Die Einrichtung des einjährig-freiwilligen Dienstes ist mit der Zeit ein wahrer Krebsschaden geworden. Die damit verbundne Halbbildung drückt den bessern Bürgerstand in geistiger Beziehung herunter. Die höhern Schulen klagen, daß die jungen Leute, die nur den Berechtigungsschein zu erwischen strebten, ein entsetzlicher Ballast für sie seien. Die Eltern klagen, daß die Ausgaben für die einjährig-freiwillige Dienstzeit der Söhne immer drückender, ja fast unerschwinglich geworden seien. Die Militärs klagen, die Einjährig-Freiwilligen störten ihnen die gleichmäßige Ausbildung der Truppen und müßten überdies nach einem Jahre mit einer mangelhaften militärischen Erziehung zur Reserve entlassen werden. Überall Klagen. Weshalb beseitigt man da nicht die ganze Einrichtung, wie es in Frankreich schon vor ein paar Jahren geschehen ist? Fort mit den Einjährig-Freiwilligen! Dafür allgemeine Durchführung der zweijährigen Dienstzeit und Beförderung der Leute nicht nach dem lächerlichen Sekundanerschein, sondern nach ihrer militärischen Schulung, nach ihrer wirklichen Bildung und nach ihrer bürgerlichen Stellung! Wer nach einem Jahr diesen Anforderungen genügt, der avancire und mache die nötigen Avancementsübungen im zweiten Jahre im Zusammenhang ab. Dann könnte später von den langen achtwöchigen Übungen, die im bürgerlichen Leben so störend wirken, abgesehen und dafür eine Reihe kürzerer Dienstleistungen eingeführt werden. Wie würden die Schulen, die Truppenführer, die Familienväter aufatmen! Eine Menge von Brutanstalten der Halbbildung würde sofort vom deutschen Boden verschwinden, alle Abrichtungsanstalten, Pressen, Internate und andre fragwürdigen Kulturstätten würden mit einem Schlage öde und leer stehen. Keiner könnte mehr auf einem Schein bestehen, den er sich vor Jahren ersessen hat, sondern er müßte als Zwanzigjähriger zeigen, daß er selbständig weitergearbeitet hat und wirklich die körperliche und geistige Bildung besitzt, die ihn zu einer Stellung als bevorzugter Soldat und als Vorgesetzter berechtigt.

Wir Deutschen sind alle in dem Vorurteil befangen, daß wir bei einem Manne nicht darnach fragen: wie ist seine Bildung? sondern immer nur: woher hat er seine Bildung, welche Schule hat er besucht, bis zu welcher Klasse ist er gekommen? Sind diese Fragen genügend beantwortet, dann ist das Urteil über den Mann fertig. Wir sind durch den Berechtigungsschwindel, der mit unsrer Schulbildung verbunden ist, das reine Schulmeistervolk geworden. Das ist kläglich. Giebt es in unserm Jahrhundert wirklich keine andern Wege, die zur Bildung führen, als die zwischen den Schulbänken am Schulkatheder vorbei? Mit diesen Vorurteilen muß endlich aufgeräumt werden. Und der erste Schritt dazu kann nur sein: Fort mit den Einjährig-Freiwilligen!

Digitized by Google

Feldzugsbriefe

3. Aus dem deutsch-französischen Kriege

1

Wandsbeck, den 27/8. 70

Lieber Onkel,

eute Abend um halb zwölf Uhr gehe ich mit meiner Eskadron von Altona aus mit der Bahn nach Homburg in der Pfalz. Die Fahrt wird wohl siebzig Stunden dauern, da wir, d. h. die ganze siebzehnte Division, über Berlin gehen. Am 4. September soll dort ein neues Korps unter dem Großherzog von Mecklenburg gebildet werden, wir und eine Landwehrdivision. Wozu man uns dann gebrauchen wird, ist mir noch nicht klar. Ich würde mich freuen, wenn ich am 1. September vielleicht in Homburg i. d. Pf. einen Brief von dir vorfände.

Die Verluste sind ganz enorm, sehr viele alte Bekannte von mir sind gefallen, doch hört man auch zum Glück manchen Totgesagten wieder als nur leicht verwundet nennen, so Ernst Unger, den ich schon recht beklagt hatte.

Kurz vordem wir die Ordre zum Ausrücken bekamen, habe ich meine alte Fuchsstute für achtzig Friedrichsdor, was sie mich vor acht Jahren kostete, an den Herzog von Altenburg verkauft; er war am andern Tage bei mir, um sich für das ihm gebrachte Opfer zu bedanken. Hätte ich gewußt, daß wir so bald folgen würden, hätte ich sie behalten. Obwohl in Friedenszeiten das Pferd mit sechzig Friedrichsdor bezahlt gewesen wäre, so hat man mir doch von vielen Seiten gesagt, daß ich sie nicht unter hundert hätte fortgeben sollen. Ich habe aus Plänitz eine kleine fünfjährige Fuchsstute vom Remus, die, angeritten, leidlich auf Kandare geht. Mein Holderneß ist aber ganz sicher, und auf Sadowa kann ich mich auch verlassen, obwohl sie etwas heftig ist. Der alte Abdul Pascha wird wohl schon im Feuer gewesen sein. Frau von H. schrieb hierher an ihres Mannes Bruder, sie hätte den alten Hengst mit Wehmut scheiden sehen.

2

Biwak bei Courcelle Chaussy, zwei Meilen vor Metz,
3. Sept. 70

Lieber Onkel, Dienstag, den 30. vier Uhr nachmittags hatten wir unsre Eisenbahnfahrt vollendet und kamen von Homburg aus nach Zweibrücken ins Quartier. Am 31. Habkirchen an der Blies; durch eine Brücke verbunden mit dem französischen Ufer, wo in Frauenberg unsre erste Eskadron lag. Am 1. September mit Hurra über die Brücke und Grenze gegangen, den französischen Adler begrüßt, nach Folschweiler ins Quartier. Gestern hierher ins Biwak. Lehmboden, etwas Regen, nachts kalt, schlechter Hafer. Pferde sind gesund. Sadowa reite

Digitized by Google

ich täglich, sie geht brillant — neulich fünf Meilen, den letzten Schritt wie den ersten. Gott gebe, daß es so bleibt. Unsre Verpflegung mäßig. Kartoffeln auf dem Felde. Hier überall Mißernte. Ganz verdorbne Hafergarben den Pferden untergestreut. Sobald die Division konzentrirt ist, kommt die Kavallerie — wir und achtzehnte Dragoner — als Reservekavallerie zur Dispposition des Generalkommandos (Großherzog von Mecklenburg, Korps Steinmetz). Bazaine hat noch zwanzig Dörfer vor Metz; gestern die Franzosen einen Ausfall mit 80000 Mann gemacht, zurückgeschlagen. Wir neulich 900 Gefangne verloren. Beide Kronprinzen haben am 29. und 31. Macmahon geschlagen, der in Sedan eingeschlossen sein soll. Unsre Verluste bedeutend, über 2000 Mann verloren. Die Einwohner alle französisch gesinnt; leider haben einige Regimenter von uns wüste gehaust. Zieten nach der Amputation gestorben. Mein neuer Fuchs ist sehr gut, Herzog von Altenburg mit meiner alten Fuchsstute sehr zufrieden.

Von meiner Frau und dir noch keine Nachricht. Gott gebe uns ein frohes Wiedersehen. Onkel Fritz und allen tausend Grüße.

Ich schreibe in einem kleinen Leinenzelt.

3

Lager bei Châlons, den 27. Sept. 70
Kaiserliches Quartier

Lieber Onkel, wenn wir auch bis jetzt keine Kriegsthaten ausgeführt haben, so will ich dir doch von unserm Weitermarsch einiges berichten. Wir lagen bis zum 10. in der Nähe von Metz; von dort aus habe ich meiner Frau einen längern Brief geschrieben und ihr gesagt, daß sie ihn an dich schicken möchte. Nachher gingen wir nach Toul ab, was nun schon seit einiger Zeit von der Mecklenburgischen Brigade genommen ist; es soll übrigens nur 500 Mann Besatzung gehabt haben.

Wir haben bei Metz die scheußlichsten Biwaks in tiefem Lehmboden gehabt, sodaß unsre Pferde bis an die Kniee einsanken und kaum von der Stelle konnten. Schrecklich lange Märsche, z. B. am 11. auf drei Meilen zwölf Stunden und dann noch Vorbeimarsch vor dem Großherzog in Pont-à-Mousson; am 12. fünfzehn Stunden und Biwak an der Mosel gegenüber von Pierre la Treiche, da die Brücken abgebrochen waren, und erst am 13. früh die Pioniere Maschinen zum Übersetzen bauten, wozu eine Eskadron zwei Stunden brauchte. Wir lagen dann vom 13. bis zum 18. in Ochey und sind dann über St. Martin, Oly, Ancerville, St. Drain, Dronilly und Fagnières hierher marschiert, wo wir gestern Nachmittag ankamen. Die genannten Orte sind die jedesmaligen Quartiere meiner Schwadron. Über St. Dizier kamen wir auch; dort lagen sehr viele Strafbaiern, weil von Einwohnern auf kleine Abteilungen geschossen worden war. Man hatte auch eine Kontribution von 100000 Franks dort aufgebracht; in der Nacht vorher, als wir durchkamen, war ein Fleischer erschossen worden, der vergiftete Wurst an Husaren verkauft hatte; einige Husaren sollen gestorben sein. Durch die kleine Festung Vitry kamen wir auch, dort ist eine schöne Kirche in reiner Renaissance von Franz I. erbaut.

Nun aber vom Lager von Châlons! Du machst dir keine Vorstellung, mit welcher Opulenz hier alles eingerichtet ist, und mit welcher Barbarei die Mobilgarden alles zerstört haben. Ich wohne, wie die meisten Offiziere, im kaiserlichen Quartier; der Hauptpavillon ist nicht belegt, da sich ihn der Großherzog, wie verlautet, erst ansehen will. Ich habe mir ein kleines reizendes Eckzimmer mit

Digitized by Google

dem Blick auf das Dorf Mourmelon, wo der größte Teil des Lagers ist, einrichten lassen. Ich habe ganze Fensterscheiben, einen ganzen Spiegel, einen kleinen Schreibtisch, Marmorkamin, eine große Mahagonibettstelle, worin mein Strohsack und mein Mantel liegen, und eine Waschtoilette mit weißer Marmorplatte; wir vermuten, daß es die Privatzimmer der Kaiserin gewesen sind. Ein kleines Entree trennt mein Zimmer von dem meines Burschen; dann ist in der Mitte ein größerer Salon, worin aber die Velourstapeten größtenteils niedergerissen sind, dahinter kommen zwei bis drei Zimmer, die von meinen Offizieren bewohnt sind. Hier sieht es überall, wie gesagt, noch glänzend aus; aber die einzelnen Villen, die vom kaiserlichen Hofstaat bewohnt waren, sind mit der ausgesuchtesten Roheit verwüstet, die schönsten Möbel zerschlagen, Marmorplatten gesprengt, die Tapeten niedergerissen, alles durch- und übereinandergeworfen. Ich werde später hoffentlich Gelegenheit haben, dir eine mündliche Beschreibung zu machen, da es schriftlich kaum möglich ist.

Meine Pferde stehen in dem kaiserlichen Stall, jedes hat seinen besondern Stand; meine Schwadronpferde stehen gleichfalls gut; die Schwarze hat sich neulich einen zolllangen Splitter zwischen Krone und Huf eingeschlagen, sodaß ich sie seit einigen Tagen nicht reite; es heilt aber gut, mein neuer Fuchs hat Druse, der Holderneß ist wohl.

Wie lange wir hier bleiben, wissen wir natürlich nicht. Daß Bismarck mit Jules Favre schon zwei Konferenzen gehabt hat, ist dir bekannt. Vier Milliarden Kriegsentschädigung, die halbe Flotte, die Moselgrenze sind unsre Bedingungen. Bismarck soll Favre gesagt haben, wenn sie sich nicht bald entschlössen, so würde er die Marnegrenze fordern. Ich weiß nicht, ob das alles so ist, man erzählt es sich.

Etwas unbequemer wird unsre hiesige Verpflegung werden. Wie ich gestern hörte, sind 12000 Stück Rindvieh getötet, da die Rinderpest ausgebrochen ist, und man sagt, daß wir viel gesalznes Fleisch bekommen würden. Die Infanterie hat schon viel Ruhrkranke; wir sind bisher damit verschont, ich habe speziell bei der Eskadron fünf Kranke, äußere Verletzungen und gastrisches Fieber. Ein Pferd habe ich wegen Verschlag zurücklassen müssen; dann habe ich nur zwei, die wegen Druck an der Hand gehen.

Durch das viele Marschieren sind wir für Briefe gar nicht erreichbar; ich habe erst zwei von meiner Frau, den letzten vom 11. d. M.

4

Yères bei Paris, den 20. Oktober 70
Wetter: Sturm mit Regen

Lieber Onkel, deinen Brief vom 10. d. M. habe ich vorgestern erhalten und freue mich, zu lesen, daß es dir und Onkel Fritz gut geht. Wir sind am 11. d. M. aus dem Lager von Châlons aufgebrochen, um hier bei Paris mit dem großen Belagerungsheere vereinigt zu werden. Am 11. lag ich in Epernay in der Champagnerfabrik von Perrier; du kannst dir denken, daß es uns an Sekt nicht fehlte. Der Besitzer war fort, doch wurde von der Dienerschaft reichlich für uns gesorgt. In dem sehr schönen Schlosse, nicht ganz reiner Renaissancestil, waren mehrere Herren vom Johanniterorden, unter andern Oberstleutnant von Strahlendorf, der dich vielmals grüßen läßt. Von Epernay mußten wir durch einen längs der Straße sich hinziehenden Wald marschieren, von dem aus häufig auf vorüberziehende Truppen von Franktireurs geschossen worden war. Wir kamen unbehelligt durch, sahen aber, wie das Holz zu beiden Seiten der Chaussee auf Befehl des

Digitized by Google

Gouvernements eine Strecke weit abgeschlagen wurde. Der Zug unter Leutnant von Alten, den ich in Châlons hatte zurücklassen müssen, ist einige Tage später hier — doch nicht auf der großen Straße — von solchen Kerls angefallen worden. Als die Ulanen frühmorgens bei starkem Nebel in einen Hohlweg kamen, erhielten sie von oben und beiden Seiten Feuer. Alten ließ sofort die Ulanen auf beide Böschungen hinausgaloppiren und die Kerls verfolgen; trotz der Dunkelheit wurden zwei erstochen und einer gefangen. Es sind nur wenige gewesen, jeder hat aber zwei bis drei geladne alte Flinten neben sich liegen gehabt.

Am 12. lag ich in Verdon, wir marschierten von Châlons bis hierher immer ohne Infanterie, nur durch den Wald hinter Epernay begleitete uns eine Landwehrkompagnie. Verdon ist ein verteufelt günstig gelegnes kleines Nest, im bergigen Walde, wie für nächtliche Überfälle eingerichtet. Ich ließ die ganze Nacht Patrouillen reiten und kam natürlich selbst wenig zur Ruhe. Meinem Wirt, dem Maire, hatte ich gesagt, daß man das ganze Dorf abbrennen würde, wenn einem von uns etwas passirte. Die Bauern selbst scheinen aber selten an den Überfällen u. s. w. Anteil zu haben. Am 13. in Verdelot lag ich auf dem Schlosse La Roche bei einem alten Geschwisterpaar. Unser Stab lag ebenfalls dort, wir wurden ganz gut verpflegt und einquartirt. Der alte Herr erzählte mir, daß ein General von Schmidt bei ihm gelegen, der ihm gleich zuerst eröffnet habe, daß er, der Besitzer, sich nun als bei ihm, dem General, wohnend zu betrachten habe. Dann hat er den Kellerschlüssel gefordert und ihm gegen Quittung vierhundert Flaschen Wein abgenommen. Ob sich die Sache ganz so verhält, und welche Umstände mitgesprochen haben, weiß ich natürlich nicht.

Am 14. St. Augustin bei Coulommiers. Am 15. Ruhe. An diesem Tage ging ein großer Luftballon über unsre Köpfe, man sagte von Paris nach Tours. Am 16. in Presles, einem sehr eleganten Landsitz des Comte Joucourt, der früher einmal bei der Gesandtschaft in Berlin war. Er war selbst da, seine Frau aber im nördlichen Frankreich in einem Bade, und seine Pferde und Gewehre hatte er rechtzeitig nach England geflüchtet. Er sprach sich sehr gegen die Wegnahme von Elsaß und Lothringen aus — das würde den ewigen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland bedeuten; im übrigen war er fein und höflich und sprach sehr gegen den ganzen Krieg. Am 17. mußten wir dort bleiben, da von hier aus den Eskadrons verschiedne Ortschaften zum Requiriren angewiesen waren. Die zweite Eskadron und die meine trieben 41 Kühe, 80 Hammel und vielleicht 240 Scheffel Hafer auf, die wir dann am 18. früh abschickten nach dem Magazin der Division, um selbst etwas später nachzufolgen; meine Eskadron, die erste und die vierte kamen hierher. Der Brigadestab und Regimentsstab liegen in Château la Grange, der Divisionsstab in Château Gros Bois.

Ich wohne hier in einem schönen Landhause, das einem Pariser Bronzefabrikanten gehört und mit bedeutendem Luxus ausgestattet, natürlich stellenweise auch schon demolirt ist. Ein schöner Park liegt hinter dem Hause, und aus dem Garten holen wir uns je nach Bedarf die herrlichsten Weintrauben. Dabei wird bei Paris immer munter bombardirt; wir wurden gestern früh halb acht Uhr alarmirt, sahen uns Paris von einer Höhe aus an und rückten dann wieder ein. Diese Nacht wurde sehr stark geschossen, ich war bis nach zwölf Uhr auf; die Baiern sind wieder angegriffen worden. St. Cloud haben die Franzosen vollständig niedergeschossen, um uns eine Annäherung nach dem Bois de Boulogne zu erschweren. Das Alarmiren wird nun wohl öfter kommen, daran waren wir aber schon bei Metz gewöhnt.

Digitized by Google

Mit unsrer Verpflegung ist es bis jetzt gegangen — frisches Fleisch, Erbsen, Speck u. s. w. Hier zu kaufen giebt es gar nichts, da nur sehr wenige arme Leute zurückgeblieben sind. Milch, Butter, Gemüse muß man sich versagen; unsre Braten werden mit Speck gemacht. Für die Pferde giebt es gar kein Heu und nur halbe Haferration.

Was meine Pferde betrifft, so freute sich jeder am 11. und 12. über die Sadowa, und ich selbst fand, daß sie so brillant wie nie ging; wenn man sie mit dem Kopf gegen ein Hindernis stellte, so ging sie mit meinem Gewicht wie ein Vogel drüber weg. Am 12., in der Nacht zum 13. aber hat mein Bursche, der dumme Esel, so fest geschlafen, daß er nicht gehört hat, wie sich die kleine Fuchsstute losgemacht und die arme Sadowa jämmerlich zerschlagen hat. Du kannst dir meine Stimmung vorstellen. Zum Glück war kein Knochen verletzt, aber sie hat noch eine zwei Zoll lange Wunde in dem Muskel des rechten Oberarms, der Fuß ist dick, und ich werde sie vor acht Tagen gewiß nicht besteigen können. Der Bursche ist sonst sehr sorgsam mit den Pferden, aber wenn man Pech haben soll, so stolpert man im Grase. Ich hoffe, es passirt nichts wieder, denn ich habe einfach meinen Leuten erklärt, wenn mir derartiges wieder vorkäme, so ließe ich den Schuldigen einige Stunden anbinden. Meiner Fuchsstute ist der alte Druck am Widerrist nochmals aufgeschnitten worden, sodaß sie nur mit Bock geritten werden kann. Ich reite jetzt den Holderneß, der in manchem seine Bauernerziehung nicht verleugnen kann, jedoch gelehrig ist und sehr sicher und bequem geht: wenn er nicht so häßliche weiße Beine hätte, würde ich ihn für Onkel Fritz empfehlen. Renes weiß ich nicht; von Hause habe ich gute Nachricht.

Arabische Rosse habe ich noch nicht gesehen — die französischen Offiziere sollen einige in Pont-à-Mousson sehr billig verkauft haben.

5

Bailleau, den 25. Dez. 70
$^3/_4$ Meilen nordwestlich von Chartres

Lieber Onkel, deinen Brief vom 15. d. M. habe ich gestern Abend erhalten und habe mit Freuden gelesen, daß es dir und allen Verwandten gut geht. Seit dem 3., von dem du meine letzte Karte bekommen hast, haben wir mancherlei Querzüge bestanden. Bis zum 8. zog das Detachement von Rauch, zu dem drei Eskadrons Mecklenburgische Dragoner Nr. 18, zwei Bataillone, zwei Geschütze und zwei Eskadrons von uns gehörten, ohne Verbindung mit dem Rest der siebzehnten Division und der Armee überhaupt, über Bazoches, Les Touches bei Chatillon, Château la Brosse, la Ferté, Baccon umher, oft in der Nähe des sehr überlegnen Feindes, und fand endlich am 8. wieder die Verbindung. Wir hatten am 9. und 10. Gefechte bei Orléans, in die wir zwar in Masse nicht eingriffen, doch verloren wir auf Patrouillen Leute und Pferde. Meine Eskadron hat bis jetzt an erschossenen und durch Strapazen zu Grunde gegangnen Pferden 13; andre Schwadronen haben noch mehr. Daß der Rittmeister von Marschall von uns bei Orléans mit seiner Eskadron auf 2000 Schritt im Marsch Marsch! und beständigem Hurrarufen eine bespannte Batterie mit 80 Mann Bedienung genommen hat, wirst du gelesen haben. Die Batterie wollte eben feuern. 5 Geschütze hat M. herausgebracht, eines hat nachher unsre Infanterie mitgenommen, da die Pferde tot waren, als Marschall hinankam. Am 11. saßen wir lange am Feuer auf dem Felde, es war auf beiden Seiten ziemlich still. Montag, den 12., hatte das Detachement von

Digitized by Google

Rauch die rechte Flügeldeckung der Division am Walde von Marchenoir; ich bekam nachher die Avantgarde zur Rekognoszirung, und lege dir eine Abschrift des Berichts mit bei, wie ich ihn dem Kommandeur gemacht habe; ein Unteroffizier schreibt den Bericht eben ab.

Wir hatten am 13. Gefecht, am 14. Gefecht, Regen, sehr viel Granaten und Chassepotkugeln. Der Boden war so aufgeweicht, daß die Pferde bis über die Sprunggelenke versanken. Wir mußten an diesem Tage vierzehn Stunden halten, ohne abzusitzen; einige Pferde versanken und krepirten im Acker. Am 15. Gefecht. An allen diesen Tagen haben wir nur im Feuer gestanden, sind in ganzen Eskadrons nicht zum Angriff gekommen, doch haben einzelne Züge und Patrouillen Pferde und Leute verloren. Unsre zweite und vierte Eskadron haben schon früher alle Schlachttage bei Orléans mitgekämpft. Diese letzten Tage, am 13., 14. und 15., standen wir am Loirbach einer formidabeln Artillerie gegenüber; ich glaubte, die Franzosen würden die Position nie räumen. Am 16., nachmittags, kam unsre Division in die zweite Linie; du hast keinen Begriff, wie alles hermter war. Ein Teil der 4. Kavalleriedivision und Baiern lösten uns ab. An demselben Tage räumten die Franzosen das jenseitige Ufer. Die Infanterie hatte keine Stiefel mehr, sie blieben im Lehm stecken; die Artillerie konnte nicht auf den Acker fahren, da die Lafetten sich nach dem Schuß in den Boden bohrten; wir brachten es nicht über einen stolprigen Galopp. Des Morgens früh aus- und nachts eingerückt, hatte man weder Zeit zum Kochen, noch zum Schreiben; Sachen wurden nicht mehr gereinigt, die Pferde nicht geputzt — es war hohe Zeit, daß etwas Ruhe eintrat. Nun hat der König befohlen, die Offensive nicht weiter zu verfolgen, und so haben wir uns denn, mit einigen Tage Ruhe abwechselnd, bei starker Kälte bis hierher bei Chartres gezogen. Die Linie Chartres-Orléans soll wohl gehalten werden. Am 22. und gestern hatten wir Märsche von fünf und vier Meilen, wovon wir gewiß stets zwei Drittel die Pferde führten; ich mit einer Erkältung im Rücken, daß ich den rechten Hinterlauf nur schleifen kann.

Nun sitze ich in einem ganz netten Hause dicht am Kamin, brate links und erfriere rechts, denn im Zimmer sind trotz Klaftern Holz höchstens sieben Grad. Dabei habe ich die Fenster verhängt, um die Kälte abzuhalten, die Finger sind mir ganz klamm, du entschuldigst also meine Schmiererei.

Meine Pferde haben alle thränende Augen, sie müssen schlechtes Heu gefressen haben — der Sadowa rechter Fuß, wo sie die alte Narbe hatte, ist sehr dick, doch geht sie nicht lahm, sie hat mich auf den letzten Märschen getragen, ohne daß ich ihr Ermüdung anmerkte. Man muß sich in diesem furchtbaren Kriege auf alles gefaßt machen; doch hoffe ich, wenn die Gallier uns hier nur einige Zeit Ruhe lassen, daß sich Tiere und Menschen wieder erholen.

Unser Stab liegt hier im Ort auf dem Schlosse. Wir, d. h. die Offiziere der dritten und zweiten Eskadron, waren gestern Abend dort zur Weihnachtsfeier. Unser Oberstabsarzt und der Premierleutnant meiner Eskadron v. H. hatten einen Baum angeputzt, Zuckersachen gekauft und kleine Kinderinstrumente besorgt. Wir sangen zum Klavier „O Tannebaum!" Major von Brauchitsch spielte auf einem Harmonium einen Choral, und nachher tranken wir Punsch und machten auf den Kinderinstrumenten eine Höllenmusik; dabei war es nicht warm zu kriegen in den Zimmern. Was uns aber besonders den Tag zum Fest machte, war, daß wir Briefe erhielten. Schließlich kamen noch einige mecklenburgische Kreuze: „Für Auszeichnung im Kriege" an, wovon ich auch eins erhalten habe. Ich denke, das eiserne bekommt man, wenn das eigne Kreuz hält, mit der Zeit auch noch.

Digitized by Google

Zwei meiner Offiziere sind auf der Jagd, mir ist es aber zu kalt (gewiß elf Grad), auch ist mein Rücken sehr kaput. In aufrichtiger Liebe dein gehorsamer Neffe
Richard

6

Château bei Savigné l'Evêque, 14. Januar 71
Straße nach le Mans

Lieber Onkel, seit dem 4. d. M. haben wir wieder die Offensive ergriffen und, wie du aus den Zeitungen weißt, täglich Gefechte gehabt, in denen die Franzosen immer geschlagen worden sind. Vom 26. v. M. bis zum 3. d. M. lagen wir in Courville, gaben täglich Offiziers- und Unteroffizierpatrouillen, bei denen dann fast immer Pferde und Leute angeschossen wurden. Vom 4. bis gestern haben wir die anstrengendsten Märsche auf spiegelglatten Chausseen und bei acht bis zehn Grad Kälte gehabt, haben fast stets die Pferde führen müssen, weshalb auch in dem sehr kupirten Terrain die Kavallerie nur in kleinen Abteilungen Verwendung findet. Die Franzosen haben furchtbar verloren; ob sie nun hinter le Mans in dem verschanzten Lager noch sehr stark sind, muß die nächste Zeit zeigen. Ich habe soviel Jammer und Elend gesehen, daß ich am liebsten gar nicht daran denke — wann wird dieser schreckliche Krieg ein Ende nehmen!

Am 12. d. M. war ich mit der Eskadron zur Avantgarde kommandirt und rückte um dreiviertel sieben früh bei Mondschein und zehn Grad Kälte aus. Nur einzelne Patrouillen kamen von der Eskadron zur Verwendung. Abends lag ich bis neun Uhr am Feuer auf der Chaussee und kam um zehn Uhr in einer elenden Farm unter. In der Küche bei spärlichem Kaminfeuer hockten Wirt, Wirtin und Domestiken. In zwei Betten lagen acht Kinder, in einem dritten Bett ein Fieber- oder Pockenkranker; ich glaube aber, es war ein Verwundeter. Dabei zerbiß mein schöner französischer Jagdhund den Fixköter des Wirts, und wir tauten uns unsern gefrornen Wein, Brot und Fleisch am Kamin auf. Ich ließ etwas Beefsteak machen, und dann legten wir drei Offiziere uns in das unheizbare Nebenzimmer gegen zwölf Uhr unausgekleidet in zwei Betten. Natürlich hatte man den leisen Wunsch: sollte nicht der nächste Tag endlich einmal ein Ruhetag sein?

Heute sind wir aber jedenfalls besser daran. Ich wohne mit meinen Offizieren in einem kleinen Schloß, sechs Minuten von der Stadt; wir haben komfortable Zimmer — wenn nur die unleidlichen Kamine nicht wären — und, da der Besitzer, ein Kommandant der Garde Nationale, erst vorgestern ausgerückt ist, auch Lebensmittel und Wein gefunden. Ich hoffe, meine steifen Glieder etwas zu kurieren, das ewige Führen der Pferde meilenweit macht einen ganz kaput. Meine Pferde sind übrigens, Gott Lob, alle drei wieder gesund, und ich habe sie heute scharf machen lassen. Sadowa geht mit Eisnägeln und langen Zügeln sehr sicher, heute ist sie auch scharf gemacht. Von Abdul Pascha habe ich neulich gehört, daß Rittmeister v. H. mit ihm sehr zufrieden ist. Rittmeister Marschalk von uns hatte drei Berberhengste erbeutet — kleine, niedliche Tiere. Einen Schimmel reitet ein Offizier von uns, einen andern Schimmel und einen Braunen haben sich Offiziere als Packpferde genommen, da sie bis jetzt keine kleinen Reitsattel bekommen konnten. Die Pferde haben schöne Beine und Schultern, etwas Hirschhals, tragen den Schwanz nur wenig, und einer von ihnen hat einen recht guten Rücken. Sie sind dem kleinen Schimmel, den ich von dir hatte, sehr ähnlich, auch in der Größe.

Am Silvester habe ich für die Eroberung einiger französischen Bagage am 12. v. M. das eiserne Kreuz bekommen.

Digitized by Google

7

Château le Creux bei Fontaine le Bourg in der Normandie,
den 31. 1. 71

Lieber Onkel, endlich also Waffenruhe und hoffentlich bald Frieden! Nun geht wieder das fatale Gerücht, daß unser Regiment unter andern dazu ausersehen sei, die Besatzung von Elsaß oder Lothringen zu bilden. Eigentlich kann man kaum annehmen, daß man uns zum zweitenmale in eine eroberte Provinz schickt! Vorläufig liegen wir hier zwei Meilen von Rouen — ich mit den Offizieren meiner Eskadron auf einem schönen Schlosse, das einem Baumwollenfabrikanten in Rouen gehört; die innere Einrichtung kostet anderthalb Millionen Franks. Er hat noch zwei Schlösser und in Rouen drei Häuser.

Rouen ist eine alte schöne Stadt, namentlich der Teil an der Seine, und hat sehenswerte gotische Kirchen. Ich fahre in diesen Tagen wohl einmal wieder hinein und werde dir dann einige Stereoskopen aussuchen. Vorläufig schicke ich für dich und Onkel Fritz zwei Sousstücke, den Exkaiser mit preußischem Helm vorstellend. Einer in Rouen ist auf diese Spekulation gefallen und scheint gute Geschäfte zu machen.

Zuletzt schrieb ich dir von einem Schlosse bei Savigné l'Evêque, wo wir einen Ruhetag zu haben hofften; kaum hatte ich den Brief geschlossen, als auch schon Ordre zum Weitermarsch eintraf. So sind wir denn bis zum 29. wieder im Lande umhergezogen. Das ewige Marschieren hat uns schon den Namen Kilometerdivision eingebracht. Bleiben wir hier nur einige Zeit, so wird die Jagd noch ausgenutzt werden, bei der starken Kälte und dem hohen Schnee kann man Hasen, Hühner und Fasanen noch schießen, ohne sich als Jäger Vorwürfe machen zu müssen. Meinen Pferden geht es gut — Sadowa ist vollständig auf dem Posten.

8

Pt. Quevilly bei Rouen, 24. 2. 71

Lieber Onkel,

Deinen Brief erhielt ich noch im Château bei Fontaine le Bourg und freue mich, zu lesen, daß du mit den Angehörigen wohlauf bist. Wir sind von unserm netten Schlosse abgezogen, um gegenüber Havre, östlich von Honfleur, die Vorposten an der Demarkationslinie zu geben. Die Normandie ist dort sehr romantisch, auch waren die Quartiere sehr gut. Nun bekamen wir am 20. d. M. den Befehl, nach Dieppe zu marschieren, sind aber nur bis hierher gelangt, denn als heute früh das Regiment zum Abmarsch bereit stand, kam die Depesche an, wir sollten hier bleiben. Ob das nun ein Friedenszeichen ist oder das Gegenteil, davon ist uns vorläufig nichts mitgeteilt — gestern schien man in Rouen sehr friedliche Nachrichten zu haben — es soll sich nur noch um Metz gehandelt haben, dieses wollten die Franzosen gern behalten. Übrigens alles nur Gerüchte, was zu uns kommt: wir haben, da unsre Divisionspost bei Dieppe ist, natürlich weder Briefe noch Zeitungen, ihr wißt jedenfalls etwas mehr als wir.

Ich habe dir einige Stereoskopen eingepackt; die schönen gotischen Bauten werden dich interessiren. Seit vierzehn Tagen haben wir hier vollständig Frühling — die Veilchen blühen im Freien, die Drosseln singen, und ich konnte gestern Abend bis zehn Uhr in Rouen am Quai ohne Paletot spazieren gehen; dagegen schreibt mir meine Frau, daß am 14. d. M. bei Berlin 19 Grad Kälte gewesen sind. Meine Pferde sind gut auf den Beinen — Sadowa haart schon.

Digitized by Google

Wenn der alte Holderneß nicht so häßliche Beine hätte, würde ich ihn dir als bequemes und sicheres Reitpferd empfehlen, er ist in jeder Weise gehorsam und fromm.

9

Equennes in der Picardie, 20. 3. 71.

Lieber Onkel, deinen Brief vom 2. d. M. habe ich erhalten. Wir lagen einige Zeit bei Dieppe, von wo aus ich am 2. d. M. nach London gefahren bin. Ich blieb zwar nur bis zum 4. dort, habe aber doch von der famosen Stadt einen allgemeinen Überblick bekommen. Es sind in den Tagen des Waffenstillstandes gewiß einige hundert Offiziere von Dieppe über New Haven dort hin gefahren; es war sehr verlockend, da die Fahrt bis London und zurück erster Klasse nur zehn Thaler kostete.

Jetzt sind wir nun auf dem Rückmarsch, der hoffentlich ohne Störung vor sich geht. Ich lese nämlich eben in einer französischen Zeitung, daß in Paris wieder der Teufel los ist. Wir sollen am 31. d. M. in Mezières, am 2. April in Sedan und am 8. in Thionville sein. Am 22. April sind wir in der Gegend von Mainz, von wo aus, wie es heißt, die Bahn benutzt wird. Zu meiner großen Freude kommen wir nicht wieder nach Itzehoe, obwohl die Kameraden Wandsbeck sehr ungern verlassen. Ich werde wohl das Geschick haben, in Kyritz einzuziehen — jedenfalls mir viel lieber als Itzehoe.

10

Omont, 20. 4. 71

Lieber Onkel, wegen dieser erbärmlichen Gesellschaft in Paris ist seit dem 2. d. M. unser Rückmarsch unterbrochen, und wir sitzen nun hier in den Ardennen und thun gar nichts. Gestern war unser ganzes Offizierkorps in Sedan versammelt, wo mir der Kommandeur sagte, er habe gehört, wir würden ungefähr in sechs Tagen weitermarschieren; ich kann mir aber kaum denken, daß es früher geschieht, als bis wir sichere Garantie haben, daß uns unser Geld bezahlt wird. Omont liegt übrigens ganz reizend auf zwei Seiten eines Berges mitten in den Ardennen. Wir haben prächtige Reitwege im Holz, das schon ganz grün ist, und da man nichts besseres anzufangen weiß, so sitzt man vor- und nachmittags zu Pferde. Die Schwarze klettert mit langen Zügeln bergan und bergab. Wenn sie einmal anstößt, so ist dies mehr ihre Unaufmerksamkeit, wenn sie seitwärts sieht; im Trabe ist sie vollständig sicher und so schnell, daß meine Offiziere mit ihren Pferden nicht annähernd mitkommen, ich bin mit ihr über Gräben und Hecken gesprungen. Die kleinen Berberhengste, von denen man hier bei Sedan viele sieht, sind doch meistens sehr schmal und so klein, daß unsrer Ansicht nach selbst für leichte Kavallerie nicht viel damit anzufangen ist. Ich habe auch in der Schwadron einen solchen kleinen braunen Hengst, bisher Packpferd eines Reserveoffiziers; wenn wir zurückkommen, rangire ich ihn jedenfalls aus, er ist auch schon über zehn Jahre.

Wir wissen immer noch nicht, wohin das Regiment nach der Campagne in Garnison kommt.

11

St. Rémy, den 11. Juni 1871

Lieber Onkel, wie du schon erfahren haben wirst, ist unser Regiment zum dritten Korps zurückversetzt, und da die sechste Division mit zu den Truppen gehört, die am längsten hier bleiben, so haben wir vorläufig gar keine Aussicht fort-

Digitized by Google

zukommen. Wir gehen in diesen Tagen nach Vitry le François, $1^1/_2$ Meilen von hier, das unsre Garnison werden soll.

Daß wir einigermaßen außer uns sind, die Auserwählten für Frankreich zu sein, kannst du dir denken; nachdem das Regiment vier Jahre in Holstein gestanden hatte, konnte man uns wohl endlich zur Ruhe kommen lassen.

Nächstens hoffen wir, daß großes Avancement herauskommt, was namentlich unser Regiment gut vertragen könnte. Ich war gestern bei den dritten Husaren zum Besuch, wo ein Rittmeister, der fünf Jahr jünger ist als ich, so steht, wie ich hier. Dabei haben wir das Glück, überall gelobt zu werden, aber niemand thut etwas für uns. Kürzlich ist Oberst von Barnekow, mein alter Eskadronchef von den Kürassieren, unser Brigadier geworden; die Division hat Buddenbrock, mit dem ich auf Alsen zusammen war. Seit acht Tagen haben wir immer Regen; im Mai sind fast alle Weinstöcke bei Epernay erfroren.

Preußisch-Berlin und die deutsche Provinz

Eigentlich ist diese Überschrift nicht richtig. Denn die Deutschen haben keinen Einheitsstaat und darum auch keine Provinzen. Die deutschen Stämme haben sich einen Bundesstaat errichtet, in dem berechtigte Eigentümlichkeiten der verschiednen Landschaftsbewohner anerkannt und geachtet werden. Der oberste Deutsche, der Kaiser, wohnt in der Hauptstadt eines deutschen Einzelstaats, der das kaiserliche Stammland ist; aber das Reich erkennt, was den Sitz seiner obersten Behörden betrifft, Berlin nicht durchweg als Hauptstadt an. Der höchste Gerichtshof sowie der Rechnungshof des Reiches befindet sich nicht in der sogenannten Reichshauptstadt. Berlin bedeutet also in amtlicher Beziehung nicht Deutschland, noch weniger in ethischer, wenn man dieses neuerdings so viel mißbrauchte Wort anwenden will.

Gleichwohl ist es gestattet, im Gegensatz zu dem Berlin, das so gern Deutschland sein möchte, das nichtberlinische Deutschland als die Provinz zu bezeichnen. Wir wählen diese Bezeichnung, um dem Standpunkte des Berlingläubigen die Ketzerei entgegenzusetzen, daß Berlin für Deutschland nicht das sei, was Paris für Frankreich ist. Wohlgemerkt: eine Ketzerei in den Augen des Berlinfanatikers, sonst aber eine schon vielfach anerkannte Wahrheit. Aber es ist nötig, daß das Recht der sogenannten Provinz auch dem Berlinorthodoxen ein wenig klar gemacht werde. Helfen wird es freilich nicht viel, aber schaden kann es auch nichts.

Wir Deutschen mögen im Staatsgedanken unitarisch vorwärtsstreben, in

Digitized by Google

Sitte und Denkart folgen wir dem Hohenzollernwahlspruch: Jedem das Seine. So gut den Deutschen der Waffenrock kleidet, so schlecht würden ihm uniformirte Gedanken zu Gesicht stehn. Einer Kategorisirung und Schablonisirung der Denkart, einer Tyrannisirung des Geschmacks würde aber Deutschland unrettbar verfallen, wenn es Berlin als geistige Hauptstadt gelten lassen und der Parole spreeathenischer Geistesführung folgen wollte. In der That sucht sich Berlin ohne Berechtigungsnachweis die geistige Führung anzumaßen. Es ist auch darin der kecke Stadtparvenü, der sein Heim reich und elegant einrichtet, dem aber — die Bibliothek fehlt. Die größten deutschen Zeitungen erscheinen nicht in Berlin, sondern in Köln, Magdeburg, Bremen, Hamburg, Frankfurt, die illustrirte Presse hat ihre Hauptquartiere in Stuttgart und Leipzig, der illustrirte Humor in München, und der Leipziger Buchhandel ist noch lange nicht von dem Berliner überflügelt. Als Malerstadt ist München, als Musikstadt Leipzig weit mehr als Berlin. Nur auf einem künstlerischen Felde ist Berlin unübertroffen: es ist die führende Theaterstadt. Bühnen vermitteln die Darstellung der dramatischen Produktion zwar in mehr oder minder gelungner Art, aber doch immer in anständigen Kunstformen, wenn auch der Virtuose dabei oft mehr bedeutet als der Künstler. Es ist schwer zu entscheiden, ob die große Zahl guter Bühnen oder der Umstand, daß sich diese in der größten Stadt des Reiches befinden, die Thatsache geschaffen haben, daß ein Berliner Theatererfolg auch ein Erfolg für ganz Deutschland ist. Genug, die Thatsache ist da. Jedenfalls stehen dem in Berlin beifällig aufgenommnen Stück, selbst wenn ihm ein Teil der unter einander höchst uneinigen spreeathenischen Kritik den Segen verweigert hat, die Bühnen der großen deutschen Städte offen. Ohne Prüfung, ob sich das Stück für die betreffende Stadt, für die Gemütsart der betreffenden Landschaft eignet, wird es vorgeführt, denn es hat ja an der Spree die große Probe bestanden. Zuweilen freilich ereignet es sich, daß sich der gesunde und unbefangne Sinn der Provinzler gegen die ihm aufgedrängte Theaterherrlichkeit auflehnt; dann sieht man Roß und Reiter niemals wieder. Aber — wird man sagen — warum soll denn Berlin nicht den Ton angeben? Ist es als Residenz des Kaisers, als volkreichste Stadt des Reichs nicht wirklich die Hauptstadt? Ist nicht auch für Frankreich Paris maßgebend? Gewiß, aber in Deutschland liegt die Sache doch anders. Es ist die Eigentümlichkeit der Romanen, nicht die der Germanen, zu zentralisiren. Und selbst die Romanen, die erst spät den Einheitsstaat gewannen, wie die Italiener, zentralisiren nicht. Für Italien ist Mailand in geistigen Dingen viel maßgebender als Rom, was in Turin gefällt, macht meist in Neapel Fiasko, der Florentiner würde des Sizilianers Geschmack vielfach nicht begreifen. So ist es auch in Deutschland. Berlin sollte seine Zentralisationsgelüste deshalb aufgeben, weil das Berliner Wesen nicht typisch für das gesamte Deutschtum ist.

Digitized by Google

Wie kam das Berlin von heute zustande? Die Askanier riefen deutsche Ansiedler niedersächsischen Stammes, denen holländische Kolonisten folgten, nach den wendischen Fischerorten Kölln-Berlin. Zähes, phlegmatisches Germanentum verbindet sich mit heißblütigem Slawentum, dem die verhaltne Tücke des Unterdrückten eigentümlich bleibt. Allmählich durchsetzten sich diese beiden Elemente zu einem gewerbfleißigen Bürgertum, das zur Zeit der Quitzows durchaus nicht so war, wie es uns Wildenbruch glauben machen möchte, sondern das man sich etwa nach der Art westfälisch-hannoverscher Menschennatur mit einem Schuß Polnisch gemischt vorstellen muß. Die wüste Soldateska des dreißigjährigen Krieges mit ihrem Nationalitätengewirr bringt durch ihre Orgien in die Stadt, die die Einwohnerzahl etwa des heutigen Jüterbog hatte, buntes Blut. Fünfzig Jahre später überschwemmen die vom Großen Kurfürsten freundlich aufgenommnen französischen Protestanten die märkische Hauptstadt, von deren Einwohnerschaft sie bald den dritten Teil bilden. Neue Ansiedler aus Süddeutschland und der Schweiz kommen unter den drei ersten preußischen Königen hinzu. Zugleich beginnen die ersten Einwanderungen der Juden aus dem Osten. Etwa seit hundert Jahren verstärkt sich diese Einwanderung aus dem Osten durch polnisch-katholische Elemente. Innerhalb der letzten dreißig Jahre, seit sich Deutschlands Augen mehr als bisher auf Berlin richten, nimmt die Einwanderung aus allen preußischen Provinzen (freilich bleiben die östlichen immer am stärksten vertreten) märchenhaften Umfang an. Aus allen Teilen Deutschlands rekrutirt sich das Beamtenheer der neugeschaffnen Reichsbehörden. Händler, die in der Spreestadt ein Eldorado, Arbeiter, die hier besser bezahlte Beschäftigung zu finden hoffen, strömen in Scharen hin.

Je mehr sich diese Leute enttäuscht sehen, desto größer wird in der ohnedies zur Kritik geneigten Berliner Bevölkerung, die sich in dreißig Jahren verdreifacht hat, die Unzufriedenheit. Das neue Reich, die glorreiche Erfüllung innigster deutscher Wünsche, ist der Reichshauptstadt nicht zum Segen gediehen. Der Milliardenrausch mit dem Gründerkatzenjammer war noch nicht das schlimmste Übel. Die Krankheit ward überstanden, aber der Körper des Patienten ist nicht groß genug, als daß ihm der weite Rock paßte, den ihm die neuen großartigen deutschen Verhältnisse zugemessen haben. Geistig und körperlich beweglich, wie der Berliner ist, reckt und streckt er sich, um in den Rock hineinzuwachsen, aber bis jetzt ist ihm das nicht gelungen. Daher der komische Gegensatz zwischen dem Berlin, wie es sich vorkommt, und dem Berlin, wie es wirklich ist. Daher die Kleinstädterei, die in sehr vielen Berliner Verhältnissen, die freilich nur der Einheimische beobachten kann, zu Tage tritt.

Das Gleichnis von dem zu weiten Rock paßt namentlich auch auf die Berliner Presse, die weit unter dem Zeitungsniveau einer Reichshauptstadt

Digitized by Google

steht. Ein Beispiel genüge für viele. Die Berichte über lokale Gerichtsverhandlungen sind in allen Berliner Blättern gleichlautend, weil sie ein und dieselbe Reporterfirma besorgt. Die Zeitungen haben also nicht den Unternehmungsgeist, sich selbständige Berichterstatter zu schaffen; sie verzichten auch insofern auf Selbständigkeit, als sie gar nicht den Versuch machen, die Berichte redaktionell zu stilisiren. Will man aber eine Presse im großen Stil haben, so genügt die Schnelligkeit der Berichterstattung, die übrigens nicht bei allen Berliner Zeitungen dieselbe ist, keineswegs.

Die Presse ist freilich nur ein Symptom für das Wesen einer Stadt; ein viel deutlicheres ist der Charakter der Bevölkerung. Ich weiß nicht, ob die mehrfach zu lesende Statistik richtig ist, die nachrechnet, daß in den Adern der Berliner 39 Prozent romanisches, 37 Prozent germanisches, 24 Prozent slawisches Blut fließt. Wo bleibt das jüdische? Da die Bevölkerung jüdischer Abstammung 5 Prozent der Berliner beträgt, so muß man doch bei der Charakterisirung des Berliners stark mit dem Judentum rechnen. Wenn man dessen Einfluß auf das geistige und wirtschaftliche Leben Berlins ins Auge faßt, wenn man sich zugegeben, daß das Romanentum überwiegt) denselben Einfluß durch die französischen Einwandrer vergegenwärtigt, so wird man leicht den Schlüssel zum Verständnis der Eigentümlichkeit des Berliner Geistes finden. Französisch ist die schnelle Auffassung, die schnelle Sprechart, das gascognische Prahlen; waren doch die Refugiés zum größten Teil Südfranzosen. Jüdisch ist die Neigung zu zersetzender Kritik und zu sophistischem Haarspalten, der Mangel an Begeisterungsfähigkeit, der aber vielleicht auch zum Teil aus dem nüchternen Sinn des Niederdeutschen abzuleiten ist. Französisch-jüdisch ist das Bestreben, immer etwas Kluges sagen zu wollen, die Freude am Witz, der so rücksichtslos sein zu dürfen glaubt, wie er nur will. Slawisch ist die Roheit der Messerhelden, der Hüteeintreiber, der Beschädiger von Denkmälern, slawisch ist auch das wüste Schnapstrinken in dem gelobten Lande der Destillen. Aber der alte Wende kommt doch nur in den untern Klassen zum Vorschein. Im Bürgertum, soweit es nicht urgermanisch ist, sicher aber da, wo es sich auf seine „Bildung“ etwas zu gute thut, ist der französisch-jüdische Geist mächtig. Das zeigt sich auch in der Sprache. Jüdische Ausdrücke wie Pleite, Dalles, meschugge u. s. w. sind im Munde von Berliner Christen ganz gewöhnlich, und wollte man den Berliner „Jargon“ nach Gallizismen durchsuchen, so fände man deren sicherlich eine Menge. Ein solcher Gallizismus steht jetzt in Blüte, wenn man in Berlin von einem „Saal Bechstein“ redet.

Aus den Eigenschaften des Berliners, die ihn lieber nein als ja sagen lassen, die ihm, wo der Süddeutsche freudig zustimmt, ein kühles „Ich habe nichts dagegen“ auf die Lippen drängen, erklärt es sich auch, warum man in Berlin keine Feste feiern kann, bei denen das Herz warm wird. So oft Feste

Digitized by Google

in Berlin veranstaltet werden, bei denen es auf die Beteiligung von Deutschen aus andern Gauen abgesehen ist, waltet über ihnen der Genius, der auch bei Berliner geselligen Vereinigungen kleinern Stils oft zu finden ist — der Genius der Ungemütlichkeit. Wollte bei solchen Festen jemand versuchen, als Redner einen höhern Ton anzuschlagen, einen Ton, der über den Gesichtskreis des Fraktionsphrasentums, der Bezirksvereinsaufklärung hinausgeht, so würde er mit dem edeln Worte „Quatsch" abgethan werden. Mit diesem Worte schlägt der Berliner alles tot, was er nicht versteht. Er predigt den alleinseligmachenden Verstandesglauben, und er hat den Dünkel der Talmiklugheit, die oft — Talmudklugheit ist. Er negirt, aber er giebt dafür nichts Positives, nichts Selbständiges. Er borgt sich Worte und Redensarten von der Masse, in der er lebt, ohne einen Anlauf zu origineller Anschauung zu nehmen. Ein Berliner findet in Süddeutschland Gesichtsausdruck und Redeweise der Menschen dumm, weil er, der immer bewußt und absichtlich ist, für das Unbewußte, Naive, das sich so reizvoll beim Schwaben und Baiern äußert, kein Verständnis hat. Und obwohl er sehr selbstbewußt auftritt, ist er doch viel unterwürfiger gegen Leute von Rang und Titel als der Süddeutsche. Eine Szene, wie sie Bodenstedt aus einem Münchner Bräu berichtet, könnte in einem Berliner Biergarten nicht vorkommen, schon deshalb nicht, weil preußische Minister nicht in eine Bierwirtschaft gehen. Bodenstedt trinkt im „Achatsgarten" ein Glas Bock, als sich der Minister von der Pfordten zu ihm setzt und auch ein Glas bestellt. Sofort erhebt sich ein schlichter Arbeiter, der dicht nebenan sein „Schweinernes" ißt, klopft den Minister auf die Schulter und sagt: „Excellenz, wartens noch a bissel, es wird gleich a frisches angezapft." Der Minister dankt freundlich und befolgt den guten Rat. Ein preußischer Mandarin hätte vielleicht ein grimmiges Gesicht gemacht; es hätte ihn aber auch der röteste Anarchist nicht zu berühren gewagt.

Die Naivität, die frisch-fröhliche Ursprünglichkeit, das ists, was dem Berliner fehlt, auch dem Berliner Künstler und Dichter. Ludwig Richter hätte in Berlin das nie werden können, was er war, ebenso wenig Rosegger. Es ist bezeichnend, daß die Romantik gerade in Berlin aus der Verzweiflung über die öde Nüchternheit des dortigen Aufklärichts entstand. Tieck, Arnim, Adam Müller, Wackernagel, Maßmann sind geborne Berliner. Heinrich von Kleist und Fouqué sind Brandenburger. Ein warmherziger Süddeutscher wie Auerbach fühlte sich trotz seines jüdischen Blutes in Berlin nicht wohl. Ihm, dem es Bedürfnis war, anzuerkennen, war das kritische Wesen im Alltagsleben zuwider. Er hat das gute Wort vom „Aberlob" gesprochen, das der Berliner habe; damit meinte er, daß der Berliner, auch wenn er einmal lobe, doch stets sein Lob durch ein „Aber" einschränke. Umgekehrt hat sich der Berliner Paul Heyse in München völlig eingelebt. Er möchte ebenso wenig nach Berlin, wie der Preuße Freytag, der für Spreeathen auch nicht viel übrig

Digitized by Google

hat, während er sich in Leipzig urbehaglich fühlte. Vor hundert Jahren muß Berlin auch schon auf eine starke Opposition bei den Geisteshelden gestoßen sein. Sagt doch der größte unter ihnen, dessen marmornes Abbild auf die Spaziergänger des Tiergartens hoheitsvoll herabblickt:

Was schiert mich der Berliner Bann,
Geschmäckerpfaffenwesen!

Und wie die Männer, die die Litteratur machen, so scheinen auch die Leute zu denken, die die Litteratur lesen. Es ist eine bemerkenswerte Beobachtung, daß die Schicksale des Buches nicht wie die des Theaterstückes durch Berlin bestimmt werden. Auch die ungünstigste Besprechung, oder was noch schlimmer ist, das gehässigste Totschweigen eines Buches bei der Berliner Kritik kann dem Erfolg eines Buches nichts schaden. Es giebt vortreffliche, in ganz Deutschland gelesene Bücher, die von der Berliner Kritik unbeachtet gelassen oder abgelehnt worden sind, weil der Autor nicht zur Clique gehörte, Bücher, die jedes Jahr neue Auflagen erleben, und die doch nicht in dem Vorrat der Berliner Buchhandlungen zu finden sind.

Aus alledem dürfte zu ersehen sein, daß Berlin entweder überhaupt nicht das Zeug dazu hat, geistig zu führen, oder daß es dazu noch nicht reif genug ist. Wollten wir das zweite gelten lassen, so wäre die Hoffnung auf eine geistig führende Reichshauptstadt nicht aufzugeben. Denn die Elemente, aus denen sich eine Geisteshauptstadt bildet, befinden sich alle in der großen Spreestadt. Berlin ist die modernste, die einflußreichste aller deutschen Kolonien. Aus allen Gauen des lieben deutschen Vaterlandes sind tüchtige Kräfte, helle Köpfe und warme Herzen dort vereinigt. Vereinigt? Ach nein, nur versammelt, vereinigt sind sie eben nicht. Wenn sich alle die Elemente zu einem festen Bunde zusammenschließen wollten, der wirkliches Deutschtum in Berlin verträte, dann könnten sie über das altgeistige, das geistig alte Berlin, das sich jetzt die Führung anmaßt, siegen. Wenn der seichte Aufklärungspöbel à la Nicolai nicht mehr schreien wird, wenn die litterarischen Ölgötzen Heine und Börne nicht mehr werden angebetet werden, wenn vor den Altären der Fraktionsheiligen nicht mehr der Weihrauch brennen wird, der wie Eigenlob duftet, wenn das Schmarotzen der Geister im Tiergartenviertel aufhören wird, dann wird Preußisch-Berlin aufhören und die Brücke von der „Provinz" nach Deutsch-Berlin vollendet werden, deren Bau jetzt sehr langsam fortschreitet. Den Pontifex wollen wir hochachten, aber er soll kein Litteraturpapst werden.

Aber selbst wenn dieses neue Geistesberlin zu stande käme — wäre es denn ein Glück, wenn Berlin die geistige deutsche Hauptstadt würde, die es sich einbildet, längst zu sein? Könnte nicht, wie dereinst im Mittelalter der höchste Inbegriff des Deutschtums, der Kaiser, keine feste Residenz hatte, sondern von Pfalz zu Pfalz zog, das, was mächtig und groß im deutschen Leben erscheint, ähnlich von Gau zu Gau ziehen? Wenn wir eine Nationalbühne, eine

Digitized by Google

Nationalbilderſammlung hätten, warum ſollten ſie nicht von einem Stamm zum andern wandern? So hat es jahrzehntelang der preußiſche Staat, ſehr zur Förderung des Kunſtgeſchmacks, mit ſeiner Kunſtausſtellung gehalten. Das wäre der Anfang zu einer Dezentraliſation des Geiſteslebens, die in erſter Reihe dem wirklichen Volke zu gute kommen würde.

Leopold Kümmerlich

Von dem Verfaſſer der Bilder aus dem Univerſitätsleben

Der alte Kanzliſt Kümmerlich fand an ſeinem Sohne alles vortrefflich, obgleich Leopold ein Junge von weniger als mittelmäßiger Begabung, geringem Scharfſinn und dürftiger Phantaſie war. Das hatten auch die Lehrer des Gymnaſiums gewußt. Aber ſie hielten alle Schüler, ſelbſt die unfähigſten, bis obenhin feſt, weil in der kleinen weſtpreußiſchen Stadt das Schülermaterial an und für ſich erbärmlich war, die obern Klaſſen immer nur ſpärlich beſetzt waren, und man im geheimen fürchtete, die Prima könnte dem Gymnaſium eines Tags als überflüſſig abgekappt werden.

So hatte denn auch Leopold Kümmerlich glücklich die Abgangsprüfung beſtanden. Freilich war es ihm nicht leicht geworden, die alte Kletterſtange bis zu dem Ende hinaufzukriechen, wo der Staat als Belohnung den großen Freibrief für alle Karrieren aufgehängt hat. Aber Leopold hatte den Mangel an Begabung durch krampfhaften Fleiß und durch unterwürfige Beſcheidenheit erſetzt; er wußte die ganze lateiniſche und griechiſche Grammatik auswendig, und das machte ihn zum Liebling des Direktors. Zu ſeinen Lehrern ſchaute er wie zu Halbgöttern empor, und dieſe ſeltne Tugend war mehr wert als alle Begabung.

Ich hatte mein erſtes Semeſter hinter mir und hielt mich während der Univerſitätsferien zu Hauſe auf. Nach dem Abiturientenexamen beſuchte ich meinen alten Schulkameraden Leopold und brachte ihm meine Glückwünſche. Der alte Kanzliſt war über den Erfolg ſeines Sohnes außer ſich vor Freude. Selbſt das „Ungenügend“ in der Mathematik ſtörte ihn nicht. Er hatte einmal irgendwo geleſen, daß geniale Menſchen gewöhnlich wenig Verſtändnis für mathematiſche Begriffe hätten. Der Bengel iſt ein Genie! ſagte er leiſe zu ſeinem Kollegen Hickelbein, als wir mit Leopold zuſammen in der goldnen Traube am Kneiptiſch ſaßen. Paſſen Sie auf, was aus dem wird!

Digitized by Google

Na, was soll er denn werden? fragte Hickelbein geheimnisvoll und beugte sich über den Tisch. Philologe, was?

Ums Himmels willen! rief Kümmerlich mit einer abwehrenden Handbewegung. Haben Sie nicht gestern gehört, wie der Oberlehrer Pfeiffer drüben in der blauen Stube zu den andern Herren sagte, er würde seinen Jungen lieber totschlagen, als ihn Philologie studiren lassen? Nein, mein Bester, zum Philologen ist mir Leopold zu schade! Na, und überhaupt, was nehmen denn diese Leute für eine Stellung ein! Nein, der Bengel muß was ordentliches werden, höher hinauf, lieber Kollege, höher hinauf!

Also wohl Mediziner? fragte Hickelbein weiter.

Auch das nicht, sagte Kümmerlich mit etwas verächtlichem Gesichtsausdruck. Mediziner ist auch ein fauler Beruf geworden. Sehen Sie mal, wie sich in unserm Städtchen die jungen Ärzte die kranken Kunden abjagen, wie sie in der Zeitung Reklame machen, wenn sie einem alten Weibe den Tattrich abgedoktert haben. Vorgesetzter kann so ein gewöhnlicher Arzt überhaupt nicht werden, und sehen Sie, lieber Kollege, nur darauf kommt es im Leben an. Da heißt es: wer ist Hammer, und wer ist Amboß? Ich bin in meinem Leben nie Vorgesetzter gewesen, immer nur Amboß, Amboß bis zum sechzigsten Jahre. Das soll mit Leopold einmal anders werden.

Na, dann lassen Sie ihn Pastor studiren. Theologie ist heutzutage nicht übel! Auf Rügen soll es Pfarren geben, die einen Ministergehalt abwerfen. Und diese Stipendien, diese klotzigen Stipendien! Und was fehlt solch einem Landpfarrer? Die ganze Kammer voll Schinken und Würste, die größten Kartoffeln im Keller und den besten Wein im Schranke. Alle Sonntage macht er einmal den Mund auf, und dann hat er wieder eine Woche Ruhe — ein Götterleben!

Der alte Kanzlist bewegte den Kopf hin und her und sagte: Hickelbein, Sie übertreiben! Im Grunde bringen es die Leute auch nicht zu einer gebietenden Stellung. Für sie alle gilt der Bibelspruch: Auf deinem Bauche sollst du gehen und Erde essen dein Leben lang — wenigstens dem Juristen gegenüber. Nun sehen Sie sich einmal den Juristen an! Wie ein Adler steigt der empor. Der Philologe, der Mediziner, der Theologe, sie kommen alle nicht auf den Berg, so sehr sie sich auch abquälen. Sie brechen alle früher oder später im Gletschereise ein und sitzen dann in irgend einer traurigen Spalte. Der Jurist fliegt nur so in die Höhe! Und ist er erst oben, dann hat er sie alle an der Strippe und läßt sie nach seiner Pfeife tanzen. Er ist der Herr, und sie sind die Knechte, denn vor dem Juristen ist alles andre subaltern. Der Jurist schöpft überall mit souveräner Selbstverständlichkeit die Sahne ab, den andern bleibt nur die dünne Milch übrig. Es ist ganz gleichgiltig, ob es sich um die Kirche oder um die Schule, um wissenschaftliche oder Kunstinstitute, um Hoch- oder Tiefbau, um die Börse, die Landwirtschaft oder

Digitized by Google

die Hygiene handelt, der Jurist allein hat den Daumen auf dem Druckknopf, und wenn er drückt, so müssen sie alle tanzen, die Fachmänner und die Sachverständigen; sie mögen die Weisheit mit Löffeln gefressen haben, für ihn sind sie alle nur Handlanger und Steinetreiber. Der Jurist ist der Baumeister. Wer das Corpus juris studirt hat, der ist ein Erleuchteter, ein Auserwählter, der hat das wahre Heil im Himmel und auf Erden.

Hickelbein riß die Augen auf, schnalzte mit der Zunge und sagte: A la bonne heure, dann soll Leopold wohl gar Jurisprudenz studiren und Referendar werden, und Assessor und Amtsrichter?

Höher hinauf! sagte Kümmerlich in freudiger Erregung.

Na, damit kann man doch auch schon zufrieden sein!

I, weshalb soll Leopold nicht einmal Präsident werden? Donnerwetter, Kollege Hickelbein, wenn der dann einmal unser Amtsgericht revidiren kommt, und sogar der aufsichtführende Herr Amtsrichter vor ihm das Maul halten muß, Herr Gott, das möchte ich noch erleben! Und wenn die Leute dann sagen: Der neue Präsident, das ist der Sohn von dem alten Gottfried Kümmerlich; der Mensch hat eine fabelhafte Karriere gemacht!

Hickelbein kraulte sich seinen kurzgeschornen Backenbart und sah den Alten von der Seite an. Sagen Sie mal, lieber Kollege, wie ist es denn aber mit dem nervus rerum?

Ja, Geld kann ich dem Jungen nicht mitgeben. Der winzige Gehalt, und die kranke Tochter! Ja, wenn meine Frau noch lebte und die Wirtschaft in Ordnung hielte! Aber er hat ja sein Genie, wissen Sie; das ist genug, das bricht sich Bahn. Und in Berlin liegt das Geld auf der Straße. Was meinen Sie dazu, Herr Studiosus, fragte er mich; Sie kennen ja die Berliner Verhältnisse; habe ich nicht Recht?

Ich wollte dem alten Kanzlisten keinen bittern Tropfen in seinen Freudenbecher gießen und sagte: Gewiß, es giebt in Berlin hin und wieder reiche Menschen, denen es eine Freude ist, begabte junge Leute vorwärts zu bringen.

Na, sehen Sie! rief der Alte, und so ein begabter Mensch, wie Leopold, der sollte sein Glück nicht machen?

Leopold saß still dabei, vorn übergebeugt, die Kniee in die Höhe gezogen, denn seine langen, dünnen Beine hatten unter dem Tische keinen Platz. Er war immer zurückhaltend und in sich gekehrt, und immer spielte ein verlegenes Lächeln um seine Mundwinkel. Als er aber den Vater über seine große Zukunft reden hörte, rötete sich sein sommersprossiges Gesicht, und es ging wie ein leichter Unwille über seine Züge. Doch um dem Alten die Freude nicht zu stören, sagte er nichts. Er schaute vor sich hin und zuckte nur zuweilen mit dem Kopf, um einen seiner strohgelben Haarsträhne, der ihm über die Stirn gefallen war, zurückzuwerfen. Oder er griff verlegen nach dem Glase, trank langsam ein paar Züge und wischte sich mit dem Handrücken die

Digitized by Google

bartlosen Lippen. Im Innern ärgerte er sich über den ehrgeizigen Alten, der von ihm so viel Aufhebens machte und so viel von ihm erwartete.

Der alte Kümmerlich wollte eben sein Loblied auf die juristische Laufbahn wieder anstimmen, als sein Freund, der Schmiedemeister und Schützenkönig Heinrich Schulz, eintrat. Er begrüßte die alten Kneipbrüder, setzte sich breitspurig an den Tisch, schlug mit der flachen Hand auf die Tischplatte und sagte mit rollender Baßstimme: Arbeit ist des Bürgers Zierde! Sein Gesicht und seine Hände sahen in der That wie von der Arbeit geschwärzt aus, aber böse Zungen behaupteten, er ginge vor dem Frühschoppen immer erst einmal in die Schmiede, griffe in die Esse und führe sich mit der rußigen Hand schnell übers Gesicht. Im übrigen handle er nach dem alten volkswirtschaftlichen Grundsatz: Wer die Arbeit kennt, der reißt sich nicht darnach. Er war Stadtverordneter und spielte als solcher in der kleinen Kommune die Rolle des Donnergottes, weil er die dicksten Fäuste und die mächtigsten Lungenflügel hatte.

Na, Sie können gratuliren, Herr Schulz! sagte Kümmerlich mit glänzenden Augen.

Haben Sie einen Thaler acht Groschen Gehaltserhöhung bekommen?

Das nicht, aber Leopold hat sein Examen gemacht.

Der Kupferschmied legte beide Arme auf den Tisch und sagte: Na, da hat er was rechtes gemacht. Wer heutzutage nicht ein Bret vorm Kopfe hat, der macht das doch. Dazu gratulire ich nicht mehr. Sie kennen meine Ansicht. Sie hätten Leopold zu mir in die Lehre geben sollen, als er vierzehn Jahre alt war, da wäre was ordentliches aus ihm geworden; jetzt ist er zu allem verpfuscht.

Der alte Kümmerlich klopfte dem Meister Kupferschmied aufs Knie und sagte lachend: Alter Spaßvogel!

Fällt mir gar nicht ein, zu spaßen! Verpfuscht ist er. Sehen Sie sich nur die Bengels an, wie das hier faul in der Stadt herumlungert, wenn sie an der höhern Bildung gerochen haben. Vollgenudelte Gänse sind sie, die nur schnattern können. Zu wirklicher Arbeit hat das keine Lust mehr, aber den Hochmutsteufel kriegen sie in den Leib, so wie sie den Cornelium Nepomuk lesen. Ich sage Ihnen, die ganze gelehrte Schule ist für unsre kleine Kommune ein wahres Unglück. Sie bringt hier alles aus Rand und Band.

Aber erlauben Sie mal —

Ein wahres Unglück, sage ich. Der ganze vernünftige Nachwuchs für unsre Bürgerschaft geht in die Brüche. Privilegirte Faulenzer werden erzogen, ein unproduktives Gesindel und hochnäsige Schmarotzer, die wir Männer von der schwieligen Faust dann ernähren müssen. Und dazu kostet diese klassische Wurstmaschine, durch die unsre Jungens durchgepreßt werden, unsrer Kommune ein wahnsinniges Geld. Und da wird dann auch noch von den Herren nebenan um

Digitized by Google

Gehaltserhöhung petitionirt! Wir werden ihnen was pfeifen! — Das letzte sagte er sehr wuchtig nach dem Honoratiorentisch in der blauen Stube hinüber. — Das hat der Bürgermeister von mir ordentlich zu hören bekommen in der letzten Stadtverordnetensitzung! Nein, weg mit dem ganzen Gymnasium! Es ist ein Unsinn, ist ein ganz infamer Luxus für unsre armselige Kommune!

Lieber Schulz, sagte der alte Kanzlist mit überlegnem Lächeln, das ist nun einmal der Fortschritt der Kulturgeschichte. Weshalb haben sie denn das Gymnasium eingerichtet?

Ja, wer hats denn gethan? Das ist ja gerade der Schwindel! Als dem Bürgermeister seine Jungens und die vom Prediger und die von den Amtsrichtern und dem Apotheker alt genug waren, da wurde geredet und gewühlt und petitionirt, bis unsre alte gute Bürgerschule zusammengerissen und diese neue Menagerie dafür aufgebaut wurde. Na und nun, wo die Jungens von den obern Zehntausend alle durch sind, da sitzen wir dummen Teufel da mit den alten Göttern, die sie uns aufgeschwatzt haben. Sagen Sie um alles in der Welt, für wen unterhalten wir denn noch den ganzen Krempel? Für ein paar Dutzend Judenjungen — der Lumpenlevi allein hat fünf Schlingel drauf, zwei davon frei — und für die paar Bürger, die zu hochnäsig sind, ihre dummen Bengels nach der Kommunalschule zu schicken. Weg damit, sage ich, und wieder her mit der alten billigen Bürgerschule!

Das ist nun einmal der Fortschritt der Kulturgeschichte und der menschlichen Vervollkommnung, wiederholte Kümmerlich etwas unwillig.

Der menschlichen Verfälschung, wollen Sie sagen; hören Sie, die ist gefährlicher als alle Lebensmittelverfälschung. Aus Blaubeeren kann selbst der Teufel keinen Wein machen; es bleibt immer Blaubeerwasser, so sehr sie auch pressen, mischen und klären. Leopold ist auch solch Blaubeerwasser, das partout Rotwein geben soll. Zum Studiren sind alle unsre hiesigen Jungens zu dumm, und wenn sie dreimal das Examen machen, Leopold auch. Und dazu soll ich gratuliren? Danke gehorsamst! Schuster, bleib bei deinem Leisten. Guten Morgen, meine Herren!

Der Kupferschmied trank schnell sein Glas aus, griff nach seiner Mütze und ging fort.

Der alte Kanzlist war vor Wut aufgesprungen, und Leopold saß zusammengekauert da wie ein Sünder und wagte nicht, die Augen aufzuschlagen. Aber Hickelbein lachte, zog den zitternden Alten wieder auf den Stuhl und sagte: Das ist alles blasser Neid, lieber Kollege. Weil seine Jungens Tangenichtse geworden sind, so schimpft er aufs Gymnasium und aufs Studium. Leopold wird ihnen schon zeigen, was Blaubeerwasser ist. Trinken wir einmal aus auf sein Wohl, der hats Portefeuille in der Tasche!

Kümmerlichs Entrüstung legte sich denn auch bald wieder vor dem stolzen Gefühle, seinen Sohn auf der ersten Stufe zur höhern Staatsbeamtenlaufbahn

Digitized by Google

zu sehen, und bald waren die beiden Kollegen mit ihrer Unterhaltung mitten drin in den lustigsten Studentengeschichten, die sie von den jungen Referendaren und den alten Räten bei Gelegenheit aufgeschnappt hatten; sie sprachen darüber mit einem Eifer und einer Freudigkeit, als hätten sie die Geschichten alle selbst erlebt.

Ja, das Studentenleben muß ein Leben für Götter sein! sagte der alte Kümmerlich. Immer kein Geld, und immer in dulci jubilo! Und auf der Mensur, ha! Wenn man so dem Gegner eine Tiefquart hineinhaut, wie Leopold? Na, so einen kleinen Renommirschmiß an der linken Backe, wie der Assessor Müller, den mußt du mir auch einmal mitbringen, das sieht zu famos aus.

Kollege Hickelbein bestätigte das, indem er noch hinzufügte, daß der Assessor Müller ein sehr schneidiger Herr sei. Neulich habe er eigenhändig zwei dumme Bauern, die ihn nicht verstanden hätten, hinausgeworfen.

Ja, rief der alte Kümmerlich selig, man ist nur einmal jung. Wenn ich das nötige Kleingeld hätte, Donner und Doria! Leopold, so ein paar Tage möchte ich schon einmal mit dir unter den Berliner Studenten zubringen! So einmal stolz durch die Universität schreiten und eine Weile wie ein Professor vor dem schwarzen Brete stehen und all den Unsinn und die Witze lesen, die darauf stehen, das muß ein Hauptspaß sein! —

Als Leopold kurze Zeit darauf mit den andern Studenten der kleinen Stadt auf dem Bahnhofe stand und in die vierte Wagenklasse einsteigen wollte, um nach Berlin zu fahren, gab ihm sein Vater noch ein sorgfältig geschnürtes Paket.

Hier, sagte er mit zitternder Stimme, hast du ein Corpus juris. Das hat mir der alte pensionirte Kreisgerichtsdirektor früher einmal geschenkt. Mit den sechs Thalern, die ich dir gegeben habe, wirst du wohl eine Weile reichen, und dann wirst du in Berlin schon auf andre Weise durchkommen, für Leute von deinen Kenntnissen giebts überall zu verdienen. Und noch eins — der Alte zog aus der Brusttasche ein Bild und gab es Leopold: Hier ist das Bild deiner Mutter, nimm es mit, ich habe zu Hause noch ein andres.

Es war eine alte Daguerrotypie; man konnte das magre, eingefallne Gesicht darauf kaum noch erkennen. Leopold verwahrte sie aber sorgsam, schüttelte dem Vater noch einmal die Hand und stieg in den Wagen.

In den Ferien werde ich wohl kaum nach Hause kommen, sagte er durch das vergitterte Fenster zu dem Alten.

Schadet nichts, komm nur wieder, wenn du Referendar bist. Drei Jahre vergehen schnell. —

Als aber Leopold in Berlin war, vergingen ihm die Jahre gar nicht schnell. Der verzweifelte Kampf ums Dasein, den er bald zu kämpfen hatte, raubte ihm selbst die unschuldige Freude an seiner studentischen Freiheit. Er

Digitized by Google

war wie ein gehetztes Wild. Ich traf ihn nur gelegentlich; und dann hatte er kaum Zeit, mit mir bei Kortwig eine Weiße zu trinken.

Es gab wohl keinen ärmern Teufel unter den Studenten, als Leopold. Trotzdem ging er bei der Verteilung von Stipendien immer leer aus, und er merkte bald, daß doch noch andre Angelhaken notwendig seien, als das bloße Armutszeugnis, um ein Stipendium einzufangen. Nur einen Freitisch für den Donnerstag hatte er erhalten, und nach diesen Donnerstagen teilte er den Monat ein. Das Geld für die übrigen Mahlzeiten und für Wohnung und Kleidung mußte er sich verdienen. Oft gab er in der Woche mehr als zwanzig Privatstunden, die Stunde für fünfzig Pfennig und vielleicht noch eine Tasse Kaffee. Aber diesen Massenunterricht hatte er nur in den Wochen vor Ostern und vor Michaelis, wenn die Eltern Angst bekamen, ihre Sprößlinge könnten „sitzen bleiben." Während der übrigen Zeit mußte er auf andern Erwerb Jagd machen. Er wohnte in einem Hintergebäude der Karlstraße vier Treppen hoch, bei einer alten Witwe, Frau Knuske. Die ganze Wohnung bestand aus einer Kammer und der Küche. Leopold wohnte in der Kammer, und seine Wirtin hatte die Küche durch einen Vorhang geteilt und dadurch einen Nebenraum geschaffen, wo sie schlief. Ihr Mann, der auf dem Stettiner Bahnhof Wagenschieber gewesen und eines Tages zwischen die Puffer geraten war, hatte ihr nichts hinterlassen. Ihre Witwenpension reichte kaum hin, die Kartoffeln zu bezahlen, und so war sie aufs Vermieten angewiesen. Es war eine erbärmliche Wohnung, aber für zwei Thaler den Monat konnte Leopold in Berlin nichts besseres finden. Übrigens war sie groß genug für ihn, da er keinen Kleiderschrank brauchte. Selbst bei der stärksten Kälte sah ich ihn immer nur in einem kurzen schwarzen Röckchen, das zwar sauber gebürstet war, aber doch an den Ellenbogen und an den Nähten wie Speck glänzte. Als ich ihn bei einer unsrer flüchtigen Begegnungen darauf aufmerksam machte, daß er sich erkälten würde, erwiderte er errötend, sein alter Winterüberzieher sei ihm so eng und knapp geworden, daß es sogar den Straßenjungen aufgefallen sei, und sie ihm nachgerufen hätten: Aujust, halt die Pelle fest, du jehst wohl aufs Schloß zur Audienz? Er würde sich aber nächstens aus der Goldnen 110 einen billigen Überzieher kaufen; die Kleider zum Examen bekäme er ja glücklicherweise beim Juden geliehen. Vorläufig habe er sein einziges Besitztum, sein Corpus juris, zum Antiquar tragen müssen, um Frau Knuske die Miete bezahlen zu können. Mit blutendem Herzen habe ers gethan, weil das Buch doch ein Geschenk seines Vaters sei, aber er brauche es ihm ja nicht zu schreiben. Und dann: so viel Latein, wie darin stünde, wüßte er noch immer; mit dem Corpus juris würde er im Examen schon fertig werden.

Der arme Junge that mir herzlich leid, aber das einzige, was ich für ihn thun konnte, war, daß ich ihn dann und wann, wenn er Zeit übrig hatte, in ein Restaurant mitnahm, natürlich mit der Bitte, mein Gast zu sein. Mit

Digitized by Google

sichtlichem Behagen verzehrte er dann ein saftiges Beefsteak oder ein Wiener Schnitzel, das ich aus eigner Machtvollkommenheit für ihn bestellte, weil er selbst immer nur Appetit auf Brot mit etwas Käse zu haben behauptete. Ein Glas Echtes löste ihm dann die Zunge, und so erfuhr ich denn mancherlei aus seinem wunderlichen, mühseligen, oft tragikomischen Studentendasein.

Um ein paar Groschen zu verdienen, verfiel er auf die sonderbarsten Dinge. Als er einmal keine Privatstunden finden konnte, bot er sich im Intelligenzblatt als Fest- und Gelegenheitsdichter an. Er bekam auch Aufträge, aber er bemerkte bald, daß ihm der poetische Schwung vollständig fehlte, und daß ihm auch die einfachste Reimerei schwer wurde, wenn er mit seinen Erinnerungen aus Schiller und Goethe zu Ende war. Lustige Verse konnte er überhaupt nicht machen, alles, was er besang, wurde traurig und schwermütig, aber gerade lustige Verse verlangten die Leute. Einmal schickte ihm ein Fleischermeister das gelieferte Polterabendgedicht zurück mit einem groben Briefe: das sei ein Leichengesang, aber kein Hochzeitsgedicht, seine Tochter sei außer sich, er passe zum Dichter wie ein Stachelschwein zum Kanarienvogel. Das Stachelschwein kränkte ihn sehr, und er ließ die Dichterei dann entmutigt liegen.

In der Akademischen Bierhalle, wo er sich zuweilen für fünfzig Pfennige ein Mittagessen gönnte, unter reichlicher Ausnutzung der hochgefüllten Brot- und Semmelkörbe, lernte er einen gescheiterten frühern Studenten kennen, der sich auf Physiognomik geworfen hatte, und sofort setzte Leopold in die Zeitung, er sei imstande, aus der Photographie oder der Handschrift den Charakter einer Person richtig zu beurteilen. Wieder wandten sich viele Wißbegierige an ihn, aber auch in dieser Kunst machte er bald Fiasko. Eines Tages erhielt er von einer Witwe aus der Gipsstraße die Photographie eines Mannes, dessen Gesichtszüge ihm wenig sympathisch waren. Trotzdem pries er, wie ers bis dahin immer gethan hatte, das Original als einen edeln Charakter, reich an Geist und Gemüt, voll Ehrlichkeit und jener tiefgehenden Liebe, die der Selbstaufopferung fähig sei. Kaum waren aber acht Tage verflossen, da bekam Leopold von der Witwe einen Brief, worin sie schrieb, er sei ein ganz gemeiner Schwindler, alle seine Angaben seien gelogen, der ehrliche, an Geist und Gemüt reiche Mann sei ihr mit dem Eheversprechen und der Ladenkasse auf Nimmerwiedersehen durchgebrannt, Leopold stecke wohl gar mit dem Gauner unter einer Decke, sie würde es der Polizei anzeigen. Der hineingefallne Physiognomiker bekam furchtbare Angst, doch es geschah ihm nichts. Er hatte aber eingesehen, daß auch mit dieser Wissenschaft kein Geschäft zu machen sei.

Ein Versuch, im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater als Statist mitzuwirken, was ihm jedesmal fünf Groschen eingebracht hätte, scheiterte gleich am ersten Abend. Er stellte sich zu ungeschickt an und trat hinter den Kulissen der Soubrette gerade in dem Augenblick auf die Schleppe, wo sie vorstürzen sollte. Sie hatte gerade noch Zeit genug, sich umzudrehen und Leopold eine

Digitized by Google

Ohrfeige zu geben. Da schickte ihn der Regisseur unter Schimpfreden von der Bühne.

Von einigen Studenten wußte er, daß sie sich in der Hasenhaide als maitres de plaisir ein hübsches Stück Geld verdienten. Aber ihm war ja die Tanzkunst ganz fremd. Nicht einmal Klavier spielen konnte er, was vielleicht seine Rettung hätte werden können; denn in dem Kellerlokal, wo er zuweilen eine Weiße trank und einen Kümmelkäse aß, pflegte abends ein Pharmazeut das Pianino kunstgerecht zu bearbeiten, und der erzählte ihm, daß er da für Essen und Trinken nie etwas zu bezahlen habe.

Sozialdemokratischer Redner zu werden, was ihm der Pharmazeut einmal empfohlen hatte, dazu fehlte Leopold aller Mut, auch fürchtete er, er könnte sich durch diese Thätigkeit seine Staatskarriere verderben. So kam denn der arme Kerl aus der Not und Verlegenheit nicht heraus.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Russisches. Rußland kauft Brot im Auslande, in Österreich und Rumänien! Das ist das neueste, und einigermaßen geeignet, die Furcht unsrer Agrarier vor der Überschwemmung Deutschlands mit russischem Roggen zu mäßigen. Rußland, das bodenreichste Land Europas und der Hauptbeschäftigung seiner Bewohner nach immer noch reiner Agrarstaat, erzeugt zur Not noch so viel Getreide, als seine Einwohner brauchen, und was es an Brotkorn in den letzten Jahren ausgeführt hat, ist nicht vom Überfluß, sondern auf Kosten seiner eignen Kinder ausgeführt und durch Minderverbrauch erübrigt worden; die Russen sind unter allen Kulturvölkern, falls man sie dazu rechnen will, das am schlechtesten genährte, noch schlechter als selbst die Italiener. So wenigstens hat nach einem Berichte des Vorwärts (Nr. 72) ein Herr L. N. Mares in der statistischen Abteilung der juristischen Gesellschaft zu Moskau die Lage seines Vaterlandes geschildert. Unter diesen Umständen, d. h. bei so geringer Kaufkraft des verarmten Volkes, hat es nicht so viel zu bedeuten, wenn die russische Industrie den heimischen Bedarf beinahe zu decken vermag, wie Dr. D. Gravenhoff in der Schrift Rußlands auswärtiger Handel und der neue Zolltarif*) (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1892) nachweist. Es bezieht sich das vorzugsweise auf Baumwollengarn und Baumwollengewebe; unter den im Jahre 1886 abgesetzten Waren dieser Art befanden sich nur noch 2,2 Prozent ausländisches Garn und 1 Prozent ausländische Gewebe. Wenn der Maschinenbau ebenfalls so weit fortgeschritten ist, daß im Jahre 1889 um 56,2 Millionen Rubel Maschinen im Lande gebaut und nur noch um 19,5 Millionen eingeführt wurden, so ist zu bedenken, daß Rußland seine Maschinen immer noch mit Hilfe deutscher Ingenieure, Werkmeister und Arbeiter baut; kann es doch unsre qualifizirten

*) Dieser Tarif gilt seit dem 1. Juli 1892.

Digitized by Google

Arbeiter so wenig entbehren wie unsre Großgrundbesitzer seine unqualifizirten. Warten wir ab, was aus seiner kümmerlich großgezognen Industrie werden wird, wenn es das deutsche Element vollends ausgetilgt haben wird und sich gegen weitern Zuzug absperrt! Seine völlige Unfähigkeit, aus eigner Kraft Industrie zu erzeugen, hat es in der Prohibitivzollperiode von 1810 bis 1851 bewiesen, wie auch die vorliegende Schrift bestätigt, deren Hauptzweck der Verfasser mit den Worten angiebt: „sie zeigt unsern Industriellen die Punkte an, wo eine Konkurrenz mit der russischen Industrie die Möglichkeit eines Erfolges ausschließt, und wo sie auch noch heute die Hebel ansetzen können, um sowohl für sich selbst dauernde Erfolge zu erzielen als auch in Rußland Entgegenkommen zu finden."

Die Zukunft der russischen Industrie und überhaupt aller russischen Kultur steht um so mehr in Frage, als Rußland ja nicht allein gegen seine deutschen Bewohner, sondern überhaupt gegen alle Kulturträger in seinem Schoße einen erbarmungslosen Ausrottungs- und Vernichtungskrieg führt. Die russische Regierung verfolgt außer den baltischen und den eingewanderten Deutschen auch die in der Kultur mit den Balten wetteifernden evangelischen Finnen, die Polen, die zwar tiefer als diese beiden aber immer noch höher als die Russen stehen, und die Juden. So fragwürdig der Kulturwert der Juden in Mittel- und Westeuropa sein mag, für Rußland bedeuten sie eine Kulturmacht. Die Regierung der Vereinigten Staaten, beunruhigt durch die steigende Zahl mittelloser Einwanderer, hat im Juni 1891 eine fünfgliedrige Kommission niedergesetzt und ihr die Aufgabe zuerteilt, die Ursachen dieser Bewegung an Ort und Stelle zu untersuchen. Zwei der Herren, J. B. Weber und Dr. W. Kempster, haben sich nach Rußland begeben, und der auf die Juden bezügliche Teil ihres Berichts ist in französischer Übersetzung unter dem Titel: La Situation des Juifs en Russie, ohne Angabe des Druckorts, ohne Zweifel im Auftrage und auf Kosten der Regierung herausgegeben worden. Die beiden Kommissare haben Moskau, Minsk, Wilna, Bialystok und Warschau besucht und berichten sehr eingehend über alles, was sie gesehen und ausgekundschaftet haben. Sie führen eine große Anzahl Juden und Jüdinnen, deren Schicksale sie erzählen, namentlich an, mit genauer Angabe ihres Alters und ihrer Familienverhältnisse. Sollten diese Personen, was wir natürlich nicht wissen können, nicht tendenziös ausgewählt, sondern auf unparteiischem Wege gewonnene Stichproben sein, so würden sie ein sehr günstiges Bild der russischen Judenschaft ergeben. Es sind nämlich gar keine Wucherer oder Geldverleiher darunter, sondern es sind lauter Handwerker, Fabrikanten, jüdische Arbeiter, Bauern, Pächter, Nähterinnen, Stickerinnen, Lehrerinnen und andre dergleichen produktive Leute. Wo es noch jüdische Ackerbaukolonien giebt — die Maigesetze von 1882 haben viele Juden von ihren ländlichen Besitzungen vertrieben und den Juden ganz allgemein den Erwerb von Grund und Boden verboten —, da zeigen sich die Besitzer, dem Berichte zufolge, ihren russischen Nachbarn in der Landwirtschaft überlegen, tüchtig, fleißig, sparsam, nüchtern, beweisen große Anhänglichkeit an den Boden und verrichten alle Arbeiten selbst ohne christliche Knechte. Das Verfahren bei der Austreibung wird als höchst roh und grausam geschildert. Man hat blutige Razzias veranstaltet, hat solche, denen die Mittel zur Auswandrung fehlten oder die nicht in das den Juden angewiesene Territorium*) übersiedeln wollten, weil sie dort keine Aussicht haben,

*) Es ist dieses ein von Kurland bis zum Schwarzen Meere reichender Gürtel an der Westgrenze des eigentlichen Rußlands (östlich von Polen), in dessen größern Städten die Juden unter allerlei einschränkenden Bedingungen wohnen dürfen.

Digitized by Google

sich ihr Brot zu verdienen, eingekerkert und wie Verbrecher in Ketten transportirt; jungen und schönen Mädchen stellt die Obrigkeit gewöhnlich die Wahl zwischen der Taufe und dem Bordell, und manche Mädchen haben sich dieser Alternative durch Selbstmord entzogen. Eine Ausnahmestellung ist vorläufig noch den im Königreich Polen ansässigen Juden eingeräumt worden, nicht aus Gründen der Menschlichkeit, sondern aus Haß gegen die Polen. Um diese rascher zu vertilgen, gestattet man den Juden den Erwerb polnischer Grundstücke. Sie machen aber wenig Gebrauch von dieser Erlaubnis, weil sie fürchten, daß nächstens auch über sie die Verfolgung hereinbrechen werde. Wenn dem Berichte zu trauen ist, so hat die Judenverfolgung eine Menge nützlicher Unternehmungen und viele Gemeinden gebildeter, friedlicher Menschen zerstört und so die russische Unbildung wie das russische Elend vermehrt.

Irgendwelche eigne Kulturmacht, wodurch beides überwunden werden könnte, haben die Russen nicht aufzuweisen. Ihre Kirche ist nur noch die tote Hülse eines vor tausend Jahren verstorbnen Organismus. Diese Ansicht bestätigt Hermann Dalton in seiner 1892 bei Duncker und Humblot erschienenen Studie: Die russische Kirche. Das „orthodoxe“ Christentum ist nach ihm ein durch ehrwürdige und ansprechende liturgische Formen, Schöpfungen der griechischen Kirche der ersten vier christlichen Jahrhunderte, verschönerter und veredelter Aberglaube, der mit barbarischer Unduldsamkeit gegen alle Andersgläubigen zu Staatszwecken aufrecht erhalten wird. Denn die einzige Grundlage des Zarentums besteht, wie Dalton hervorhebt, in dem blinden Glauben des gemeinen Mannes, daß es eine mit seiner Religion unlöslich verflochtene göttliche Einrichtung sei. Das alles ist nun nicht neu, nur der Abschnitt über die Raskolniken dürfte den meisten Lesern neues bieten. Die Zahl und Mannichfaltigkeit der russischen Sekten ist nach Dalton größer als die der protestantischen in Nordamerika, und die große Zahl ihrer Anhänger macht ihre Ausrottung unmöglich; je grausamer die Regierung gegen sie wütet, desto zahlreicher, fanatischer und verrückter werden sie.

Es versteht sich, daß die höhern russischen Beamten diesen Zustand ihres Kirchentums um keinen Preis eingestehen. „Was unsre Kirche betrifft — schreibt einer von ihnen —, so glaube ich, daß ihr wohlthuender Einfluß auf unser Volk viel größer ist, als man es im Abendlande denkt, daß sie in dieser Hinsicht ihrer Aufgabe vielleicht näher steht als die katholische, und endlich, daß ihr Einfluß nicht im Ab-, sondern im Zunehmen ist.“ Ja der Herr bringt es fertig, die orthodoxe Kirche zu preisen, daß sie die beiden Grundkräfte, in die sich Protestantismus und Katholizismus geteilt hätten: Freiheit und Autorität, in schönster Harmonie vereinige. Es ist das A. Kirejew, der „seinen altkatholischen Freunden“ die in der slawischen Buchhandlung (H. Roskoschny) zu Leipzig 1891 erschienene kleine Schrift gewidmet hat: „Zur Unfehlbarkeit des Papstes. Aus dem Briefwechsel eines katholischen Gelehrten mit einem russischen General.“ Der russische General führt seinen unfehlbarkeitsgläubigen Gegner so schön ad absurdum, wie es nur immer ein protestantischer oder ein altkatholischer Theologe vermöchte; und warum sollte das auch ein gebildeter „Orthodoxer,“ unbeschadet der oben angedeuteten Beschaffenheit seiner Kirche, nicht können? Würde es doch ein studirter Hindu oder Chinese wahrscheinlich nicht minder gut leisten.

Währungsfragen. Nicht sowohl das Silber ist es, wofür manche Silber- und Doppelwährungsmänner schwärmen, als seine Entwertung und Wertunbeständigkeit. Wäre das deutsche Reich so bankerott, wie Rußland jetzt ist und wie Öster-

Digitized by Google

reich vor einigen Jahrzehnten war, und hätten wir infolge dessen ein Papiergeld, das kein Ausländer möchte, so wäre ihnen dieser Zustand, der den Exporteuren eine bedeutende Prämie gewähren und den Import beinahe unmöglich machen würde, gerade recht. Aber was würde man von einem Schnittwarenkaufmann halten, dessen Elle sich durch eine künstliche Vorrichtung im Innern während des Messens verkürzte? An diesem Punkte packt Theodor Hertzka die Schwierigkeit in der Schrift: Das internationale Währungsproblem und dessen Lösung. (Leipzig, Duncker und Humblot, 1892). Er läßt den Silber- und Doppelwährungsmännern das Verdienst, zuerst und am nachdrücklichsten auf die Unhaltbarkeit des jetzigen Zustandes hingewiesen zu haben, erklärt aber die Silber- und die Doppelwährung für gleich unmöglich. Seinen Lösungsvorschlag macht er mit Hilfe des Gleichnisses von der Elle klar, das wir oben zu einem andern Zwecke angewendet haben. Was die Edelmetalle zum Wertmaßstabe geeigneter macht als irgend einen andern Stoff, ist ihre Wertbeständigkeit. Völlig unveränderlich ist ja ihr Wert nicht, aber früher pflegte er sich, abgesehen von dem großen Preisfall im sechzehnten Jahrhundert, nur langsam zu ändern. Seit reichlich zwanzig Jahren jedoch sinkt das Silber so rasch im Preise, daß es dadurch von seiner Brauchbarkeit als Wertmesser viel verliert. In allen Ländern die Goldwährung einzuführen, ist unmöglich, weil die Goldvorräte nicht zureichen. Durch allgemeine Durchführung der Silberwährung würde wenigstens der Übelstand beseitigt werden, daß die Kulturvölker zwei verschiedne Maßstäbe haben, deren Wert ungleich schwankt, aber dazu reicht wieder der Silbervorrat nicht aus. Und so bleibt denn der jetzige Zustand, der dem internationalen Handel den Spielcharakter aufdrückt: die Scheidung der Kulturwelt in ein Goldgebiet und ein Silbergebiet. Wenn der englische Kaufmann in Indien 100 000 Rupien gelöst hat zu einer Zeit, wo die Rupie 1,6 Schillinge galt, und er demnach mit dem Erlös 8000 Pfund Sterling einzuwechseln gedachte, kann, ehe das Silbergeld in England ankommt, der Rupienkurs auf 1,2 Schilling gefallen sein, sodaß er nur 6000 Pfund bekommt. Und umgekehrt: ein Indier, der in London zu einem bestimmten Termin 4000 Pfund in Gold zu bezahlen hat und dazu 100 000 Rupien zu gebrauchen gedachte, kann am Verfalltermin 120 000 oder 130 000 Rupien nötig haben.

Wir wissen, sagt Hertzka, um seinen Abhilfevorschlag klar zu machen, daß die Körper ihr Volumen mit der Temperatur verändern. Denken wir uns nun, diese Volumenveränderungen wären weit bedeutender, als sie sind, so würde die Beschaffung eines Stoffes, aus dem man Längenmaße anfertigen könnte, sehr schwierig sein, denn von einem Maßstabe muß man verlangen, daß sich seine Länge nicht ändert. Denken wir uns dann ferner, die „volumkonstantesten" aller Stoffe wären Kupfer und Eisen, aber es wäre von keinem der beiden Metalle eine genügende Menge vorhanden, um alle Kaufleute mit Ellen daraus zu versorgen, so würden die einen eiserne, die andern kupferne Ellen führen. Nun entstünden aber, denken wir uns weiter, daraus große Unbequemlichkeiten, weil die Volumina der beiden Metalle, also auch die Längen der daraus gefertigten Maßstäbe, ungleich schwankten. Wie könnte man diesem Übelstande abhelfen? Wird man vielleicht dekretiren, daß sich Kupfer und Eisen hinfort gleichmäßig auszudehnen haben? Gewiß nicht! Sondern man wird Kupfer und Eisen in einem bestimmten Mischungsverhältnis zusammenschmelzen und solchergestalt erlangen, daß sich die Länge aller Maßstäbe bei Temperaturveränderungen gleichmäßig ändert. Wenn die Doppelwährungsmänner ein bestimmtes Wertverhältnis zwischen Gold und Silber dauernd erzwingen wollen, so unternehmen sie dasselbe, wie wenn der Staat dekretiren wollte, die Volumen-

Digitized by Google

veränderungen des Kupfers sollten sich nach denen des Eisens richten. Zu helfen ist hier wie dort nur dadurch, daß man die Stoffe selbst mit einander in Verbindung bringt. Man schmelze Gold und Silber nach einem bestimmten Mischungsverhältnisse, z. B. je ein Kilo Gold mit neun Kilo Silber, zusammen und fertige aus dieser Mischung die Münzen, so hat man in der ganzen Welt Münzen, deren Wert sich gleichmäßig verändert. Es wird nicht nötig sein, alle reinen Gold- und Silbermünzen einzuschmelzen. Man braucht nur ein Papiergeld auszugeben, das auf Weltgeld lautet, mit der Bestimmung, daß die Banken jede solche Anweisung entweder mit Weltgeld oder mit Gold- und Silbermünzen in dem gesetzlich angeordneten Mischungsverhältnis einzulösen haben, und daß alle Zahlungen von einer bestimmten Summe an in derselben Weise zu leisten sind, sodaß also bei dem oben angenommenen Mischungsverhältnis jedermann verpflichtet wäre, auf je 100 Gramm Goldmünzen 900 Gramm Silbermünzen in Zahlung zu nehmen. Hertzka legt ausführlich dar, wie er sich die Ausführung denkt.

Von den mancherlei sonstigen interessanten Ansichten über Geldangelegenheiten, die seine Schrift enthält, wollen wir nur eine erwähnen. Ein Agrarier hat jüngst auf Frankreich hingewiesen, das darum so reich sei, weil es so viel Silbergeld habe. Hätte dieser Herr Hertzkas Ausführungen gerade über diesen Gegenstand gelesen, so würde er wohl auf dieses Beweismittel verzichtet haben. Auch Frankreich ist, gleich andern reichen Ländern und Leuten, nicht darum reich, weil es viel Geld hat, sondern es hat viel Geld, weil es reich ist, d. h. weil es eine große Gütermasse besitzt. Jedes Volk, meint Hertzka, hat jederzeit die Menge und die Art von Geld, die es braucht. Frankreich ist das geldreichste Land Europas, weil innerhalb seiner Grenzen der stärkste Güterumsatz stattfindet, und es besitzt mehr Silbergeld als ein andres, weil in Frankreich der gemeine Mann wohlhabender ist und mehr kauft als in irgend einem andern Lande und namentlich auch als in England. Silber ist eben das natürliche Geld des kleinen Mannes, wie Gold das des Reichen. Diese Menge von Silbermünzen erzeugt, nebenbei bemerkt, den Schein, als hätte Frankreich Doppelwährung, während es in Wirklichkeit die Goldwährung hat. Frankreich bestätigt also nur die alte Wahrheit, die Adam Smith bewiesen hat, daß auf die Dauer nicht die Güter dem Gelde nachrennen, sondern das Geld den Gütern nachläuft.*)

Von einer ganz andern Seite beleuchtet M. Sewen in seinen Studien über die Zukunft des Geldwesens (Leipzig, Duncker und Humblot, 1892) die Geldfrage. Er geht von ihrer innigen Verbindung mit der Kreditfrage aus. Der Geldzins sei die Abgabe, die der Besitzer von festliegenden, zur Zeit nicht tauschfähigen Gütern an den Besitzer des jederzeit flüssigen Gutes, des Geldes, zu entrichten habe. Man müsse nun darauf bedacht sein, die Besitzer von Gütern der ersten Art aus der Abhängigkeit vom internationalen Geldmarkte zu befreien, an der sie jetzt leiden. Diese Abhängigkeit rühre von dem Monopol der Edelmetalle als alleiniger Tauschmittel und Wertmesser her. Diese Monopolherrschaft müsse gebrochen werden. Der Weg zur Befreiung liege klar vor Augen. „Seitdem

*) Auf Seite 110 ist zwischen 1000 und Dollars das Wort Millionen ausgefallen. Bei dieser Gelegenheit wollen wir doch erwähnen, daß von Hertzkas Freiland bereits die sechste Auflage erschienen ist (Dresden und Leipzig, bei Pierson). Im Vorwort zur fünften Auflage konnte er seinen Gläubigen bereits die freudige Botschaft mitteilen, daß in achtundzwanzig Städten Freilandvereine gegründet worden seien, und daß die Freilandgesellschaft einen Landstrich am Tana geschenkt erhalten habe, von wo ihre Pioniere gegen den Kenia vorzudringen gedächten. Was vor der Hand noch fehle, seien nicht Männer, sondern — Geld.

Digitized by Google

das Bargeld nicht mehr das körperliche Umsatzmittel, sondern nur ein Deckungsdepot für den Anweisungsumlauf bildet, ist bewiesen, daß das Umsatzmittel nicht mehr eignen körperlichen Wert besitzen, sondern nur jederzeit in eine allseitig verwendbare Leistung [vielmehr Ware] von eignem innern Werte umsetzbar sein muß. Liegt nicht hierin ein Fingerzeig, daß die weitere Entwicklung dahin drängen wird, als Grundlage für den Geldanweisungsverkehr statt der unzulänglichen Aushilfe, die die Heranziehung des Kredits mittels der ungedeckten Noten gewährt, durch gemeinwirtschaftliche Organisationen auch andre Kapitalgüter allgemeinen und ununterbrochenen Gebrauchs heranzuziehen, sofern ihnen die Eigenschaft jederzeitiger und allseitiger Realisirbarkeit gleich dem Metallgelde innewohnt, um auf diese Weise ein Gegengewicht gegen das Privilegium der Edelmetalle zu erhalten?" Als geeignetste Deckung für neue papierne Tauschmittel bezeichnet er nun das Getreide, sodaß also Getreidenoten das Geld der Zukunft wären, nicht ausschließlich, aber zu einem sehr bedeutenden Teile. Dieser Vorschlag hat einige Verwandtschaft mit verschiednen Plänen, die hie und da in agrarischen Kreisen auftauchen, fällt aber, wie die Ausführung beweist, mit keinem davon zusammen.

Über die Durchführbarkeit der Vorschläge Hertzkas und Sewens erlauben wir uns kein Urteil. Bamberger hat in einer der letzten Silberdebatten des Reichstags geäußert: ausgenommen die Religion, seien noch über keinem Gegenstande so viel Menschen verrückt geworden, wie über der Währungsfrage, und C. Menger sagt in seiner Abhandlung über das Geld im Handwörterbuche der Staatswissenschaften von Conrad und Lexis: „Die rätselhafte Erscheinung des Geldes ist auch heute noch nicht in befriedigender Weise erklärt." Vielleicht steckt das Rätselhafte weniger im Gelde selbst als in der Güterverteilung, der es dient. Gelänge es, was wohl niemals gelingen wird, die Frage der Güterverteilung zu allgemeiner Zufriedenheit zu lösen, so würde die Konstruktion des großen Rades, das die Güter umtreibt, wie A. Smith das Geld nennt, wohl weniger Kopfzerbrechen machen.

Single tax men. Henry George hat unter dem Titel: Zur Erlösung aus sozialer Not (deutsch von Bernhard Eulenstein; Berlin, Elwin Staude, 1893) einen „Offnen Brief an Seine Heiligkeit Papst Leo den Dreizehnten" gerichtet, als Antwort auf dessen Rundschreiben über die Arbeiterfrage vom 17. Mai 1891. Er erteilt darin dem Papste das Zeugnis: guter Wille und Fleiß hinreichend, Logik schwach, Bibelkunde sehr schwach, und es ist lustig zu lesen, wie er den Professor auf dem angeblichen Stuhle St. Petri Punkt für Punkt abführt. Es versteht sich, daß er die Bodenbesitzreform in der Kontroverse mit einem Kirchenoberhaupte vorzugsweise vom religiös-sittlichen Standpunkte aus behandeln muß, den er übrigens von Haus aus eingenommen hat, aber er entwickelt doch auch die wirtschaftliche Seite der Sache mit der ihm eignen Wärme, Lebendigkeit und Anschaulichkeit noch einmal. George und seine Anhänger nennen sich single tax men, weil sie alle bisher üblichen Steuern abschaffen und sie durch eine einzige Steuer: die Grundrentensteuer, oder genauer gesagt: die Einziehung der gesamten Grundrente für den Staat, ersetzen wollen. Sie behaupten, daß alle jetzt bekannten Steuern, namentlich die Gewerbesteuern, die Bestrafung und Erschwerung des Gewerbfleißes und jeder nützlichen Thätigkeit bedeuteten, daß dagegen die Grundrente der Gesamtheit gebühre, gewissermaßen zur Steuer prädestinirt sei, weil sie nicht durch die Thätigkeit des Besitzers, sondern durch die Zunahme der Bevölkerung entstehe, und weil der vaterländische Boden der Gesamtheit gehöre. Henry George meint, ein Eigentumsrecht könne der Mensch immer nur auf Dinge erwerben, die

Digitized by Google

er selbst durch Umformung von Rohstoffen schafft, niemals auf Dinge, die unabhängig von ihm Gott oder die Natur schafft. Wer eine Windmühle baut, dem gehöre darum noch nicht der Wind, wer Fische fängt, werde dadurch nicht Eigentümer des Ozeans, und wer Weizen baut, erwerbe dadurch den Boden so wenig wie die Sonne, die nicht weniger als jener zur Erzeugung von Pflanzen und Früchten notwendig ist. Ich möchte, sagt er in der vorliegenden Schrift Seite 9, „Ew. Heiligkeit bitten, wohl zu merken, daß der Wert, den wir hinweg steuern wollen, der Wert des nackten Grund und Bodens ohne Anrechnung der Verbesserung oder Bebauung, nicht durch die Arbeit erzeugt ist, noch durch das darin oder darauf angelegte Kapital. Werte, die auf diese Weise geschaffen werden, sind Verbesserungswerte, und diese wollen wir eben von jeder Besteuerung befreien." Der amerikanische Publizist vermag das Wort eines irischen Bischofs für sich anzuführen: „Auf Grund von Autoritäten und aus Vernunftgründen folgere ich, daß das ganze Volk der wahre Eigentümer seines Grund und Bodens sei und immer sein müsse."

Wir behalten uns vor, eingehend zu prüfen, ob und wie weit wohl der Vorschlag der Bodenbesitzreformer ausführbar sein möchte, und ob damit die Erlösung aus sozialer Not vollbracht wäre. Für heute bemerken wir nur noch, daß Dr. Karl Schmidt das Hauptwerk des Amerikaners: „Fortschritt und Armut" dem großen Publikum unter dem Titel: Der kleine George (Dresden und Leipzig, bei E. Pierson) mundgerecht gemacht und denselben Gegenstand noch einmal in der Schrift Brot (Leipzig, W. Friedrich, 1893) recht packend behandelt hat. In der Kritik der heutigen Zustände treffen wir mit George und Schmidt so ziemlich zusammen. Übrigens ist George ein entschiedner Gegner des Sozialismus, oder glaubt es wenigstens zu sein, und wirft dem Papste vor, daß dieser einen gemäßigten Sozialismus predige, während seine ganze Encyklika eigentlich gegen die Bodenbesitzreform gerichtet sei.

Von allerlei Narrheit. Das Menschengeschlecht wird, je älter, desto griesgrämiger. Früher überwogen die lustigen Narren, jetzt überwiegen die traurigen. Nicht allein wächst die Zahl der Geisteskranken in erschrecklicher Weise, sondern diese Unglücklichen fangen auch schon an, Einfluß auf unser öffentliches Leben zu üben. Wenn man gewissen Pessimisten glauben darf, wird der Wahnsinn für politische und Klassenzwecke ausgenutzt — bald zu Ungunsten, bald zu Gunsten einzelner Personen. Will man einen politischen Gegner, einen unbequemen Verwandten unter anständigen Formen beseitigen, so läßt man ihn für geisteskrank erklären und unter Beihilfe der Behörden im Irrenhause verschwinden. Wird eine Person der höhern Stände angeklagt und ihre Schuld erwiesen, so läßt man sie für geistesgestört erklären, ohne sie dem Schoß ihrer Familie zu entreißen; was beim Waschweibe Diebstahl und Verbrechen heißt, das heißt bei der vornehmen Frau Kleptomanie u. s. w. Das wäre denn Lombrosos Theorie mit staatskluger Einschränkung in die Praxis übersetzt; sie ohne Einschränkung anzuwenden, scheint unsre Rechtspflege glücklicherweise weniger als je geneigt.

Während diese anthropologische Schule uns einreden möchte, daß alle Verbrechen notwendige Erzeugnisse eines kranken oder schlecht oder falsch entwickelten Gehirns seien, predigen unsre modernen Mystiker die alte Lehre vom „göttlichen" Wahnsinn, freilich in einem Sinne, an den die Alten wohl nicht gedacht haben. Gerade bei krankhaften Zuständen soll sich das Göttliche im Menschen, seine höhere Natur offenbaren, und was die Welt Wahnsinn nennt, soll den Menschen zum

Digitized by Google

großen Dichter, zum großen Künstler, zum Weisen, zum Heiligen machen. Diese Ansicht älterer Mystiker hat Carl du Prel wieder in die Mode gebracht; in einem Kapitel seiner „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften," das er „Die Mystik im Irrsinn" überschreibt, meint er: „Man sollte unsre Irrenhäuser nach mystischen Persönlichkeiten durchsuchen, die aber dann als eigne Kategorie anerkannt, in eine eigne Anstalt untergebracht und dort einer besondern psychischen Heilmethode unterworfen werden sollten." Der Hilfsarzt an der Kreisirrenanstalt Erlangen aber, Dr. Gustav Specht, hat in einer bei J. F. Bergmann in Wiesbaden 1891 erschienenen, ebenfalls Die Mystik im Irrsinn betitelten Schrift den mystischen Baron gründlich ad absurdum geführt und kommt nach gewissenhafter Prüfung des von du Prel beigebrachten Beweismaterials zu dem Ergebnis: „Er hat falsche Beobachtungen und Behauptungen, von deren mangelhafter Stichhaltigkeit er sich leicht vergewissern konnte, für bare Münze genommen; er hat Thatsachen durch halsbrecherische Interpretation in einer Weise verschoben, daß sie nicht wiederzuerkennen sind; er hat aus solch willkürlich bereitetem Mischmasch Nahrung für ein wissenschaftliches System gezogen und schüttet über die, die seine Konsequenzen nicht anerkennen, eine volle Schale Spottes aus." Wir begreifen den Zorn des Fachmanns gegen einen noch dazu höchst phantastischen Laien, der die Irrenärzte in Bausch und Bogen als Ignoranten verurteilt, möchten jedoch nicht so weit gehen, mit Specht in allen vorkommenden Fällen den Irrenarzt für allein zuständig zu erklären. Wir haben gerade genug mit Zwangsgewalt ausgerüstete unfehlbare Autoritäten im Reiche und möchten die Verwandten und einen des Wahnsinns verdächtigen, solange er nicht offenbar gemeingefährlich wird, dem Irrenarzte gegenüber nicht rechtlos machen.

Daß auch der Seelsorger ein Wörtlein mitzusprechen habe, erkennt Dr. Römer, praktischer Arzt in Stuttgart, an und giebt in der Schrift: Psychiatrie und Seelsorge (Berlin, H. Reuther, 1891) gute Ratschläge. Sein Standpunkt tritt deutlich in dem Sätzchen hervor: „Bei einer hysterischen Dame wird man oft ebenso gut sagen: sie kann sich nicht zusammennehmen, weil sie nicht will, als: sie will sich nicht zusammennehmen, weil sie nicht kann." Für das Nichtwollen ist der Seelsorger, für das Nichtkönnen der Arzt zuständig. Aber freilich bleibt dieser die Hauptperson, denn „jede Geisteskrankheit ist eine Gehirnkrankheit." Körperlich gesunden Seelsorgern will das oft nicht einleuchten, aber ein Tholuck z. B., der infolge erblicher Belastung und eigner Krankheiten an häufigen Versuchungen zum Selbstmorde litt, hatte volles Verständnis dafür. Studenten, die sich bei ihm der Sünde wider den heiligen Geist anklagten, pflegte er zu fragen: „Wie steht es mit Ihrer Verdauung?"

Die „Geheimwissenschaften," zu deren größten Propheten du Prel gehört, sind ein Gebiet, auf dem sich heutzutage unzählige traurige Halbnarren tummeln, um vollends ganze Narren zu werden. Da auch nicht wenige Ärzte und ernsthafte Gelehrte nahe daran sind, in den Dienst dieser neu herausgeputzten alten Narrheit zu treten und sie zur Würde einer zünftigen Wissenschaft zu erheben, so ist es höchst erfreulich, daß ihr W. Wundt, der Größte unter den lebenden psychophysiologischen Autoritäten Deutschlands, in seiner Schrift Hypnotismus und Suggestion (Leipzig, W. Engelmann, 1892) auch nicht einen zollbreit Recht einräumt. Alles, was ins Gebiet des „Occultismus" gehört, schließt er von seiner Betrachtung aus. Damit könnten wir uns, schreibt er, nur unter der Voraussetzung abgeben, „daß die Welt, die uns umgiebt, eigentlich aus zwei völlig verschiednen Welten zusammengesetzt sei. Die eine ist die Welt eines Kopernikus,

Digitized by Google

Galilei und Newton, eines Leibniz und Kant, jenes Universum ewig unveränderlicher Gesetze, in dem das Kleinste wie das Größte harmonisch dem Ganzen sich einfügt. Neben dieser großen Welt, die bei jedem Schritt, den wir vorwärts thun, in gesteigertem Maße unsre Bewunderung und unser Staunen erregt, würde es aber noch eine andre kleine Welt geben, eine Welt der Huzelmännchen und Klopfgeister, der Hexen und magnetischen Medien; und in dieser kleinen Welt ist alles, was in jener großen, erhabnen Welt geschieht, auf den Kopf gestellt, alle sonst unabänderlichen Gesetze werden zum Nutzen höchst gewöhnlicher, meist hysterischer Personen gelegentlich außer Gebrauch gesetzt." Von den Erscheinungen des Hypnotismus und der Suggestion weist Wundt nach, daß sie psychophysiologische Erscheinungen sind, wie alle andern auch, und nichts Geheimnisvolles haben, wenn man davon absieht, daß das ganze Seelenleben und überhaupt das Dasein ein großes Geheimnis ist. Die praktische Anwendung des Hypnotismus und der Suggestion hält er mit Recht für bedenklich und gefährlich und weist die lächerlich übertriebnen Vorstellungen zurück von den gewaltigen Wirkungen, die sich manche Gelehrte von diesen neuen Künsten für die Wissenschaft, für die Krankenheilung, für die Jugend- und Volkserziehung versprechen.

Die galoppirende Schwindsucht der philosophischen Fakultät. Wer in die eben erschienenen Osterprogramme der deutschen Gymnasien einen Blick thut, der wird erstaunen über die ungeheure Menge von Abiturienten, die sich gegenwärtig dem Studium der Rechtswissenschaft zuwenden, und er wird mit Genugthuung lesen, daß die Zahl der zu den philosophischen Fächern gehenden Zöglinge wieder um ein auffallendes Stück kleiner geworden ist. Von den soeben entlassenen 416 Abiturienten der Gymnasien im Königreich Sachsen z. B. ergreifen nicht weniger als 156 das juristische Fach; 59 werden Theologen, 79 gehen zur Medizin, und nur — 11, sage elf, haben den Mut, Philologie zu studiren, d. h. sich unter Umständen dem höhern Lehrfach zu widmen!

In Preußen liegen aber die Sachen noch schlimmer. Es giebt an gewissen Universitäten schon seit Jahren in der philosophischen Fakultät Professoren, die froh sind, wenn sie ein Kolleg zu stande bringen, und die nur mit Mühe drei oder vier Zuhörer während des Semesters festhalten können. Seitdem man an das vierjährige akademische Studium der Philologen noch eine zweijährige Seminarzeit angeschlossen hat und an diese die unglückliche Zwitterstellung des wissenschaftlichen Hilfslehrers, ist es kaum noch möglich, begabte junge Leute für das philologische Fach zu gewinnen. Keine Laufbahn erscheint ihnen abschreckender als die des Lehrers.

In der That sind auch jetzt noch die Aussichten auf diesem Gebiete so schlecht, daß man nur dringend davor warnen kann. Die Vorbereitungszeit dauert jetzt länger als bei jedem andern Berufe: vier Jahre Studium, zwei Jahre seminaristische Vorbereitung, nach deren Ausfall jedem Kandidaten die Fähigkeit zum Lehramt abgesprochen werden kann, sodaß sein ganzes Studium umsonst gewesen ist, und endlich drei oder vier Jahre wissenschaftlicher Hilfslehrer. Kommt dazu noch das Militärjahr, so vergehen beim Philologen durchschnittlich zehn Jahre bis zu einer festen Anstellung. In Preußen ist einer großen Zahl von Progymnasien die Obersekunda abgeschnitten worden, viele höhere Schulen sind eingegangen, viele haben sich in gewöhnliche Bürgerschulen verwandelt. Die Gehaltsverhältnisse sind noch immer kläglich und stehen in gar keinem Verhältnis zu der geistigen Arbeitsleistung der Lehrer. Dazu kommen die fast gesetzlosen Zu-

Digitized by Google

stände innerhalb der Lehrerkollegien: der Gymnasiallehrer hat wohl Pflichten — und sie steigen bis ins Unendliche —, aber fast gar keine Rechte. Er hängt in seiner Thätigkeit, in seiner Stellung, in seiner ganzen Laufbahn gewöhnlich nur von dem Urteil eines einzigen Mannes ab, seines Direktors. Der Schulaufsichtsbehörde gegenüber bleibt er stets ein subalterner Beamter. Die preußischen Gymnasiallehrer haben gegen diesen modus vivendi nichts einzuwenden, und so bleibt es bei dem hergebrachten Schlendrian. Daß eine solche Laufbahn, in die die meisten gewöhnlich aus Unkenntnis der bestehenden Verhältnisse hineingeraten, auf einen frischen, begabten Studenten keine Anziehung ausüben kann, liegt auf der Hand.

Der akademisch gebildete Lehrer hat in der Anschauung der Gesellschaft so lange eine untergeordnete Stellung, bis er Direktor ist; auf den alten Oberlehrer sieht man wie auf einen, der auf halbem Wege stecken geblieben ist. Da nun aber die große Mehrzahl über den Oberlehrer nicht hinauskommen kann, so gelten sie alle als Leute, die ihr eigentliches Ziel nicht haben erreichen können. In Berliner Gymnasialkreisen macht sich daher jetzt eine Strömung bemerkbar, die dahin geht, die eigentümliche Stellung der Direktoren zu verändern, eine allgemeine Zentralbehörde für alle höhern Schulen der Stadt zu erstreben und für jedes Jahr einen andern aufsichtführenden Oberlehrer zu wählen; verantwortlich für seine lehramtliche Thätigkeit soll jeder Lehrer nur der Zentralbehörde sein. Das sind natürlich ganz revolutionäre Bestrebungen, daher werden sie wohl auch nur an verborgnen Stätten von Gleichgesinnten beraten. Solange aber die Lehrer der höhern Schulen nicht in geschlossener Phalanx vorgehen, wie ihre Kollegen von der Volksschule, die alles erreichen, was sie wollen, und vor denen die Behörden eine Heidenangst haben, so lange werden sie unter den höhern Beamten die Enterbten bleiben. Das systematische Aushungern der philosophischen Fakultät kann doch nur mittelbar, und auch das nur für kurze Zeit, wirksam sein.

Den Professoren aber, die, wenigstens in Preußen, für die Kämpfe und Bestrebungen der Gymnasiallehrer kein Herz und kein Verständnis haben, kann man ihre leeren Hörsäle nur gönnen.

Deutschland, Deutschland über alles ist also nach der Entdeckung des Leipziger Tageblattes ein oder vielmehr das Antisemitenlied! Das hätte sich Hoffmann von Fallersleben allerdings nicht träumen lassen, als er der österreichischen Volkshymne diesen Text unterlegte, daß der kräftige Ausdruck der Vaterlandsliebe eine Versündigung gegen die allgemeine Menschenliebe, gegen „Fortschritt und Zivilisation“ sei. Am Ende wird Ernst Moritz Arndt noch der Beleidigung der goldnen Internationale geziehen werden, weil er nicht so gefragt hat:

Ists Palästina, ists Tirol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl.

Die Verhältnisse werden überhaupt immer verworrener und bedrohlicher. Eine Zeitung von unverfälschtem Semitismus warf neulich einem Anhänger Ahlwardts Verleumdung vor, weil er den Minister Miquel und den Exminister Falk Juden genannt hatte. Nun versteht man doch unter Verleumdung die Verbreitung falscher Gerüchte, die, wenn sie auf Wahrheit beruhten, einen andern verächtlich erscheinen lassen müßten. Welche Folgerungen ließen sich daraus ziehen — und so sprechen nicht Antisemiten, sondern Juden! Da ist der litterarische Verein in Nürnberg tapferer. Der veranstaltet ein „Heine-Album“ und lädt Franzosen ein, bei dieser Gelegenheit ihrem Haß gegen die deutschen Barbaren Luft zu machen. Man

Digitized by Google

kann getrost sagen, daß in keinem andern Lande der Welt so etwas möglich wäre. Überall sonst stehen die feindlichen Parteien zusammen, sobald die Nationalität dem Auslande gegenüber ins Spiel kommt; nur Deutsche fühlen sich über solche Beschränktheit erhaben. Oder sollten die Herren in der altberühmten Reichsstadt, die mit Stolz einen Zola, Sardou und Konsorten als Eideshelfer herbeirufen, vielleicht keine Deutschen sein, sondern zu jenen Elementen gehören, die sich heute überall zu Wortführern des „deutschen Volkes" aufwerfen? In diesem Falle könnte man sie allerdings nicht unberufen nennen, da sie die Sache ihrer Nation vertreten würden gegen die unduldsamen Deutschen in Düsseldorf.

Litteratur

England unter den Tudors von Dr. Wilhelm Busch, a. o. Professor an der Universität Leipzig. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta, 1892

Der erste Band dieses groß angelegten Werkes enthält nur die Geschichte des ersten Tudors. Heinrich der Siebente ist den Augen der Welt bisher durch die aufdringlichen Gestalten des Vorgängers und des Nachfolgers verdeckt worden — hat ihm doch auch Shakespeare in der Reihe seiner Königsdramen keine Stelle eingeräumt —, aber das vorliegende Buch beweist, daß er nicht bloß als zufälliger Begründer einer berühmten Dynastie Beachtung verdient. Mit fester Hand und umsichtigem Blick hat er England in die Bahn gelenkt, auf der es zur Weltmacht emporsteigen sollte. Ein tragisches Verhängnis wollte es, daß seinen Nachfolgern jener Sinn fürs Volkswohl abging, der seine Bemühungen um die Begründung der englischen Industrie und des englischen Welthandels beseelte. Wie nämlich seine Worte und Thaten beweisen, wollte er zwar England reich machen, „aber dieser Reichtum sollte so weit wie möglich verteilt sein, nicht in den Händen einzelner Kapitalisten vereint werden" (S. 310). Man darf gespannt darauf sein, wie sich von diesem Gesichtspunkte aus die Regierung der übrigen drei Tudors bei Busch ausnehmen wird.

Kleine Schriften zur Geschichte und Kultur. Von Ferdinand Gregorovius. Dritter Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1892

Der dritte Band der „Kleinen Schriften" des Verfassers der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" enthält wie die frühern Bände eine bunte Folge von Aufsätzen, die doch zum allergrößten Teil den italienischen Eindrücken und Erinnerungen des Schriftstellers ihre Entstehung verdanken. Neben fein ausgeführten biographischen Bildern, wie „Der Hegelianer Augusto Vera" und „Clemens August Alertz," neben belebten Schilderungen wie „Die Villa Malta in Rom und ihre deutschen Erinnerungen," „Die Villa Ronzano," „Das Bourbonenschloß Caserta," historischen Skizzen wie der über „Die Abruzzen. Ihre Geschichte und ihre Kunstdenkmäler" und der geschichtsphilosophischen „Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte" finden sich kunsthistorische Abhandlungen „Zwei wieder auferstandne antike Figuren von Erz" und die vergleichende „Das römische Passionsspiel im Mittelalter und in der Renaissance und das deutsche Passionsspiel in Tirol," auch bloße inhaltreiche Kritiken, wie die über Luigi Fumis „Ur-

Digitized by Google

kundenbuch der Stadt Orvieto," kurz jene zahlreichen Späne, die bei den großen Lebensarbeiten eines Forschers, Darstellers und Wanderers wie Ferdinand Gregorovius abfallen und abfallen müssen. Bei der feinen Beobachtungsgabe und dem klaren und vornehmen Stil, die dem hochgebildeten Manne eigen waren, wird auch dieses bunte Allerlei aufmerksame und dankbare Leser finden.

Die Wahrheit auf der Bühne. Eine Studie von Hans Sittenberger. Wien, A. Bauer, 1893

Wenn das Getöse und die aus den verschiedensten Quellen strömende Sündflut des Naturalismus irgend etwas Gutes haben, so ist es der Umstand, daß sie Anlaß zu Untersuchungen geben, die einfach genug sind, deren Ergebnisse auch nicht als neue „Offenbarungen" verkündet werden können, die aber doch dem gesunden Menschenverstande hie und da wieder zu seinem Rechte verhelfen. Eine solche Untersuchung ist die vorliegende von Hans Sittenberger. Sie wendet sich gegen die Forderungen der Naturalisten, und zwar indem sie die Frage nach der moralischen und ästhetischen Zulässigkeit der vollen Lebenswahrheit auf der Bühne beiseite schiebt und dafür die der praktischen Durchführbarkeit dieser Lebenswahrheit eingehend erörtert. Sie geht aus von den zunächst aus den räumlichen Verhältnissen des Theaters erwachsenden drei Gesetzen, die die Bühne und das Spiel durchweg beherrschen: dem Gesetz der Perspektive, dem Gesetz der Übersichtlichkeit und dem Gesetz der größern Intensität, weist nach, daß, analog den Raumverhältnissen der Bühne, die Beleuchtung, das Spiel und die Sprache des Schauspielers, ja daß jede dramatische Komposition, die spielbar und wirkungs- und nur eindrucksfähig sein will, unter den gleichen Gesetzen steht. „Genau so wie die Bühne und das Spiel wird also auch die dramatische Komposition von den Gesetzen der Perspektive, der Übersichtlichkeit und der größern Intensität beherrscht. Objektive Wahrheit ist auf der Bühne unmöglich, ja sie würde, falls sie möglich wäre, doch nur den Eindruck der Unwahrheit machen. Alles, was man erreichen kann, ist subjektive Wahrheit, d. i. Wahrscheinlichkeit." Der Verfasser kann diese Dinge gar nicht besprechen, ohne den Widersinn dessen, was sich naturalistische Ästhetik nennt, in gelegentlichen Bemerkungen zu streifen. Des Hauptpunktes, daß besagte Ästhetik im Grunde den Begriff der Kunst leugnet und die Phantasie als „ein rudimentäres Denken, auf das man in Zukunft völlig werde verzichten können," geringschätzt, wird nur im Eingang und am Schluß der Schrift gedacht.

Schwarzes Bret

Reichsgesetzblatt Nr. 2083. Bekanntmachung, betreffend einen Nachtrag zu der Vereinbarung erleichternder Vorschriften für den wechselseitigen Verkehr zwischen den Eisenbahnen Deutschlands einerseits und Österreichs und Ungarns andrerseits rücksichtlich der bedingungsweise zur Beförderung zugelassenen Gegenstände in Gemäßheit des § 1 letzter Absatz der Ausführungsbestimmungen zum internationalen Übereinkommen über den Eisenbahnfrachtverkehr. Vom 24. März 1893.

Wenn die ganze Bekanntmachung so geschrieben ist, dann werden sie nicht viel Menschen verstehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die politischen Beziehungen Chinas

Schanghai, März 1893

Mehr als drei Jahrzehnte sind verflossen, seit die Engländer und Franzosen in Peking einzogen und damit den letzten großen Krieg zwischen China und europäischen Mächten beendeten. Während dieser Zeit war das himmlische Reich zweimal nahe daran, wieder ernstlich mit einer Großmacht des Abendlandes zusammenzugeraten. Das erstemal waren es die Russen, mit denen man sich über einen Streifen zentralasiatischen Landes nicht einigen konnte. Als die Hauptstadt Chinas von Feinden besetzt war, und als sich gleichzeitig die mittlern Provinzen in den Händen der aufständischen Taipings befanden, da hielten auch die im Westen des großen Reichs liegenden mohammedanischen Landschaften die Zeit für günstig, die chinesische Herrschaft abzuschütteln. Die Empörung begann in Kansu, der äußersten nordwestlichen Provinz des eigentlichen Chinas, und pflanzte sich von da in westlicher Richtung bis nach Kuldscha fort. Bald waren alle nördlich und südlich vom Tienschan (Himmelsgebirge) wohnenden Stämme abgefallen. Nicht viel später machte sich Jakub Beg zum Herrscher von Ostturkestan, sodaß sich jetzt ein gewaltiger feindlicher Keil zwischen die Mongolei und Tibet schob. Die kaiserliche Regierung in Peking mußte alles aufbieten, sich dies aufständische Dreieck wieder zu unterwerfen. Sobald sie daher einigermaßen zu Kräften gekommen war, schickte sie einen ihrer besten Generale, Tso Tsung-tang, mit großer Truppenmacht gegen die Rebellen aus. Dieser General war einer von der alten unverfälschten asiatischen Sorte, die noch nicht von europäischen Ideen von Menschlichkeit und dergleichen angekränkelt war. Er ließ alles, was sich nicht sofort bedingungslos unterwarf, einfach über die Klinge springen. Wie viele Menschen bei dieser Empörung und dann bei der Wiedereroberung des Landes umgekommen sind, davon

Digitized by Google

schweigt die Geschichte. Es wird auch wohl niemals möglich sein, die Einzelheiten dieses merkwürdigen Feldzugs genau zu erfahren. Von bekannten Persönlichkeiten hat vielleicht nur der berühmte russische Maler und Friedensapostel Wereschtschagin diese Gegenden damals besucht und den Eindruck, den die grauenhafte Verwüstung auf ihn machte, in seiner „Apotheose des Kriegs" verewigt. So schnell, wie die Kriege in Europa jetzt verlaufen, ließ sich die Sache natürlich nicht machen. Der chinesische Anführer säuberte bedächtig einen Teil des aufständischen Landes nach dem andern von feindlichen Haufen und ließ inzwischen seine Soldaten ganz gemütlich die Felder bestellen, um in der verwüsteten Gegend überhaupt leben zu können. Denn an regelmäßige Nachsendung von Proviant war natürlich bei den ungeheuern Entfernungen und bei dem Mangel aller halbwegs guten Wasser- oder Landwege nicht zu denken. So kam es, daß das Heer, das im Jahre 1871 aufgebrochen war, erst im Dezember 1877 Kaschgar erstürmte. Damit war die Unterwerfung beendet. Aber nun kam erst die größte Schwierigkeit. Die Russen, die so gern im Trüben fischen, hatten während dieser Wirren Kuldscha besetzt und wollten es nicht wieder herausgeben. Fast schien es darüber zum Kriege kommen zu sollen, um so mehr, als der erste chinesische Unterhändler, der nach Petersburg gesandt wurde, dort einen so ungünstigen Vertrag unterzeichnete, daß ihn die entrüsteten Minister in Peking dafür zum Tode verurteilten. Nur der Einspruch sämtlicher ausländischen Gesandten rettete ihn. Darauf wurde der chinesische Gesandte in London, Marquis Tseng, nach Petersburg geschickt, und ihm gelang es, einen Vertrag abzuschließen, der im August 1881 bestätigt wurde. Rußland gab Kuldscha gegen Zahlung von neun Millionen Rubeln an China zurück. Diesmal also hatten sich die Chinesen nicht wieder einfach darein gefunden, sich einen dem russischen Bären gerade vor der Nase liegenden Streifen Landes ohne weiters wegnehmen zu lassen, wie es im Jahre 1858 mit dem Amurgebiet geschehen war.

In den letzten zwölf Jahren sind nun die Beziehungen zwischen Rußland und China äußerlich immer ganz freundlich gewesen; aber die Chinesen wissen recht gut, daß das nordische Reich stets ihr gefährlichster Gegner bleiben wird. Ein chinesischer Diplomat soll dies früher einmal so ausgedrückt haben: Wir können alle fremden Gesandten ungestraft mißachten, mit einziger Ausnahme des russischen, denn das könnte uns leicht ein paar hundert Quadratmeilen Landes kosten. Seitdem hat sich das Verhältnis allerdings etwas verschoben. In Nordchina stehen nämlich jetzt so viele verhältnismäßig gute Truppen, daß es ihnen nicht schwer fallen würde, bei einem Kriege mit Rußland das Amurgebiet zu überrennen, weil dort nur schwache Besatzungen liegen. Erwägungen dieser Art sind es auch ohne Zweifel in erster Linie gewesen, die die Regierung in Petersburg dazu bestimmt haben, endlich mit der Erbauung der sibirischen Eisenbahn Ernst zu machen. Alle begehrlichen Absichten der

Digitized by Google

Russen auf Korea werden zunächst zurückgestellt werden müssen, aber nach der Vollendung der Eisenbahn wird man wohl bald wieder davon hören. Denn die koreanischen Häfen sind eisfrei, während die Schiffahrt in Nikolajewsk für sechs Monate und in Wladiwostok für vier bis fünf Monate im Jahre ruht.

Mittlerweile versucht man zur Abwechslung wieder einmal an dem äußersten andern Ende des chinesischen Reichs vorzudringen. Ein merkwürdiger Anblick, dies riesige Binnenreich, das sich an der Ostsee, am Schwarzen Meere, am Großen Ozean und in Hochasien immer wieder streckt, um ungehinderten Zugang zum Meere zu gewinnen! An der Ostsee wird die deutsche Kriegsmacht dem Vordringen der Russen hoffentlich auf immer einen Riegel vorschieben. Auch ist der Gewinn der preußischen Häfen für die Russen allgemein betrachtet am wenigsten wichtig, weil sie nicht eisfrei sind. Wo auf den drei andern Punkten der erste energische Stoß des Kolosses erfolgen wird, kann nur die Zukunft lehren. Daß sich hier aber ein natürlicher Prozeß vollzieht, der sich wohl eine Weile hemmen, aber nicht aufhalten läßt, ist für jeden klar, der die Sache unbefangen betrachtet. Sonderbar genug, daß das so viele englische Diplomaten nicht einsehen wollen! Der einfache Verstand der Naturvölker urteilt da richtiger: die ganze Welt wird einst den Russen gehören, sagen die Tekke-Turkmenen. Wenn das Riesenreich nicht zerfällt, wird sich dies Wort für Zentralasien bewahrheiten und Rußland allmählich den Zugang zum Indischen Ozean gewinnen. Auf der Hochebne von Pamir scheinen die Russen jetzt zwar auf den vereinigten Widerstand der Engländer und Chinesen zu stoßen. Aber das sieht gefährlicher aus, als es ist. Eine Armee, die drei Jahre brauchte, um vom chinesischen Meere bis nach Hochasien zu gelangen, und weitere drei Jahre, um Ostturkestan zu unterwerfen, kann den Engländern nicht viel nützen. Allerdings könnten die Chinesen mit Erfolg gegen das Amurgebiet wirken, aber die Engländer müßten sich während dessen allein helfen. Das weiß man in Kalkutta sehr wohl. Die Russen aber werden durch Zähigkeit ihren Zweck wohl immer wieder erreichen und endlich vor der Thür Indiens stehen, wo es dann für die Engländer keine weitere Nachgiebigkeit mehr giebt.

Das halb bewußte, halb unbewußte Gefühl der Gemeinsamkeit der Interessen von England und China gegenüber Rußland hat die Diplomaten des himmlischen Reichs veranlaßt, sich die unmittelbare Nachbarschaft der Engländer in Birma viel ruhiger gefallen zu lassen, als die der Franzosen in Tongking. Einen größern Unterschied giebt es kaum. Nur einmal wurde das gute Einvernehmen dort gestört, als der englische Konsularbeamte Margary, der zur Erforschung der Handelsstraßen von Birma nach China gesandt war, im Jahre 1875 meuchlings ermordet wurde. Die Chinesen zeigten sich aber den daraus entstehenden Forderungen der Engländer gegenüber sehr nachgiebig. Unter anderm wurden dem auswärtigen Handel mehrere neue Häfen geöffnet,

Digitized by Google

und eine in vielen Tausenden von Exemplaren im ganzen Reiche verbreitete kaiserliche Proklamation gebot den Schutz aller in China reisenden Fremden. Sonst haben die Engländer, obwohl sie inzwischen durch Besitznahme von Oberbirma unmittelbare Nachbarn der Chinesen geworden sind, an der Grenze wenig von Unruhen zu leiden. Viel hat hierzu beigetragen, daß man stets auf die Empfindlichkeit des Kaisers von China alle mögliche Rücksicht genommen hat. Dieser hat nämlich bis zum heutigen Tage noch nicht den Anspruch aufgegeben, Suzerän des Königs von Birma zu sein. Aller zwölf Jahre einmal ging früher eine Gesandtschaft von Bhamo nach Peking, um Geschenke des birmanischen Vasallen zu überbringen, zuletzt im Jahre 1881. In diesem Jahre soll es nun ebenso gemacht werden. Die Welt wird dann also das wunderliche Schauspiel sehen, daß im Namen eines gar nicht mehr vorhandnen Königs Geschenke überreicht werden. Da aber dieser König jetzt thatsächlich die Königin Viktoria ist, so wird es nicht leicht sein, eine beide Seiten befriedigende Fassung der Adresse zu finden. Ohnehin wird der ganze Vorgang der von vielen hohen chinesischen Würdenträgern noch immer im stillen gehegten Auffassung neue Nahrung geben, daß alle ausländischen Herrscher eigentlich Vasallen des Sohns des Himmels seien. Der Schritt ist daher von zweifelhaftem Wert. Immerhin hat man dadurch Ruhe vor den lästigen Grenzplackereien, die den benachbarten Franzosen den Besitz Tongkings schon längst verleidet haben.

Die Franzosen sind nicht sehr beliebt bei den Chinesen. Der Hauptgrund hierfür ist auf religiösem Gebiete zu suchen. Während die große Masse des chinesischen Volks natürlich weder einen Unterschied zwischen den Angehörigen der einzelnen ausländischen Staaten, noch zwischen Protestanten und Katholiken zu machen versteht, sind in den Augen der etwas besser unterrichteten alle protestantischen Missionsstationen englisch und alle katholischen französisch. Nun hegt man aber gerade gegen die Findelhäuser der katholischen Mission ein unüberwindliches Mißtrauen. Früher war die Mission unvorsichtig genug, dies Mißtrauen noch dadurch zu vermehren, daß sie den Überbringern von angeblich gesundnen Säuglingen Belohnungen gab. Das soll, wie die Chinesen auch jetzt noch aufs bestimmteste behaupten, oft genug Kinderraub zur Folge gehabt haben, und wer die Chinesen kennt, der wird das auch leicht für möglich halten. Genug, solche unvernünftige Belohnungen verursachten die schlimmste Bewegung, die bis jetzt in China jemals gegen christliche Missionare vorgekommen ist: im Juni 1870 wurden der französische Konsul in Tientsin nebst seinem Begleiter und achtzehn Nonnen scheußlich ermordet. Vielleicht hätte sich der wütende Pöbel hiermit noch nicht begnügt, wenn er nicht durch einen glücklicherweise eintretenden starken Regen zerstreut worden wäre. Nur dem bald darauf beginnenden Kriege zwischen Deutschland und Frankreich hatten es die Chinesen zu danken, daß die Franzosen sie für diese

Digitized by Google

Barbarei nicht so energisch zur Rechenschaft ziehen konnten, wie es sonst wohl der Fall gewesen wäre. Frankreich begnügte sich mit einer offiziellen Abbitte und mit der Hinrichtung von sechzehn Personen. Ob dies aber die Haupt-übelthäter gewesen sind, ist sehr zweifelhaft.

Im Jahre 1885 fehlte wenig, daß es zum ernstlichen Kriege zwischen Frankreich und China gekommen wäre, weil man in Peking die Franzosen nicht als unmittelbare Nachbarn in Tongking dulden wollte und deshalb alte Hoheitsrechte auf das Land geltend machte. Wieder war es die Lage in Europa, woraus den Chinesen Hilfe erwuchs. Denn die Blicke der Franzosen sind ja so starr auf Elsaß-Lothringen gerichtet, daß sie es gar nicht mehr fertig bringen, anderswo den Dingen ins Gesicht zu sehen. Die mit den Chinesen begonnenen Feindseligkeiten wurden mit ganz unzureichenden Mitteln weitergeführt. Als die Vernichtung eines Teils der chinesischen Flotte im Min-Flusse bei Futschau nicht den gewünschten Eindruck in Peking machte, versuchten die Franzosen Formosa zu erobern. Sie erlitten aber im Norden der Insel von den sehr viel stärkern chinesischen Truppen Schlappen, sobald sie sich über den Bereich ihrer Schiffskanonen hinauswagten. So hielten sie nur den Nordrand Formosas und die Pescadores oder Fischerinseln. Die ganze Westküste Formosas sollte angeblich blockirt sein, aber das war der reine Humbug. Zwei französische Kriegsschiffe, die noch dazu des Nachts stets vor Anker gingen, sollten für die Blockade genügen. Die Folge war, daß die Reedereien der Neutralen dadurch Schaden erlitten, weil sie den wahren Zustand nicht kennen konnten, während die chinesischen Dschunken, die fortwährend die Blockade brachen, den größten Vorteil davon hatten. Endlich gelang es im Frühjahr 1886 durch Vermittlung des chinesischen Generalzolldirektors, Sir Robert Hart, den Zwist beizulegen. Frankreich räumte Formosa und die Fischerinseln, und China gab seine Rechte auf Tongking auf, zahlte aber keine Kriegsentschädigung. Den Franzosen ist ihr neuer Besitz jedoch bisher noch nicht zum Segen geworden. Immer haben sie sich mit mehr oder weniger organisirten Banden herumzuschlagen, und da diese offenbar von China aus heimlich unterstützt werden, so wird der jetzige Zustand über kurz oder lang wieder zu ernstlichen Schwierigkeiten führen.

Es bleibt noch übrig, etwas über das Verhältnis Chinas zu den Vereinigten Staaten von Amerika zu sagen. Bruder Jonathan hat bekanntlich in Dingen internationaler Sitte seine eignen Anschauungen, die manchem von uns Europäern wenig vornehm oder auch geradezu rücksichtslos vorkommen. Jeder, dem dies schon unangenehm aufgefallen ist, wird jetzt eine berechtigte Schadenfreude empfinden, wenn er erfährt, wie es den Amerikanern kürzlich mit den Chinesen ergangen ist. Die Chinese Exclusion Bill bestimmte, daß künftig keine Chinesen mehr ins Land gelassen werden sollten, und daß sich die schon in den Vereinigten Staaten ansässigen alle bei Strafe der Depor-

Digitized by Google

tation bis zu einem bestimmten Zeitpunkt einschreiben lassen sollten. Der Versuch einer vorherigen Verständigung mit der Regierung in Peking wurde nicht beliebt, was die Chinesen nicht wenig aufbrachte. Sie volumus, sie jubemus, wir, das souveräne amerikanische Volk! Aber die Herren Yankees hatten die Rechnung ohne Berücksichtigung der allen Asiaten innewohnenden vis inertiae gemacht. Diese passive Widerstandskraft verkörpert sich unter den Chinesen überall in der Form von Gilden, die unter ihren Landsleuten außerordentlichen Einfluß haben. Selbst ein energischer Mandarin überlegt es sich dreimal, ehe er etwas gegen den bestimmt ausgesprochnen Willen einer Gilde durchzusetzen sucht.*) In San Franzisko wußten die Gilden sofort nach dem Erlaß der Exclusion Bill fast alle Chinesen im ganzen Lande zu bestimmen, sich unter keinen Umständen einschreiben zu lassen. Der Erfolg ihrer Bemühungen war glänzend, wie jeder Kenner des chinesischen Charakters voraussehen konnte. In den Vereinigten Staaten sind offiziell 150000 Chinesen gezählt worden. Man giebt aber allgemein zu, daß diese Zahl viel zu niedrig ist, und daß vielleicht 200000 noch unter der Wirklichkeit bleibt. Wie viele von den 200000 bezopften Kindern des himmlischen Reichs haben nun dem Befehle Bruder Jonathans Folge geleistet? Die Antwort ist: fünf! Außerdem haben zwei weitere Chinesen erklärt, sie würden so freundlich sein, sich einschreiben zu lassen, wenn das Gesetz nach ihren Wünschen etwas geändert würde. Da man nun nicht im Ernst daran denken kann, die 199995 widerspenstigen Menschen aus dem Lande zu schaffen, so wird das Gesetz einfach ein toter Buchstabe bleiben, und das asiatische Beharrungsvermögen hat damit einen großen Sieg erfochten.

Daß sich die Amerikaner vor Erlaß ihrer Bill nicht erst mit den chinesischen Staatsmännern ins Einvernehmen zu setzen versuchten, hat ihnen allerdings höchst wahrscheinlich endlose Verhandlungen erspart. Ist doch nicht mit Unrecht bemerkt worden, daß die Verhandlungen zwischen chinesischen und europäischen oder amerikanischen Diplomaten in den letzten Jahrzehnten zum nicht geringen Teile darin bestanden haben, absichtliche Mißverständnisse der Chinesen aus dem Wege zu räumen. Denn in der Kunst des Mißverstehens wird dies Volk von keinem andern übertroffen. Besonders das den hohen Mandarinen noch immer sehr unbequeme und widerwärtige Verlangen neu

*) Wie mächtig die Gilden sind, davon ein Beispiel aus Schanghai. Kürzlich brannten hier ein großes, Chinesen gehörendes Möbellager und das Haus eines Mandarinen ab. Das Feuer war höchst wahrscheinlich im Hause des Beamten ausgebrochen. Um aber die Verantwortung von sich abzuwälzen, veranlaßte der Mandarin die Einkerkerung des Kochs der Möbelhändler, eines Kantonesen. Man versuchte dem Unglücklichen im Gefängnis durch die Folter die Aussage zu entlocken, daß das Feuer durch seine Unachtsamkeit in der Küche entstanden sei. Aber er blieb standhaft. Inzwischen legte sich die mächtige Gilde der in Schanghai ansässigen Kantonesen ins Mittel, und ihr gelang sehr bald die Befreiung des Kochs.

Digitized by Google

angekommner fremder Gesandten, vom Kaiser in seinem Palast empfangen zu werden, haben sie bisher noch stets wenigstens teilweise zu umgehen verstanden. Es ist recht bedauerlich, daß die Engländer und Franzosen beim letzten Friedensschlusse in dieser für Asiaten so wichtigen Formfrage nicht viel durchgreifender verfahren sind. Jetzt kann man, nachdem das Versäumnis einmal geschehen ist, dem gewünschten Ziele nur Schritt für Schritt näher kommen, weil niemand um einer solchen Ursache willen Krieg mit China wird anfangen wollen.

Als der vorige Kaiser, Tung-tschi, für volljährig erklärt wurde, verlangten die in Peking anwesenden Vertreter der fremden Mächte alsbald, von ihm empfangen zu werden. Lange sträubten sich die chinesischen Staatsmänner, dies zum erstenmal an sie gestellte ungeheure Ansinnen zu befürworten, wenn sich die Fremden nicht vor dem Kaiser niederwerfen wollten. Nach viermonatigen Verhandlungen gaben sie endlich nach; statt des Fußfalls wurde eine neunmalige Verbeugung vereinbart. Noch viele Jahre später erzählte sich das Volk in Peking, daß dem Doyen des diplomatischen Korps, Sir Thomas Wade, beim Anblick des Sohnes des Himmels der kalte Angstschweiß aus allen Poren gebrochen sei.

Der junge Kaiser starb schon im Jahre 1875, und wieder folgte eine Regentschaft, sodaß die Frage weiterer Audienzen die Diplomatie erst vor zwei Jahren abermals zu beschäftigen begann. Beim ersten Empfang hatten sich die Fremden nicht sonderlich um den Ort, wo er stattfinden sollte, gekümmert. Dies machten sich die schlauen Chinesen zu nutze und bestimmten für die zweite Audienz eine Halle, in der früher oft tributpflichtige Fürsten oder deren Abgesandte empfangen worden waren. Als davon noch rechtzeitig etwas ruchbar wurde, weigerten sich die Gesandten anfangs, in dieser Halle zu erscheinen, gaben aber schließlich nach unter der Bedingung, daß das nächstemal ein passenderer Ort gewählt würde. Hätten sie sich damals klar gemacht, daß die über dieser Empfangshalle angebrachten Schriftzeichen „Halle der Erniedrigung" bedeuten, so würden sie schwerlich hineingegangen sein. Alle Gesandten wurden also nun vom jetzigen Kaiser Kuang-hsü empfangen. Der Doyen war diesmal der deutsche Gesandte, Herr von Brandt.

Seitdem sind bereits mehrere Wechsel im Pekinger diplomatischen Korps eingetreten. Aber weder mit dem neuen russischen noch mit dem neuen französischen Gesandten haben sich die chinesischen Staatsmänner bis jetzt über eine Audienz einigen können. Beide verlangen vom Kaiser in seinem Palast empfangen zu werden. Dem neuen österreichischen Gesandten für China und Japan, Herrn von Biegeleben, wurde im vorigen Herbst eine Audienz in einem Teile des Palastes bewilligt, der von frühern Herrschern bewohnt worden ist. Derselbe Ort wurde kürzlich für den Empfang des neuen englischen Gesandten, Herrn O'Conor, gebraucht, und diesem wurde die Benutzung des in diesen

Digitized by Google

Flügel führenden Hauptthores zugestanden. In dem von ihm selbst bewohnten Teile des Palastes hat der Kaiser aber noch keinen Ausländer empfangen. Die nächste Audienz wird möglicherweise dem Nachfolger des jetzigen deutschen Gesandten erteilt werden, weil Herr von Brandt im Frühling leider seinen Abschied nehmen will.

Wenn der neue Gesandte ein paar Kriegsschiffe mit hierher bringen könnte, so würde sich jeder Deutsche in Ostasien darüber freuen. Es muß immer wieder auf die höchst ungenügende hier stationirte deutsche Marinemacht hingewiesen werden. Von unsern beiden Kanonenbooten überwintert eins gewöhnlich in Tientsin, sodaß dann mehrere Monate nur ein einziges kleines Kriegsschiff wirklich verwendbar ist. Dies ist in unruhigen Zeiten, die leicht einmal wieder eintreten können, viel zu wenig zur nachdrücklichen Wahrung der großen Handelsinteressen, die das deutsche Reich in Ostasien zu vertreten hat. Übergroße Sparsamkeit könnte sich hier einmal bitter rächen.

Rückblicke und Ausblicke auf die soziale Frage

(Schluß)

Fürst Bismarck hat den Reichstag oft und bitter angeklagt, daß in ihm das Fraktionsinteresse jedes andre überwiege. Neuerdings hat er seine Klagen noch dahin erweitert, daß dem Reichstag in wirtschaftlichen Fragen ein festes Rückgrat fehle (Handelsverträge). Beide Klagen sind berechtigt und werden von der überwiegenden Mehrheit des Volkes geteilt. Auch die Männer des neuen Kurses haben sich wiederholt darüber beschwert, daß das Fraktionsinteresse im Reichstage das nationale Interesse überwiege. So berechtigt aber diese Klagen an und für sich sind, so unberechtigt würde es sein, die Reichstagsmitglieder dafür verantwortlich zu machen. Der Grund liegt nicht in den Personen, sondern in der Einrichtung. So lange diese nicht geändert wird, werden die Klagen nicht aufhören.

Europa steht heute in dem Zeichen der sozialen und wirtschaftlichen Fragen. Die politischen Fragen waren der Traum unsrer politischen Kinderjahre. Sie sind vom Volke längst in den Rumpelkasten geworfen worden, in den sie gehören. Denn die Erfahrung aller Kulturstaaten hat den unwiderleglichen Beweis geführt, daß das Wohl der Völker nicht von politischen Formen und von Verfassungsfragen abhängt. Nur in unsern Volksvertretungen spielt der

Digitized by Google

alte Plunder von Liberal, Fortschritt, Konservativ, Reaktionär seine Rolle weiter. Der Abgeordnete soll gesetzlich das ganze Volk vertreten. Dies ist nichts als eine sinnlose und unmögliche Einbildung. Denn selbst der begabteste Parlamentarier ist nicht imstande, sich das Gesamtinteresse des Volkes aus dem Wirrwarr der Tageskämpfe heraus zu destilliren und zu vertreten, auch wenn er den besten Willen dazu mitbrächte. Und wenn er es vermöchte, würde er doch stets der Versuchung unterliegen, seine persönlichen Überzeugungen, Neigungen und Interessen mit dem Gesamtinteresse des Volkes zu verwechseln und dieses dagegen zurückzusetzen. Gewählt wird der Abgeordnete auf Grund von Stichwörtern wie liberal und konservativ, die längst ihre Bedeutung verloren haben, mithin auf die eigentliche Abstimmung mehr und mehr einflußlos geworden sind. Daß sich aber der Wahlkampf fortgesetzt um theoretische Forderungen dreht, die jedes praktischen Inhalts entbehren, und bei denen sich schließlich jeder alles denken kann, hat notwendig zur Folge, daß sich an der Wahl vorzugsweise die Klassen der Bevölkerung beteiligen, die außerhalb der praktisch wirtschaftlichen Kreise des Volkes stehen, und deren Denken und Thun sich wesentlich auf abstrakte Dinge richtet. Die weitere notwendige Folge ist, daß sich unsre Volksvertretungen vorzugsweise aus Juristen, Professoren, Beamten u. s. w. zusammensetzen. Wo unter ihnen ausnahmsweise eine Interessenvertretung vorkommt, ist sie in verschiednen Fraktionen zersplittert, die sich feindlich gegenüberstehen, und deren parlamentarische Hauptaufgabe darin besteht, sich gegenseitig zu bekämpfen und sich Mandate abzuringen. Hierdurch wird für die im Parlament vereinzelt vorhandnen Interessengruppen die letzte Möglichkeit genommen, sich zusammenzuschließen und zu einer wirksamen Vertretung ihrer Interessen zu gelangen. Thatsächlich vertreten unsre Abgeordneten nur sich selbst, die Fraktionsführer entwickeln sich zu kleinen Dynasten, sie halten die Reden, kommandiren die Abstimmungen, geben die Parole aus. An sie richten sich die Wünsche aller derer, die an das Parlament ein Ansuchen zu stellen haben. Der Handel und Schacher geschieht nach dem bekannten Grundsatz Do ut des, der einzelne Abgeordnete tritt nur in die Erscheinung, wenn er spezielle Wünsche hat, Sekundärbahn, Garnison u. s. w., für die sich der Fraktionschef nicht festlegen will, und das Ende vom Ganzen ist — Panamaschwindel en gros. Es ist nur ein günstiges Zeichen von der moralischen und wirtschaftlichen Gesundheit unsers Volkes, daß der deutsche Parlamentarismus von dieser letzten Folge des Prinzips bisher frei geblieben ist.

Man hat häufig gesagt: Der Konstitutionalismus hat sich überlebt. Das ist richtig, insofern man darunter lediglich seine jetzige einseitig politische Gestaltung versteht. Ganz falsch wäre es, daraus zu folgern, daß sich die Volksvertretung überhaupt überlebt habe, und daß die Zukunft für absehbare Zeit wieder dem absolnten Staatsgedanken gehöre. Die richtige Folgerung aus

Digitized by Google

jener Thatsache kann vielmehr nur dahin führen, daß man den jetzigen politischen Scheinkonstitutionalismus beseitigt und zu einer wirklichen Volksvertretung umgestaltet. Dann wird ihr auch das vom Fürsten Bismarck vermißte feste Rückgrat nicht fehlen.

Wir fragen nun: Ist es möglich, an Stelle des gegenwärtigen Konstitutionalismus eine wirksame Interessenvertretung des Volkes auf Grund der heutigen Gesellschaftsklassen zu schaffen, und wie müßte diese beschaffen sein? Wir glauben, daß man diese Fragen ohne große Schwierigkeit mit ja beantworten kann.

Wir erinnern zunächst an die frühere ständische Verfassung fast aller deutschen Staaten, deren Nachklänge sich auch heute noch in den verschiednen Provinzial- und Kreisordnungen Preußens erkennen lassen. Alle diese ständischen Verfassungen hatten zu ihrer Grundlage Interessenvertretung der damaligen wirtschaftlichen Hauptgesellschaftsklassen: Ritterschaft, gewerbtreibende Städte und landbautreibende Landbevölkerung. Diese alten Stände haben sich allerdings überlebt, und es wäre unsinnig, ihren abgestorbnen Leib galvanisiren und zu neuen Schöpfungen erwecken zu wollen. Der Grundgedanke jener ständischen Verfassung aber ist heute noch eben so wahr wie früher, und wenn sich die Entwicklung unsrer politischen Verhältnisse auf dem gegebnen geschichtlichen Unterbau ruhig hätte weiter vollziehen können und nicht in den Jahren 1830 und 1848 gewaltsam durch fremde Einflüsse unterbrochen worden wäre, so wären wir längst im Besitze dessen, was wir nun erst gedrängt von der Not der Zeit wieder aufsuchen und aufbauen müssen.

Inzwischen ist die soziale Entwicklung des Volkes so riesenhaft fortgeschritten, daß sich für die unvermeidlich gewordne Neugestaltung unsrer Staats- und Gesellschaftsordnung schon jetzt die nötigen Unterlagen gewinnen lassen. Unser Volk zerfällt gegenwärtig im wesentlichen in folgende große Berufsklassen: Großhandel und Großindustrie, Kleinhandel und Kleingewerbe, Landbau, Kirche, Schule, Gelehrte, Beamte und Rentiers mit allen sogenannten unproduktiven Berufsklassen, Arbeiterstand. Ihre Gruppirung ergiebt die deutsche Berufsstatistik. Teilweise sind für diese Berufsklassen schon Organisationen geschaffen; wir nennen z. B. die land- und forstwirtschaftliche Unfallversicherung. Auf dieser Grundlage könnte eine wirksame Interessenvertretung aufgebaut werden, sobald ihre Notwendigkeit zur Rettung unsrer haltlos gewordnen Zustände erst klar erkannt und den Massen zur Überzeugung geworden wäre.

Es liegt uns fern, auf diese ungeheuer wichtige Frage hier näher einzugehen. Mögen sich berufnere daran wagen. Nur einige allgemeine Bemerkungen möchten wir daran knüpfen.

Die Monarchie wird durch diesen Gedanken in keiner Weise berührt. Vielmehr möchten wir hervorheben, daß sich staatliche und gesellschaftliche Neu-

Digitized by Google

organisationen von so gewaltiger Tragweite, wie wir sie hier angedeutet haben, nur unter der Führung eines willensstarken und dem Interessenkampfe der einzelnen Gesellschaftsgruppen vollständig entrückten Monarchen ruhig und sicher vollziehen können. Dies möchten wir Herrn Bebel und seinen Fraktionsgenossen, die von der republikanischen Staatsform das Heil erwarten, noch besonders entgegenhalten. Die letzten Erfahrungen der großen französischen Republik, die auf dem Stimmrecht aller Zwanzigjährigen beruht, könnten den Herren Sozialdemokraten eine heilsame Lehre geben, wenn sie aus der Geschichte überhaupt lernen wollten.

Ganz unberührt bleibt ferner das allgemeine Wahlrecht, das bei einem andern Verlauf der Dinge kaum aufrecht zu halten sein würde. Sogar eine Erweiterung auf alle zwanzigjährigen „Staatsbürger" würde dadurch nicht ausgeschlossen werden, denn ein zwanzigjähriger Maurergeselle, der über seine Interessen abzustimmen hat, würde immer noch eine glücklichere Figur abgeben, als ein fünfundzwanzigjähriger Schneider, der das „Gesamtinteresse" des Volkes vertreten soll. Sogar die Frage des Frauenstimmrechts wäre teilweise im Bebelschen Sinne lösbar, da es wohl unbedenklich sein würde, den selbständigen Frauen innerhalb ihrer Berufsklasse ein Stimmrecht einzuräumen.

Nur auf diesem Wege kann der jetzige Konflikt zwischen Staat und Gesellschaft ausgeglichen werden, den Bebel im Auge hat, wenn er für sein Zukunftsreich den Staat verwirft und durch eine Gesellschaftsordnung ersetzen will. Es war das keineswegs eine bloße Wortklauberei, wie Herr Richter meint, vielmehr liegt der unbestreitbar richtige Gedanke zu Grunde, daß die Staatsorganisation der gesellschaftlichen Entwicklung folgen muß, wenn beide nicht in einen unlösbaren Widerspruch geraten sollen, der stets zur Revolution führen wird. Denn der Staat ist niemals Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck, und während eine bürgerliche Gesellschaft ohne politische Staatsorganisation sehr wohl denkbar ist, wird es niemals einen Staat ohne Gesellschaft geben.

Hiermit möchten wir das rein politische Gebiet verlassen und uns nun zu den Anforderungen wenden, die wir auf dem wirtschaftlichen Gebiete zur Lösung der sozialen Frage zu stellen haben.

Die soziale Frage ist, wie wir gezeigt haben, aus der völligen Desorganisation der Volkswirtschaft entstanden, die wir dem Liberalismus und der modernen Technik zu verdanken haben. Nun, zu dem Loche, wo die Geister hereingekommen sind, da müssen sie auch wieder hinaus, wenn wir sie loswerden wollen!

Die erste und wichtigste Aufgabe eines auf die Vertretung der wirtschaftlichen Interessen der gesellschaftlichen Berufsklassen des Volkes gegründeten Reichsvertretung wird es sein, die Produktion von neuem zu organisiren und den wüsten Kampf aller gegen alle soweit als möglich zu beseitigen. Wir

Digitized by Google

verlangen mit Bebel möglichste Regelung der Produktion, um sie in einen ruhigen, stetigen Gang überzuleiten, ohne die jetzigen Schwankungen zwischen wahnwitziger Hausse und gänzlichem Niedergang mit ihrem Gefolge von Arbeitsstockung und Massenelend. Das ist des Pudels Kern in der ganzen sozialen Frage! Ohne diese Regelung müssen wir darauf verzichten, den Massen unsers Volkes eine gesicherte, ruhige und befriedigte Existenz zu verschaffen, ohne die wir sie mit der bestehenden Gesellschaftsordnung niemals versöhnen werden. Die bisher angewandten Mittel, die Unzufriedenheit der Massen zu bekämpfen, namentlich das sogenannte Klebegesetz, sind dieser Forderung gegenüber eitel Spielerei. Das letzte hat die Lage des Arbeiterstandes nur verschlimmert, indem es ihm eine jährliche Steuer von fünf bis siebeneinhalb Mark aufzwang für Vorteile, deren Wert zu schätzen dem aus der Hand in den Mund lebenden Arbeiter nicht beschieden ist. So wenig wie sich der Arbeiter durch einen Hinweis auf die himmlische Zukunft über das Unbefriedigende seines irdischen Daseins trösten läßt, ebenso wenig wird er dieses Dasein über dem Versprechen einer Alters- und Invalidenversorgung vergessen, die die wenigsten von ihnen erleben. Thatsächlich enthält das Invalidengesetz nur eine neue größere Besteuerung des Arbeiterstandes an Stelle der eben erst aufgehobnen Einkommensteuer. Sich davon eine Versöhnung der Arbeitermassen zu versprechen, das konnte nur einer Volksvertretung begegnen, deren Mitglieder eben ohne Fühlung mit dem Volke sind. Das erste, was der Arbeiter verlangt, ist eine gesicherte Existenz für sich und seine Familie; erst wenn wir ihm diese bieten, wird sich allmählich wieder Beruhigung in den aufgeregten Massen einstellen. Ohne Regelung der Produktion läßt sich aber dieses Ziel nie erreichen. Die Bedingung einer solchen aber ist der Übergang von der bisherigen internationalen Weltwirtschaft zu einer wirklich nationaldeutschen Wirtschaftspolitik. Daher nochmals: Organisation der Arbeit, Regelung der Produktion ist das A und O der sozialen Frage.

Wie hat man sich nun diese zu denken? Nicht im Sinne Herrn Bebels, der die Welt in ein großes Arbeitshaus verwandeln möchte; nicht im Sinne von Ackermann und Genossen, die von einer Wiederbelebung mittelalterlicher gewerblicher Formen und Einrichtungen eine Besserung der sozialen Frage erwarten; nicht im Sinne gewisser Staatssozialisten, die den Staatsbetrieb auf alle größern Gewerbe ausdehnen wollen; nicht durch Aufhebung der gegeneitigen Konkurrenz; nicht durch Aufhebung der Freizügigkeit; nicht durch Aufhebung der Gewerbefreiheit. Sondern durch eine dem Volkswohl entsprechende Beschneidung der Auswüchse der Konkurrenz, dadurch, daß man es aufgiebt, das Hin- und Herfluten der Arbeitermassen aus einem Teile Deutschlands in den andern auf jede denkbare Weise noch zu erleichtern und auf Kosten der übrigen Staatsbürger zu unterstützen, endlich durch Beschränkung der Gewerbefreiheit auf dem Gebiete der Großindustrie, dem ausschlaggebenden Gebiete der

Digitized by Google

heutigen Volkswirtschaft, das sich bisher bei seiner bis in die höchsten Regierungskreise herrschenden Verehrung als „Nährmutter" des Volkes der staatlichen Beeinflussung fast ganz entzogen hat. Es gehört zu den Unbegreiflichkeiten der modernen Gesetzgebung, daß die Gewerbeordnung für eine ganze Anzahl der unschuldigsten Geschäfte Konzessionspflicht vorschreibt, der Großindustrie aber gestattet, nach Belieben in jede Gemeinde mit Tausenden zusammengewürfelter Arbeiter einzubrechen, das Gemeindeleben, die Kirche, die Schulen zu zertrümmern und schließlich die angehäuften Menschenmassen, sobald der periodische Krach eintritt, der Gemeinde, dem Kreise, dem Bezirk zu überlassen, damit sie von diesen vom Hungertode gerettet werden. Wir verlangen daher, um es rund heraus zu sagen, in Zukunft Konzessionspflicht für jede neu zu errichtende Fabrik, sowie für jede Erweiterung bestehender Fabrikanlagen. Wir verlangen, daß zu diesem Zweck in jeder Provinz eine volkswirtschaftliche Behörde eingesetzt werde, die die Erteilung der Konzession abhängig zu machen hat erstens von der Prüfung der Bedürfnisfrage; zweitens davon, daß alle für die Arbeiterschaft nötigen Wohlfahrtseinrichtungen an gesunden Einzelfamilienwohnungen, die mit Garten und Ackerland auszustatten wären, an Schulen u. s. w. beschafft werden und ihre Unterhaltung sicher gestellt werde; drittens, daß die Anhäufung der Fabriken und Arbeitermassen dadurch vermieden werde, daß für jede neu zu gründende Fabrik ein gewisses Entfernungsmaß zu der nächsten bestehenden Fabrikanlage vorgeschrieben wird.

Um diese Forderung näher zu erläutern, wählen wir folgendes Beispiel. Man denke sich, es wäre möglich, die Stadt Berlin mit ihren unzähligen Fabriken und Arbeitsstätten wie eine Häuserschachtel, die man den Kindern zu Weihnachten schenkt, auseinanderzunehmen und die einzelnen Betriebsstätten in Kilometerentfernung über die Provinz Brandenburg zu verteilen. Man wird zugestehen müssen, daß die Industrie dadurch infolge unsrer entwickelten Verkehrsmittel für ihren Betrieb kaum etwas verlieren würde, was nicht durch Ersparungen an Anlagekapital und an Arbeitslöhnen reichlich ersetzt würde. Man wird aber auch zugestehen müssen, daß durch eine solche Zerlegung der Industrie der sozialen Frage für Berlin die Spitze abgebrochen wäre, daß wir mithin durch eine einfache Maßregel der Baupolizei einen großen Teil der jetzigen sozialen Schwierigkeiten hätten vermeiden können. Diesen Vorteil möchten wir der zukünftigen industriellen Entwicklung sichern.

Wir erkennen an, daß nur eine aus Fachkundigen zusammengesetzte Provinzialgewerbebehörde mit der Konzessionsprüfung betraut werden könnte. Wenn es schon jetzt seine Schwierigkeiten hat, unter den Regierungsbeamten einen brauchbaren Gewerbedezernenten zu finden — wir dürfen dies dem Herrn Kultusminister Bosse aufs Wort glauben —, so wird man selbstverständlich darauf verzichten müssen, die hier geforderten ausgedehnten gewerbepolizeilichen Befugnisse einer bloßen Verwaltungsbehörde zu

Digitized by Google

übertragen; vielleicht ließe sich der Provinzialrat zu einem wirklichen Provinzialgewerberat erweitern.

Man wird vielleicht erwidern, daß eine Prüfung der Bedürfnisfrage bei Anlegung und Erweiterung von Fabriken unausführbar sei. Wir können diese Ansicht nicht teilen, so wenig wir die Schwierigkeiten verkennen. Wenn schon jetzt jeder kleine Stadt- und Kreisausschuß imstande ist, über die Bedürfnisfrage bei Errichtung neuer Gast- und Wirtschaftsbetriebe zutreffend zu entscheiden, so wird es auch möglich sein, volkswirtschaftliche Organe zu schaffen, die hierzu auch hinsichtlich des industriellen Großbetriebes befähigt sind. Je mehr unsre Industrie von dem Weltmarkt verdrängt und auf die Befriedigung des nationalen Wirtschaftsbedarfs beschränkt wird, um so einfacher wird sich die Frage gestalten, um so besser wird es gelingen, der jetzt herrschenden wüsten Anarchie auf dem Gebiete der industriellen Produktion ein Ziel zu setzen und sie allmählich in geordnete Bahnen überzuleiten. Mögen die Vertreter der Großindustrie mit ihren zahlreichen Anhängern in Parlament und Regierung gegen unsern Vorschlag noch so sehr wüten, wir bleiben dabei: man darf die kleinen Diebe nicht hängen und die großen laufen lassen; was für jeden Gast- und Schankwirt recht und billig ist, kann für die Großindustrie nicht ungerecht sein. Alle Bier- und Branntweinwirtschaften Deutschlands zusammengenommen können sittlich und wirtschaftlich nicht so viel Verheerungen anrichten, wie sie jede einzelne der großen periodischen Industriekrisen über uns ausbreitet.

Richtig ist, daß auch durch Einführung des Konzessionszwanges diese Krisen nicht vollständig beseitigt werden würden. Um dies Ziel zu erreichen, bedarf es einer weitern Regelung der Produktion nach dem Bedarf wenigstens für die Industrien, deren Produktion eine ungemessene Steigerung gestattet. Eine solche Regelung liegt aber im Interesse der Industrien selbst und ist teilweise schon jetzt unter der Herrschaft des wildesten Konkurrenzjagens durch vertragsmäßige Konsortienbildung angebahnt. Sollte es wirklich unmöglich sein, diese Konsortienbildung gesetzlich zu regeln und auf diesem Wege die Organisation der Arbeit nach dem Bedarf zu erreichen, für die Bebel kein andres Mittel weiß, als den rohen Einspruch der obersten Leitung, die jede Freiheit und jede wirtschaftliche Selbständigkeit vernichtet? Auch hier wird die fortschreitende Verengung des sogenannten Weltmarktes zu Hilfe kommen und die Erreichung des Zieles erleichtern.

Immerhin wird es für die Übergangszeit bis zur vollständigen Erreichung des Zieles notwendig sein, zum Schutz der Arbeiter Bestimmungen zu treffen, um diese gegen die Gefahren vorübergehender Krisen sicher zu stellen. An einem Beispiel fehlt es nicht. Die Großgrundbesitzer des Ostens sind bekanntlich gesetzlich verpflichtet, ihren Arbeitern auch dann Wohnung und Unterhalt zu gewähren, wenn sie ihrer Arbeit nicht bedürfen. Nun, was für den pommerschen

Digitized by Google

Rittergutsbesitzer gerecht und billig ist, kann für die Barone der Großindustrie nicht ungerecht sein. Wer das nicht vertragen kann, der mag seinen Betrieb rechtzeitig einstellen — ein Rat, den die Herren Richter und Rickert schon hundertmal den klagenden Grundbesitzern des Ostens erteilt haben. Der Staat hat ebenso wenig das Recht wie die Pflicht, die Menschenopfer, die die Großindustrie schafft, ihr abzunehmen und auf die Schultern des Volks abzuwälzen. Viel richtiger erscheint es uns, die Großindustrie der einzelnen Provinzen gesetzlich zu einem gemeinsamen Arbeiterhilfsverband unter öffentlicher Kontrolle zu vereinen und dadurch ihre Arbeitermassen gegen vorübergehende Arbeitsstockungen sicherzustellen.

Noch erübrigt es, die Frage zu untersuchen, ob und wie die bestehende Kluft zwischen Kapital und Arbeit, zwischen „Arbeitgebern" und Arbeitern überbrückt werden soll.

Herr Bebel wird mit dieser Frage leicht fertig, er konfiszirt das Kapital und macht die Besitzer zu besitzlosen Arbeitern. Das bedeutet aber nichts weniger, als die Lösung in einem allgemeinen Blutbad suchen, dessen Ausgang die Welt auf die niedrigsten Kulturstufen zurückschrauben würde, denn mit dem Eigentum hat jede Kultur erst begonnen. Herr Bebel leugnet dies zwar und will alles von der „natürlichen Entwicklung" erwarten. Herr Liebknecht war ehrlich genug, einzugestehen, daß die natürliche Entwicklung einer kleinen sozialdemokratischen Nachhilfe bedürfen würde, die selbstverständlich nur darin bestehen kann, daß Besitzer, die ihr Eigentum nicht freiwillig hergeben wollen, durch Gewalt davon befreit werden. Denn selbstverständlich ist kein Sozialdemokrat so einfältig, anzunehmen, daß die Klasse der Besitzenden, die Gott sei Dank die überwiegende Mehrheit des Volkes bilden, ihr mühsam errungnes Eigentum gutwillig hergeben und an die Herren Nichtbesitzer überlassen werden. Wer es haben will, der mag nur kommen, um es zu nehmen: er wird mit blutigem Kopfe zurückgewiesen werden. Der Säbel und die Kugel werden schließlich entscheiden. Wie diese Entscheidung aber ausfallen wird, das kann bei dem Zahlenverhältnis der Besitzenden und der Nichtbesitzenden nicht zweifelhaft sein. Den Besitzern kann es jederzeit recht sein, wenn der Versuch gemacht wird — er würde die besitzende Welt auf Menschenalter hinaus von allen sozialdemokratischen Schmerzen befreien. Wenn daher die besitzende Klasse ihre Lebensaufgabe daransetzt, den Kampf zu vermeiden, so geschieht es wahrhaftig nicht in ihrem Interesse, sondern im Interesse der armen Gimpel, die auf die Bebelsche Leimrute gegangen sind.

Das alles ist so selbstverständlich, daß es fast lächerlich erscheinen kann, wenn man darüber noch ein Wort verliert. Die große reaktionäre Bande, wie die Herren Sozialdemokraten die besitzenden Klassen zu tituliren belieben, müßte wirklich bis ins letzte Mark verdorrt sein, wenn sie mit Herrn Bebel und seinen jungen und alten Anhängern der neuesten Wissenschaft nicht leicht fertig werden

Digitized by Google

wollte. Traurig ist es nur, wenn Männer in dieser furchtbar ernsten Sache eine Heuchelei treiben, die nur die Grünsten der Grünen täuschen kann. Giebt es denn gar keine Verantwortung für solchen Schwindel?

Der Bebelsche Vorschlag zur Versöhnung von Kapital und Arbeit kann also auf sich beruhen. Wir schlagen den entgegengesetzten Weg zur Lösung vor: wenn wir die Kapitalisten nicht zu Arbeitern herunterdrücken können, so wollen wir den Versuch machen, die Arbeiter zu Kapitalisten zu erheben! Mancher wird hierzu bedenklich den Kopf schütteln. Wir bitten aber, erst zu hören und dann zu schütteln.

Wir denken uns die Sache in folgender Weise. Wenn ein Plantagenbesitzer der nordamerikanischen Südstaaten vor 1863 eine Zuckerplantage mit hundert Schwarzen errichten wollte, so erforderte der Ankauf seiner Arbeiter ein Anlagekapital von 100000 Dollars. Wenn dagegen ein Bewohner der Nordstaaten eine cotton-mill mit hundert freien Arbeitern errichtete, so ersparte er dieses Anlagekapital, denn es wurde ihm von der bürgerlichen Gesellschaft unentgeltlich zur Verfügung gestellt. In dieser Lage befindet sich heute jeder industrielle Unternehmer. Die Gesellschaft liefert ihm sein gesamtes Arbeitskapital unentgeltlich und fordert dafür weder Zinsen noch Abnutzungskosten, nimmt es sogar, wenn es verbraucht ist, umsonst zurück und trägt dafür noch die spätern Unterhaltungskosten. Nun fragen wir: Ist das vom volkswirtschaftlichen Standpunkte berechtigt? ist es vom menschlichen Standpunkte zu verantworten? Wir müssen beide Fragen entschieden verneinen. Die zweite, weil die materielle Lage des freien Arbeiters dadurch unter den Standard des frühern schwarzen Arbeiters herabgedrückt wird, die erste, weil wir es den Klassen der Bevölkerung gegenüber, die nicht Unternehmer sind, für ungerecht halten, wenn das Arbeitskapital, das sie selbst auf ihre Kosten aufgezogen und angesammelt haben, der kleinen Klasse der Unternehmer unentgeltlich zu vorzeitiger Abnutzung überlassen wird. Eine solche Bevorzugung einer kleinen Gesellschaftsklasse auf Kosten aller übrigen, wie sie mit der jetzigen Gesellschaftsordnung verbunden ist, kann unmöglich Dauer haben, wie der brennende Konflikt zwischen Kapital und Arbeit, aus dem die Sozialdemokratie hervorgegangen ist, zur Genüge beweist.

Wie kann nun diese Ungerechtigkeit und der offne Abgrund, der uns daraus entgegengähnt, beseitigt werden?

Wir wissen nur einen Weg dazu: wenn der zukünftige Unternehmer gesetzlich verpflichtet wird, das durch seine Arbeiterschaft dargestellte Arbeitskapital als mitbeteiligtes Aktienkapital anzunehmen und an dem Reingewinn des Betriebes in demselben Prozentsatz wie sein Anlagekapital teilnehmen zu lassen. Wir wollen das an einem Beispiel erläutern. Der Betrieb der vielgenannten Firma Gebrüder Stumm zu Saarbrücken hat dem Vernehmen nach 20000 Arbeiter. Wir nehmen die in einem zwanzigjährigen Arbeiter angesammelte ge-

Digitized by Google

sellschaftliche Arbeit, an deren Aufsparung sich Eltern, Kirche, Schule, Gemeinde und Staat beteiligt haben, zu tausend Mark an. Das würde für 20000 Arbeiter ein Gesamtarbeitskapital von 20 Millionen ergeben. Würde die Fabrik neu gegründet, so müßten diese 20 Millionen der Arbeiterschaft als Kredit neben dem übrigen Anlagekapital gutgeschrieben werden. Der einzelne Arbeiter erhielte selbstverständlich, da es sich bei diesem Kapital nicht um seine Ersparnisse, sondern um gesellschaftlich erspartes Arbeitskapital handelt, nur einen Anspruch auf die auf seinen Kapitalanteil fallende Dividende. Diese würde ihm alljährlich gutgeschrieben und von fünf zu fünf Jahren ausgezahlt. Bei einem selbstverschuldeten Austritt aus dem Betriebe vor Ablauf der fünfjährigen Zinsperiode ginge er seines Anteils zu Gunsten der übrigen Arbeiterschaft verlustig.

Auf diese Weise würde jeder Arbeiter von selbst Kapitalist, sein Interesse mit dem des Unternehmers aufs engste verknüpft und dadurch der große Riß zwischen Kapital und Arbeit am sichersten ausgeglichen werden. Gleichzeitig würde in die Arbeiterbevölkerung eine Stetigkeit und Seßhaftigkeit kommen, wie sie auf anderm Wege gar nicht zu erreichen wäre. Daß die gesetzliche Durchführung nur bei Anlegung neuer Betriebe möglich wäre, wollen wir nochmals betonen. Inwieweit seine Ausdehnung auf bestehende Betriebe vertragsweise möglich ist, brauchen wir hier nicht zu untersuchen.

Zum Schluß haben wir noch eine ernste Frage an die deutsche Schule zu richten: Wie ist es möglich, daß hunderttausende eben der Schule entwachsene Burschen alles, was ihnen die Schule an Idealen zu bieten hat, in kurzer Zeit in den Kot treten und einer sittlichen Verwilderung anheimfallen, die kaum noch vor Meineid und Mord halt macht? Wer sich diese Massenfrucht der deutschen Jugenderziehung vergegenwärtigt, wird notwendig zu der Überzeugung gelangen, daß in der Schule etwas faul sein müsse. Denn an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Niemand wird denn auch leugnen können, daß die deutsche Staatsschule bisher nicht den schweren Anforderungen gewachsen gewesen ist, die die soziale Frage an sie stellt. Wir klagen nicht an, sondern wir sprechen nur eine Thatsache aus. Nach der Ursache haben wir bisher vergebens geforscht. Sind wirklich Stoff und Methode der heutigen Staatsschule so verfahren, daß sie das Menschenherz nicht mehr dauernd mit Idealen zu erfüllen vermögen? Oder hat der eigne Mangel an Befriedigung, der die deutsche Lehrerwelt ob ihrer finanziell und sozial nicht genügend geregelten Stellung erfüllt, hier verhängnisvolle Früchte gezeitigt? Oder nimmt die Schule die Kinder zu früh auf und entläßt sie zu früh, ehe ihr Charakter soweit erstarkt ist, daß er dauernde Einwirkungen aus der Schule mit ins Leben hinausnimmt? Alle diese Fragen sind berechtigt, und es dürfte die höchste Zeit sein, daß sich ihnen die öffentliche Aufmerksamkeit zuwendet. Wer den Beruf hat, möge dabei vorangehen. Wir wollen uns hier nur offen zu

Digitized by Google

der Überzeugung bekennen, daß sich die sozialdemokratischen Thorheiten nur deshalb in Deutschland so massenhaft haben verbreiten können, weil der fortgesetzte Schuldrill, der nur auf formale Kenntnisse geht, das Gehirn des deutschen Jungen mehr rezeptiv zur Aneignung fremder Gedanken, als produktiv zu eigner Denkthätigkeit entwickelt hat.

Damit brechen wir ab. Die Sozialdemokratie hat keine Antwort gegeben auf die Frage nach ihrem Zukunftsstaat, richtiger nach der Gestalt, die sie der Gesellschaft nach dem großen Krach geben will. Auch die Marxyasschindung, die die Gegner der Sozialdemokratie an ihren Irrlehren vollzogen haben, hat uns keinen Aufschluß darüber gegeben. Der Schluß des Kampfes war ein großes Vacuum. Wir haben den Versuch gewagt, dieses Vacuum auszufüllen durch die Gedanken, die sich uns bei dem Versuch, das soziale Problem auf dem Boden der jetzigen Gesellschaftsordnung zu lösen, aufgedrängt haben. Wir haben hierbei die Überzeugung gewonnen, daß sich der berechtigte Kern der sozialdemokratischen Forderung in dem Rahmen der heutigen Gesellschaft sehr wohl erfüllen läßt, ohne daß wir den kleinsten Teil von dem zu opfern brauchen, was allen Deutschen bisher heilig war. Nur die Hand jammervoller Stümper konnte es wagen, an Thron, Altar, Vaterland, Familie, Ehe und Eigentum zu rütteln. Gewiß sind Bebel und Liebknecht glänzende und begabte Männer, aber ihre Begabung liegt in der Kritik. An positivem, fruchtbarem Denken hindert sie das Erbteil aller Autodidakten: Überschätzung ihres eignen Urteils, die sie nicht aus dem selbstgeschaffnen circulus vitiosus herauskommen läßt.

Man wird vielleicht alles, was wir positiv vorgebracht haben, als oberflächlich, längst dagewesen, unausführbar oder radikal sozialistisch und gefährlich bezeichnen. Jeder möge nach seinem Belieben damit verfahren! Wir sind darauf gefaßt. Eins dürfte aber doch dem Leser verbleiben: das Bewußtsein, daß die gegenwärtige rein politische Organisation der deutschen Reichsvertretung kaum imstande sein wird, den Anforderungen gerecht zu werden, die die Lösung der sozialen Frage an die Volksvertretung stellt. Diese Thatsache ist niemals beredter und schlagender zum Ausdruck gebracht worden, als in den klassischen Worten, mit denen der Reichstagspräsident die fünftägigen Kämpfe schloß: Wir gehn auf einen andern Gegenstand über.

Digitized by Google

Die Militärvorlage und der Antrag Bennigsen

Die unter diesem Titel von der nationalliberalen Zentralleitung herausgegebene Schrift hat das Verdienst, die Sachlage klarer zu machen und denen, die den Verhandlungen des Reichstags und der Militärkommission nicht ganz zu folgen vermocht haben, die Fragen, um die es sich handelt, näher zu bringen. In der Annahme, daß wir damit manchen Lesern dieser Blätter einen Dienst erweisen, wollen wir zunächst auf das Thatsächliche der Lage etwas näher eingehn.*)

Seit Beginn des deutschen Reiches hat im Hinblick auf die Gefahren, denen Deutschland durch seine Lage inmitten von Europa ausgesetzt ist, das deutsche Heer stets von neuem verstärkt werden müssen. Seit dem 1. Oktober 1890 betrug die höchste gesetzliche Friedensstärke an Mannschaften und Unteroffizieren 486 983 Mann. Die wirkliche Friedensstärke jedoch betrug durchschnittlich nur 466 000 Mann. Die Dienstzeit ist bekanntlich durch die Verfassung auf drei Jahre festgesetzt. Thatsächlich wurde jedoch bei der Infanterie und Artillerie ein großer Teil der Mannschaft schon nach Ablauf des zweiten Dienstjahrs entlassen, sodaß sich z. B. bei den Entlassungen im Herbst 1892 ergab, daß nur 57 362 Mann auch das dritte Jahr hindurch gedient hatten.

Dem Gesetz nach ist zwar jeder Deutsche, wenn er gesund ist, dienstpflichtig. Die zu dem Dienst herangezognen Mannschaften erschöpften jedoch bei weitem nicht die Zahl der Waffenfähigen, die alljährlich heranwuchsen, sodaß von diesen ein großer Teil kraft des gezognen Loses vom Dienste frei-

*) Ganz klar geworden sind freilich die Verhältnisse auch durch die Broschüre noch nicht. Namentlich lassen die vielen Zahlenangaben noch manches zweifelhaft. Auch die Begründung der Regierungsvorlage ist sehr dürftig. Dies zur Entschuldigung, wenn auch in diesem Aufsatze manches nicht völlig klar befunden werden sollte. — (Nachdem dieser Aufsatz zum Druck abgesandt war, hat die Norddeutsche Allgemeine Zeitung in zwei Artikeln „Irrtümer" dargelegt, die sie der Broschüre zum Vorwurf macht. Soweit als möglich, sollen diese Berichtigungen hier bei der Korrektur in Form von Anmerkungen nachgetragen werden. Übrigens beweist dieser Vorgang, wie sehr es zu wünschen wäre, daß die Militärverwaltung selbst eine gemeinfaßliche eingehende Darstellung der Sachlage veröffentlichte.)

Digitized by Google

blieb. Seit dem Jahre 1880 war die Einrichtung getroffen, daß von den der Ersatzreserve zugewiesenen Dienstpflichtigen 17 bis 18 000 Mann drei Jahre hindurch zehn, sechs und vier Wochen einberufen und notdürftig für den Militärdienst ausgebildet wurden.

Nun hat Frankreich, das mit seiner Truppenzahl stets weitergegangen ist, seit dem Jahre 1889 abermals seine Truppen stark vermehrt. Es stellt jährlich 230 000 Rekruten mit fünfundzwanzigjähriger Wehrpflicht ein. Es hat demzufolge schon jetzt (1892) 3 200 000 ausgebildeter Soldaten, während Deutschland (1893) deren nur 3 032 000 Mann hat. Auch wenn man die Kräfte des Dreibundes zusammenrechnet, stellt sich das Verhältnis auf die Dauer ungünstig für ihn. Zwar ist für den Augenblick der Dreibund den Militärkräften Frankreichs und Rußlands noch um 400 000 Köpfe überlegen. Schon im Jahre 1896 würden aber die beiderseitigen Kräfte gleich sein; und da von da an die jenseitigen Kräfte alljährlich um 70 bis 80 000 Mann wachsen, so würden im Jahre 1914 den unsrigen, die nur 7 300 000 Mann betrügen,*) 8 600 000 Mann auf der andern Seite (1 300 000 Mann mehr!) gegenüberstehen. Daraus entnahm die deutsche Heeresverwaltung die Pflicht, auch auf Vermehrung unsrer Truppen Bedacht zu nehmen.

Seit langen Jahren ging ein Begehren der liberalen Parteien dahin, die gesetzliche Dienstzeit von drei auf zwei Jahre abzukürzen. In dem Verfassungskampf der sechziger Jahre bildete dieses Begehren einen Hauptstreitpunkt. Die Heeresverwaltung hielt daran fest, daß eine dreijährige Dienstzeit zu einer gehörigen Ausbildung der Truppen unumgänglich nötig sei. Allerdings ist mit dieser Annahme schon seit längerer Zeit bis zu einem gewissen Maße gebrochen worden, indem ein großer Teil der Truppen schon nach dem zweiten Dienstjahre als Urlauber entlassen wurde. Jetzt wollte nun die Heeresverwaltung das Opfer bringen, für die Fußtruppen durchweg zur zweijährigen Dienstzeit überzugehen, wenn ihr dafür in andrer Beziehung ein die Schlagfertigkeit des Heeres erhöhender Ersatz gewährt würde.

Dieser Ersatz sollte zunächst in folgendem bestehen. Bisher wurde die Ausbildung der Truppen in jedem Bataillon dadurch sehr erschwert, daß dem Bataillon zugleich eine Menge unregelmäßiger Geschäfte oblag. Es mußte auch die Rekruten aufnehmen, die von vornherein für den Dienst außerhalb des Regiments (also für den Ordonnanzen-, Schreiber- und Burschendienst) bestimmt waren, und sie möglichst schnell ausbilden. Es mußte ferner die zehnwöchige Ausbildung der Volksschullehrer und die dreiwöchige Ausbildung der Ökonomiehandwerker übernehmen. Es mußte endlich für die nachzuholende

*) Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung bemerkt, daß die Broschüre sowohl die Stärke des deutschen Heeres, als die des Heeres der andern Dreibundsmächte für das Jahr 1914 noch zu hoch berechne.

Digitized by Google

Ausbildung der erst im April eintretenden Einjährig-Freiwilligen, sowie des Nachersatzes für die Truppen sorgen.

Alle diese störenden Nebengeschäfte sollen nun den ordentlichen Feldbataillonen abgenommen und einem für jedes Regiment zu bildenden vierten Bataillon zugewiesen werden. Dadurch glaubt man, die Ausbildung der Truppen in den Feldbataillonen so steigern zu können, daß ein zweijähriger Dienst ausreicht.

Diese vierten Bataillone sollen dann auch eine Kompagnieschule abgeben und ferner den Rahmen für die sogenannten Ersatzbataillone bilden. Als solche sollen sie in jedem Sommer die einberufnen Mannschaften des Beurlaubtenstandes aufnehmen und mit diesen die Bataillonsschule wieder durchmachen, auch im Regimentsverband zum Feldmanöver mit ausrücken. Hierdurch soll für den Fall der Mobilmachung der große Vorteil erreicht werden, daß in dem vierten Bataillon mit den ihm angehörenden aktiven Offizieren für die Ersatzbataillone ein fester Rahmen gegeben ist, in den sich diese einreihen können, und daß deshalb die Feldbataillone nicht durch Abgabe der Führer für die Ersatzbataillone gestört und geschwächt werden.*)

Durch das alles würde die Schnelligkeit der Mobilmachung und die Fähigkeit, sofort einen ersten Stoß zu führen, in hohem Grade erhöht werden.

Für diese vierten Bataillone werden nun 6228 Unteroffiziere und 27507 jährlich einzustellende Rekruten gefordert.

Bei den Verhandlungen in der Militärkommission trat die große Bedeutung der vierten Bataillone immer mehr in den Vordergrund. Ihr Nutzen wurde so überzeugend dargethan, daß selbst der freisinnige Abgeordnete Hinze (früher Offizier) sich „im Prinzip“ unbedingt zu ihren Gunsten erklärte.

Weiter fordert die Heeresverwaltung zum Ausgleich für das wegfallende dritte Dienstjahr eine Vergrößerung der Feldbataillone. Diese haben bisher eine verschiedne Stärke von 560, 600 und 660 Mann gehabt. Nun sollen viele der bisher auf einen geringern Bestand gesetzten Bataillone auf einen höhern Bestand, namentlich alle an den Grenzen stehenden Bataillone auf den höchsten Bestand gebracht werden. Es wird gesagt, daß beim Wegfall des dritten Dienstjahres die Mannschaft der übrig bleibenden „alten Leute“ bei schwach besetzten Bataillonen zu gering sei, einen festen Stützpunkt für die Schulung der Rekruten abzugeben, und daß namentlich bei einer Mobilmachung im Winter (also noch vor völliger Ausbildung der im Herbst eingestellten Rekruten) die Ausrückestärke der Bataillone ohne deren Vergrößerung zu schwach sein würde. Man wird aber wohl nicht fehl gehen, wenn man

*) Die Angaben der Broschüre über die Zwecke der vierten Bataillone werden in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung als unrichtig bezeichnet. Welche Zwecke nun aber die Bataillone eigentlich haben, läßt sich auch aus der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung nicht klar erkennen.

Digitized by Google

annimmt, daß es dabei unsrer Heeresverwaltung um eine Vergrößerung unsers Heeresbestandes überhaupt zu thun sei.

Diese Vergrößerung würde zugleich zu einer Verjüngung des Heeres dienen. Durch die vermehrte Zahl der Eingestellten würde sich ermöglichen lassen, bei einem ausbrechenden Kriege zunächst mit den acht bis zehn jüngern Jahrgängen eine große Feldarmee aufzustellen, die die ersten Schlachten schlüge. Dagegen würden die ältern, oft schon verheirateten Leute einstweilen zurückbehalten und geschont werden können. Darin würde ein großer Vorteil nicht allein für die Schlagfertigkeit des Heeres, sondern auch für die nationale Wirtschaft liegen.

Zur Ergänzung der Feldbataillone verlangt die Heeresverwaltung die jährliche Einstellung von 22 402 Rekruten.

Endlich fordert die Heeresverwaltung auch noch eine Verstärkung der Spezialwaffen, namentlich der Artillerie. Auch diese wird zur Gleichstellung unsers Heeres mit dem Heere Frankreichs als notwendig bezeichnet. Die dazu erforderliche Verstärkung wird auf 24 361 Mann berechnet, von denen die Hälfte zu zweijähriger, die andre Hälfte zu dreijähriger Dienstzeit heranzuziehen wäre. Dies würde einen Bedarf an Rekruten von rund 10 000 Mann ergeben.

Nach den bisher angegebnen Zahlen würden also infolge der Umgestaltung ungefähr 60 000 Rekruten mehr als bisher jährlich einzustellen sein, und so bezeichnet es auch die Begründung der Vorlage. Unsre Broschüre berechnet aber, daß noch 7600 Rekruten für die Kapitulantenstellen, sowie 8000 Rekruten für den Nachersatz zur Ausfüllung der im Laufe des Jahres eintretenden Lücken hinzukommen. Darnach soll sich, wie die Broschüre annimmt, die Vermehrung der jährlich einzustellenden Rekruten auf 75 000 belaufen.*)

Es würde jedoch irrig sein, wollte man annehmen, daß sich nun auch um den doppelten Bestand dieser Rekruten die Friedenspräsenzstärke unsers Heeres vergrößere. Von diesen gehen nämlich die Mannschaften ab, die bis jetzt während des dritten Jahres im Dienst behalten wurden, und die in Zukunft entlassen werden. Sie betrugen, wie bereits bemerkt, im Jahre 1892 57 362 Mann.

Nach alledem berechnet die Regierungsvorlage die durchschnittliche Friedenspräsenzstärke unsers künftigen Heeres ohne die Unteroffiziere auf 492 068 Mann, mit den Unteroffizieren aber auf 570 877 Mann.

Betrachten wir nun die Wirksamkeit dieser Reformvorschläge im ganzen, so wird damit zunächst der Grundsatz der allgemeinen Dienstpflicht, der unserm

*) Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung bezeichnet diese Berechnung als unrichtig. Die Kapitulanten kämen nicht in Betracht, weil sie aus den Leuten, die schon gedient haben, genommen würden. Es würden also in Wahrheit nicht 75 000, sondern nur etwa 60 000 Rekruten mehr eingestellt werden.

Digitized by Google

Gerechtigkeitsgefühl entspricht, wenigstens annähernd zur Wahrheit gemacht. Zugleich würde bei den Fußtruppen jeder Soldat die Gewißheit erhalten, nach dem zweiten Dienstjahr entlassen zu werden, was für den einzelnen eine große Wohlthat wäre und den Militärdienst überhaupt wesentlich erleichterte. Es fiele damit zugleich die üble Einrichtung der Dispositionsurlauber weg (daß nämlich ein Teil der Mannschaft schon nach dem zweiten Jahre entlassen wurde), eine Einrichtung, die nur allzu leicht als willkürliche Begünstigung der einen und Benachteiligung der andern empfunden wurde. Natürlich müßte das Recht jedes Soldaten auf Entlassung nach zweijährigem Dienst gesetzlich festgestellt werden. (Darin hat ohne Zweifel Herr von Bennigsen Recht.)

Es würden ferner die dreijährigen Übungen der Ersatzreservisten wegfallen, durch die diese Leute in ihrem bürgerlichen Gewerbe oft sehr gestört wurden, und die doch zu keiner vollkommnen militärischen Ausbildung führten.

Man kann hiernach sagen, daß die Reform darauf abzielt, die schwere Militärlast durchweg gleichmäßiger auf die Schultern der einzelnen zu verteilen. Diesem Vorteil steht allerdings die Thatsache gegenüber, daß die Last selbst um ein bedeutendes vergrößert wird.

Damit aber erreichen wir — und das ist die Hauptsache —, daß wir Frankreich auch in der Zahl unsrer Truppen überlegen bleiben. Die deutsche Heeresverwaltung würde nach der neuen Organisation jährlich gegen 263000 Rekruten einstellen und ausbilden.*) Frankreich vermag ein gleiches nur mit 230000 Rekruten zu thun. Darin liegt die beste Bürgschaft für den Frieden Europas.

Wie hat sich nun der deutsche Reichstag zu diesen Forderungen gestellt?

Die konservativen Parteien haben anfangs dem Reformplan zum Vorwurf gemacht, daß er die dreijährige Dienstzeit aufgeben wolle. Viele Konservative haben seit langen Jahren, Hand in Hand mit der preußischen Regierung, die dreijährige Dienstzeit als Notwendigkeit verteidigt; und es ist natürlich, daß es ihnen schwer wurde, von diesem Gedanken, in den sie sich eingelebt hatten, abzugehen. Gleichwohl sind sie im Laufe der Verhandlungen vollständig auf die Seite der Regierungsvorlage getreten. Ihnen nachzusagen, sie hätten sich dazu erst entschlossen, nachdem sie gesehen, daß die Vorlage doch keine Aussicht auf Erfolg habe, halten wir nicht für gerechtfertigt.

Von den Sozialdemokraten brauchen wir nichts zu sagen. Ihre Haltung versteht sich von selbst.

Die freisinnige Partei und das Zentrum haben sich bereit erklärt, soviel Mannschaften für den zweijährigen Dienst mehr zu bewilligen, als durch die vollständige Entlassung der Mannschaften im dritten Jahre erspart werden.

*) Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung sagt: nicht 263000 Rekruten, sondern nur 248 bis 249000, also weit weniger, als die Broschüre annimmt, sollen jährlich eingestellt werden.

Digitized by Google

Das würde also eine Vermehrung der Rekrutenzahl um die Hälfte der erst nach dreijährigem Dienst entlassenen Mannschaften, also um rund 28000 Mann bedeuten. Daneben sollen die Übungen der Ersatzreservisten fortbestehen. Die Vertreter der Regierung haben dieses Angebot als völlig unannehmbar bezeichnet.

Der Führer der Nationalliberalen, Herr von Bennigsen, hat einen verminderden Antrag gestellt. Er erkennt zwar das Bedürfnis einer Vermehrung und Verjüngung unsers Heeres an; aber so weit, wie die Regierungen wollen, könne man doch nicht gehn. Er will, daß die Ordonnanzmannschaften u. s. w. (die übrigens von 58 auf 54 Mann herabgesetzt werden könnten), nachdem sie die eigentliche Rekrutenausbildung erhalten haben, sofort den Kompagnien der Feldbataillone überwiesen werden; dadurch könnten für die vierten Bataillone rund 4500 Mann Rekruten erspart werden. Er will ferner die Verstärkung der Feldbataillone nur für die an den Grenzen stehenden Truppen eintreten lassen, wodurch weitere 7975 Rekruten gespart werden sollen. Er will endlich bei den vorgeschlagnen Verstärkungen der Kavallerie 700, der Fußartillerie 2400, der Pioniere 2000 Rekruten absetzen, wodurch sich für die dritte Forderung der Regierungen nur ein Bedarf von 5000 (statt 10000) Rekruten ergebe. Darnach berechnet Herr von Bennigsen nur eine Mehreinziehung von 45000 Rekruten für erforderlich, und diese will er bewilligen. Zieht man davon die zur Ausgleichung für den entlassenen dritten Jahrgang dienende Summe von 28681 Mann ab, so ergiebt sich, daß Herr von Bennigsen eine Mehreinstellung von rund 16300 Leuten gewähren will.

Die Kommission des Reichstags ist nur zu verneinenden Ergebnissen gelangt. Die zweite Beratung im Reichstag selbst steht bevor.

Bei Betrachtung dieser Verhältnisse drängt sich unwillkürlich folgende Vergleichung auf. Frankreich hat 38 Millionen Einwohner, Deutschland 50 Millionen. Das Verhältnis der Einwohnerzahl ist also fast wie 3 zu 4. In Frankreich bezahlt die Bevölkerung 58 Mark Steuern auf den Kopf, für die Landesverteidigung allein 32 Mark. Gegenüber stehen in Deutschland die Beträge von 22 und von 12 Mark. Gleichwohl hat Frankreich seit dem Jahre 1889 die Einstellung seiner Rekruten auf 230000 Mann erhöht, und man hat nicht gehört, daß im französischen Volke oder in dessen Vertretung die geringste Klage darüber laut geworden sei. Wollte es Deutschland Frankreich gleichthun, so müßte es nach Verhältnis seiner Bevölkerung mindestens 300000 Mann einstellen. Nun verlangt die Reichsregierung, um unsre Wehrhaftigkeit zu sichern, nur die Einstellung von etwa 263000 Mann.*) Da ertönt es fast von allen Seiten: Das ist unerschwinglich! Das ist unmöglich! Im deutschen Reichstage brechen darüber die entsetzlichsten Kämpfe aus. Muß da nicht jedem

*) Nach der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung nur 249000 Mann.

Digitized by Google

Deutschen, der ein tieferes Gefühl für nationale Ehre hat, die Schamröte ins Gesicht treten?

Wir wollen den Antrag Bennigsen zunächst in seiner politischen Bedeutung betrachten. Wir würden den Antrag verständlich finden, wenn damit ein Versuch gemacht werden sollte, einen Teil des Zentrums und der Freisinnigen zu sich herüber zu ziehen und so eine Mehrheit wenigstens für einen Teil der Vorlage zu gewinnen, eine Grundlage, auf der dann den Regierungen ein Kompromiß hätte angeboten werden können. Sicherlich giebt es innerhalb der verneinenden Parteien Mitglieder, die zu patriotisch und auch zu klug sind, als daß ihnen bei der ihnen zudiktirten Fraktionspolitik nicht etwas unwohl zu Mute wäre. Es konnte sich lohnen, diesen Elementen eine goldne Brücke zu bauen. Vielleicht ist der Antrag ursprünglich auch in diesem Sinne gedacht gewesen. Nun hat aber, soviel äußerlich erkennbar ist, Herr von Bennigsen keine namhafte Zahl von Mitgliedern andrer Parteien für seinen Antrag zu gewinnen vermocht. Dann war es aber ein Fehler, daß er in der Kommissionssitzung vom 17. März seinen Antrag mit aller Schärfe gegen den Reichskanzler begründete, als ob dieser der eigentliche Sünder wäre. Was sollte dieser thun? Sollte er, ehe noch Herr von Bennigsen eine Mehrheit für sich hatte, erklären, daß er sich schuldig bekenne, zu viel gefordert zu haben, und daß er sich nun mit dem wenigen begnügen wolle? Ein solches Sichselbstaufgeben kann man doch wirklich einer Regierung nicht zumuten.

Auf denselben Standpunkt der Vorwürfe stellt sich nun auch die Broschüre. Sie beschuldigt den Reichskanzler eines „hartnäckig ablehnenden Verhaltens," die Regierungen der „befremdenden Zähigkeit." Sie wirft dem Reichskanzler vor, daß er die ganze Sache schlecht eingeleitet habe. Sie wirft ihm auch vor, daß er sich früher in anderm Sinne geäußert habe. Was hat das alles mit der Sache zu thun? Nicht das geringste. Wir sollen ja das, was von uns gefordert wird, bewilligen nicht aus Gefälligkeit gegen den Grafen Caprivi oder gegen die verbündeten Regierungen, sondern als ein Opfer für das Vaterland, d. h. zu unsern eignen Gunsten. Ist dieses Opfer notwendig oder auch nur ratsam, so müssen wir es bringen, wie auch der Reichskanzler gefehlt haben mag. Übrigens werden auch die Gegner des Grafen Caprivi anerkennen müssen, daß dieser mit bewunderungswürdiger Ausdauer und Geduld und in der Weise eines überzeugten, ehrlichen Mannes die Vorlage vertreten hat.

Über den sachlichen Wert der Vorschläge Bennigsens ist ja vom Laienstandpunkt aus sehr schwer zu urteilen. Ein offiziöser Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung sagt, der Antrag würde die geplante Wirkung der Vorlage in wesentlichen Bestandteilen nicht nur abschwächen, sondern aufheben. Herr von Bennigsen versichert das Gegenteil. Für viele wird aber das Urteil der Militärbehörde mindestens ebenso schwer wiegen, wie das

Digitized by Google

Bennigsens. Das, was bei dem Antrage Bennigsen auch für den Laien völlig klar ist, besteht darin, daß er eine geringere Zahl von Truppen einstellen will. Nun ist ja die Truppenzahl allein im Kriege nicht entscheidend. Der Ausgang der Schlachten hängt noch von mannigfachen andern Umständen ab. Aber diese Umstände haben wir nicht in der Hand, und es ist unzweifelhaft, daß bei sonst gleichen Umständen die größere Zahl ein Übergewicht giebt. Weshalb hätten denn sonst die Franzosen die Zahl ihrer Truppen so ungeheuer vermehrt? Bennigsen sagt, sein Vorschlag gewähre eine Friedenspräsenz von 539000 Mann; das sei genug, denn die Franzosen hätten nur 525000 Mann.*) Aber müssen wir nicht schon deshalb daran denken, sie zu überragen, weil wir, auch wenn wir mit Frankreich allein Krieg führen sollten, eine erkleckliche Truppenmasse nötig hätten, um unsre Ostgrenzen zu schützen? Jede Zahl, die eine bestimmte Grenze zieht, ist natürlich mit einer gewissen Willkür gegriffen. Eben deshalb ist es aber auch sehr gewagt und schließt eine große Verantwortung ein, wenn bei Fragen dieser Art, an die sich möglicherweise das ganze Geschick einer Nation knüpft, ein Parlament der Regierung gegenübertreten und sagen will: Das ist genug! Man sollte in solchen Fragen der Regierung die Verantwortung überlassen.

Ein besondres Gewicht legt Herr von Bennigsen auf den Einwand, daß der Reformplan gar nicht ausführbar sei, weil sich, wenigstens in den nächsten Jahren, die dazu nötigen Offiziere, Unteroffiziere und diensttauglichen Mannschaften nicht finden würden. Mit der Frage, wo diese herkommen sollen, habe Herr von Bennigsen — so sagt die Broschüre — die Militärverwaltung in eine „ziemlich peinliche" Verlegenheit gesetzt. Die Militärverwaltung sagt: sie werden sich finden. Herr von Bennigsen sagt: sie werden sich nicht finden. Keine von beiden Voraussagen wird zu beweisen sein. Auch hier entsteht zunächst die Frage: Wo hat denn Frankreich die nötigen Offiziere und Mannschaften für seine verhältnismäßig noch viel größere Vermehrung der Truppen hergenommen? Und sollte das, was in Frankreich möglich ist, nicht auch bei uns möglich sein? Aber gesetzt, Herr von Bennigsen hätte Recht, und die nötigen Menschen fänden sich nicht. Dann würde sich damit die Sache von selbst korrigiren. Denn Offiziere und Unteroffiziere, die man nicht hat, wird man auch nicht anstellen. Und wenn man keine Lehrmeister für die Soldaten hat, so wird man auch die Soldaten nicht einberufen. Das Schlimmste wäre also, daß das dafür bestimmte Geld in den Kassen liegen bliebe. Ist hiernach die von Herrn von Bennigsen gehegte Besorgnis wohl ein Grund, von vornherein der Sache entgegenzutreten?*)

Natürlich bildet den positiven Grund, weshalb man die Sache ablehnen

*) Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung bemerkt, nach dem Antrage Bennigsen würde die französische Rekrutenquote knapp erreicht werden.

*) Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung bezeichnet die von Herrn von Bennigsen vor-

Digitized by Google

will, die dem deutschen Volke aufgelegte neue Belastung. Wir hätten geglaubt, daß hierfür in erster Linie die vermehrte persönliche Belastung angeführt werden würde. Es ist in der That nichts geringes, daß Tausende, die bisher vom Militärdienst freiblieben, fortan dazu herangezogen werden sollen. Auf diesen Punkt legt aber die Broschüre das wenigste Gewicht. Sie sagt: „Mag auch diesen Leuten selbst das Freibleiben vom Dienst recht angenehm gewesen sein, so kann man doch vom staatswirtschaftlichen Standpunkt aus — auch in ihrem eignen Interesse — nur wünschen, daß sie den Heeresdienst ebenfalls durchmachen. Er ist doch zugleich eine treffliche Schule, sowohl für die körperlichen Kräfte, wie für die staatsbürgerliche Erziehung! Gemeinsinn, Ordnungssinn, auch Verwaltungssinn, und jedenfalls die Herrschaft über das eigne Ich wird in dieser Schule erworben.“ Man sieht hieraus, daß die persönliche Last doch auch ihre guten Seiten hat.

Dann bleibt also als die „unerschwingliche Last“ nur das Geld übrig. Die Broschüre berechnet, daß die jährlichen Kosten der Neubildung, alles in allem gerechnet, 78 bis 80 Millionen betragen würden. Woher sollen diese Kosten genommen werden?

Wir gestehen, daß diese Klage über die Kosten uns den schmerzlichsten Eindruck gemacht hat. Wenn eine Partei, die sich vorzugsweise eine nationale nennt, vor eine Frage dieser Art gestellt ist, dann, meinen wir, müßte sie sagen: „Wo die Ehre und die Existenz unsers Vaterlandes in Frage steht, kommt es auf die Kosten nicht an.“ Ist die Vermehrung unsers Heeres nicht nötig, dann unterlasse man sie, weil sie eben nicht nötig ist. Aber zu sagen: „Jawohl! sie wäre ganz gut, aber sie kostet zu viel!“ — das ist kläglich.

Bekanntlich hat die Reichsregierung zur Deckung der Kosten eine geringe Erhöhung der Brau-, der Branntwein- und der Börsensteuer vorgeschlagen. Da sagt nun die Broschüre: „Schon bei der ersten Lesung im Reichstage ist klar geworden, daß die Brau- und Branntweinsteuer Aussicht auf Zustandekommen nicht haben. Vorläufig bieten sich also nur die dreizehn Millionen aus der Börsensteuer dar. Wo die übrigen Mittel herkommen sollen, ist noch in Dunkel gehüllt.“ Warum aber haben Brau- und Branntweinsteuer keine Aussicht auf Erfolg? Stehen ihnen elementare Naturkräfte entgegen? Oder sind etwa Bier und Schnaps das Nationalheiligtum der Deutschen, an das nicht gerührt werden darf? Nein, die gedachten Gesetze haben keine Aussicht, weil unsre Parlamentarier nicht den Mut haben, den kleinlichen Interessen der Bier- und Schnapsinteressenten entgegenzutreten.

Aber die Broschüre ergeht sich noch in weitern erbaulichen Sätzen. Sie sagt: „Es ist bei dieser Gelegenheit wieder scharf in Erscheinung getreten (!), daß wir im Reiche angesichts der weit vorgeschrittnen landwirtschaftlichen,

genommene Berechnung schon deshalb als unrichtig, weil er davon ausgehe, daß 263000 Mann jährlich eingestellt werden sollen.

Digitized by Google

gewerblichen und Handelsentwicklung eigentliche Objekte für ergiebigere Mittelbeschaffung kaum mehr besitzen." Gleich darauf wird aber gesagt: Im Vergleich mit andern Staaten sind unsre „steuerlichen" (!) Verhältnisse noch leidlich annehmbar. Es werden nämlich an direkten und indirekten Steuern auf den Kopf der Bevölkerung gezahlt:

in Deutschland	22	Mark,
in Frankreich	58	„
in England	43	„
in Italien	34	„
in Österreich-Ungarn	28	„
in Belgien	27	„
in Holland	49	„

An ordentlichen Ausgaben für die Landesverteidigung werden gezahlt:

in Deutschland	12	Mark,
in Frankreich	32	„
in England	26	„
in Italien	22	„
in Österreich	14	„

Angesichts dieser Thatsachen wagt nun die Broschüre in dem obigen Satze zu sagen: Wir Deutschen sind bereits am Ende mit unsrer Steuerkraft! Wir können nichts mehr zahlen!

Entschuldigend wird dann freilich noch gesagt, daß, wenn wir auch nach jener Vergleichung am günstigsten gestellt seien, wir doch dafür sorgen müßten, daß nicht eine Verschiebung dieses Verhältnisses zu unsern Ungunsten eintrete. Nun würde die Neubildung, auch wenn man ihr die obige größte Kostenberechnung zu Grunde legte, für den Kopf der deutschen Bevölkerung eine Mehrbelastung mit 1,60 Mark herbeiführen. In den obigen Tabellen würden darnach für Deutschland an Stelle der Zahlen 22 und 12 die Zahlen 23,6 und 13,6 treten. Nun sehe man sich einmal die übrigen Zahlen an, und dann fragen wir: Würde mit jener Änderung auch nur eine nennenswerte Verschiebung der Verhältnisse zu unsern Ungunsten eintreten?

Mit besonderm Nachdruck wird dann noch betont, daß um so mehr Sparsamkeit geboten sei, als im gegenwärtigen Augenblicke dem Reiche und dem Staate für die Erfüllung aller Kulturzwecke „geradezu beschämende Einschränkungen" aufgezwungen seien. Nun kann man allerdings die Beschränkung der Ausgaben für Kulturzwecke beschämend finden, wenn man bedenkt, daß das deutsche Volk für Bier, Branntwein und Tabak mehr als zwei Milliarden jährlich ausgiebt. Aber noch weit beschämender ist es doch, wenn ein Volk da knausert, wo seine Ehre und seine Existenz auf dem Spiele steht. Würden wir in einem Kriege besiegt, so würden wir uns für Kulturzwecke noch ganz andre Beschränkungen auferlegen müssen.

Also weg mit der Geldfrage! Sie kommt bei der Frage einer Heeresreform gar nicht in Betracht. Ist diese notwendig, so müssen sich die Mittel

Digitized by Google

dazu finden. Und ſie werden ſich mit Leichtigkeit finden, wenn man nur will.

Der Antrag Bennigſen und der Umſtand, daß dieſer Antrag ſeine Schärfe weniger gegen die verneinenden Parteien, als gegen die Regierungsvorlage kehrt, wird ſich auch bei dem für den Fall einer Auflöſung des Reichstags eintretenden Wahlkampf (der furchtbar genug ausfallen würde) rächen. Die Frage: Wollt ihr eine größere Wehrhaftmachung unſers Heeres oder nicht? würde unſer Volk verſtehen. Drängt ſich aber eine dritte Frage dazwiſchen: Wollt ihr die halbe Wehrhaftmachung oder die ganze? ſo wird das vielen unverſtändlich ſein. Die Gegner der Vorlage werden es geſchickt benutzen, daß ſie ſagen können: „Selbſt die Nationalliberalen haben die Vorlage nicht annehmbar gefunden.“ Was wird daraus werden?*)

Es iſt ſchon vielfach bemerkt worden, daß die gegenwärtige Sachlage die größte Ähnlichkeit hat mit der Sachlage, die ſich vor dreißig Jahren in Preußen darbot. Wird die Regierungsvorlage vom Reichstage abgelehnt, ſo treiben wir allen Umſtänden nach einem Konflikt entgegen. Die verneinenden Parteien werden ſich vielleicht, wenn ſie auf die ſchmerzlichen Lehren der damaligen Zeit zurückblicken, damit tröſten, daß ihnen heute nicht der mächtige Geiſt gegenüberſtehe, der damals die Geſchicke Preußens lenkte. Aber in einer andern Beziehung iſt ihre Stellung doch minder günſtig. Vor dreißig Jahren war das Mißtrauen gegen die preußiſche Regierung ſo weit verbreitet, daß auch die große Mehrzahl der Gebildeten hinter dem Abgeordnetenhauſe ſtand. Heute würde das anders ſein. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß einer großen Zahl der Gebildeten deutſcher Nation die Art und Weiſe, wie der heutige Reichstag ſeine Geſchäfte betreibt, herzlich zuwider iſt.

O. Bähr

Bilder aus dem Weſten

Von E. Below

1. Kanſas City

Noch dort oben, wo Sie die Zinnen der vierzehnſtöckigen Geſchäftspaläſte ſehen, dort hatte ich vor acht Jahren noch mein Kartoffelfeld, ſagte der Stadtchemiker Dr. Hunter zu mir, als er mich durch das Geſchäftsgewühl des belebteſten Straßenviertels und Mittelpunktes von Kanſas City führte. Aber geben Sie Acht, ſetzte er hinzu, indem er meinen Arm ergriff, ſonſt werden Sie

*) Inzwiſchen hat die Nationalzeitung die nationalliberale Partei dagegen verwahrt, daß ſie durch den Antrag Bennigſen feſtgenagelt ſei.

Digitized by Google

gleich von dem Kabelbahnwagen überfahren werden! Dicht vor meinen Fußspitzen, die schon fast die Straßenschienen berührten, fuhr ein mit Leuten gefüllter Wagen vorbei, der weder von Pferden, noch von Dampf, noch von Elektrizität bewegt wurde. Dem ersten folgte, als ich mich kaum von meinem Schrecken erholt hatte, ein zweiter ebenso geräuschlos und dabei so schnell, daß zwischendurch kaum ein Mensch von dem einen Trottoir auf das andre hinüberschlüpfen konnte. Dann noch ein dritter, dessen Kondukteur die Klingel zog, zum Zeichen, daß man nun wieder die Straße überschreiten könne. Ungeschoben und ungehoben glitten sie dann alle drei hinter einander eine bergige Straße hinauf, wo die Fußgänger an den Seiten treppenförmige Trottoirs benutzen mußten. Nach einer Pause von etwa zwei Minuten kamen wieder drei Wagen, und so ging es fort.

Als wir eine Pause benutzt hatten und glücklich hindurch geschlüpft waren, atmete ich tief auf, trotz des dichten Haufens übelriechender Fässer und Kisten, die vor den Kellerhälsen lagen, trotz des Geruches von fettigen Negern und opiumduftenden, schlitzäugigen Chinesen, von tabakkauenden Irländern und zugeknöpften Yankees, die an mir vorbeistürmten. Ich atmete tief auf und mußte lachen, denn jetzt fiel mir erst ein, daß ich vor lauter Straßengewühl und Qualm noch gar nicht nach oben, nach dem Himmel und dem Wetter hatte ausschauen können, geschweige denn nach den Gesimsen der Dächer, die sich hinter allerhand Krimskrams verbargen.

Der Maler, der ein Straßenbild einer dieser vielen neu erstandnen Städte des Westens malen will, kann sich den Himmel ganz sparen. Denn man kommt wirklich vor lauter Gewühl nicht zum Aufblicken, man sieht auch selten weiter als höchstens dreißig, vierzig Schritt, und was darüber etwa noch vom Himmel übrig sein sollte, ist verhängt durch die quer über die Straßen gespannten, bunt bemalten Segeltücher mit Suppenterrinen, Schaukelstühlen, Schuhen, Stiefeln und allen nur denkbaren marktschreierischen Malereien der Geschäftsfirmen.

Ja, Sie mögen staunen, und doch ist es wahr, fuhr mein Chemiker fort, wenn ich Ihnen sage, daß vor acht Jahren dort oben noch ein paar vereinzelte Holzbaracken mit einigen Kartoffelgärtchen über dem Straßengewirr thronten, das unerbittlich vordringend und Höhen und Tiefen nicht scheuend, schließlich auch diese letzten Felsenbrüche und Sandhügel in Beschlag nahm.

Die Stadt ist ja nicht älter als fünfundzwanzig bis dreißig Jahre, wenn wir von dem Vorstädtchen West-Port*) absehen und von einigen kleinen Ansiedlungen unten am Missourifluß, die um die Mitte des Jahrhunderts hier die ersten Anfänge von Niederlassungen bildeten. Stadt wurde diese Nieder-

*) West-Hafen, so genannt, weil es im Anfang am Missouri den Hauptverkehrsort mit dem wilden Westen bildete. Diese Bedeutung als Haupthandelsplatz des Westens hat Kansas City noch jetzt in gewissem Sinn.

Digitized by Google

lassung erst vor dreißig Jahren, und Weltstadt erst vor fünfzehn Jahren durch den Anschluß an die Pacificeisenbahn, wonach sich Börse, Kabelbahn und Weltfleischmarkt dazu fanden.

Als ich mich einige Tage zuvor von Newyork her über den Niagara und Chicago diesem Mittelpunkte der großen Republik des Westens mit dem steppendurchrasenden Dampfroß näherte, war ich allerdings trotz der immer ärmlicher ausschauenden Bahnstationen, trotz der immer primitiveren Ansiedlungen darauf gefaßt, endlich einmal wieder etwas imponirendes zu sehen; schon von meinem frühern fünfjährigen Aufenthalt in Newyork her kannte ich ja nordamerikanische Verhältnisse und die Gewalt des dortigen Fortschritts in Handel und Industrie. Aber etwas so verblüffendes hatte ich doch nicht erwartet.

Um den berühmten Weltfleischmarkt, besonders die Armourschen Packhäuser (Packing-houses) vom hygienischen Standpunkt aus kennen zu lernen und zugleich Verwandte, die seit kurzem in Kansas wohnten, zu besuchen, hatte ich Ende Januar 1890 in Begleitung meiner Frau die Reise unternommen, nachdem ich sechzehn Jahre vorher diese Länderstrecken zum letztenmale bereist hatte. Wer die alte Welt in Zwischenräumen von fünfzehn oder sechzehn Jahren durchreist, findet dort wenig Veränderungen vor. Wer aber die Vereinigten Staaten wiedersieht, nachdem er sie zehn bis fünfzehn Jahre lang nicht gesehen hat, der findet des Unerwarteten und Neuen kein Ende. Nichts interessanteres von Länderbeschreibungen könnte ich mir denken, als eine vermehrte und verbesserte Auflage eines Reisewerkes über Amerika wie des Cronauschen, fünfzehn Jahre nach der ersten Reise wieder herausgegeben nach einer zweiten Reise zu denselben Punkten und Stationen.

Wie wir in dem bequemen Schlafwagen vom Osten her diese weiten Länderstrecken durchflogen, da gewahrte ich, wo vor sechzehn Jahren nur ein Bretterhaus mit blau und weißem Schilde (Western Union Telegraph) gestanden hatte, ganze Städtchen mit stattlicher elektrischer Beleuchtung, mit Omnibus und Pferdebahn, auch elektrischer Bahn; da wo Wald und Gestrüpp gewesen war, standen jetzt wohlumzäunte Fabrikgebäude; wo früher lange Felswände mit der meilenweit leuchtenden Inschrift: Delmonico Littles Syrup Pectoral geprangt hatten, da war die Reklameinschrift von dem Felsenufer verschwunden, denn der Fels hatte den neuen Schienensträngen oder dem Steinmetzen weichen müssen, der Paläste daraus geschaffen hatte, und ein langer Segeltuchzaun prangte mit Blookers Cacao, Mondamin u. s. w. in haushohen, nachts elektrisch angestrahlten Lettern oft sogar mitten in scheinbarer Präriewildnis, auf tagemarschlangen öden Heiden. Keine Heide aber war öde genug, daß nicht die Heilsarmee wenigstens zur Reklame einige Zelte darauf zurückgelassen oder eine Temperenzgesellschaft ihre Traktätchenreklameschilder darauf angebracht hätte, sei es auch nur die Bepinselung eines Steines in einem Sumpf etwa mit den Worten: The Lord lives in this rock.

Digitized by Google

Derart waren die Veränderungen, die überall wahrzunehmen waren — von den großartigen Verbesserungen, den staunenerregenden Fortschritten in den großen Städten ganz zu schweigen.

Je mehr wir uns aber, nachdem wir bei Sankt Paul mit seinen schönen terrassenförmigen Missouriufern vorüber waren, durch die frühern Indianergebiete Kansas City näherten, um so mehr erinnerten die letzten Stationen am Nachmittag und Abend unsers Ankunftstages an die primitiven Einrichtungen, die ich auf meiner Reise vor sechzehn Jahren in Arkansas und Illinois hatte kennen lernen. Hie und da zeigte sich noch eine leidliche Farm, wo ein einspänniger Buggy einen Arzt durchs Gefilde fuhr, hie und da stand noch neben dem bekannten Stations- und Telegraphenhäuschen ein Bretterhaus mit Materialwarenladen, mit großen Buchstaben „Groceries" anpreisend, woran man nicht zweifelte, wenn man die kauenden, speienden und fluchenden Kerle mit den langen blonden Schnurrbärten und den blauwollnen Hemden erblickte.

Daß wir uns allmählich einer großen Stadt näherten, verriet sich durch das zahlreicher einsteigende Publikum. Aber was für ein Publikum! Alles laute, und zwar, wenn sie erst einmal richtig im Wagen saßen, genau im Takte der Eisenbahnrädermelodie. Es waren Farmer und Viehhändler, die diesen Bummelzug der letzten Strecke benutzten, um nach den Schlachthöfen von Kansas City zu kommen. Mit welcher verachtungsvollen Miene sie die Rotweinflasche ansahen, aus der ich mir den Reisebecher füllte, um den Staub hinunterzuspülen! Es waren wohl alles Temperenzler, denn die eine der Bauernfamilien brach sogar, Mann, Weib und Kind, in lautes Hohngelächter aus, als sie sahen, wie ich meiner Frau, die sehr unter dem Staub und Qualm der Eisenbahn litt, einen Becher Rotwein reichte. Daß eine Lady so etwas an den Mund brachte! Entsetzlich!

Als es zu dunkeln begann, beleuchtete ein ferner Prairiebrand die platte Hochfläche, über die wir dahinfuhren. Kein Baum, kein Strauch, nur verdorrtes Gras war rings zu sehen. Dann wieder eine triste Bahnstation, deren bretterne Plattform braun getigert war von dem Tabak der dort sich streckenden knochigen Unholde. Ein seltsamer Typus, der sich da aus dem europäischen Auswandervolk, Iren, Engländern und Deutschen gebildet hat! Man mußte, wenn man diese Menschen betrachtete, wie sie sich dort bei den Stationen herumtrieben, und wie sie hier im langen Durchgangswagen vor uns saßen, an die Überschüssigen der griechischen Zivilisation denken, die auch einst eine neue Welt im Westen gründeten, die ersten Ansiedler Italiens, die später den Grund zu dem alten, großen Rom legten. Ob diese Auswürflinge der Gesellschaft wohl auch wie jene durch ihren Kräfteüberschuß zum zweitenmal, nur in vergrößertem Maße ein zweites Rom, eine neue Welt gründen werden, die dann die alte verschlingen wird?

Digitized by Google

Was kann aus dem Zwischendeck Gutes kommen? denkt wohl mancher. Nun, wir werden ja sehen. Wir fahren eben in eine der ersten Großstädte des Westens hinein, die sie gegründet haben mit ihrer Verachtung europäischen Wesens, aber auch mit ihrem amerikanischen Kraft- und Selbstbewußtsein. Da lag Kansas City vor uns: ein Meer flimmernder Lichter auf hohen Felswänden am Ufer des Missouri an einem trüben Winterabend! Geheimnisvoll unentwirrbar streckte es sich vor uns aus, in Rauch und Ruß gehüllt.

In dem Gewühl des ungeheuern, mangelhaft erleuchteten Bahnhofs mit seinen vielen güterschuppenähnlichen Wartesälen wollte es uns nicht gelingen, die ersehnten bekannten Gesichter derer wahrzunehmen, die uns hier nach jahrelanger Trennung empfangen wollten, und nach langem Hin- und Hersuchen mußten wir ein cab, eine Droschke, für zwei Dollars mieten, die uns nach Locust Street 1112, dem Wohnsitz unsrer Verwandten, brachte.

An steilen Felswänden, an deren Rande oben Holzhütten, auch hübsche Holzvillen standen, fuhren wir in der Dunkelheit auf langen Umwegen endlich in eine mit Bäumen bepflanzte Straße ein. Rechts und links standen im Villenstil gehaltne meist ein- oder zweistöckige Wohnhäuser, die mit ihren Lichtern in der dunkeln Regennacht anheimelnd winkten. Sollte eins davon die Wohnung unsrer Lieben im fernen Westen sein? Das Herz geschwellt vor Erwartung, trat ich ein in Nr. 1112. Durch ein hellerleuchtetes, breites Erkerfenster gewahrte ich unter einem brennenden Kronleuchter einen strahlenden Marienglasofen aus nickelplattirtem Eisen. Ein Dienstmädchen, das sich mühte, ein weinendes Baby mit dem beliebten Wiegenliede Rock'oby Baby in Schlaf zu bringen, bestätigte mir auf meine Anfrage, daß wir uns wirklich in der Wohnung unsrer Verwandten befänden, die gegangen wären, uns vom Bahnhof abzuholen.

Wir traten ein in das hübsch mit durchgehendem Teppich belegte Vorderzimmer mit dem breiten Erkerfenster, ließen uns unter dem Gaskronleuchter in den beiden Schaukelstühlen nieder und freuten uns, daß wir unter Dach und Fach waren, und bald nachdem wir das Kleine, das nicht einschlafen wollte, bewundert hatten, kamen die Guten vom Bahnhof, durchnäßt und ermüdet, die so viel Veranstaltungen für unsern Empfang nach langer Trennung getroffen und uns nun auf dem Bahnhofe verfehlt hatten.

Noch an demselben Abend hatte ich Gelegenheit, über die Stadt und ihre Umgebung aus der Vogelschau einen Blick zu werfen, denn wir fuhren noch einmal zurück nach dem Bahnhofe, um unsre Koffer abzuholen und wegen nachfolgender Kisten das nötige anzuordnen. Mein lieber Wirt, Herr Karl F., bei einer der größern deutschen Zeitungen als Redakteur und Berichterstatter angestellt, zeigte mir den viel kürzern Weg mit der Kabelbahn. Er hatte als Berichterstatter einen Freipaß für sie. An der nächsten Straßenecke sahen wir einen Wagen von weitem die bergige Straße herunterkommen. Auf einen Wink hielt

Digitized by Google

der Führer kurz an. Er kann auf Entfernung von fünf Schritt halten, erklärte mir mein Begleiter, aber nicht auf geringere Entfernungen, darum kommen die meiſten Unglücksfälle vor, wenn einer, nachdem der Wagen ſchon wieder in Gang gekommen iſt, vorn abſpringt und quer vor dem Wagen vorbei auf die andre Seite der Straße laufen will. Das Halten geſchieht durch ein Einhaken des Zahnrades am Boden des Wagens. Der Wagen iſt nämlich, wie die Straße ſelbſt, in der Mitte der Länge nach geſpalten. Er wird durch ein Mittelrad und ein darumgeſchlungnes Drahtſeil weitergezogen. Die vier andern Räder gehen auf Schienen wie gewöhnliche Straßenbahnwagen. Das mittlere Zahnrad in dem Spalt am Boden des Wagens, das mit dem Drahtkabel in Verbindung ſteht, iſt zugleich die Bremſe des Führers. Mit einem hebelartigen Stock, den er vor- und rückwärts ſchiebt, bringt er den Wagen zum Stehen und Gehen. Die Straßen haben ſo viel Gefäll, daß ſich das Hinuntergleiten und Hinaufziehen gegenſeitig ausgleicht und dabei noch immer mit überſchüſſiger, in den Bezirksdampfanſtalten aufgeſpeicherter Kraft gearbeitet wird. Je bergiger eine Stadt iſt, um ſo mehr lohnt ſich die Kabelbahn. Die Betriebskoſten der Bezirksdampfmaſchinen, wo die Kraftübertragung und Kraftverlegung ſtattfindet, ſind im Vergleich zu andern Straßenbahnarten ſehr gering.

Das glatte, geräuſchloſe Fahren war nach der langen Eiſenbahnfahrt eine wahre Erquickung. Wir ſaßen auf der vorderſten der kleinen, zweiſitzigen Querbänke, die rechts und links von dem mittlern Längsgange angebracht ſind. Plötzlich faßte mich Karl an beiden Armen. Wirſt du etwa leicht ſchwindlig, dann ſetze dich lieber zurück auf die zweite Bank, denn es geht gleich ſteil bergab! ſagte er. Aber ich wollte nichts von dem Schauſpiel vor mir einbüßen, hielt mich feſt an die Seitenlehne, und nun ging es hinab durch die Lüfte über die Dächer einer Rieſenſtadt, die ſich in elektriſcher Beleuchtung zu unſern Füßen ausdehnte. Jetzt erſt überſah ich, welch ein bergiges Flußufer wir durchfuhren. Wir befanden uns auf einer halb hängenden, ſteil abwärts führenden Brücke. Aber es war ein weit angenehmeres, ruhigeres Abwärtsgleiten als auf den Zahnradbahnen. Außerdem wird man nicht durch Rauch, Qualm, Pferdegetrappel und das markdurchbohrende Schnarren wie bei den elektriſchen Bahnen beläſtigt. Wie in einer Hängematte, wie in der Gondel eines Luftballons flogen wir über die Stadt dahin.

Jetzt, beim Überblick dieſes ravinenartig eingeſchnittenen und durchfurchten Flußthales, zu dem die Hochebne ſteil abfällt, wurde mir auch klar, was die Felskegel und Felswürfel mitten im Gewirr der fünfzehnſtöckigen Geſchäftspaläſte bedeuteten, an denen wir vorher mit der Droſchke vorübergefahren waren. Dieſe ſeltſamen Felſenkegel mitten in dem Großſtadtgetriebe waren offenbar die inſelartigen Überbleibſel der von dem Andrange der gewaltſamen Nivellirungsarbeiten noch verſchonten Stückchen der alten Hochebne, die ſich früher wohl zwiſchen den Nebenflüßchen bis zum Ufer des Miſſouri hinzog.

Digitized by Google

Unabsehbar dehnten sich die Lichterreihen der Straßen, teils den Nebenflußthälern folgend, teils sie bergauf, bergab durchkreuzend. Sie ließen sechs bis sieben Hochebnen erkennen, die sich, nebeneinandergestreckt, zum Missouri hinuntersenkten.

Mein Staunen wuchs, als ich am nächsten Morgen durch das Zentrum der Stadt eilte, um den mexikanischen Konsul, Herrn von Rahden, einen frühern Bekannten von mir aus der Hauptstadt Mexiko, aufzusuchen, der mich bei dem Chef der Packhäuser des Weltfleischmarktes, Mr. Armour, einführen sollte. Auf meinem Wege dorthin, nach dem Hotel Metropolitanhouse, mußte ich unter Leitung meines ortskundigen Zeitungsmannes wegen meines Gepäcks nach der Börse, dem Telephonamte und dem Postamte, wo sich auch die Zollbehörde befindet. Was ich in diesen Gebäuden sah, überstieg alle meine Erwartungen.

Ich gebe zu, daß die allmähliche Abnahme der Zivilisation auf der letzten Wegstrecke nicht dazu angethan war, meine Erwartungen von der Zivilisationsströmung, die das Zwischendeckspublikum hier verbreiten würde, sehr hoch zu schrauben. Auch gebe ich zu, daß das Reklamemachen der Yankees etwas betäubendes hat für den, der unmittelbar aus einer anständigen Stadt wie Berlin hineingeschleudert wird in das sinnverwirrende, unanständige Durcheinander, das einen in den ganzen Schmutz gegenseitiger Übervorteilungssucht ungehindert hineinblicken läßt. Aber trotz alledem ringen mir diese Fahrstuhlaufzüge, zu sechsen neben einander und ebensoviel einander gegenüber, diese großartigen Telephonverbindungen für das gesamte Publikum, diese Börsen- und Geschäftsräume das Geständnis ab: der Geschäftsteil der Stadt Berlin ist wie eine Kinderstube im Vergleich zu dem Geschäftsteil von Kansas City.

Die Börse, wo ich den Spediteur aufzusuchen hatte, ist ein riesiges Rotsteinbauwerk, stellenweise nur fünf bis sechs Stock hoch, stellenweise aber auch sich bis zu vierzehn, fünfzehn Stockwerken versteigend, so zusammengewürfelt aus maurischen Thorgewölben, gotischen Hallen, Nürnberger Spitztürmen mit Schrägdächern und Erkern, daß man den Eindruck erhält: hier hat man dem wahrscheinlich aus Europa bestellten Baumeister gesagt: Geld genug ist da, nur etwas augenfälliges um jeden Preis! Dieses Gebäude, auf dem die Fahne des meteorologischen Instituts immer die kommende Witterung für die nächsten sechs bis zwölf Stunden anzeigt, ist schon durch seine hohe Lage und seine seltsamen Giebel und Verkröpfungen auffallend genug, aber schön sieht es nicht aus. Die Absichtlichkeit des Gesuchten macht sich zu herausfordernd geltend.

Geht man durch den breiten maurischen Bogeneingang, dessen große Thüren sich auf glatten Eisenschienen gleitend bewegen, die Stufen hinan und tritt durch die Riesenglasthür in den Vorsaal der Eingangshalle, so umfängt einen sofort ein Geruch von Apfelsinen, Kautabak, Stiefelwichse und Parfüm, denn rechts und links ziehen sich elegante Verkaufsstände hin, mar-

Digitized by Google

morne Ladentische der Cigarrenhändler, der Frucht- und Süßigkeitshändler, ja sogar Polsterstühle für die des Schuhwichsens beflissnen Negerjungen, die jeden hereinkommenden umdrängen mit ihrem Shine? shine, Sir? (Blankmachen? blankmachen, Herr?). Da werden Couverts, Schreibgerätschaften aller Art, Bücher und Zeitungen dem hastig vorbeischreitenden zum Verkauf entgegengestreckt. In krassem Widerspruch zu der kalten Pracht der von Marmorsäulen getragnen maurischen Halle, zu dem endlosen getäfelten Fußboden aus schwarzem und weißem Marmor, zu den breiten weißmarmornen Freitreppen und den herrlichen elektrischen Glühlichtbouquets wird man hier umdrängt von den nichtigsten Kleinlichkeiten des Menschenlebens.

Auch der Gutmütigste, der mit der festen Absicht hierher kommt, alles schön und großartig zu finden, muß sich seltsam berührt fühlen, wenn er nach schneller Fahrstuhlreise in einen der langen prächtigen Korridore tritt, wo sich — in jedem Stockwerk — hunderte von Geschäftszimmerchen für Notare, Spediteure, Techniker, Kommissionäre u. s. w., alle numerirt, rechts und links in langen Reihen hinziehen. In jedem dieser Gänge sieht man in der Mitte eine Reihe dicker, braungelber Töpfe stehen, in deren Umkreis der schwarz und weiß getäfelte Marmorfußboden braun gesprenkelt erscheint, und überall an den Wänden steht die Inschrift: Don't spit at this floor! Man merkt, daß man sich unter Auswurf befindet, und alle Pracht und Vornehmheit ist dahin.

Oben im vierzehnten oder fünfzehnten Stockwerk befindet sich ein großartiges Restaurant mit warmem und kaltem Lunch, ein ungeheurer Eßsaal, Billardsäle u. s. w. Von den Fenstern aus überblickt man einen guten Teil des Missourithales, man sieht hinüber über die Brücke in die Gefilde des Staates Kansas, wo die berühmte State-Line, dem Meridian folgend, die biertrinkenden Wölfe des Staates Missouri von den wassertrinkenden Lämmern des jenseitigen Teils von Kansas City scheidet, der zum Staate Kansas gehört. Heimlich trinken freilich die Lämmer desto mehr Schnäpse, und wollen sie am hellen Tage einen Blick in den Höllenpfuhl der Biertrinkerei thun, so brauchen sie bloß jene Grenzstraße zu überschreiten, und sie finden Kneipe an Kneipe, meist von Deutschen oder Irländern verwaltet.

Drüben bei den Wassertrinkern kann man tagelang in Geschäften umhereilen, ohne etwas andres als Limonade oder Selterswasser mit Eis zu bekommen. Daher der stets verdorbne Magen der meisten der Temperenzlerei huldigenden Yankees. Sie gönnen sich keine Zeit zum Essen in der halben Mittagsfreistunde. Sie setzen sich kaum dazu, sie kauern in langen Reihen, auf hohen Stühlchen an der bar, dem Ladentisch, dann stürzen sie hastig ihr Eiswasser hinunter, und in kurzer Zeit ist der chronische Magenkatarrh fertig, den man fast allen schon von fern anmerken würde, wenn sie nicht fortwährend wohlriechenden Gummi oder Tabak kauten. Noch haben die Temperenzler in dem diesseitigen Teile der Stadt nicht die nötige Gewalt, darum

Digitized by Google

können wir uns hier auf dieser schwindelnden Höhe gütlich thun. Oft begegnet es einem ja nicht, daß man im fünfzehnten Stockwerk über allen Türmen der Stadt seinen Frühschoppen genießt, im Mittelpunkt der Vereinigten Staaten Nordamerikas in deutschem Bier und deutschen Würsteln schwelgend.

Ähnlich großartig sind die andern öffentlichen Geschäftsgebäude der Stadt angelegt. Besonders angenehm empfindet der Deutsche, der an den Post- und Telegraphenschaltern seines Vaterlandes nicht gerade verwöhnt wird, hier die wortkarge Zuvorkommenheit und Schnelligkeit, mit der er überall bedient wird. Da giebt es kein Warten, ans Fenster klopfen oder abgewiesen werden wegen Weißbier und Schrippe der Herren Verwaltungsbeamten. Alles geht schnell und fast wortlos von statten. Guten Tag, ich wollte mir die Anfrage erlauben, ob Sie mir vielleicht sagen könnten — dergleichen kann man sich hier sparen. Ob man dabei den Hut auf dem Kopfe behält oder abnimmt, ist dem Beamten ebenso gleichgiltig. Eine einzige Höflichkeitsbezeugung während des Geschäftsverkehrs gilt stillschweigend überall als zu Recht bestehend: das Hutabnehmen vor Damen, die in den Fahrstuhl treten. Dann bleiben die Herren entblößten Hauptes bis zu dem Stockwerk, wo die Dame den Fahrstuhl wieder verläßt. Ebenso gilt es für selbstverständlich, daß, wenn eine Dame in den Straßenbahnwagen oder in den Fahrstuhl tritt, ein Herr ihr einen Platz frei macht. Vergißt man das, so fordert sie es von dem ersten besten der Fahrgäste, meist nur durch einen Blick.

Als ich vom Telephonamte, wo ich mit einem gerade in Sedalia (Staat Missouri), hundert Meilen von hier, befindlichen Spediteur ein paar Worte gewechselt hatte, in dem überfüllten Fahrstuhl wieder herabfuhr, fiel mir der einzige, fast immer leere Fahrstuhl in Berlin an der Ecke der Leipziger- und Wilhelmsstraße im Lebensversicherungsgebäude ein, der doch ziemlich regelmäßig in Thätigkeit erhalten wird. Als ich den das erste mal benutzen wollte, kam der Wärter, der mich eintreten sah, vom Zietenplatz herüber und erklärte mir, daß ich es ihm nur zu sagen brauchte, wenn ich hinaufgezogen sein wollte, er sei stets hier in der Nähe. Ja ja, Berlin wird Weltstadt.

Nur wenige Gebäude sind von außen getüncht. Die meisten haben Fundamente von Rotsteinquadern, und darüber erhebt sich Rohziegelbau. Das giebt der von Rauchwolken überlagerten Handelsmetropole etwas düsteres. Die meisten der großen schwarzen Wolken, die alle Hemdenkragen und Manschetten in kurzer Zeit mit Ruß überziehen, kommen von den Dampffahrstühlen der Geschäftspaläste und Hotels und von den Maschinenhäusern der Kabelbahn. Die obern Zehntausend wohnen außerhalb und oberhalb dieser den untern Teil der Stadt umlagernden schwarzbraunen Rauchwolken, sie haben heitern, blauen Himmel über sich auf den Höhen, wo ihre Villen stehen. Wenn sie aber ihre Geschäftslokale in der Stadt aufsuchen, müssen auch sie fast immer in dieses trübe dunkle Gewölk untertauchen, wo man oft tagelang die Sonne nicht zu Gesicht bekommt.

Digitized by Google

Leopold Kümmerlich

Von dem Verfaſſer der Bilder aus dem Univerſitätsleben

(Schluß)

Eines Tages fragte ihn ſeine Wirtin, ob er für Geld und gute Worte einen Brief ſchreiben wollte. Die Rieke aus der erſten Etage im Vorderhaus möchte gern einen recht ſchönen Liebesbrief an den Unteroffizier vom zweiten Garderegiment geſchrieben haben, der immer ſo verliebte Augen mache und ſich den Schnurrbart ſo ſchön drehe, wenn er bei Rieken vorbeigehe. Leopold wollte erſt nicht, aber endlich lachte er doch ſtill vor ſich hin und machte ſich an das ſeltſame Geſchäft. Er hatte nie geliebt; nur im Frühjahr ging ihm zuweilen ein warmer Strom durchs Herz und trieb ihm die Blutwellen in den Kopf, ſodaß ſeine Phantaſie in wunderlichen Glücksempfindungen ſchwelgte. In ſolcher Stimmung ſchrieb er damals Riekes Liebesbrief. Der ſchlug durch. Rieke hatte einen glänzenden Erfolg. Es dauerte nicht lange, und alle Küchenfeen aus dem Vorder-, Seiten- und Hintergebäude belagerten ſeine Stube und wollten Briefe von ihm haben. Das brachte ihm auch eine ganz nette Summe ein. Aber als das Regiment ins Manöver rückte, und dann die Reſerven entlaſſen wurden, hörte dieſe Schriftſtellerei auf; die Rekruten ſeien noch zu „unjebildet“ zum Lieben, ſagten die Mädchen. Schließlich war es Leopold auch ganz recht, denn der Rieke war die Liebe nicht gut bekommen, und ſeine Wirtin, Frau Knuſke, ſagte ihm eines Abends: Hören Sie mal, Herr Kümmerlich, die Rieke is ſehr falſch uff Sie; ſie meint, wenn Sie den Brief nich jeſchrieben hätten, dann wär' es nich ſo weit jekommen. Das wär' die reine Kuppelei, ſagt ſe, und dadruff könnten Se beſtraft wern. Das hatte Leopold einen heillofen Schrecken eingejagt. Ach Gott, es war ein erbärmliches Leben! Er mochte anfangen, was er wollte, es ſchlug ihm alles fehl.

Seine Studien hatte er bei dieſer ewigen Hetzjagd nach Erwerb, bei dieſem aufreibenden Kampf ums Daſein wenig planmäßig und nur oberflächlich betreiben können. Lehrbücher und andre Hilfsmittel konnte er ſich nicht anſchaffen, und Repetitorien mitzumachen, wo ſich die wohlhabenden Juriſten die Antworten auf die ewig wiederkehrenden Fragen einpauken ließen, dazu fehlte dem armen Hungerſtudenten erſt recht das Geld. So arbeitete er

Digitized by Google

vor dem Examen Tag und Nacht; aber er merkte bald, daß seine Auffassungsgabe für viele juristische Fragen gar nicht ausreichte. Er arbeitete sich ganz dumm und wurde körperlich elend dabei.

Als nun der schwere Tag herangekommen war, fiel Leopold Kümmerlich rettungslos selbst durch das engmaschige Netz, in das die jungen Juristen von den nachsichtigen Professoren beim Examen geworfen zu werden pflegen. Eine Stelle im Corpus juris, die ihm zur Übersetzung vorgelegt wurde, und vor der er ganz hilflos stand, brach ihm den Hals.

Nun war er völlig geknickt; besonders der Gedanke an seinen alten Vater und das versetzte Corpus juris quälte ihn. Sehen Sie, sagte er zu mir, als ich ihn nach dem unglücklichen Ausfall traf, das ist die gerechte Strafe. Ich hätte das Corpus juris, das mir mein guter Vater wie einen Talisman mitgab, nicht versetzen sollen. Aber ich bin immer ein guter Lateiner gewesen und glaubte genug Latein für einen Juristen zu wissen.

Er wurde nun noch menschenscheuer als vorher und ging selbst mir aus dem Wege, wenn er mich kommen sah. Eines Nachmittags sah ich ihn ganz allein vor dem schwarzen Brete stehen. Er las aufmerksam einen Anschlag und notirte sich etwas. Ich wollte ihn anreden, aber er verschwand durch die Hinterthür ins Kastanienwäldchen. Ich suchte nach dem Anschlag, der seine Aufmerksamkeit erregt haben könnte, und fand ihn bald heraus: Ein wenig benutztes Corpus juris ist billig zu verkaufen. Näheres im Kohlengeschäft Alexanderplatz 97.

Ein paar Stunden später schlenderte ich die Friedrichsstraße hinunter, und da kam mir Leopold abermals in den Weg. Er war so mit sich beschäftigt, daß er nicht einmal die solenne Auffahrt einer Studentenverbindung bemerkte, die in prächtigen Karossen mit galonnirten Kutschern und Dienern selbstbewußt und protzenhaft nach den Linden fuhr. Er lief mir gerade in die Arme, und ich hielt ihn fest. Er war ganz atemlos, sein Gesicht war erhitzt, und er wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Mensch, wo kommen Sie her? rief ich. Da streckte er mir freudestrahlend ein altes dickes Buch entgegen: Denken Sie sich diese Überraschung! stammelte er. Ich möchte an ein Wunder glauben! Ich habe es wieder, das alte Corpus juris von meinem Vater!

Alle Wetter, Sie haben es wohl aus einem Backofen geholt! rief ich. Woher sind Sie denn so erhitzt bei dieser Kälte? Wie sehen Sie aus? Sie können sich ja kaum auf den Beinen halten.

Ich will es Ihnen später erzählen, sagte er mühsam. Ich bin wirklich nahe daran, umzufallen.

Ich zog ihn in eine Kneipe in der Mittelstraße und bemerkte, als wir uns an den Tisch gesetzt hatten, daß dem armen Menschen die Hände zitterten.

Digitized by Google

Ja, sagte er leise, die haben mit helfen müssen, das sind sie nicht gewöhnt.

Er trank hastig das halbe Glas aus, und nun erfuhr ich denn auch sein neuestes wunderliches Erlebnis. Es klingt fast unglaublich, aber ich erzähle es wieder, wie er mirs erzählte.

Um sich das heiß ersehnte Corpus juris wiederzuverschaffen, war er vom schwarzen Bret gerades Wegs nach dem Kohlengeschäft am Alexanderplatz geeilt. Wie er hinkommt, giebt es in der Hausflur gerade einen lebhaften Wortwechsel zwischen einem Kommis und einem Kohlenarbeiter. Er eilt vorüber und tritt in die Geschäftsstube. Da sitzt hinterm Schreibtisch der „Chef," ein kleiner dicker Herr mit rotem, glattrasirtem Gesicht, und Leopold bringt sein Anliegen vor.

Was wollen Se denn mit dem Buche? fragt ihn der Dicke brummig. Soviel ich davon verstehe, is das nichts zum Kolportiren — dazu wollen Se's doch? Ich hab's für die Studenten ans schwarze Bret schlagen lassen, aber nich für solche Leute wie Sie. Das sieht mir 'n bischen nach Schwindel aus.

Dem armen Leopold schießt das Blut ins Gesicht — er wird also nicht für einen Studenten gehalten! Da zieht er es vor, sich ganz zu verleugnen. Es ist nicht für mich, sagt er stammelnd, ich soll's für einen Studenten kaufen, der mit in meinem Hause wohnt; der hat mich hergeschickt.

So? erwiederte der Dicke, na warum sagen Se denn das nich gleich? Hier is es! Wir haben's neulich so'ner ollen Studentenmutter in der Johannisgasse abpfänden lassen. Sie war fünf Mark für Koks schuldig, und die muß ich aus dem Schmöker wieder raus haben. Es sind verschiedne Fettflecken und Tintenklexe drin, aber der Einband is noch gut, sehn Se sichs nur an!

Leopold nimmt das Buch, der Einband kommt ihm bekannt vor. Er schlägt es auf — bei Gott! es ist sein altes Corpus juris! Oben rechts auf dem Titelblatte war noch ganz schwach sein Name zu lesen, den der letzte Besitzer ausgekratzt hatte.

Er zieht mit zitternder Hand sein Portemonnaie, wühlt darin und zählt alles, was er hat, in die hohle Hand. Endlich sagt er traurig: Ich habe nur vier Mark fünfzig bei mir — lassen Sie mir's dafür!

Aha, ein Zwischengeschäftchen wollen Se machen? erwiederte der Dicke. Nee, mein Bester, das giebts nich; gehen Se man wieder nach Hause un holen Se gefälligst das übrige, unter fünf Mark is es nich, und wenn —

In diesem Augenblicke tritt der Kommis herein und ruft: Mit dem Kerl ist nichts anzufangen! Er ist mit fünfzig Pfennigen nicht zufrieden, er will für die letzten zehn Körbe eine ganze Mark haben!

Der Dicke springt ans Fenster, reißt es auf und schreit dem Arbeiter, der breitbeinig, die Schippe unterm Arm dasteht, zu: Sind Se verrückt? Machen Se sofort, daß Se vom Kohlenplatz wegkommen! Wir sind fertig mit

Digitized by Google

einander, ganz fertig! Dann schlägt er das Fenster krachend wieder zu und sagt zum Kommis: Na, da sitzen wir nu mit dem Koks. Alle Leute sind unterwegs, die Körbe sollen in einer halben Stunde abgeholt werden, wer schippt se uns nu voll?

Leopold hat mit wachsender Spannung dem Gespräch zugehört, eine freudige Erregung geht über sein Gesicht — hier kann er etwas verdienen! Er bietet dem Kohlenhändler an, er wolle die paar Körbe vollschippen, wenn ihm dann das Corpus juris gelassen werde. Der Dicke willigt ein, und eine halbe Minute später steht Leopold mit der Schippe in der Hand draußen vor dem Kokslager, und nachdem er seine Gummistulpen abgenommen und in die Rocktasche gesteckt hat, fängt er an, den ersten Korb zu füllen.

Die Bewegung thut ihm wohl. Es geht zuerst etwas langsam und ungeschickt, er schippt oft vorbei, läßt auch ein paarmal die Schippe fallen, daß es klirrt und der Dicke ärgerlich ans Fenster springt. Aber beim zweiten Korb hat er schon die nötigen Kunstgriffe weg, es kommt etwas wie Galgenhumor über ihn, er muß an den Gassenhauer denken: „Mutter, der Mann mit dem Koks is da," und an die Variante: „Mutter, der Referendar is da," und so schaufelt er denn munter weiter. Beim vierten, fünften Korbe erlahmt er. Aber mit Aufbietung aller Kräfte und in fieberhafter Hast schaufelt er weiter, bis auch der letzte Korb gefüllt ist, stürzt dann keuchend und in Schweiß gebadet wieder in die Geschäftsstube und erhält nun endlich sein Corpus juris eingehändigt!

Als mir Leopold die Geschichte zu Ende erzählt hatte, fuhr er sich mit der Hand über die matten Augen. Aus dem Nebenzimmer, wo eine Verbindung einen Kommers abhielt, drangen die übermütigen und lärmenden Töne des alten Studentenliedes „Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren?" herüber. Ach Gott, sagte Leopold, die Herrlichkeit! Wie oft habe ich neben mir in der Karlstraße die Bäckergesellen beneidet, wenn sie um die Mittagszeit behaglich an die Thürpfosten gelehnt dastanden, mit ihren verschränkten dicken Armen, die kleine Thonpfeife im Munde, und die weiße Mütze im Genick. Meine ganze klassische Bildung und meine ganze Studentenherrlichkeit hätte ich drum gegeben, wenn ich manchmal so ein zufriedner, gesättigter Bäckergeselle hätte sein können. Na, jetzt habe ich mein Corpus juris wieder, jetzt soll es anders werden. Mir ist, als käme neuer Mut über mich. In hoc signo vinces! Dabei klopfte er mit der Hand auf das Buch.

Jetzt haben wir Februar, fuhr er fort, bald wird es wieder Frühling werden. Glauben Sie mir wohl, daß ich seit drei Jahren keine Lerche gehört habe? Erinnern Sie sich noch, wie wir als Jungen auf dem Lehmberge die aufsteigenden Lerchen mit den Augen verfolgten? Wissen Sie, ich habe neulich so darüber nachgedacht, aus kleinen Städten und untergeordneten Familien sind doch viele tüchtige, berühmte Männer hervorgegangen. Darin hat mein

Digitized by Google

Vater ganz Recht. Wie gründlich lernt unsereins das Leben kennen! Und welche Erfahrungen sammelt man, von denen die bevorzugten Menschen keine Ahnung haben!

Diese Gedanken Leopolds kamen mir sehr gelegen, denn ich konnte sie benutzen, um das Selbstvertrauen in dem armen Menschen wieder etwas zu beleben. Wir gingen eine ganze Reihe berühmter Männer durch, die sich aus niedrigen Verhältnissen durch eigne Kraft emporgearbeitet hatten. Aber bald merkte ich, daß Leopold zerstreut wurde und mit wachsender Unruhe und Aufregung einem Gespräch am Nebentisch zuhörte.

Dort saßen drei Studenten, die über das juristische Studium sprachen.

Es sollte keiner, sagte der eine, ein höchst patent gekleideter Herr, etwas näselnd, zur juristischen Fakultät zugelassen werden, der nicht über einen Wechsel von mindestens fünfhundert Thalern verfügt. Was sieht man jetzt für schäbige Kerle in den Auditorien sitzen! Man möchte immer von ihnen wegrücken.

Ja, sagte ein Dicker mit biergerötetem Gesicht und einigen Schmissen drin, hinauswerfen sollte man diese Schusterseelen. Das hungert sich durchs Studium und durch die Referendarzeit und wird zeitlebens die Sklavennatur nicht los. Wie sollen nur solche Hungerleider, die immer getreten werden und überall zu Kreuze kriechen, einmal schneidige Staatsbeamte abgeben!

Sehr richtig, sagte der dritte, der schon eine merkliche Glatze hatte, sehr richtig, vorausgesetzt natürlich, daß die Leute nicht vorher schon das blühende Handwerk eines Paletotmarders ergriffen haben.

Alle lachten und tranken einander zu. Leopold hörte gar nicht mehr auf mich, er saß in furchtbarer Erregung da, wechselte seine Gesichtsfarbe und sah sich nach den Sprechern um.

Es fängt oben schon ein andrer Wind an zu wehen, wie mir scheint, sagte der Näselnde. Sie lassen jetzt den Pöbel im Examen durchfliegen, daß es eine Art hat. Auch das letztemal ist so einer durchgerasselt — mit Pauken und Trompeten, sage ich Ihnen. Na, den Kerl hätten Sie in seinem gepumpten Leibrock sehen sollen! Es war zum Schießen, wie dieser Trauerkloß dastand. Solche Kerle sollten doch wegen Größenwahn ins Irrenhaus gesperrt werden.

Plötzlich entstand ein furchtbarer Lärm. Leopold Kümmerlich war aufgesprungen, hatte dem näselnden Sprecher einen Faustschlag ins Gesicht versetzt und war dann mit lautem Aufschrei ohnmächtig zusammengebrochen.

Das ganze Lokal geriet in Aufregung. Ich hatte Mühe, die drei Studenten, die fortwährend nach Satisfaktion brüllten, zu beruhigen und ihnen zu versichern, daß ihnen jede gewünschte Genugthuung gegeben werden würde.

Ein Mediziner hatte sich über den Ohnmächtigen gebeugt und untersuchte eine Wunde, denn Leopold war mit dem Gesicht auf eine Stuhlkante gefallen und blutete. Es war nur eine Hautwunde. Sie wurde verbunden, und der freundliche Mediziner und ich schafften den noch immer regungslos daliegenden

Digitized by Google

in eine Droschke und brachten ihn mit seinem Talisman, dem Corpus juris, nach Hause.

Die Szene mit dem unglücklichen armen Schulkameraden wollte mir nicht aus dem Kopfe. Als ich zu Bett gegangen war, lag ich lange Zeit mit offnen Augen da, und als ich endlich eingeschlafen war, quälte mich ein beängstigender Traum. Mir träumte, Leopold stünde vor Gericht. Der alte Kreisgerichtsdirektor führte den Vorsitz, und neben ihm saß der Assessor Müller, unter den Geschwornen der Kupferschmied Schulz. Verteidiger war der alte Kammergerichtsrat, der ihm in der Prüfung immer so ermutigend zugenickt hatte. Zuletzt kam der alte Kümmerlich mit einem großen Aktenstoß unterm Arm und setzte sich an den grünen Tisch. Er sah Leopold starr an, zog die weißen, buschigen Augenbrauen zusammen und biß sich fortwährend auf seinen kurzen Schnurrbart.

Neben dem alten Kanzlisten stand die Witwe aus der Gipsstraße. Sie zeigte auf Leopold und sagte zu dem Alten: Der ists gewesen!

Der alte Kanzlist erwiderte leise und vor sich hinstarrend: Dann muß er sterben, wenns nicht anders im Corpus juris steht.

Geben Sie dem Angeklagten das Corpus juris! sagte der Kreisgerichtsdirektor. Vielleicht findet er jetzt das geeignete Hochzeitslied! Da trat ein Unteroffizier vom zweiten Garderegiment auf Leopold zu, nahm aus einem Kohlenkorb ein Bündel und gab es ihm. Als aber Leopold das Bündel aufwickelte, war darin statt des Corpus juris ein schlafendes Kind, und hinter mir hörte ich Riekes kreischende Stimme: Der is an allem schnld! der is an allem schuld!

Der Vorsitzende klingelte und sagte: Der Herr Verteidiger hat das Wort. Darauf erhob sich der alte, freundliche Kammergerichtsrat und sagte: Meine Herren, es liegen schwere Indicien gegen den Angeklagten vor, aber ich halte ihn für einen ehrlichen Menschen. Wenn er gefehlt hat, so ist ihm doch nur geringe Schuld beizumessen. Er ist, wie so viele andre, das Opfer einer falsch angebrachten Erziehung. Er ist als Knabe und als Jüngling mit dem Honig der klassischen Gelehrsamkeit gefüttert worden, während er nach seiner natürlichen Anlage Erbsen und Sauerkraut hätte bekommen sollen.

Bei diesen Worten stand der Kupferschmied Schulz auf, schlug auf den Tisch und rief mit seiner rollenden Baßstimme: Verpfuscht ist er! verpfuscht, Herr Präsident!

Der Präsident klingelte, und der alte Kammergerichtsrat fuhr fort: Es war in Leopold Kümmerlich kein Edelmetall. Trotzdem haben ihn die klassischen Goldschmiede nach allen Regeln der Kunst bearbeitet, ihn jahrelang gehämmert, geschweißt, gepreßt. Aber es hat nichts genützt. Sie haben das gewöhnliche Roheisen, das in ihm steckte und das zu einfachem Handwerkszeug ganz gut gewesen wäre, brüchig und völlig wertlos gemacht.

Digitized by Google

Sehr richtig! rief der Kupferschmied Schulz dazwischen, wertlos, völlig wertlos! Aber Gehaltserhöhung wollen sie natürlich haben, wir werden ihnen aber was pfeifen!

Der Präsident klingelte abermals, und der Verteidiger fuhr fort: Die Schuld, daß jetzt soviel gescheiterte Existenzen in der Welt herumlaufen, trifft nicht diese Unglücklichen, sie trifft unsre verkehrten Einrichtungen, sie trifft den Staat, der die alten Gelehrtenschulen zu Volksschulen für den Bürgerstand gemacht hat und durch die Massenzüchtung eines gelehrten Proletariats Ansprüche und Forderungen großzieht, die er dann nicht erfüllen kann.

Sehr richtig! rief wieder der Kupferschmied Schulz, sehr richtig! Faulenzer werden erzogen und hochnäsige Schmarotzer, die wir Männer von der schwieligen Faust dann ernähren müssen!

Ich bitte, den Herrn Verteidiger nicht fortwährend zu unterbrechen, sagte der Präsident. Der Kammergerichtsrat zog die Augenbrauen zusammen, blickte auf den alten Kümmerlich, der ganz geknickt dasaß, und fuhr dann fort: Die Schuld trifft ferner die thörichten ehrgeizigen Väter — der alte Kanzlist schrie auf, als führe ihm ein Dolch durchs Herz — ja, die Väter, wiederholte der Verteidiger langsam und nachdrücklich, die, obwohl sie ohne alle Mittel sind, aus ihren unfähigen Söhnen mit aller Gewalt studirte Leute und hohe Staatsbeamte machen möchten. Der Angeklagte, meine Herren, ist sich seiner geistigen und wirtschaftlichen Armut wohl bewußt. Er ist ein bescheidner Mensch, er hat sich nicht eigenmächtig in dieses für ihn ganz ungeeignete Lebensgebiet gedrängt, er ist von andern hineingedrängt worden. Seine Studienzeit ist eine wahre Leidenszeit gewesen, voll Entbehrungen, Mühseligkeiten und Kränkungen, aber er hat nie unlautere Dinge im Herzen gehabt. Er ist des Betruges und der Kuppelei angeklagt, ich halte ihn für unschuldig. Wenn er gefehlt hat, so hat er sicher nur aus Not gefehlt. Ich bitte, den Angeklagten freizusprechen.

Kanzlist Kümmerlich, sagte der Kreisgerichtsdirektor, lesen Sie das Prüfungsprotokoll vor!

Der Alte las leise und mit weinerlicher Stimme: Meine einzige Passion ist mein Leopold, mein Sohn, meine einzige Passion ist mein Leopold, mein Sohn!

Im Saale herrschte Totenstille. Alle sahen düster vor sich hin, nur der alte Kümmerlich schluchzte und hielt sich die Hände vors Gesicht.

Dann muß er sterben! sagte der Kreisgerichtsdirektor eintönig und traurig.

Mich packte im Traum eine namenlose Wut über dieses Gerichtsverfahren. Der Schweiß trat mir auf die Stirn; ich wollte schreien, aber die Kehle war mir wie zugeschnürt. Da ergriff ich das vor mir stehende Tintenfaß, schmetterte es auf den Tisch und rief: Das ist schreiende Ungerechtigkeit, das giebt einen Justizmord!

Digitized by Google

Mit einemmale wachte ich auf, rieb mir die Augen und sah neben dem Bette die Scherben meines Porzellanleuchters liegen, den ich vom Nachttische geworfen hatte.

Ich stand auf und suchte die Bilder dieses wunderlichen Traumes los zu werden; aber der Gedanke an Leopold verfolgte mich den ganzen nächsten Tag. Erst am Abend kam ich dazu, nach der Karlstraße zu eilen, um mich nach dem Zustande des armen Menschen zu erkundigen.

Da erfuhr ich von seiner alten Wirtin, daß Leopold ins Krankenhaus gebracht worden sei, weil der Arzt den Ausbruch einer schweren Krankheit festgestellt habe. Diese Nachricht berührte mich um so schmerzlicher, als ich am nächsten Morgen zu einer frohen Festlichkeit verreisen wollte. Meine glückliche Lage erschien mir fast sündhaft im Vergleich zu dem traurigen Schicksal Leopolds.

Als ich nach acht Tagen zurückkehrte, war mein erster Gang wieder nach der Karlstraße. Frau Knuske öffnete mir und rief händeringend, als ich in die Küche getreten war:

Ach Gott, Sie wissen es noch nich? Er is gestorben, und gestern haben sie ihn begraben! Sie sind ihm wohl sehr gut gewesen, daß Sie so traurig dastehn? Dem Menschen mußte man auch gut sein. Seit zwanzig Jahren vermiete ich hier an Studenten, und ich kenne sie genau, aber Herr Kümmerlich, das war ein Mustermensch. So was von Pünktlichkeit im Miete zahlen! Und sein alter Vater, ach Gott, hat der alte Mann hier geweint! Gestern nach dem Begräbnis kam er her, und da hat er hier den ganzen Nachmittag in der Stube gesessen und hat mir von seinem Leopold erzählt, und dann nahm er das Bild von der Mutter und steckte es in die Brusttasche, und von dem dicken Buch hier sagte er, ich sollte es nur zu Gelde machen, dafür hätte ich die letzte Miete. Dann ging er fort. Aber heute wollte er noch hierbleiben und sich die Universität, wo der Leopold immer so fleißig gelernt hat, ein bischen ansehen.

Ich ließ mir die Adresse des alten Kümmerlich geben und suchte ihn auf. Dann gingen wir zusammen zur Universität. Er blickte verstohlen durch das Gitter auf die bunte, durcheinander wimmelnde Studentenmenge. Mein Leopold ist auch unter ihnen gewesen, sagte er mit zitternder Stimme, zog sein buntes Taschentuch heraus und schnäuzte sich umständlich. Sie werden ihn gewiß alle kennen!

Er redete einen schlanken jungen Herrn mit bunter Mütze an und fragte ihn, ob er den Studiosus Leopold Kümmerlich gekannt habe. Nein, sagte der Student, aber am schwarzen Bret steht etwas von ihm, ich habe nur flüchtig seinen Namen gelesen.

Der Alte bat mich, ihn ans schwarze Bret zu führen; er war sehr neugierig, was wohl von Leopold dran stehen würde, vielleicht eine Auszeichnung

Digitized by Google

oder dergleichen? Das mußte er doch lesen. Aber er wollte sich nicht in das Gewühl hineindrängen. So warteten wir denn, bis alle Studenten in die Hörsäle verschwunden waren. Dann gingen wir hin.

Da stand denn das gebeugte Männchen und las: Den Herren Kommilitonen teilen wir mit, daß der Kandidat der Jurisprudenz Leopold Kümmerlich am 23. d. M. gestorben ist; die Beerdigung findet am 26. d. M. statt.

Dicht daneben aber hing noch ein andrer Anschlag, der lautete: Ein wenig benutztes Corpus juris ist billig zu verkaufen. Näheres bei Witwe Knuske, Karlstraße 97, im Hintergebäude.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Blumenlese aus Felix Dahns Leben. Niemand wird leugnen, daß Felix Dahns Erinnerungen, von denen bis jetzt drei Bände erschienen sind, mancherlei interessante Mitteilungen enthalten und als Selbstbekenntnisse eines von idealem Streben beseelten Mannes Aufmerksamkeit verdienen. Wenn wir uns gegen einige darin hervortretende Eigentümlichkeiten sträuben, so geschieht es weniger, um der Person des unermüdlich fleißigen Verfassers entgegenzutreten, als aus Abneigung gegen immer allgemeiner werdende Modethorheiten, die zuerst die Tagesschriften ergriffen haben und nun auch anfangen, sich die Kreise der Gelehrten zu erobern.

An erster Stelle rechnen wir hierzu die übel angebrachte Deutschtümelei. Man kann eine sehr starke Abneigung gegen überflüssige Fremdwörter haben, ohne deshalb eine Redaktion gleich Schriftleitung (3, 389) zu nennen, denn dieses Wort ist ebenso unsinnig wie der Gebrauch von Abgabe statt Adresse (3, 201); weder eine Redaktion noch irgend sonst jemand auf Erden leitet Schriften, und eine Abgabe ist, so bedauerlich die Sache auch sein mag, nichts weiter als eine Steuer.

Ähnlich steht es mit dem beständigen Gebrauch von Lesung statt Lektüre; die Sprache hat nun einmal das Wort Lese für einen andern Gebrauch vorbehalten, und niemand wird uns ausreden, daß eine wehmutvolle Lesung (3, 565) dem deutschen Sprachgefühl aufs stärkste widerstrebt.

Merkwürdig erscheint ferner bei einem Juristen der Ersatz der Bibliothek durch die Bücherei und der des Bibliothekars durch den Buchwart, da ja diese barbarischen Neubildungen durch kein Gesetz oder sonstigen staatlichen Zwang eingeführt worden sind. Post und Eisenbahn können dem Publikum Wortungeheuer wie Abteil aufdrängen; wer an den Buchwart der Universitätsbücherei schreiben wollte, dürfte zu seinem Schaden erfahren, daß die Teutomanie ihre Grenzen in der Praxis des täglichen Lebens und in der Vernunft der Briefträger findet.

In eine andre Klasse gehört der Gebrauch von Wendungen wie „der Knabe Felix im hellbraunen Gelock“ (1, 10), „das liebe Lenzgedörn“ (1, 16), feinseelig (3, 540), wunderklug (2, 50), „vor eitel Vergnügen“ (2, 50), tiefgründig (3, 537), Unweiche (2, 195), gar wonnesam sinniren (2, 279),

Digitized by Google

Vollbluſt (2, 435), unſchilderbar reizvoll (2, 446), gütevoll (2, 515), man gewöhnt alles (3, 493), unausdenkbar (3, 241), Unſieg (3, 340), Unkraft (3, 344), was alles wie aus Wagnerſchen Opern, wollte ſagen Muſikdramen entſprungen zu ſein ſcheint. Das Wort ſehr kommt ſchwerlich einmal in den drei Bänden vor, ſtets wird es durch gar erſetzt (z. B. ein gar eifriger Ultramontaner 2, 55), nützlich wird als proſaiſch verſchmäht (es iſt ein nützes Wort 1, 125), und ein junger Menſch heißt jung Alexander (2, 132) oder Jungherr (3, 260).

Am meiſten aber fühlt man ſich abgeſtoßen durch die Unart, Perſonen immer durch ein ſubſtantivirtes Eigenſchaftswort zu bezeichnen: der Rundliche (3, 178), dem Hochverehrten (3, 198), der Hochragende (3, 228), der Freundliche (3, 454), der Wohlwollende (3, 551), der Unermüdliche (3, 564) u. ſ. w. Es klingt das alles wie aus dem Mitgliederverzeichnis der Fruchtbringenden Geſellſchaft.

Durchaus undeutſch erſcheint uns — auf ſachlichem Gebiete — auch die Mitteilung kleinſter autobiographiſcher Einzelnheiten, ſo die Berechnung der 1422 Korrekturbogen (2, 340), die Verſicherung eines hochgeſtellten Offiziers (mit Orts- und Zeitangabe: Königsberg, Börſengarten, abends 8½ Uhr, Sommerſonnwend 1883) in Betreff des Kampfes um Rom: Ja! Erſtaunlich! Es iſt keine einzige Dummheit darin, endlich das unaufhörliche Zitiren der eignen Werke auch da, wo kein andrer Grund vorlag, als der bei der Barnimſtraße in Berlin (2, 351) maßgebend war: „welche ich in dem Moltkefeſtſpiel vom 26. X. 1890 verewigt habe.“ Ähnlich iſt es, wenn der Verfaſſer (2, 367) ungezählte, allerdings oft recht gute Verſe macht, oder etwas aus einem ſeiner wenigen (2, 374) aber nicht ganz ſchlechten ſpaniſchen Gedichte anführt. Auch die Verſicherung (2, 580): „mit dem Hundertteil der auf das Examen verwandten Arbeit hätte ich noch die Prüfung glänzend beſtanden“ gehört dahin.

Sehr anſprechend iſt die Schilderung der Liebe zu dem Mädchen, das der Dichter (1, 273) 2772 Male ſtumm gegrüßt, und deren Namen er „mit leiſer Änderung in das Griechiſche übertragen“ hatte. Er nennt ſie nämlich Didoſa; warum nicht Didyſa, was doch eine griechiſche Form wäre?

Wenn übrigens die Münchner (1, 78) das Salettel von dem franzöſiſchen salette herleiten, ſo irren ſie ſich, da es dieſes Wort im Franzöſiſchen nicht giebt; es kommt vielmehr vom italieniſchen saletta her. Merkwürdig iſt, daß zu den beiden Formen Italiener und Italer, mit denen man bis jetzt auskam, hier noch Italier (3, 363. 400) kommen, daß die Ravennaten einen Blumenſtrauß masetto (3, 445) ſtatt wie ſonſt mazzetto nennen und la corazza (der Harniſch) in die ſonſt unbekannte Form il corazzo (3, 509) umgewandelt haben. Freilich heißt in dieſer Gegend auch der Buchweizen, wie es ſcheint, nicht grano saraceno, ſondern polenta (3, 453), was bekanntlich im Lateiniſchen Gerſtengraupen und im Italieniſchen den Brei aus Maismehl bedeutet. Merkwürdig iſt auch die „Campania von Rom“ (3, 491), aber das allermerkwürdigſte der Archivar in Ravenna, der, obwohl Monſignore, den Kardinal Mai nur in der Form Mayo (3, 508) kennt und verſichert, Niburrio habe ſich vergeblich bemüht, die Ravennatiſchen Papyri zu entziffern, während doch Niebuhr niemals in Ravenna geweſen iſt! Daß Falſtaff kein vinum siccatum (3, 142) (ausgetrunknen Wein), ſondern vino seco getrunken hat, ſei nur nebenbei bemerkt.

Digitized by Google

Schwarzes Bret

Wir erfahren, daß auf eine Anregung aus China (!) hin die Grenzboten neuerdings in ein Oldenburgisches Kasino eingedrungen sind. Es ist doch schön, wenn das Deutschtum in der Fremde befruchtend auf die Heimat zurückwirkt. Wenn die alten Propheten die modernen Verkehrsgelegenheiten gehabt hätten, was hätten sie im Vaterlande gegolten! Wir können stolz sein, im Lichte unsrer Tage zu leben!

Osterkarten. Die Neujahrskarten werden wir glücklich nach und nach los. Das paßt natürlich den Herren Fabrikanten nicht, sie zermartern sich den Kopf, wie sie den Ausfall decken können, und da sind sie denn auf — Osterkarten verfallen, oder vielmehr — da bei jeder neuen Fabrikationsdummheit doch auch wieder eine neue Sprachdummheit sein muß, — auf „Osternkarten“; wahrscheinlich essen die Herren auch Osteneier, machen Pfingstenreisen und zünden sich Weihnachtenbäume an.

Ob sie richtig werden spekulirt haben? Schwerlich. Wir wenigstens können uns keinen Menschen vorstellen, der eine „Osternkarte“ kaufte, ebenso wenig einen, dem man durch Übersendung einer „Osternkarte“ ein Vergnügen machen könnte. Freilich gilt das auch von tausend andern Dingen, die man heutzutage hinter den großen Spiegelscheiben der Schaufenster als „höchste Neuheit“ angepriesen sieht. Hundertmal des Tages möchte man sich fragen: Wer soll das nur kaufen? Wem soll das nur gefallen? Wem soll es nur den geringsten Nutzen bringen oder das geringste Vergnügen machen, es zu besitzen? Und denkt man denn gar nicht einmal an die Gefahren, die mit dem massenhaften Ausstellen solches nichtsnutzigen Plunders verbunden sind? an die Begehrlichkeit, den Neid, den Haß, die er in tausend Köpfen und Herzen erregt?

Bismarck

Mit Achill vergleicht ihr ihn?
Pfui des abgeschmackten Bildes!
Mit dem glatten, übermütgen,
Glückvergoldeten Peliden,
Der — am Götterkönigshofe
Die gratissima persona —
Hinter Pallas Unterröcken,
In der Rüstung unverwundbar
Gut bramarbasiren hatte —
Dem vergleicht ihr den Gewaltgen,
Dessen trotzge Geistesstärke
Volkes Gunst und Zorn nicht beugte,
Der, obwohl kein Erdengott ihm
Helfend beisteht, gegen eine
Welt von Thorheit sich behauptet,
Ja — o wunderbares Schauspiel! —
Die bedrängte Weisheitsgöttin
Pallas mit erhobnem Schilde
Lächelnd, siegessicher schirmt!

Leipzig — Georg Böttticher

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Zur Jesuitenfrage

Der Antrag des Zentrums auf Aufhebung des Jesuitengesetzes hat auch in diesem Jahre wieder einen Teil des protestantischen Deutschlands in fieberhafte Aufregung versetzt. Wenn wir zu der Angelegenheit einmal das Wort ergreifen, so geschieht es zu einem Zweck, den wir erst am Schlusse verraten wollen. Wir unsrerseits stehen dem Jesuitenorden ganz ebenso gegenüber, wie z. B. dem Puritanertum, das jetzt in den Temperenzlern und in der Heilsarmee wieder aufgelebt ist. Beide sind uns in hohem Grade zuwider; aber das hindert uns nicht, den edeln Charakter und den Opfermut vieler Angehörigen beider Genossenschaften anzuerkennen, sowie die Verdienste, die sich die Puritaner um die Volkssittlichkeit, die Jesuiten um die Heidenmission und um einzelne Zweige der Wissenschaft erworben haben. Jedenfalls aber machen wir uns nicht der Lächerlichkeit schuldig, zu verlangen, daß uns die Regierung eine Sekte oder Körperschaft, die wir nicht leiden können, durch Ausnahmegesetze vom Leibe halten solle. Am 4. Juli 1872, wo das Jesuitengesetz erlassen wurde, hatte es als Kampfmittel einen Sinn. Jetzt, nach vollzognem Friedensschluß, hat es keinen Sinn mehr.

Sind denn auch die Wirkungen, die nach seiner Aufhebung eintreten würden, so bedeutend, daß es sich verlohnte, darüber in Aufregung zu geraten? Die Ausschließung des Jesuitenordens aus dem Reiche bedeutete nach dem Wortlaute des Gesetzes, daß ihre damals bestehenden Niederlassungen aufgelöst und neue nicht mehr zugelassen werden sollten, daß den Angehörigen des Ordens, wenn sie Inländer sind, der Aufenthalt in gewissen Orten angewiesen oder versagt werden kann, und daß sie, wenn sie Ausländer sind, ausgewiesen werden können. Zu der an dritter Stelle genannten Maßregel ist überhaupt kein Ausnahmegesetz nötig; hören wir doch häufig genug von Ausländern,

Digitized by Google

die „abgeschafft“ werden ohne Angabe eines andern Grundes, als daß sie sich lästig gemacht haben. Die Ausweisung inländischer Jesuiten aber aus ihrem dermaligen Aufenthaltsorte und ihre Internirung an gewissen Orten kann doch nur den Zweck haben, sie und ihre Glaubensgenossen zu ärgern. Oder weiß jemand sonst noch einen möglichen Zweck anzugeben? Hat sich der Jesuit eines Verbrechens schuldig gemacht, so internirt oder exmittirt man ihn nicht, sondern man sperrt ihn ein; hat er aber keins begangen, so wäre es wohl eines kleinen Tyrannen, aber nicht eines europäischen Großstaats würdig, ihn zu ärgern, weil man sich selbst über seine Nase oder über den Schnitt seines Rocks oder über seine Predigten ärgert. Einen Unbeliebten einsperren zu lassen, ist ja heute so unendlich leicht bei uns. Ein Polizist braucht bloß zu versichern, daß der Mann ein Wort gesprochen habe, von dem sich möglicherweise eine Behörde oder ein angesehner Privatmann beleidigt fühlt, und ein paar Monate Gefängnis sind fertig. Warum also, wenn man einen Jesuiten ärgern will, nicht lieber zu diesem gewöhnlichen ganz unauffälligen Mittel greifen? So bliebe noch die Möglichkeit, daß sie neue Niederlassungen gründeten. Nur die Möglichkeit; denn zur wirklichen Gründung gehört in jedem einzelnen Falle die Erlaubnis der Landesregierung, die in Baiern wahrscheinlich erteilt, in Preußen wahrscheinlich, in allen übrigen deutschen Staaten ganz gewiß verweigert werden würde. Jedenfalls aber würden die Jesuiten, auch ohne eigne Niederlassungen zu haben, überall im Reiche gastweise predigen, Messe lesen und Beichte hören dürfen, was ihnen jetzt untersagt ist; denn die Ausführungsbestimmungen erläutern die Ausschließung des Ordens aus dem Gebiete des deutschen Reiches noch dahin, daß seinen Angehörigen die Ausübung irgendwelcher Ordensthätigkeit, insbesondre in Kirche und Schule, sowie die Abhaltung von Missionen nicht zu gestatten sei. Nun, die Schule kommt nicht in Betracht; es ist gar nicht daran zu denken, daß in absehbarer Zeit irgend eine deutsche Regierung die Errichtung eines Jesuitengymnasiums gestatten oder Jesuiten als Katecheten in Volksschulen zulassen sollte. Auch zur Abhaltung von sogenannten Missionen bedarf es in jedem einzelnen Falle der obrigkeitlichen Erlaubnis, die wohl bei der heutzutage herrschenden Angst aller Regierungen vor aufregenden Zwischenfällen nicht leicht erteilt werden dürfte. Jesuiten, die Vorträge halten, Bücher herausgeben und in Familien verkehren, haben wir auch heute schon im Reiche. Die Wirkung der Aufhebung des Gesetzes würde sich also darauf beschränken, daß diese Jesuiten auch predigen und Beichte hören dürften, daß sich ihnen noch ein paar Dutzend oder vielleicht auch ein paar hundert beigesellen würden, und daß möglicherweise hie und da ein Haus nebst einem Kirchlein daneben erstünde, worin mehrere Jesuiten zusammenwohnten. Wäre das nun etwas so entsetzliches, daß sich das deutsche Reich, um dieses entsetzliche abzuwenden, jahraus jahrein das Geschrei von ein paar Millionen katholischer Staatsbürger gefallen lassen

Digitized by Google

müßte: Man verweigert uns die volle Glaubensfreiheit und Gleichberechtigung! Nicht bloß England und Amerika, sondern auch die Türkei und China sind liberaler und duldsamer als das deutsche Reich! Nicht einmal so viel Freiheit, wie die Sozialdemokraten und Anarchisten genießen, wird unsern allverehrten Patres zugestanden! Und schwände nicht mit der Agitation für Aufhebung des Jesuitengesetzes wieder eines der wenigen Bänder, die die in allen Fugen krachende Zentrumspartei noch zusammenhalten? Was fürchtet man eigentlich von ein paar hundert Jesuiten?

Die Jesuiten, sagen die Altkatholiken, haben uns den Syllabus, die unbefleckte Empfängnis und die Unfehlbarkeit beschert. Ja, was geht denn das uns Protestanten an? Oder vielmehr: sind wir den schwarzen Vätern dafür nicht großen Dank schuldig? Vieles in den Gebräuchen, den Einrichtungen und dem Leben der katholischen Kirche ist uns sehr sympathisch; aber wenn uns je einmal die Lust anwandeln sollte, zu konvertiren, so würden die Dogmen von der unbefleckten Empfängnis Marias und von der Unfehlbarkeit des Papstes allein schon hinreichen, uns von dieser Thorheit abzuschrecken, nicht durch ihre Gefährlichkeit, sondern durch ihre Abgeschmacktheit. Je schroffer eine Konfession ihre Besonderheiten hervorkehrt, desto mehr verliert das, was sie auch den Angehörigen andrer Konfessionen achtungswürdig und angenehm macht, seine Anziehungskraft.

Die Jesuiten, sagt man ferner, sind gefährliche Ränkeschmiede. Aber, muß man denn in Berlin oder Dresden sitzen, um gegen das deutsche Reich oder gegen die sächsische Helligkeit Ränke zu schmieden? Und nisten sich nicht nach dem Glauben der Jesuitophoben überall in der Welt Jesuiten in kurzen Röcken, ja solche in Unterröcken ein, die durch kein Jesuitengesetz gefaßt werden können? Sind wir denn sicher, ob nicht schon alle Kammerherren, Hofdamen und Kammerdiener im königlichen Schlosse dem Jesuitenorden angehören — Juden sind, würde Ahlwardt sagen —, ob nicht die Herren Beyschlag und Weber selbst teuflischer Jesuitenarglist schon zum Opfer gefallen sind und, von unsichtbaren Fädchen geleitet, die Aufhebung des Jesuitengesetzes nur zu dem Zweck hintertreiben, um den Jesuiten ihren Hetzstoff zu wahren und dem Zerfall des Zentrums vorzubeugen? Hat doch vor einigen Monaten ein mittelparteiliches Blatt ganz ernsthaft die Mutmaßung ausgesprochen, das Zentrum werde die Militärvorlage bewilligen — aus purer Bosheit, um die preußische Regierung beim katholischen Volke noch mehr verhaßt zu machen; wäre es nicht eine ganz ähnliche Taktik, wenn die Jesuiten ihre eigne Zulassung hintertrieben?

Wenn die Jesuiten kommen, sagt man ferner, so ists um den konfessionellen Frieden geschehen. Wo steckt denn dieser Friede, der liebliche Knabe, um den es geschehen sein soll? Man ziehe ihn heraus aus seinem Versteck und zeige ihn uns, daß wir uns an seinem Anblick erlaben, denn beinahe seit vierhundert

Digitized by Google

Jahren ist er uns nicht mehr zu Gesicht gekommen! Dieser Tage fragten wir einen höher gestellten evangelischen Geistlichen, wie er sich die Störung dieses abwesenden Friedens durch die Jesuiten eigentlich denke. Er sann ein Weilchen nach, dann sagte er: Nun, ich meine, sie werden in den gemischten Ehen den Frieden stören. Worauf wir ihm erwiderten: Giebt es wohl heutzutage einen einzigen evangelischen oder katholischen Geistlichen, der eine friedliche gemischte Ehe duldete, wenn der Friede auf der Nachgiebigkeit des seiner Konfession angehörenden Teils beruht? Eine friedliche gemischte Ehe ist, wenigstens wo Kinder vorhanden sind, nur unter der Bedingung denkbar, daß einer der Ehegatten indifferent ist, oder daß es beide sind. Daß eine ihrem Glauben aufrichtig und herzlich ergebne Person nicht alles aufböte, ihre sämtlichen Kinder für denselben Glauben zu gewinnen, das kommt gar nicht vor, und die Geistlichen wirken selbstverständlich in demselben Sinne, teils weil sie aufrichtig von der alleinseligmachenden Kraft ihres Glaubens überzeugt sind, teils um den Besitzstand ihrer Kirche nicht schmälern zu lassen. Man hat nicht gehört, daß der katholische Klerus Ungarns bei seinem Wegtaufstreit der Anfeuerung durch die Jesuiten bedurft hätte. Es hat eine Zeit gegeben — so etwa von 1750 bis 1830 —, wo man in Deutschland allenfalls von konfessionellem Frieden sprechen konnte. Es war die Zeit der „Aufklärung," wo zahlreiche katholische Geistliche dem Freimaurerorden angehörten und die Messe einen Hokuspokus nannten, wo ein Erzbischof und Kurfürst von Mainz bei einem Besuch in Paris das Gerücht verbreitete, er werde am nächsten Sonntag in Notredame predigen, auch wirklich die Kanzel bestieg und der tausendköpfigen neugierigen Menge verkündigte, daß heute der erste April sei, wo die Leute ohne Unterschied der Konfession immer die Kirche besuchten, in der sie die beste Predigt — gewöhnlich eine leere Schönrednerei — erwarten durften, und wo man die Kinder nur deswegen katholisch oder evangelisch taufen ließ, weil es das Herkommen und die Obrigkeit geboten, irgendwo taufen zu lassen. Nun wird zwar behauptet, die seitdem eingetretne katholische Reaktion sei eben das Werk der Jesuiten, allein diese Behauptung schlägt der Chronologie mit erstaunlicher Naivität ins Gesicht. Die Aufklärung ist zur Herrschaft gelangt, während die Jesuiten noch ungestört wirkten. Die Reaktion hat sich vorbereitet, während die wenigen noch übrigen Glieder des aufgelösten Ordens teils in portugiesischen Gefängnissen lagen, teils als unbedeutende, einflußlose und von den Regierungen durchaus abhängige vereinzelte Lehrer an preußischen und bairischen Gymnasien wirkten. Zur Zeit der Hochflut der katholischen Reaktion befand sich kein einziges Mitglied des mittlerweile wieder hergestellten Ordens in Deutschland, und als sie 1848 wieder einzogen, da war das Werk schon vollendet. Wir gedenken die Geschichte dieser merkwürdigen Reaktion oder Renaissance des Katholizismus einmal bei einer andern Gelegenheit darzustellen und werden dann zeigen, wie die Jesuiten allerdings

Digitized by Google

ihre Früchte geerntet haben, aber nicht ihre Urheber gewesen sind, ja in Deutschland gar nicht daran beteiligt gewesen sind. Hier mag die Bemerkung genügen, daß die Einsperrung der zwei Erzbischöfe im Jahre 1837 und 1839 und das Auftreten Ronges im Jahre 1844—1845 die Bewegung mehr gefördert haben, als es alle Jesuiten der Welt vermocht hätten, wenn sie sich sämtlich in Preußen niedergelassen hätten. Will man jenen verflossenen Frieden wieder herstellen und die katholische Kirche zum zweitenmal ohnmächtig machen, dann versenke man das Volk wieder in den süßen Schlummer des Indifferentismus. Dazu scheinen uns nun kulturkämpferische Agitationen und Ausnahmegesetze nicht die geeigneten Mittel zu sein; die Kriegstrompete des Evangelischen Bundes ist kein Instrument für Schlummerlieder.

Moralische Vergiftung des deutschen Volkes fürchtet man von den Jesuiten. Nehmen wir als bewiesen an, daß der Jesuitenorden schlechte Moralgrundsätze habe — ist die Zahl der Leute mit schlechten Moralgrundsätzen bei uns nicht so schon Legion? Klagen nicht die Frommen im Lande jahraus jahrein über die schlechte Presse, über die unsittlichen Romane, über die Unzucht, die in vormals nie dagewesener Ausdehnung herrsche? Behaupten nicht andrerseits die Gegner der Frommen, die ganze konventionelle Moral und Religion sei lauter Lüge und Heuchelei, hinter deren Maske frecher Unglaube und bodenlose Unsittlichkeit ihr Wesen trieben? Erklären nicht die Ordnungsparteien die zehn Millionen Sozialdemokraten — so viele mögen ihrer mit Familienangehörigen wohl sein — für Meineidige und gottlose, grobe Materialisten, die Sozialdemokraten aber die Bourgeois für eine in Grund und Boden verderbte, sittlich verfaulte Menschenklasse? Und wenn wir alle diese gegenseitigen Beschuldigungen für Übertreibung, Lüge und Unsinn erklären wollten, welches Zeugnis würden wir damit der Wahrheitsliebe und dem gesunden Menschenverstande unsers Volkes ausstellen? Und sind nicht wirklich die europäische Diplomatie, die Redaktionsstuben der Presse aller Parteien und die Komptoirs vieler Geschäftsleute Hochschulen der Lüge, des Schwindels, des Betrugs und des Ränkespiels, an denen die schlauesten Jesuiten in diesen Künsten wohl noch viel zu lernen, aber nichts mehr zu lehren finden würden?

Sodann, wie stünde es um die Quantität dessen, was die Jesuiten in Ausbreitung ihrer schlechten Grundsätze zu leisten vermöchten? Schrift und Druck kommen nicht in Betracht, denn dadurch wirken sie jetzt schon. Es handelt sich also bloß um Beichte, Predigt und persönlichen Umgang. Auf viel mehr als zweihundert würde die Zahl der Jesuiten in Deutschland nicht anwachsen, aber nehmen wir an, sie wüchsen bis auf tausend an. Gepredigt wird für gewöhnlich etwa an sechzig Tagen im Jahr, und die Predigt dauert in den katholischen Kirchen höchstens eine Stunde. Die Ohrenbeichte einer Person währt, wie man beim Besuch katholischer Kirchen beobachten kann, selten länger als zehn Minuten, und wenn der Geistliche in einem Jahre

Digitized by Google

1200 Leute abhört, von denen die meisten nur einmal, manche zwei- oder viermal und nur wenige öfter kommen, so ist das schon bedeutend. Die tausend Jesuiten würden also 1 200 000 Menschen, einen jeden jährlich zehn, manche davon vierzig Minuten und nur wenige noch längere Zeit im Beichtstuhl, und etwa ebenso viele — es werden dieselben Personen sein — sechzig Stunden im Jahre durch die Predigt bearbeiten. Die „schlechte" Presse aber bearbeitet mindestens zwanzig Millionen Menschen täglich. Und was den Einfluß durch Umgang betrifft, was vermögen da tausend Personen gegen die vielen Millionen, die in verschiednen entgegengesetzten Sinnen wirken?

Endlich: mögen wir Jesuiten im Lande haben oder nicht, das katholische Volk wird auf alle Fälle mit der Jesuitenmoral „vergiftet," denn die nachtridentinische katholische Kirche hat keine andre, kennt keine andre, und die Pfarrer und Kapläne lehren keine andre. Thomas von Aquin, den wir selbst nur wenig kennen, von dem aber die Altkatholiken und die Gelehrten der liberalen Zeitungen behaupten, daß die Jesuitenmoral in ihm wurzle, ist vom jetzigen Papste allen katholischen Theologen als Richtschnur anempfohlen worden, Alfons von Liguori, der die Jesuitenmoral sozusagen kodifizirt hat, ist vom vorigen Papste feierlich zum Doctor Ecclesiae erhoben worden, und des Jesuiten Gury Handbuch beherrscht den Unterricht in der Moral, wie er in den Priesterseminarien als Anweisung für die Gewissensleitung erteilt wird. Will man das ändern, so muß man den Kulturkampf von vorn beginnen und den Katholiken irgend eine andre Religion aufzwingen.

Die Jesuitenmoral zu prüfen, ist hier nicht der Ort. Wer sich darüber unterrichten will, der lese Gurys Moral durch und außerdem etwa das Werk: Geschichte der Moralstreitigkeiten in der römisch-katholischen Kirche seit dem sechzehnten Jahrhundert, mit Beiträgen zur Geschichte und Charakteristik des Jesuitenordens. Auf Grund ungedruckter Aktenstücke bearbeitet und herausgegeben von Ignaz von Döllinger und Heinrich Reusch. (Nördlingen, C. H. Beck, 1889.) Aber eine Gewissensfrage aus jedem der beiden Bücher wollen wir doch unsern Lesern zur Entscheidung über den Grad der Verwerflichkeit der jesuitischen Auffassung vorlegen. Und zwar die erste ganz besonders den deutschen Korpsstudenten, die mehr als andre über die laxe Beurteilung eines ihnen vertrauten Falles entrüstet sein werden. In dem Abschnitt über den Rausch sagt Gury, die ebrietas perfecta sei ohne Zweifel eine Todsünde; dagegen sei ein unvollständiger Rausch probabilius nur eine läßliche Sünde. Er fragt nun, an welchen Merkmalen man die ebrietas perfecta erkenne. Antwort: daran, daß der Berauschte nicht mehr zwischen Recht und Unrecht unterscheiden kann, daß er sich ganz ungewöhnlich geberdet (agere prorsus insolita) und sich später dessen, was er im Rausche gesagt und gethan hat, nicht mehr erinnert. Dagegen seien noch nicht als zuverlässige Merkmale einer ebrietas perfecta anzusehen: haesitatio linguae, titubatio pedum, visus objectorum

Digitized by Google

duplicium aut in girum se vertentium. Die andre Frage ist folgende. In den Aktenstücken bei Döllinger-Reusch liest man, wie ein P. La Quintinye, der einer strengern Richtung huldigte, seine Ordensbrüder wegen ihrer laxen Moral beim Ordensgeneral, und als der ihm nicht Recht gab, beim Papste verklagt hat. Gegen den frühern Provinzial bringt er u. a. folgende Beschwerde vor. Dieser habe einmal einem bekehrten Kalvinisten — die Geschichte spielt im südlichen Frankreich — die Generalbeichte abgenommen und dann erzählt, er habe durch alle Kreuz- und Querfragen, die sich auf sein ganzes Leben bis zur Kindheit zurück erstreckten, nicht einmal eine Materie für die Absolution gewonnen, d. h. also auch nicht die kleinste Sünde herausbekommen; so heilig habe dieser Kalvinist gelebt. Daß der Mann, schreibt Quintinye entrüstet, dem Irrglauben gehuldigt, so viele Jahre „auf dem Lehrstuhle der Pestilenz gesessen," so viele verderbliche Irrtümer verbreitet, die Kirchengebote so oft übertreten habe, das alles rechnete der P. Provinzial für nichts, denn, meinte er, in alle dem habe jener ja bona fide gehandelt. Das sei aber, urteilt Quintinye, entschieden falsch; einem wissenschaftlich gebildeten Manne, der in Frankreich, also mitten unter Katholiken lebe, dem könne es unmöglich schwer fallen, seine Irrtümer einzusehen und zu erkennen, daß die katholische Kirche die allein wahre sei.

Die Jesuiten sollen den dreißigjährigen Krieg verschuldet haben. Daß sie aus allen Kräften die Gegenreformation betrieben haben, wird niemand leugnen, und ob oder wie weit sie zum Bruche des Religionsfriedens und zur Ausrottung des Protestantismus durch Waffengewalt gehetzt haben, lassen wir dahingestellt sein; aber der große Krieg würde unserm Vaterlande auch dann nicht erspart geblieben sein, wenn es keinen einzigen Jesuiten, ja keinen einzigen Katholiken mehr beherbergt hätte. Denn der Plan der verbündeten Holländer, Franzosen und Türken, die spanisch-habsburgische Weltmacht zu zertrümmern, stand unerschütterlich fest, und nicht minder der Plan der ehrgeizigen und ruhelosen Pfälzer, diese Zertrümmerung zur Machterweiterung zu benutzen und daher zu befördern. Die lutherischen Kurfürsten haben es den „Herren Korrespondirenden," wie die Mitglieder der Union genannt wurden, vorausgesagt, daß sie durch den Angriff auf die habsburgische Monarchie diese zu einem Verzweiflungskampf aufstacheln und einen Weltkrieg entzünden würden, der die Verwüstung Deutschlands zur Folge haben müßte, und diese Voraussagung ist eben eingetroffen. Die konfessionellen Vorwände kamen ja den „Herren Korrespondirenden" sehr gelegen, aber hätten sie gefehlt, so würde man andre gefunden haben. Nicht einmal der Schwedeneinfall wäre uns erspart geblieben, denn, schreibt Droysen, der stramme Protestant und Verehrer seines Helden, in seiner Geschichte Gustav Adolfs: „Es muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß Gustav Adolf bei seinen Verhandlungen mit seinem Reichsrat und den Ständen die Rettung der Evangelischen in Deutschland auch nicht einmal als Grund für den zu unternehmenden Krieg angiebt. Er würde den

Digitized by Google

Krieg unternommen haben, auch wenn kein Restitutionsedikt wäre erlassen worden."

Die Jesuiten, um noch einen Grund anzuführen, sollen unzählige Verbrechen verübt, namentlich aber viele ihrer Gegner oder solche, deren Vermögen sie an sich bringen wollten — siehe die Romane von Clauren und Eugen Sue —, mit Gift*) und Dolch aus dem Wege geräumt haben. Aber eben deswegen müßte man sie hereinlassen. Sie sind schlau genug gewesen, sich niemals erwischen zu lassen; was könnte es nun für eine ehrenvollere Aufgabe für unsre berühmte Kriminalpolizei geben, als einen jesuitischen Giftmischer zu entlarven und damit endlich einmal die Akten über diese zweifelhafte Sache zu schließen? Was die frühern Verbrechen von Jesuiten anlangt — mögen sie nun wirklich begangen oder nur erdichtet worden sein —, so hat sich Friedrich der Große durch das Gerücht von solchen nicht beirren lassen: „Warum, meint er, sollte ich die Jesuiten nicht dulden? Sie haben in den Provinzen, wo ich sie beschütze, keine Dolche gezückt, sie haben sich darauf beschränkt, die Humanitätsstudien zu treiben. Wäre das ein Grund, sie zu verfolgen? Wird man mich anklagen, eine Gesellschaft gelehrter Männer nicht ausgerottet zu haben, weil einige Mitglieder dieser Gesellschaft zweihundert Meilen weit von mir etwas Schlimmes unternommen haben sollen? Die Gesetze bestimmen Strafen für Schuldige, aber sie verdammen die rohe und blinde Wut, die in ihrer Rachsucht Schuldige und Unschuldige trifft. Immerhin tadelt mich wegen zu vieler Toleranz; ich will dieses Fehlers mich rühmen; es wäre zu wünschen, daß man den Königen nur solche Fehler vorwerfen könnte." So schrieb der große König an D'Alembert,**) der ganz giftig auf ihn war wegen der den Jesuiten gewährten Duldung.

Bei dieser Gelegenheit geschah es, daß Friedrich die bekannten Worte schrieb: „Karthago gebe ich preis; ich meine das, was Kalvin Babylon nannte,

*) Besonders interessant sind uns zwei Vergiftungsgeschichten, weil sie Johannes Huber aus einer „Sammlung der hinterlassenen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen" abgeschrieben hat, nachdem diese schon zwanzig Jahre vorher von den beiden auf diesem Gebiet zuständigen Forschern, Mailath und Arneth, als plumpe Fälschung entlarvt worden war. Siehe: Jesuiten-Fabeln. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte von Bernhard Duhr S. J., zweite Auflage, Freiberg i. Br., Herder, 1892, S. 438 ff. Wir haben, weil uns wichtigeres zu thun obliegt, Duhrs Buch nicht durchgelesen, sondern nur durchgeblättert, wundern uns aber, daß es von Leuten, deren Spezialität die Jesuitica sind, so wenig genannt wird; oder vielmehr, es wundert uns nur mäßig, denn was wir in dem dicken Bande gelesen haben, macht den Eindruck quellenmäßiger Gründlichkeit und spricht durch ruhige, anständige Darstellung an. Ein Rezensent beschwert sich über den Umfang des Buches; eine kleine Schmähschrift wie die des dummen und unwissenden Majunke gegen Luther würde ihm freilich lieber gewesen sein. Solche Dummheiten begeht eben ein Jesuit nicht leicht.

**) Die Hauptstellen der Korrespondenz des Königs mit D'Alembert über den Gegenstand hat K. A. Menzel zusammengestellt: Neuere Geschichte der Deutschen, zweite Auflage, sechster Band, S. 68 ff.

Digitized by Google

die Hierarchie und allen Aberglauben, der daran hängt. Es wäre gut für die Menschheit, davon befreit zu werden, aber weder Sie noch ich werden diesen Tag sehen. Jahrhunderte sind nötig, ihn herbeizuführen, und vielleicht wird dann ein neuer Aberglaube den alten ersetzen; denn ich bin überzeugt, daß der Hang zum Aberglauben mit dem Menschen geboren wird." Diese Ansicht des großen Königs wird durch nichts glänzender gerechtfertigt, als durch die Jesuitenfurcht unsrer Tage. Diese Furcht schreibt dem Jesuitenorden in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Wirkungen zu, die bei der Zahl seiner Mitglieder und den ihm zur Verfügung stehenden geistigen und materiellen Mitteln auf natürliche Weise nicht erklärt werden können, die also eine Art Zaubermacht voraussetzen. Von den Entstehungsgründen dieses Aberglaubens, deren Darstellung eine interessante Studie abgeben würde, wollen wir hier nur einen kurz erwähnen. Der „Aufgeklärte" hält das Christentum im allgemeinen und den Katholizismus im besondern für einen überwundnen Standpunkt und ist überzeugt, daß beide von Rechts wegen längst verschwunden sein müßten. Des historischen Sinnes ebenso bar wie gründlicher historischer Bildung, weiß er es nicht, daß es in der Religion und in der Metaphysik so wenig überwundne Standpunkte giebt wie in Sachen des Geschmacks. Wie es stets Personen geben wird, die das Saure dem Süßen und einen Höllenbreughel einem Correggio vorziehen, so wird es stets Personen geben, die sich das Absolute nur als Geist oder nur als Materie, nur persönlich oder nur unpersönlich denken können, und Personen, die für eine bestimmte unter den vielen vorhandnen Religionsformen eine unausrottbare Vorliebe haben. Der Katholizismus dauert aus demselben Grunde wie der Islam und der Buddhismus fort, weil jede dieser Religionen die Herzensbedürfnisse von Millionen Menschen befriedigt, und sie werden noch lebendig sein, wenn längst schon das undurchdringliche Dunkel ewiger Vergessenheit die Namen aller Aufklärer von Nicolai bis Nippold verschlungen haben wird. Diese auf der Hand liegende natürliche Ursache erkennt der „Aufgeklärte" nicht an, weil sie seinem Vorurteil widerspricht, und so ist er denn genötigt, eine übernatürliche zu erdichten. Er schafft sich eine Zaubermacht, die er Jesuitismus nennt, und schreibt dieser die Erhaltung des Katholizismus zu. Die Jesuitenfurcht ist demnach ein Volksaberglaube, aus der Unfähigkeit, einen natürlichen ursächlichen Zusammenhang zu begreifen, entsprungen, und steht auf einer Stufe mit der mittelalterlichen Erklärung der Pest aus der Brunnenvergiftung durch Juden, mit dem heutigen Ahlwardtismus und mit den abergläubischen Vorstellungen des katholischen Volkes von der geheimnisvollen Macht der Freimaurer.

Nun erst wollen wir den Zweck dieser Zeilen aussprechen. Wir haben sie nicht geschrieben, um die Jesuitophoben zu bekehren, denn gegen den Aberglauben richtet die Vernunft nichts aus. Wir haben sie auch nicht geschrieben, um die Aufhebung des Jesuitengesetzes zu empfehlen, denn erstens ist es uns

Digitized by Google

völlig gleichgiltig, ob Jesuiten im deutschen Reiche weilen oder nicht und wie viel ihrer sind, und zweitens werden wir es den verbündeten Regierungen und dem Reichstage nicht verargen, wenn sie der Macht des Aberglaubens Rechnung tragen. Wir haben diese Zeilen nur geschrieben als Ehrenrettung für die zahlreichen deutschen Protestanten, die dem Wahne nicht huldigen.

Drei Klassen insbesondre giebt es unter den deutschen Protestanten, die ihm in alle Ewigkeit nicht verfallen können. Erstens die gläubigen evangelischen Christen, die für die Drohung, jesuitische Schlauheit, Überredungskunst oder Zaubermacht werde ihnen ihren Glauben entreißen, nur ein verächtliches Lächeln haben. Zweitens die echten, humanistisch und philosophisch gebildeten Protestanten, die von dem vernünftigen Zusammenhange der weltgeschichtlichen Ereignisse und von der Verhältnismäßigkeit zwischen Ursache und Wirkung überzeugt sind und allen geistigen Richtungen den freien Wettkampf und das volle Sichausleben gönnen. Drittens die Vertreter der historischen Wissenschaft, die an den auf Kosten der Jesuiten in Umlauf gesetzten Altweibergeschichten und Ammenmärchen keinen Teil haben.

Der naturwissenschaftliche Unterricht auf unsern höhern Schulen

Kant hat den Materialismus überwunden, sagt Albert Lange in seiner Geschichte der materialistischen Weltanschauung. Das kann man zugeben; aber zu glauben, daß der Materialismus nun auch überwunden sei, wäre ein großer Irrtum. Zwar ist die Zeit vorbei, wo die Gartenlaube in populärer Naturwissenschaft machte, und wo es zum guten Ton gehörte, Büchners „Kraft und Stoff“ gelesen zu haben. Die große Masse der Gebildeten macht sich heutzutage überhaupt wenig Sorge um eine Weltanschauung; zur Zeit schwärmt sie für französisch-russisch-skandinavische Sittenverderbnis. In einer einflußreichen Klasse von Gebildeten aber ist der Materialismus noch durchaus die herrschende Weltanschauung: in dem Kreise der akademisch gebildeten Vertreter der Naturwissenschaft. Einflußreich ist diese Klasse insofern, als zu ihr die Lehrer der höhern Schulen gehören, die ihre Ansichten natürlich auf die Schüler übertragen. In den jugendlichen Köpfen pflegen diese nun zwar nicht zu einer festen Weltanschauung auszureifen, wohl aber die ärgste Begriffsverwirrung anzurichten und ein beispiellos unklares Denken zu züchten. Und immer noch

Digitized by Google

fordern namentlich die Vertreter der Technik in ihren „Resolutionen“ zur Schulfrage — wo heute drei bei einanderstehen, da fassen sie bekanntlich eine „Resolution“ — den Aufbau der modernen Bildung „auf neusprachlich-naturwissenschaftlicher Grundlage.“ Ob sie sich wohl darüber klar sind, wie diese wunderliche Grundlage aussehen soll? Am „neusprachlichen“ Unterricht ist von berufenster Seite Kritik geübt worden, und wie er in Zukunft betrieben werden muß, darüber sind wir so ziemlich im reinen. Mit der gegenwärtigen Praxis des naturwissenschaftlichen Unterrichts dagegen scheint man völlig zufrieden zu sein, höchstens wünscht man die Unterrichtsstunden vermehrt zu sehen. Man thut sich etwas zu gute auf den Grundsatz, die Mittel zum Unterricht nach Möglichkeit der Anschauung zu entnehmen, und entnimmt dabei die Gegenstände des Unterrichts der Theorie, die — wir wollen es nur geradeheraus sagen — nicht einmal der Lehrer versteht. Dieses Urteil ist hart, aber es soll ausführlich begründet werden.

Die beiden grundlegenden Hypothesen der modernen Naturwissenschaft sind die Descendenztheorie und die Theorie von den Bewegungen der Moleküle. Die erste hat ihre Quelle in der Beobachtung und kann daher schließlich jedem Gebildeten verständlich gemacht werden, der Augen hat zu sehen und Ohren zu hören. Die zweite hat ihre Quelle in dem begrifflichen Denken und kann daher nur von dem begriffen werden, dessen Denken philosophisch geschult ist. Wo aber hätten unsre Kandidaten des höhern Lehramts eine philosophische Schulung genossen? Das bischen Notizengelehrsamkeit, das sie einst in dem mit der Aufschrift „Philosophie und Pädagogik“ versehenen Schubfach ihrer Examenausrüstung mit sich führten, haben sie als Lehrer ja längst wieder vergessen. Es würde ihnen auch wenig helfen zur Lösung des Widerspruchs, den sie an die Spitze ihres Unterrichts in Chemie und Physik stellen. Denn in der That, mit einem Widerspruch fängt die ganze Geschichte an. Die Chemie und die mathematische Naturwissenschaft, beide von verschiednen Punkten ausgehend, sind bestrebt, alle Erscheinungen der sinnlichen Welt auf Bewegungen der Moleküle zurückzuführen. Ihre Systeme — denn von einem einheitlichen System sind sie noch weit entfernt — beginnen daher mit dem Satz: Die Materie besteht aus kleinsten Teilchen, Moleküle genannt, die durch mechanische Mittel nicht weiter teilbar sind. Unteilbare Teilchen! Ein Widerspruch, über den kein unbefangnes Denken hinwegkommt. Mag sein, daß sich der Lehrer schließlich einredet, er glaube an die materielle Existenz dieser unteilbaren Teilchen. Der Schüler aber — ich weiß das aus eigner und fremder Erfahrung — trägt schwer an diesem Widerspruch. Immer wieder jagt ihm sein noch unverdorbnes wissenschaftliches Gewissen, daß er sein stolzes System auf einer Lüge aufbaut, und immer wieder besticht ihn die scheinbare Konsequenz dieses Systems, das die physikalischen Erscheinungen, die chemischen Reaktionen und — wer zweifelt noch daran! — über kurz oder lang auch die psychischen

Digitized by Google

Vorgänge durch Bewegungen der kleinsten unteilbaren Teilchen, zur bessern Verschleierung des Widerspruchs Moleküle genannt, zurückführt.

Aber — so höre ich entrüstet einen Jünger der Wissenschaft ausrufen, der mit Ungeduld bis hierher gelesen hat — sollen denn die Moleküle, mit deren Dasein die gelehrtesten Männer erfolgreich gerechnet haben, gar nicht vorhanden sein? Ja, wer bestreitet denn, daß sie vorhanden sind! Nur wo sie sind, das ist die Frage. Als ein Grundbegriff der mathematischen Naturwissenschaft führen sie ein sehr reales Dasein, aber daß sie in der sinnlichen Welt vorhanden seien, daß sie körperliche Gebilde im Raum seien, das bestreite ich ganz entschieden. Unteilbare Materie ist der sinnlichen Welt ebenso unbekannt, wie die unendlich kleine Größe der Mathematiker, das Differential. Und doch rechnet die höhere Mathematik sehr erfolgreich mit unendlich kleinen Größen, aber freilich ist es ihr noch nicht eingefallen, diese Gebilde des reinsten Denkens für körperliche Gebilde zu erklären, die für unsre Sinne vorhanden sind. Wie die Meister der Naturwissenschaft über das Molekül denken, weiß ich nicht, obwohl ich zu den Füßen einer ganzen Reihe von ihnen gesessen habe. Möglich, daß das an mir gelegen hat; möglich auch, daß sie sich nicht mit der wünschenswerten Klarheit ausgedrückt haben. Wie aber die Jünger das Molekül auffassen, das wird jeder wissen, der die Prima eines Realgymnasiums durchgemacht hat. Dort wird in Physik und Chemie nicht gelehrt, daß sich das System dieser Wissenschaften auf dem Begriff des Moleküls aufbaut, sondern daß sich die sinnliche Materie aus unteilbaren Körperchen zusammensetzt. Dort wird nicht gelehrt, welche Art von Bewegung die rechnende Wissenschaft diesen Molekülen beilegen muß, um ein den sinnlich wahrgenommenen Erscheinungen entsprechendes logisches System von Begriffen aufstellen zu können; sondern es wird die kühne Behauptung aufgestellt, daß das, was wir als Schall, Licht, Wärme empfinden, nichts andres sei, als die und die Bewegung der unteilbaren kleinsten Teilchen der Materie! Es ist der alte circulus: aus den sinnlichen Erscheinungen wird ein Begriff abgeleitet; dann wird auf Grund dieses Begriffes eine mehr oder minder vollständige Theorie aufgestellt; und schließlich wird die sinnliche Erscheinung einfach mit der Theorie zusammengeworfen. Oder, in der Sprache des alten Kant zu reden: was ein regulatives Prinzip bleiben sollte, wird zu einem konstitutiven erhoben. Aber wer von unsern Lehrern kennt denn von Kant mehr als den Namen! Und wer möchte von siebzehnjährigen Primanern verlangen, daß sie sich durch die „Kritik der reinen Vernunft“ durcharbeiten, um zu würdigen, was ihnen ihre Lehrer vortragen!

Aber — wird nun der Chemiker einwenden — wie kann man denn den Molekülen ihr materielles Dasein abstreiten, da man doch ganz genau ausrechnen kann, wie schwer sie sind! Dem würde ich erwidern, daß es mir viel wunderbarer erscheinen würde, wenn man das nicht könnte. Hat man

Digitized by Google

einmal einem System von Begriffen einen neuen Begriff einverleibt, und versucht man nun, diesen Begriff fruchtbar zu machen, so findet man ganz natürlich für den anfangs unbestimmten Begriff eine Reihe näher bestimmender Eigenschaften. Solcher Eigenschaften fand die höhere Mathematik nicht wenige für die unendlich kleine Größe, nachdem sie erst einmal angefangen hatte, mit diesem Begriff systematisch zu rechnen. Solcher Eigenschaften fand die Naturwissenschaft noch viel mehr für das Molekül, seit sie angefangen hatte, diesen Begriff systematisch zu verwerten. Ja sie fand deren so viel, daß sie ein Molekül gar nicht alle in sich vereinigen kann. Das Molekül des analytischen Mechanikers hat nur eine Eigenschaft, die der Schwere. Aus unausgedehnten Punkten aber läßt sich kein ausgedehnter Körper aufbauen. Will man also dem Molekül materielles Dasein beilegen, so wird man ihm auch eine bestimmte Gestalt zuschreiben müssen. Der Optiker, der das Licht nicht auf Schwingungen der Moleküle zurückführen kann, sondern als Träger dieser Bewegung einen besondern Stoff, den Äther, annimmt, umkleidet jedes materielle Molekül mit schwingenden immateriellen Äthermolekülen, und da diese Schwingungen Farben erzeugen, so hat jedes materielle Molekül auch seine bestimmte Farbe. Der Chemiker nun, der sich nicht um die gemeinsamen Eigenschaften aller Materie, sondern um die besondern Eigenschaften der verschiednen Arten von Materie kümmert, kann mit einem unteilbaren Molekül nichts anfangen, er muß es weiter in Atome zerlegen. Das Molekül, das alle diese Eigenschaften in sich vereinigt, unterscheidet sich also von gewöhnlicher Materie durch nichts als durch die willkürliche Annahme, daß seine Teile durch mechanische Kraft nicht zu trennen seien. Das Molekül ist also nur ein ideelles Bild der Materie. Jeder Zweig der Wissenschaft entkleidet die Materie aller für ihn unwesentlichen Eigenschaften und schafft sich so den Grundbegriff einer materiellen Einheit, die nur die Eigenschaft trägt, die für den betreffenden Zweig der Wissenschaft von Bedeutung ist. Es giebt also in Wahrheit nicht ein Molekül, sondern so viele, als es besondre Zweige in der Naturwissenschaft giebt, oder, wenn man will, es giebt so viel besondre Zweige in der Naturwissenschaft, als es Moleküle giebt.

Man könnte nun von mir den Beweis fordern, daß die Lehrer der Naturwissenschaft in der That das materielle Dasein des Moleküls behaupteten. Genau ließe sich dieser Nachweis nur durch eine Umfrage führen, und der Scherz wäre ja ganz zeitgemäß, einige tausend wohlparagraphirte Fragebogen zu versenden und statistisch festzustellen, wer Recht oder Unrecht hat. Glücklicherweise brauchen wir diesen fin-de-siècle-Unsinn nicht mitzumachen. Es giebt eine hinlängliche Anzahl von Lehrbüchern, aus denen die Ansichten zu erkennen sind, nach denen auf den höhern Schulen unterrichtet wird. Vor mir liegt ein „Lehrbuch der Physik“ von Dr. Budde, noch lange keins der schlechtesten, nach dem ich selbst auf der Schule in die Physik eingeführt worden

Digitized by Google

bin. Darin ist S. 13 f. zu lesen: „Wenn aber auch die physikalische Teilbarkeit der Materie die Grenzen der Sinneswahrnehmung weit übersteigt, so ist doch äußerst wahrscheinlich (!), daß sie nicht unendlich ist, sondern bei einer bestimmten Größe der Teilchen aufhört."

So, du junger Verstand, der du eben begonnen hast, um die Wunder der Sinnenwelt zu wirken und zu weben, nun müh dich, diesen metaphysischen Unsinn zu verdauen! Dein gesunder Sinn sträubt sich dagegen, dir ein materielles Teilchen vorzustellen, das nicht mehr geteilt werden kann? Es hilft dir nichts. Dein Lehrer wird dir die Sache immer „äußerst wahrscheinlicher" machen; und woher soll dein unselbständiges Denken die Mittel nehmen, den Widerspruch aufzulösen, den dir die verehrte Autorität aufdrängt? Kann es doch die Autorität selbst nicht! Also giebst du dich bald zufrieden und machst dich demnächst erfolgreich daran, mit Hilfe des Zauberschlüssels der kleinsten unteilbaren Teilchen selbst die Rätsel dieser Welt zu lösen. Daß dabei noch manches unklar bleibt, was kümmert das dich? Das wird schon die Zukunft in Ordnung bringen, und ohne Zweifel wird ein Robert Koch des zwanzigsten Jahrhunderts Moleküle und Atome unter dem Mikroskop sichtbar machen und in Reinkulturen züchten, wie unser Robert Koch Bazillen.

In demselben Lehrbuch steht S. 232 der schöne Satz: „Es ist daher mit Bestimmtheit anzunehmen (!), daß das, was unser Ohr wahrnimmt, nichts andres ist, als eine Wellenbewegung."

Der Schall ist eine Sinneswahrnehmung. Was eine solche ist, kann nicht weiter erklärt werden, braucht es aber auch nicht. Denn jedermann weiß, was eine Sinneswahrnehmung ist, und wer es nicht weiß, mit dem muß man sich nicht länger aufhalten. Nun ist aber die Bewegung auch eine Sinneswahrnehmung, aber eine, die vom Auge wahrgenommen wird, oder vom Tastsinn, oder von beiden. (Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wie diese Wahrnehmung zu stande kommt; es genügt, daß das Ohr dabei unbeteiligt ist.) Jener Satz behauptet also, daß die Wahrnehmungen verschiedner Sinne ein und dasselbe seien, wogegen sich das gesunde Selbstbewußtsein natürlich mächtig auflehnt. Aber die behauptete Wellenbewegung, ist sie denn überhaupt eine sinnliche Wahrnehmung? Nun, wenn sie es nicht ist, dann ist sie ein theoretisch konstruirter Begriff. Aber dann hat man noch weit weniger Berechtigung, sie mit einer Sinneswahrnehmung für eins zu erklären. Dann darf man doch höchstens sagen: Gesetzt, die Moleküle der mathematischen Naturwissenschaft bestünden als körperliche Gebilde im Raum, und unser Auge wäre so scharf, diese Moleküle sehen zu können, dann würde unser Auge, wenn unser Ohr den und den Schall hört, die und die Bewegung dieser Moleküle sehen können. Das ist etwas umständlich ausgedrückt, und man darf zweifeln, ob es ein Primaner verstehen würde. Dann sage man ihm aber lieber gar nichts von diesen Dingen, als daß man mit der unbestimmten Phrase „es ist mit

Digitized by Google

Bestimmtheit anzunehmen" sein Denken auf Irrwege führt. Was würde derselbe Lehrer, der diese Phrase unbedenklich durchläßt, dazu sagen, wenn sich ein Lehrbuch der Mathematik den Satz erlauben wollte: Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß $\sqrt[2]{-4} = 2i$ ist? Die Sachlage ist ja hier ganz klar. Die Mathematik setzt zunächst den Begriff der imaginären Einheit, $\sqrt[2]{-1} = i$, fest und schließt dann, daß sie auf Grund dieser Annahme innerhalb ihres Systems $\sqrt[2]{-4} = 2i$ zu setzen hat. Niemals aber hat sie behauptet, daß in der sinnlichen Welt $2i$ Gegenstände vorhanden sein könnten. So setzt auch die mathematische Naturwissenschaft den Begriff der materiellen Einheit, das Molekül, fest und folgert dann weiter, daß in ihrem System der Wahrnehmung des und des Schalles die und die Bewegung der Moleküle entsprechen müsse. Soweit ist alles in Ordnung. Nun aber machen Gelehrte und Lehrer plötzlich den Sprung aus der ideellen Wirklichkeit ihres Systems in die sinnliche Wirklichkeit und behaupten, der Schall sei eine Bewegung der Moleküle. Da sie aber bei diesem Saltomortale doch kein ganz reines Gewissen haben, so verschanzen sie sich hinter die Phrase „es ist mit Bestimmtheit anzunehmen." Nein, hier ist gar nichts anzunehmen, hier *ist* thatsächlich etwas, nur ist es nicht in der Welt der Sinne, sondern in der Welt der Wissenschaft, und das sind wirklich zwei verschiedne Dinge. Wie aber soll der Schüler auf diesen Unterschied kommen, da ihm doch im Unterricht Anschauung und Begriffe, Experiment und Theorie in buntestem Durcheinander geboten werden! Obendrein geschieht noch alles, die Begriffsverwirrung bei ihm zu fördern. Da wird ihm gesagt, daß zwar bis jetzt der Nachweis noch nicht gelungen sei, daß auch die Elektrizität eine Bewegung sei, daß dieser Nachweis aber zweifellos gelingen werde. Den möchte ich sehen, der den Nachweis führt, daß die vielen unter dem Namen Elektrizität zusammengefaßten Erscheinungen etwas andres sind, als — was sie sind. Als ob es sich hier überhaupt darum handelte, irgend etwas zu beweisen! Es fragt sich nur, ob es der Wissenschaft gelingen wird, eine Form der Bewegung kleinster Teilchen zu finden, die allen jenen verschiedenartigen Erscheinungen entspricht, und ob sie zu Trägern dieser Bewegung ihre materiellen Moleküle machen kann, oder ob sie, wie für das Licht, etwa neue Moleküle eines theoretisch konstruirten Stoffes zu Hilfe nehmen muß. Es ist aber auch nicht undenkbar, daß über die Unmöglichkeit, eine solche Form zu finden, die ganze Molekulartheorie stürzt, wie das Ptolemäische Weltsystem über der Unmöglichkeit stürzte, gewisse Bewegungen der Planeten folgerichtig zu entwickeln. Die chemische Molekulartheorie hat bekanntlich auch eine Lücke; das NH_3HCl, der Salmiak, fügt sich der Theorie von der konstanten Valenz nicht ein. Möglich, daß dieser Widerspruch noch zu Gunsten der Theorie gelöst wird; möglich aber auch, daß er eine neue Theorie gebiert.

Digitized by Google

Wie soll sich nun die Schule zu der theoretischen Wissenschaft stellen? Soll sie dem Schüler den Unterschied zwischen begrifflicher und sinnlicher Wirklichkeit klarmachen? Dann muß die Universität den Lehrer vor allen Dingen in den Stand setzen, diesen Unterschied zu verstehen, dann muß ihm die Universität eine gründliche philosophische Schulung geben, dann muß sie — ach wenn ich aufzählen wollte, was die Universität alles müßte, dann würde dieser Aufsatz ein Klagelied, so lang wie Firdusis Königsbuch, das bekanntlich 60000 Doppelverse zählt. Mir scheint, die Schule kann sich begnügen, die Betrachtungsweise der theoretischen Wissenschaft anzudeuten. Ist denn wirklich soviel damit gewonnen, wenn ich dem Schüler durch Experimente nachweise, daß ich Wasser in zwei Gase zerlegen kann, Wasserstoff und Sauerstoff, wobei auf je ein Raumteil Sauerstoff zwei Raumteile Wasserstoff kommen, die ein Achtel von dem Gewicht des Sauerstoffs wiegen, und ihn nun bitte, sich vorzustellen, daß Wasserstoff sowohl wie Sauerstoff aus mechanisch nicht mehr teilbaren Teilchen bestehen, die ihrerseits aus zwei chemisch nicht weiter teilbaren Teilchen bestehen, deren Gewicht sich verhält wie 1 zu 16, daß u. s. w., u. s. w. durch Dampfdichte, konstante Wertigkeit und synthetische Vereinigung der Gase zurück zu der Thatsache, von der wir ausgegangen sind? Das ist eben der Grundfehler der herrschenden Methode, daß sie den Schüler glauben macht, sie habe ihm für eine Erscheinung die vollständige Ursache gegeben, während sie in Wahrheit eine solche gar nicht geben kann. Wenn ich einen Menschen frage: Warum ißt du? und er antwortet: Weil ich hungrig bin, so ist die Sache damit vollständig erklärt. Kein vernünftiger Mensch wird weiter fragen: Warum bist du hungrig?*) Der Trieb des Hungers ist eben jedem aus der Erfahrung bekannt. Kann ich auf die Frage: Warum ziehen sich ungleichnamige Magnetpole an? eine ähnlich befriedigende Antwort geben? Niemals. Denn mit der bekannten „Erklärung," daß jedes Eisenmolekül von einem elektrischen Strom in der und der Richtung umflossen sei, daß diese Ströme, wenn entgegengesetzt parallel, sich anziehen u. s. w., ist die Frage nach dem Warum noch lange nicht zum Schweigen gebracht. Wenn jedoch die Wissenschaft unter dem Begriff des elektrischen Stroms auch die mannichfaltigen magnetischen Erscheinungen theoretisch zusammenfassen kann, so muß sie wohl wissen, warum sie das thut. Dem Schüler aber wird die Sache so beigebracht, als wäre mit dieser Subsummirung wieder eines der Rätsel gelöst, die die Welt sinnlicher Erscheinungen dem Verstande aufgiebt. Stolz kann er sich nun der Hoffnung hingeben, daß dereinst auch die Gehirn-, Nerven- und Muskelthätigkeit durch elektrische Ströme „vollständig erklärt" werden wird, wobei er denn in der Regel übersieht, daß von da ab die

*) Wohl kann man fragen: Warum bist du zu dieser Zeit wieder einmal hungrig? Das ist aber etwas andres, als wenn ich nach der Ursache des Hungers überhaupt fragen wollte.

Digitized by Google

Wissenschaft sehr langweilig werden dürfte, sintemal sie nichts mehr zu „erklären“ hat.

Was zum Teufel soll denn aber nun werden? wird der Leser ungeduldig ausrufen. Nun, das ist nicht so schwer zu sagen. Zunächst fort mit der theoretischen Wissenschaft! Damit dürfte ein gut Stück wissenschaftlichen Dünkels, ein gut Stück unklaren Denkens und unklaren Schwärmens (für Bebelsche und Bellamysche Utopien zum Beispiel) aus den Köpfen unsrer Jugend weggefegt werden. Statt dessen leite man sie erstens an, die Augen offen zu halten und die Erscheinungen um sie her zu beobachten. Wer wissen will, wies damit bestellt ist, der frage einmal einen jungen Weltweisen, der ihm über das geheimste Wesen der Materie Auskunft geben kann, ob der Mond im Osten oder im Westen aufgeht. Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß der junge Weltweise Maul und Nase aufsperren wird. Das ist auch kein Wunder, denn das bischen Himmelskunde, das früher auf dem Realgymnasium getrieben wurde, haben die hochweisen Herren vom Kultusministerium längst aus dem Unterricht verbannt; Himmelskunde müßte ja auf Grund der Anschauung gelehrt werden. Zweitens leite man die Schüler mehr zu praktischer Thätigkeit an. Der Handfertigkeitsunterricht, den man in den untern und mittlern Klassen einzuführen bestrebt ist, könnte sich in praktischer Thätigkeit auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Technik sehr erfolgreich fortsetzen. Wer von unsern jungen Gelehrten ist wohl imstande, die allereinfachste Wanduhr zu reinigen, das heißt so, daß sie nachher auch wieder geht? Doch das sind am Ende Einzelheiten der Unterrichtspraxis, die die Fachleute angehen. Wie gelehrt wird, das mögen diese ausmachen; was gelehrt wird, das ist eine Frage, an der jeder Gebildete Anteil zu nehmen berechtigt ist. Gegenwärtig liegt der Schwerpunkt des naturwissenschaftlichen Unterrichts in der Molekulartheorie, denn in den Oberklassen beschränkt sich der Unterricht auf Physik und Chemie. Was ich als Ergebnis dieser Ausführungen fordre, ist dies: der Schwerpunkt des naturwissenschaftlichen Unterrichts muß in die auf anschauliche Beobachtung gegründete Naturwissenschaft, in die Biologie verlegt werden. Chemie und Physik sind auf den anschaulichen Teil, auf das praktische Experiment und die empirische Technik zu beschränken, Zoologie und Botanik auch auf den Oberklassen weiter zu lehren. Die Zoologie darf dann natürlich nicht mit dem Affen abschließen, auch nicht mit einem dünnen Destillat aus Anatomie und Physiologie, sondern sie muß in die Anthropologie, in die Völkerkunde auslaufen.

Es ist nicht meine Absicht, hier einen vollständigen Unterrichtsplan aufzustellen. Es genügt mir, wenn ich das richtige Prinzip dieses Unterrichts gefunden und das bisher befolgte als ein ungesundes Prinzip gekennzeichnet habe. Ist es denn nicht geradezu lächerlich, wie man heutzutage den Unterrichtsstoff verteilt? Auf den Unterklassen stopft man den Schülern den Kopf

Digitized by Google

mit fremden Sprachformen voll, die ihnen böhmische Dörfer sind; oder glaubt man etwa, daß ein Sextaner je begreift, wie das eine Wort amavi die drei Worte „ich habe geliebt" richtig wiedergeben kann? Auswendig lernt ers, aber begreifen? Wie kann ers überhaupt begreifen, so lange er nichts von historischer Grammatik weiß? In den Mittelklassen läßt man dann die Schüler Pflanzen zerlegen und Tiere beschreiben und giebt ihnen in der Untersekunda nebenbei eine Ahnung von der modernen Entwicklungslehre. Der „Effekt" ist der, daß sie in der Botanik auf ihren Pulten ein greuliches Gemüse zurichten und sich hinter dem Rücken des Lehrers die Pflanzenstengel um die Ohren schlagen. Als Folge ihrer zoologischen Studien aber verblüffen sie ihren Papa mit der fabelhaften Behauptung, daß er geradeswegs vom Affen abstamme, und nennen das „Darwinsche Theorie." Auf den obern Klassen endlich, wo mikroskopische Arbeiten, wo die Fragen nach der Entwicklung organischen Lebens, nach der Entwicklung des Menschengeschlechts die Schüler ganz gewaltig interessiren würden, setzt man ihnen das unverdauliche Gericht von der Molekulartheorie vor. Und in dem hochnotpeinlichen Verhör, Abiturientenexamen genannt, das die schöne Geistesdressur abschließt, überzeugt sich dann der Schulrat, daß von alledem ein befriedigendes Quantum hängen geblieben ist, und die Schulverwaltung kann sich mit dem erhebenden Bewußtsein aufs Ohr legen, die ihr zur Bildung anvertraute Jugend mit einem kondensirten Extrakt von allem, was heute wissenswert ist, ausgerüstet zu haben. Die also ausgerüsteten aber werfen ihrerseits, von allem Wissensqualm entladen, den ganzen Ballast so rasch als möglich wieder ab und verlegen sich, ohne sich um das ideale Ziel, das ihnen der Direktor in seiner Entlassungsrede vorgehalten hat, sonderlich zu kümmern, die einen auf rationelles Geldverdienen im Kaufmannsstande, die andern auf rationelles Geldverthun auf der Universität. Das klingt bitter, nicht wahr? Nun, wer die ganze Geistesknechtschaft in den Examendrillanstalten, genannt höhere Schule und Universität, nicht durchgemacht hat, der mag milder urteilen.

So lange nicht auf den höhern Schulen der Schwerpunkt des naturwissenschaftlichen Unterrichts in die Biologie verlegt wird — Biologie im weitesten Sinne gefaßt, als Lehre vom organischen Leben —, so lange ist die Forderung einer „neusprachlich-naturwissenschaftlichen Grundlage" für unsre Schulbildung blauer Dunst. Wie kann man so verschiedne Dinge wie Sprachwissenschaft und Naturwissenschaft zu einer Grundlage vereinigen wollen, wenn nicht durch die Gleichheit ihrer wissenschaftlichen Methode! Die Biologie aber hat mit der vergleichenden Sprachwissenschaft die Methode gemeinsam, die Methode, die die ganze moderne Wissenschaft beherrscht, und die am reinsten zum Ausdruck kommt in der sogenannten Darwinschen Theorie und in der historischen Grammatik. Es ist die Methode, alle Dinge dieser Welt zu betrachten als Früchte organischen Werdens und Wachsens. Das sollte die

Digitized by Google

höhere Schule ihre Zöglinge vor allen Dingen lehren, wie die moderne Wissenschaft die Dinge betrachtet, und nehmen wir in die Grundlage dann noch Geschichte auf, Geschichte auch im weitesten Sinne, dann läßt sich allerdings auf kulturhistorisch-neusprachlich-naturwissenschaftlicher Grundlage eine harmonische Bildung aufbauen, eine Bildung, die den Schüler befähigt, das Wissen der Gegenwart in sich aufzunehmen und zu dem Wollen der Gegenwart mitzusprechen. Aber freilich, dazu müßte noch mancherlei geschaffen werden. Dazu müßten z. B. in den Sprachunterricht die Grundzüge der historischen Grammatik aufgenommen werden. Und soll dem Schüler diese wirklich verständlich und nutzbar werden, so müßte es — die deutsche Grammatik sein! Wie aber könnte ein deutscher Kultusminister zugeben, daß an einer deutschen Schule statt Horaz und Virgil Walther von der Vogelweide und die Nibelungen, daß statt des griechischen Testaments Otfried und Wulfila gelesen würden! Da könnte ja am Ende ein tiefes Interesse für die Muttersprache das Ergebnis des deutschen Unterrichts werden, und das möchte sich am Ende gar in ein noch tieferes Interesse für die Entwicklung deutscher Kultur verwandeln. Bei solchem Bruch mit aller Überlieferung unsrer höhern Schule könnte der Zusammenbruch aller Kultur überhaupt nicht mehr fern sein. Heil unsern Schulverwaltungen, die uns vor diesem Unheil bisher mit so viel Erfolg bewahrt haben!

Elberfeld Paul Harms

Friedrich Hebbels Briefwechsel

Von Adolf Stern

Dreißig Jahre oder doch fast dreißig Jahre sind seit dem frühen Tode Friedrich Hebbels verflossen, und sie haben zugleich die Geltung des Dichters in der deutschen Litteratur befestigt und die Meinung über ihn wesentlich geklärt. Nicht bloß der nie ruhende Prozeß, durch den bleibende und nachwirkende Erscheinungen von den vorübergehenden geschieden werden (ein Prozeß, bei dem es ohne Willkür und Härten nicht immer abgeht), sondern auch das angestrengte Bemühen überlebender Freunde für Wahrung seines Andenkens und Erkenntnis seiner dichterischen Persönlichkeit, die wachsende Einsicht endlich, daß großangelegte und großes wollende Naturen die lebendige Teilnahme, die ihnen gewidmet wird, nie umsonst fordern und selbst mit ihren Irrtümern und Mängeln noch bezahlen, haben hierzu zusammengewirkt. Es ist freilich wahr, daß

Digitized by Google

die dramatischen Dichtungen des großen Ditmarsen nach wie vor nur vereinzelt auf unsern Bühnen erscheinen, daß sich die Theaterpraxis darauf eingerichtet hat, aus der ganzen Reihe dieser Schöpfungen nur etwa „Judith," „Maria Magdalena" und die „Nibelungen" als bühnenfähig gelten zu lassen, daß heute wie vor dreißig Jahren Anthologien zusammengestellt werden, die von Hebbels unvergänglichsten Gedichten keine Notiz nehmen, und daß es immer noch tausende von gebildeten Nachkommen jener österreichischen Excellenz giebt, die unsern Dichter auf einem Balle zu seinen Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes beglückwünschte. Aber mit alledem geschieht nur, was von der Besonderheit seines dunkeln Genius und dem herben Grund der Hebbelschen Lebensanschauung unzertrennlich ist; Hebbels Poesie wird nur unter Kämpfen, nur allmählich den Teilnehmerkreis, den sie zunächst zu gewinnen vermag, erfüllen, noch langsamer diesen Kreis erweitern. Immerhin ist eine zweite Ausgabe der sämtlichen Werke des Dichters nötig geworden, und die durch die unablässigen und aufopfernden Bemühungen Felix Bambergs ermöglichte und vollendete Herausgabe der Tagebücher (Berlin, 1885 bis 1887) und des Briefwechsels*) Friedrich Hebbels hat die Gestalt, die Eigentümlichkeit und die menschlichen Schicksale des Dichters einer kleinen Gemeinde von Litteraturfreunden noch in ganz andrer Weise nahegebracht, als seiner Zeit die von Emil Kuh verfaßte Biographie.

Wenn einzelne Leser und Beurteiler zu dem Ausspruch gekommen sind, daß durch die Veröffentlichung der Tagebücher und des Briefwechsels das Leben, die Persönlichkeit und Entwicklung Hebbels nicht nur in ein andres und deutlicheres Licht gerückt worden seien, als im Kuhschen Lebensbild, daß Tagebücher und Briefe nicht nur eine Reihe neuer Thatsachen und Urteilsgrundlagen ergäben, sondern geradezu eine neue Darstellung dieses bedeutsamen Dichterlebens mit grundverschiedner Würdigung der äußern Vorgänge wie der geistigen Erlebnisse herausforderten, so muß man dagegen Einspruch erheben. Wer vorurteilslos die Biographie Kuhs (die auch Bamberg als ein „monumentales Werk" anerkennt) mit den inhaltvollen Veröffentlichungen vergleicht, die seit dem Erscheinen jenes Buches erfolgt sind, der wird zwar den Reichtum neuer Einzelheiten nicht für unwichtig erachten, den die Tagebücher und noch mehr der Briefwechsel erschlossen haben, wird noch stärker als vorher empfinden, daß Kuhs Lebensbild allzulange bei dem Unheil von Hebbels Jugendschicksalen verweilt, allzu ausführlich den materiellen Jammer seiner Lehr- und Wanderjahre geschildert und die letzten glücklichern Jahre des Dichters allzu knapp behandelt hat, aber deshalb die Bedeutung der Biographie nicht unterschätzen. Für die Berichtigung von Einzelheiten, für eine

*) Friedrich Hebbels Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Mit einem Vorwort herausgegeben von Felix Bamberg. Zwei Bände. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, 1890 bis 1893.

Digitized by Google

genauere Kenntnis der wechselnden Stimmungen des Dichters in verschiednen entscheidenden Lebensabschnitten, für die Vervollständigung von Hebbels Anschauungen und Urteilen, für ein gutes Stück Geschichte der neuesten deutschen Litteratur, vor und hinter den Kulissen, können die beiden 460 und 614 Großoktavseiten umfassenden Bände wohl unschätzbar genannt werden, und ihr Verdienst ist damit noch längst nicht erschöpft. Denn während die Tagebücher Emil Kuh für seine große biographische Arbeit vollständig vorgelegen haben, hat er die Briefe Hebbels, die Bamberg jetzt mit annähernder Vollständigkeit veröffentlicht, etwa nur zur Hälfte gekannt und nur für die beiden ersten Drittel seines Werkes ausgiebiger benutzt.

Bei dem reichen Gedankengehalt und dem persönlichen Gewicht fast aller Briefe Hebbels ist die wörtliche Mitteilung aller, über die der Herausgeber verfügen konnte, und die mühevolle Zusammenbringung dieser geistvollen und lebensprühenden Briefe im höchsten Maße dankenswert. Anders steht es mit der Aufnahme der Antworten, der Briefe an Hebbel. Der Abdruck auch dieser hängt mit den gegenwärtig alle historischen Wissenschaften beherrschenden Neigungen zusammen. Die Überschätzung des vollständigen Materials, die unsre Bibliotheken mit tausenden von Bänden überlastet, in die nach dem Buchbinder, der sie bindet, nie wieder ein Mensch auch nur einen Blick thut, hat den Mut gebrochen, wertloses vom wertvollen zu unterscheiden und das erste völlig ungedruckt zu lassen. Ganz so schlimm, wie bei dem wortgetreuen Abdruck der unwichtigsten, sich in endlosen Windungen ergehenden diplomatischen Aktenstücke, steht es natürlich bei Hebbels Briefwechsel nicht, mehr als eine Gruppe von Briefen, von denen Uhlands und Tiecks bis zu denen Dingelstedts, möchten wir nicht entbehren und eine kleine Zahl Leser werden vielleicht auch die überzähligen Briefe so vieler jungen Freunde und Verehrer des Dichters flüchtig durchblättern, da sie einmal mit abgedruckt sind. Aber die Vollständigkeit ist hier vollkommen überflüssig. Im zweiten Bande des Werkes steht z. B. ein Dutzend Briefe Hebbels an mich abgedruckt, die sicher nicht fehlen durften, und dabei ein andres Dutzend meiner vertraulichen und jugendlichen Mitteilungen an den Dichter aus den Jahren 1858 bis 1863. Nun ist ja nichts in diesen Briefen, dessen ich mich nach dreißig Jahren zu schämen hätte, und da ich kein Snob bin, kann es mir auch gleichgiltig sein, wenn die Leute wissen, wie unfertig und mannigfach ratlos ich vor dreißig Jahren war. Aber mit drei oder vier zehnzeiligen Notizen wäre leicht alles abzuthun gewesen, was zum Verständnis der Briefe Hebbels an mich nötig war, alles andre ist überflüssiger Papierverbrauch. Und ich denke nicht unrichtig zu urteilen, daß die Briefe von zwanzig und mehr Korrespondenten Hebbels ungefähr dieselbe Bedeutung für das Publikum und die Litteratur haben werden als meine eignen. Es herrschen eben so alexandrinische und byzantinische Zustände in dem Bereich unsrer Litteratur, daß man anfangen muß, die zufällige wie die absicht-

Digitized by Google

liche Vernichtung gewissen „Materials“ als einen Gewinn zu erachten, und nur bedauern kann, daß der Müller aus dem Schwank des Hans Sachs, der mit der Axt das Glossar vom Text abhaut, so wenig Nachfolger hat.

Der Briefwechsel Hebbels rückt uns den Dichter mit all seiner herben nordischen Ursprünglichkeit, mit dem schweren Lebensernst, mit den tiefen Narben verzweifelter Seelen- und Bildungskämpfe wieder so lebendig vor Augen, daß es mir persönlich zu Mute wird, als wäre der Septembertag von 1862, wo ich fürs Leben von ihm Abschied nahm, erst gestern gewesen. Jedem, der Friedrich Hebbel gekannt hat, wird es ähnlich ergehen. Er, der sich rühmte, daß er so rasch mit der Zunge wie langsam mit der Feder sei, verstand es auch, seinen Briefen allen Reiz der persönlichen Ansprache und des Zwiegesprächs zu geben. War er vom Gegenstand ergriffen, so verschlug es ihm nichts, eine persönliche Mitteilung zu einer Abhandlung auszudehnen, und so hört man auch aus den längsten und abstraktesten Erörterungen dieser Briefe heraus seine lebendige Stimme wieder ertönen. Die hoffentlich zahlreichen Leser aber, die der mächtigen Persönlichkeit erst durch die veröffentlichten Briefen näher treten, werden aus der Fülle der Lebensäußerungen, der Aussprüche und Urteile leicht erraten können, wie stark diese Persönlichkeit und dieser Geist auf seine Umgebungen wirken mußte, und wie er sich in jeder Weise von den gelehrten und litterarischen Durchschnittsmenschen unsrer Tage unterschied. Die Briefe Hebbels erläutern aber auch, warum dieser Dichter auf so herbe und unversöhnliche Gegnerschaften stieß. Man war freilich um die Mitte des Jahrhunderts noch nicht ganz so weit wie jetzt am Ende, man wagte noch nicht klipp und klar die Forderung zu stellen, daß die „Unterschiede des Talents“ gegenüber der „Kollegialität des Berufs“ nicht in Frage kommen dürften; ja die erbittertsten und hartnäckigsten Gegner Hebbels rechneten sich mit stolzem Bewußtsein zur litterarischen Aristokratie. Aber eine Kunstanschauung und ein Selbstbewußtsein, wie sie Hebbel hatte, galten doch schon für schlechthin unerträglich. Man verzieh Hebbel weder die Strenge seiner künstlerischen Forderungen, die tief bescheidne Unterordnung unter die größten Meister einer glücklichern Vergangenheit, noch die gelegentlichen Aufwallungen seiner Zuversicht, daß er „sich vom Nichts unterscheide.“ Weit eher würde man sich in die Ansprüche des Dramatikers, als ein „Abkömmling der Familie königlicher Dichter“ betrachtet und geehrt zu werden, gefügt haben, Ansprüche, die man doch immer als etwas persönliches ansehen konnte, als daß man seinen allgemeinen Ideen über die Dichtung und das Verhältnis des Einzelnen zu ihr gerecht geworden wäre. Durch diese Ideen erschien Hebbel als der Feind aller, die im Augenblick die Herrschaft über die deutsche Litteratur erstrebten, aus diesen Ideen fühlte man eine unbarmherzige Verurteilung der Tendenz- und Augenblickspoesie, der Rhetorik wie des photographischen Realismus heraus. Zum Unglück für Hebbel prägten sich seine Grund-

Digitized by Google

anschauungen nicht nur in seinen dichterischen Schöpfungen aus, sondern wurden bei mehr als einem Anlaß bestimmt und scharf ausgesprochen. Längst ehe der Dichter Kritiken drucken ließ und im kritischen Vorwort zur „Maria Magdalena" die dramatischen Dichter des Tages anrief: „Ich sage es euch, ihr, die ihr euch dramatische Dichter nennt, wenn ihr euch damit begnügt, Anekdoten, historische oder andre, es gilt gleich, in Szene zu setzen, oder wenns hoch kommt, einen Charakter in seinem psychologischen Räderwerk auseinanderzulegen, so steht ihr, ihr mögt nun die Thränenfistel pressen oder die Lachmuskeln erschüttern, wie ihr wollt, um nichts höher als unser bekannter Vetter von Thespis her, der in seiner Bude die Marionetten tanzen läßt!" war es weithin bekannt, daß Hebbel schroff und unnachgiebig seine höchsten Maßstäbe an die Tagesproduktion anlegte. Jetzt, nach dem Erscheinen des Briefwechsels, wo man die Summe der Mißverhältnisse und der Mißurteile berechnen kann, die für Hebbel daraus erwuchs, daß er seine innersten Gesinnungen nicht verbergen, seine Forderungen nicht herabsetzen, sein gewaltiges Pathos in Dingen der Kunst nicht verwässern konnte, wo man den Hebbel von 1838, der Freiligrath einen Marketender des Musenalmanachs nannte, ihm ein schönes Talent der Beschreibung und gute Verse zugestand, doch hinzusetzte: „Dies Talent verhundertfacht giebt nach meiner Idee noch keine Faser zum wahrhaften Dichter," mit dem von 1858 vergleichen kann, der Werders Trauerspiel „Kolumbus," dem er eine gewisse Bedeutung nicht absprach, mit den Worten charakterisirte: „Alles allgemeine des Stücks, den Plan, die Anlage der Charaktere, die Intentionen der Sprache sogar finde ich vortrefflich; für mein Gefühl tritt aber nichts ins Leben. Die tragischen Mächte sind wirklich heraufbeschworen, aber, um ein Bild von Plutarch zu entlehnen, nur die Mütter ohne ihre Kinder; man wird auf geweihten Boden versetzt, aber man trifft dort nur Schatten an, die nicht bluten können," [1]) jetzt weiß man sicher, daß der eine wie der andre dazu geschaffen war, bei dem Picknick der zeitgenössischen Litteratur als unbequemer Störenfried angesehen zu werden. Niemand hatte herzlichere und wärmere Freude als Hebbel, wenn er Leistungen oder auch nur Bestrebungen der Lebenden anzuerkennen vermochte, aber für ihn lag es außer der Möglichkeit, etwas von dem innern Gesetz künstlerischer Dinge oder auch nur von dem zu erlassen, was ihm selbst als Gesetz galt.

Heute ist kein Zweifel mehr möglich, daß in der Kunstanschauung des großen Dichters nicht ein Irrtum, aber eine schroffe Einseitigkeit vorhanden war, daß Hebbel, vor nichts zurückschreckend, was eine Tiefe hat, der Breite der Welterscheinungen ohne lebhaftern Anteil gegenüberstand und sie in der Poesie auch da verwarf, wo sie ihr gutes Recht haben. Er war in Wahrheit unfähig, in Naturen wie Walter Scott und den phantasiereichen Spaniern

[1]) An Friedrich von Uchtritz: Wien, 28. Januar 1859.

Digitized by Google

Dichter in seinem Sinne des Worts zu erkennen, und fühlte sich weit eher gedrungen, untergeordnetere und unreifere Werke, in denen aber der Antrieb zu psychologischer Vertiefung, zu dem, was ihm als innere Entwicklung galt, sichtbar war, gelegentlich zu überschätzen. Auch dafür bietet der Briefwechsel eben so viele Beweise, als wie für die strenge und unantastbare Redlichkeit, mit der Hebbel bei allen seinen Aussprüchen und Urteilen verfuhr.

Der dunkle Trieb in seiner eignen Entwicklung, der dämonische Zug, der ihn fast unwiderstehlich in die Todesvorstellung hineinriß, kam ihm früh zum Bewußtsein. In einer ganzen Reihe von Erlebnissen erblickte er „einen Grund mehr, das Leben zu verachten und den Tod zu lieben,“ [1]) beinahe jede seiner Stimmungen mündete in das Gefühl oder die Sehnsucht des Todes, und wenn er dies Gefühl wohl als eine höchste Wollust pries, „jene Wollust, die uns nur in unsern schönsten und in unsern längsten Stunden beschleicht,“ [2]) in schlimmer Stunde überkam ihn „der völlige Ekel am Leben,“ und er gestand ein: „Sieh, liebes Kind, der Tod quillt aus meinem glühendsten Leben. Alles ist mir zuwider, besonders was von mir selbst ausgeht.“ [3]) Gleichwohl trug er, mit der Entfaltungsfähigkeit seines Talents aufs innigste verwachsen, die Zuversicht des Lebens in sich und sagte: „Es wäre mir fürchterlich, wenn ich in meiner jetzigen Beschaffenheit in einen höhern Kreis eintreten sollte; ich fühle, daß ich einem Wendepunkte nahe bin; ich bin eben darum überzeugt, daß Gott mich noch nicht abrufen kann. Kein Mensch verläßt die Erde, so lange sie ihn in Bezug auf Geist oder Herz noch verändern kann; dies ist mir eine unumstößliche Wahrheit; der Tod hat nur Macht über das Gewordne, nicht über das Werdende.“ [4]) Hebbel täuschte sich auch nicht über den verhängnisvollen Hang zur Reflexion, zur grüblerischen Zerfaserung des guten Augenblicks, zur Geringschätzung des lebendigsten Eindrucks, wenn dieser nicht das Tiefste in ihm aufrührte, er gestand unumwunden ein: „Ich lasse die besten Stimmungen vorübergehen und setze mich erst hin, die Schmetterlinge zu malen, wenn ich den bunten Staub auf ihren Flügeln nicht mehr sehe,“ [5]) oder er schrieb: „Welche Freude würde es sein, Ihnen über Italien zu sprechen! Aber darüber schreiben? Bei Gott, ich wüßte nichts zu sagen, als daß der Himmel blau ist, und daß Raphael und Michel Angelo wirklich Maler waren.“ [6]) Gleichwohl scheint er den Gedanken weit von sich gewiesen zu haben, daß diese Schranke seiner Natur und Individualität in gewissem Sinne doch auch Schranke des Urteils und der angestrebten Gerechtigkeit sei. Man kann nur sagen, daß in dem Maße, wie er selbst der Lebensfreude und des genügsamen Genusses fähiger wurde, indem er lernte, neben der glühend leidenschaftlichen,

[1]) An Elise Lensing; München, den 5. Oktober 1838. — [2]) An Elise Lensing; München, 29. September 1836. — [3]) An Elise Lensing; München, 11. April 1837. — [4]) An Elise Lensing; München, 31. Dezember 1838. — [5]) An Elise Lensing; Paris, den 7. August 1844. — [6]) An Felix Bamberg; Wien, den 27. Februar 1846.

Digitized by Google

der markverzehrenden Stimmung auch jeder andern ihr Recht zu gönnen, er empfänglicher für poetische Geister wurde, „die das Schöne zwar nicht in seiner reinen Glorie hinzustellen vermögen, deren Schöpfungen jedoch wie matte Regenbogen mit erlöschenden Farben daran erinnern," wie es in seiner Kritik des Mosenschen Dramas „Der Sohn des Fürsten" heißt.

Aber sind auch die Briefe Hebbels, die sich (bedeutende Lücken abgerechnet) vom Jahre 1831 bis zu seinem Todesjahre 1863 erstrecken, unverwerfliche Zeugnisse seines innern Reichtums, seiner gewaltigen gegen sich selbst wie gegen andre unbarmherzigen Wahrhaftigkeit, der Eigentümlichkeit seiner Bildung, der Mannigfaltigkeit seiner Weltbeziehungen und der Herzenswärme seiner menschlichen Verbindungen, verdeutlichen und erweitern sie die Einsicht in Wesen, Leben und Wirken des Dichters, so können doch auch sie den dunkelsten Punkt, das zurückbleibende Rätsel in der Natur Hebbels, nicht völlig aufhellen. Wer wahrhafte, warme und nachfühlende Teilnahme für den Dichter empfindet, stößt, je mehr er sich mit der gesamten Dichtung Hebbels vertraut macht, auf dieses Rätsel. Nicht darin liegt es, daß Hebbel Denker und Dichter zugleich war — diesen Vorzug teilt er ja mit allen hervorragenden Dichtern —, auch nicht darin, daß gewisse Elemente seines grüblerischen Denkens niemals rein in die poetische Anschauung und Form aufgehen konnten. Es liegt in der jähen Plötzlichkeit, der unvermittelten Schroffheit des Wechsels von leidenschaftlicher, fortreißender Naturgewalt und tiefsinniger, aber nicht zu Leben gewordner Reflexion, in dem Nebeneinander heißer Glut und eisigen, markdurchschneidenden Frostes, in dem Widerspruch zwischen dem echt dichterischen Bedürfnis nach Rhythmik der eignen Seele, ja des ganzen Daseins und zwischen der unbesiegbaren Neigung zu den härtesten Foltern der Abstraktion. Man sollte nie ein Bild brauchen, zu dem es keine Wirklichkeit giebt; und doch, wenn man sich vorstellen dürfte, daß ein Vulkan unterhalb seines Kraters einen Gletscher trüge, und daß die glühende eben vom Krater ausgeworfne Lava jedesmal über das Gletschereis fließen und hier erstarren müßte, so würde man das Bild für gewisse dunkle Vorgänge in Hebbels innerm Leben haben. Sicher hat Hebbel, wie vieles Schroffe und Herbe in seiner Natur, so auch den dämonischen Zug zu diesem jähen, unvermittelten Wechsel, den Felix Bamberg (in seiner Abhandlung über Hebbel in der „Allgemeinen Deutschen Biographie") lediglich auf den Drang zur Kürze im Gestaltungsprozeß zurückführen möchte, und von dem er zugiebt, daß der Dichter dadurch „dem minder geübten Auge zum Auffassen des Lebendigen nicht genug Anhaltepunkte gelassen habe," in spätern Lebensjahren und Schöpfungen stark gebändigt, ja glänzend besiegt. Und ohne Zweifel erscheint Hebbel auch in den Briefen dieser spätern Jahre trotz das unverlierbaren wuchtigen Ernstes seiner Natur lebensheiterer, versöhnter, poetisch gerundeter, als in den inhaltvollen und in ihrer Besonderheit dämonisch fesselnden Briefen der Studentenzeit und der Wanderjahre.

Digitized by Google

Nur die rohe Zuversicht des nüchternen Verstandesphilisters, die alles ausmessen zu können vermeint, wird das Rätsel, das in die unsichtbaren psychischen Wurzeln einer bedeutenden Individualität verläuft, ausschließlich auf körperliche Anlagen, Äußerlichkeiten und deutlich nachzuweisende Eindrücke der frühen Jugend zurückführen wollen. Wenn aber Bamberg mit unverkennbarem Hinblick auf Kuhs Lebensbild im Epilog zum Briefwechsel ausspricht: „Es ist ein Fehlgriff, die Grundlinien zu Hebbels Gesamtbild aus der materiellen Armut seiner Jugend zu sammeln; die Wahrheit ist vielmehr die, daß das Schicksal ihm zu den ernstesten Elementen des Lebens die Organe verliehen hat, sie ganz in sich aufzunehmen, und daß dadurch sowohl diese wie jene geschärft wurden; gerade die Armut war es, die ihn bereicherte, und deshalb habe ich mich auch stets bemüht, ihn nicht nach seiner Armut, sondern nach seinem Reichtum aufzubauen," so fühlt man sich doch unwillkürlich gedrängt, Kuhs Darstellung bezüglich der Jugendjahre in Wesselburen, ihre hemmenden und drängenden Einflüsse in Schutz zu nehmen. Während Hebbel in spätern Jahren mitten aus der Fülle der Erscheinungen und der hellen Freude am einzelnen Schritt für Schritt, fast unmerklich zum Urgrund und Ende aller Dinge schweifte, fühlte er sich in seiner unbeglückten Jugendzeit gewaltsam unwiderstehlich und, bevor er des Augenblicks froh geworden war, zu diesem Urgrund und Ende hingerissen. Selbst damals vergoldete seine Lyrik das Zuständliche, das karge Stück Leben, das ihm etwas — ach wie wenig! — gewährte, oder was in guter Stunde mit dem Auge des Dichters gesehen wurde. Aber im ganzen flößten ihm Umgebung und Lebenslage jener Zeit Widerwillen und ein starkes Gefühl der hinausstrebenden Ungeduld ein; statt sich in der Mitte der Dinge glücklich befangen zu fühlen, suchte er sich ihnen um jeden Preis zu entrücken, erhob sich mit ungestümem Trotz, mit unreifem oder vorreifem Denken, dem seine Phantasie Schwung gab, über die widerwärtige Enge seines Daseins. In Umgebungen, denen sein poetischer Genius nichts sagte, die das höchste Vermögen seines Geistes nicht zu ehren wußten, trieb es ihn durch starkgeistige Reflexion, durch energische Steigerung seiner vermeintlichen Erkenntnisse, durch eine scheinbar schon abgeschlossene Weltanschauung zu imponiren. Indem er in die freie Region des kühnsten Denkens zu entfliehen trachtete, wußte er selbst nicht, wie stark dieses Denken dennoch von dem erlebten Elend, von dem Mißverhältnis seines innern Selbstbewußtseins und des unwürdigen Drucks von außen beeinflußt war. Hebbel zögerte niemals, auf jeder nächsten Stufe seiner Entwicklung alle als unfruchtbar, überreizt und gewaltsam erkannten Gedanken aus seiner Weltanschauung wieder auszuscheiden, doch die Gewöhnung, jähen, gewaltsamen Reflexionen neben den Offenbarungen seines Genius eine Macht und ein Recht über sich einzuräumen, wurde von ihm schwer und erst ganz zuletzt völlig überwunden.

Können aber auch die gehaltreichen Briefe Hebbels den letzten Knoten

Digitized by Google

seiner wunderbaren Persönlichkeit nicht lösen, so legen sie doch klar alle Fäden dar, die von diesem Knoten auslaufen, und lassen uns die Rückwirkungen einer großen Welt und einer bewegten Zeit auf einen Dichter erkennen, der in frühester Jugend schon den Kreis seiner Teilnahme und seiner Darstellung so weit spannte, wie es eben der große Dramatiker vermag, der „die Welt mit allen Lebensströmen und von Gott an bis zum unseligsten Narren herunter" umfassen wollte. Man kann im einzelnen kaum anfangen, den Wert dieser Briefe zu charakterisiren. Den vollen Genuß beim Lesen des Briefwechsels werden natürlich nur die haben, die ein deutliches Bild der Litteraturentwicklung und des litterarischen Lebens in Deutschland während des Menschenalters zwischen 1830 und 1870 schon in sich tragen; die Mehrzahl der Briefe Friedrich Hebbels selbst hingegen kann oder könnte tausenden lieb werden. Denn was an tiefster Ursprünglichkeit, an Welt- und Kunsteinsicht, an Stimmungskraft und echter Lebensweisheit in diesen Briefen waltet, die zugleich großenteils stilistische Meisterstücke sind, das erhebt sich weit über den zufälligen Anlaß der Aussprache, das hat Anspruch auf Dauer und lebendige Nachwirkung, wie nur irgend ein Dichterwerk.

Das Lieblingsthema Hebbels in seinen Briefen war und blieb die Poesie, mit der er selbst stand und fiel, und deren tiefste Geheimnisse zu ergründen er niemals müde wurde. Durch ganze Briefreihen (an Felix Bamberg, an Emil Kuh, an Siegmund Engländer, an Friedrich von Uechtritz, an diesen vorzugsweise, an Fr. Th. Rötscher) und durch zahllose einzelne Briefe ziehen sich die Erörterungen, die Winke, die kurzen schlagenden Äußerungen, die kraftvollen Bilder, die wie emporflammende Lichter bald ein Stück seines eignen Schaffens beleuchten, bald auf den tiefsten Grund fremder Schöpfungen hinabsehen lassen. Hebbel war in jüngern Jahren geneigt — seine Briefe bestätigen es hundertfältig —, die Zweifel zu teilen, ob sich in Betrachtung der allgemeinen Weltverhältnisse in unsrer Zeit ein Künstler völlig entwickeln könne. Von der Idee des Absoluten beherrscht („das Vorzüglichste ist in allen Kreisen gebracht, es kann höchstens noch einmal gebracht werden, und das ist gar nicht notwendig. Wem es um Selbstachtung zu thun ist, der muß strenger und unnachsichtiger gegen sich sein, als es jemals ein Autor war. Versuche und Experimente sind verächtlich in einer Zeit, wo selbst das Vorzügliche keinen Anspruch machen darf" [1]), schien er sich das Verdammungsurteil über jeden Anlauf, der mit kürzerm Atem als dem seinigen erfolgte, gleichsam vorzubehalten, und noch um die Zeit seiner Niederlassung in Wien erklärte er: „Ich bin überzeugt, daß es keiner, auch bei reichster Ausstattung, weiter als bis zur monumentalen Bedeutung bringt. Wenn sie (Gervinus und Vischer) aber behaupten, daß keine Künstler mehr vorhanden seien, daß

[1]) An Elise Lensing; München, 12. Dezember 1838.

Digitized by Google

keine zu entstehen vermöchten, so muß ich ihnen freilich widersprechen und ihren Ausspruch dahin modifiziren, daß billig keine vorhanden sein und keine entstehen sollten. Die Natur erlaubt sich manches. Sie schafft im Menschen selbst schon ein Wesen, dem offenbar ein größerer Begriff zu Grunde liegt, als es ausspricht. Sie wiederholt die Freiheit, die hierin liegt, auch innerhalb des Kreises der Menschheit, ja wiederum in jedem untergeordneten Kreise dieses Kreises. Sie kümmert sich noch viel weniger darum, ob die Menschen, die sie hervorbringt, auch die geeignete Atmosphäre vorfinden." [1]) Doch wie schmolz dieser starre Gleichmut vor jedem warmen Hauch wirklicher, echter Poesie dahin, wie erhellte und belebte sich die starre weltrichterliche Miene, so oft er auf eine Kunstleistung stieß, die von innen heraus belebt war, und der statt eines Verstandesprozesses die echte künstlerische Intuition zu Grunde lag! Hundert rührende Beispiele für die unmittelbare Empfänglichkeit ließen sich aus diesen Briefen unmittelbar neben die Beispiele der Strenge und des unbeugsamen Ernstes stellen, die ihm in Dingen der Kunst und Litteratur eigen waren. Er wurde nicht müde, sich in alle Herrlichkeit der Poesie zu versenken, und genoß auf der Höhe seiner Entwicklung und Bildung mit dem Kindersinn, den alle großen und echten Künstlernaturen bewahren, die verborgensten und bescheidensten Schönheiten, in denen sich Anschauung, Bild und sinnlicher Laut deckten. Und je tiefere Einsicht er in das Wesen der Kunst, der Poesie vor allem, gewann, um so reizvoller fand er es, sich diesem Genuß hinzugeben. Er ermutigte bis ans Ende seine jüngern Freunde, ihm auf diesen Wege entschlossen zu folgen. „Fahren Sie fort, rief er mir nach Mitteilung kritischer Aufsätze zu, sich in dies Mysterium, in dem alle andern, welche die Welt darbietet, mit enthalten sind, mehr und mehr zu vertiefen und besorgen Sie nicht, von der Afterkritik des Tages erschreckt, Ihre Naivität dadurch zu verlieren. Die Phantasie bleibt ewig jungfräulich, und auch der größte Physiolog zeugt seine Kinder im Traume." [2]) Siegmund Engländer, der durch politische Thätigkeit und politisches Flüchtlingstum aus seiner ursprünglichen Laufbahn gerissen war, trieb er an, sich der Kritik im höchsten, in seinem Sinne zu widmen: „Gewiß kann niemand umkehren oder irgend eine Episode mit ihren innern und äußern Folgen aus seinem Leben ausstreichen. Aber jeder kann sich auf sich selbst wieder besinnen und sich von dem Punkte aus, wo er gerade steht, dem Ziel wieder zuwenden, auf das seine Kräfte, dem natürlichen Zug folgend, der den Menschen am sichersten leitet, von Anfang an losarbeiteten. Das ist für Sie die reproduktive Kritik, die jetzt in Deutschland keinen einzigen Repräsentanten hat. Ihr Brief beweist mir, daß Sie von den dazu nötigen Eigenschaften keine einzige verloren haben; wer thäte es Ihnen denn gleich im Nachempfinden des Eigentümlichsten und in genialer Wiederspiegelung durch

[1]) An Felix Bamberg; Wien, 23. Oktober 1846. — [2]) Gmunden, 6. August 1860.

Digitized by Google

eine Fülle der wunderbarsten Bilder und der reichsten Anschauungen? Hat Ihr Enthusiasmus sich geschwächt, so hat Ihre Ironie sich dafür gesteigert, und den Enthusiasmus brauchen Sie bei Betrachtung der deutschen Litteratur selten, die Ironie aber alle Tage." [1]) An Emil Kuh richtete er die tiefen Worte: „Sie treten in Ihrer Auffassung dem Geheimnis der Kunst immer näher; allerdings ist es ihr innerstes Wesen, das dem Menschen eingeborne Sehnen zu stillen, ja in der Wurzel auszubrennen, und eben darum kann der Künstler im Zwiespalt zwischen sich und der Welt nicht stecken bleiben, da er von dieser noch gar nichts sieht, wenn er sie nicht rund sieht. Doch darüber ist unendlich viel zu sagen; es ist der einzige Knäuel, der sich nie ganz abwickeln läßt, und ich sage: Gott sei Dank! dazu." [2]) Wie ein Schrei aus tief gepreßtem Herzen und in seiner Wahrheit geradezu erschütternd, klingt im Gegensatz zu dieser höchsten Auffassung der Kunst seine Charakteristik der Tageslitteratur: „Es ist im eigentlichen Verstande eine Selbstzerstörungssucht über die Welt gekommen, die sich in allen Kreisen auf gleiche Weise äußert, und die, so sehr sie auch alle Grenzen überschreitet, doch nur die gesunde Folge unsrer kranken Zustände ist. Alles wütet in den eignen Eingeweiden, und die Litteratur, in der sich die sämtlichen Lebensprozesse konzentriren, am meisten und freilich am widerwärtigsten. Man muß eben durch, und was zusammengehört, muß sich zusammenschließen, nicht bloß zum Schutz, sondern auch zum Trutz. Es ist die Periode der Koalitionen gekommen, denn wenn die Götter nichts mehr für den Künstler thun, wenn sie ihm sogar Licht und Luft entziehen, die sie ihm schuldig sind, bleibt ihm nur die Selbsthilfe übrig. Ein halbes Menschenleben lang habe ich mich gegen diese Wahrheit gesträubt; jetzt muß ich sie anerkennen, wenn ich auch stark bezweifle, daß ich sie meinerseits praktisch werden lassen kann. Das Theater soll eine Arena der Nullität sein, und was die Leiter in unsern Augen herabsetzt, erhöht sie in denen ihrer Vorstände. Die Journalistik soll den Chor von hunderttausend Narren, deren Faust gedenkt, vorstellen, und der Grund liegt auf der Hand. Das Buch soll um seinen Kredit gebracht werden, daher die Begünstigung der Feuilletonschreiberei. Das hängt alles zusammen, und die Rückwirkung äußert sich in der Litteratur, die sich gemißbraucht und erniedrigt fühlt, ohne sich wehren zu können, als Ekel vor sich selbst, der zuletzt, wie bei körperlich verwahrlosten Individuen von Geist und Charakter, in Selbstverspottung umschlägt." [3]) Man starrt einigermaßen ungläubig auf das Datum dieser schauerlich wahren Charakteristik und fragt sich, wie Hebbel, dem schon 1853 die Zustände so trostlos erschienen, volle vierzig Jahre später die Lage der Litteratur, das heißt der Litteratur, die diesen Namen verdient, und ihr Verhältnis zum Publikum und zur sogenannten öffentlichen Meinung angesehen haben würde.

[1]) An Siegmund Engländer; Wien, 9. September 1857. — [2]) Orth bei Gmunden, 25. Juli 1858. — [3]) An Adolf Pichler; Wien, 24. Juli 1853.

Digitized by Google

Wenn aber der Dichter selbst in diesem Briefe den Zweifel ausdrückt, ob er zum Mitglied auch der bestgesinnten, das Höchste wollenden, gegen sich selbst unerbittlichen „Koalition“ geeignet gewesen wäre, so darf man nach seinen Briefen und seinen darin deutlich werdenden Beziehungen zu litterarischen Freunden seine Fähigkeit dazu ohne weiteres verneinen. Gewiß konnte und wollte Hebbel gelegentlich auch „klug“ sein und manches für sich behalten, was die, denen er gegenüberstund, nicht aufzunehmen, ja nicht einmal zu begreifen vermochten. Aber immer durfte es sich dabei nur um Äußerlichkeiten und Nebendinge handeln. Drohte eine Lebensfrage der Kunst oder eine ernste Frage des Lebens durch Schweigen verdunkelt oder in falsches Licht gerückt zu werden, so brach seine mächtige Natur durch alle diese Klugheit hindurch. Man braucht nicht auf die beinahe komisch verunglückten Versuche hinzuweisen, sich mit einem Schriftsteller wie Karl Gutzkow gleichsam als Macht zu Macht zu stellen, sondern kann es unmittelbar aus dem Briefwechsel mit seinen nächststehenden Freunden bestätigen. Imponirend ist der Eindruck, den wir in diesem Betracht namentlich aus Hebbels Briefen an Friedrich von Uchtritz empfangen. Und wie eine letzte Zusammenfassung der eignen Anschauung und der ethischen Notwendigkeit zugleich klingt der Brief an Siegmund Engländer,[1]) wo Hebbel kurz vor seinem Ende die Hauptsätze seines künstlerischen Credo noch einmal vorträgt: „Sie werden überhaupt finden, daß die Lebensprozesse nichts mit dem Bewußtsein zu thun haben, und die künstlerische Zeugung ist der höchste von allen; sie unterscheiden sich ja eben dadurch von den logischen, daß man sie absolut nicht auf bestimmte Faktoren zurückführen kann. Wer hat das Werden je in irgend einer seiner Phasen belauscht, und was hat die Befruchtungstheorie der Physiologie trotz der mikroskopisch genauen Beschreibung des arbeitenden Apparats für die Lösung des Grundgeheimnisses gethan? Kann sie auch nur einen Buckel erklären? Dagegen kann es keine Kombination geben, die nicht in allen ihren Schlangenwindungen zu verfolgen und endlich aufzulösen wäre; das Weltgebäude ist uns erschlossen, zum Tanz der Himmelskörper können wir allenfalls die Geige streichen, aber der sprossende Halm ist uns ein Rätsel und wird es ewig bleiben. — Systeme werden nicht erträumt, Kunstwerke aber auch nicht errechnet, oder was auf das nämliche hinausläuft, da das Denken nur ein höheres Rechnen ist, erdacht. Die künstlerische Phantasie ist eben das Organ, das diejenigen Tiefen der Welt erschöpft, die den übrigen Fakultäten unzugänglich sind, und meine Anschauungsweise setzt demnach an die Stelle eines falschen Realismus, der den Teil für das Ganze nimmt, nur den wahren, der auch das mit umfaßt, was nicht auf der Oberfläche liegt. Übrigens wird auch dieser falsche nicht dadurch verkürzt, denn wenn man sich auch so wenig aufs Dichten wie aufs Träumen vorbereiten kann,

[1]) Wien, 1. Mai 1863.

Digitized by Google

ſo werden die Träume doch immer die Tages- und Jahreseindrücke und die Poeſien nicht minder die Sympathien und Antipathien des Schöpfers abſpiegeln. Ich glaube, alle dieſe Sätze ſind einfach und verſtändlich. Wer ſie nicht anerkennt, muß die halbe Litteratur über Bord werfen."

(Schluß folgt)

Bilder aus dem Weſten

Von E. Below

2. Beim Konſul

Verblüffend großartig ſind die Hotels von Kanſas City angelegt. Marmor, Glas, Nickel, wohin man blickt, Spiegelſcheiben, Nußbaumgetäfel, elektriſche Glühlichtroſetten an allen Ecken und Enden, fliegende Verkaufsſtände, Prachtbüreaus für alle Nachfragen, Sammetlehnſeſſel zum Sitzen und Liegen, zum Kleiderreinigen und Stiefelputzen, zum Barbiren und Friſiren in allen Ecken der weiten, marmorgetäfelten Eingänge, die an Geräumigkeit oft unſern Bahnhofswarteſälen nahe kommen. Als ich in das Metropolitan Hotel trat, kam ich von einem Prachtſaal in den andern durch Flügelglasthüren, die ſich beim Eintritt geräuſchlos wie von ſelbſt öffneten und eben ſo wieder ſchloſſen, Thüren von der Höhe des ſäulengetragnen Saales. Alles war groß und hoch und weit; es wäre auch vornehm erſchienen, hätten nicht dort in den Sammetpolſterſtühlen weit zurückgelehnt Männer geſeſſen, die ihre Füße wagerecht ausgeſtreckt an die Eiſenſäulen geſtützt hatten, und die fortwährend tabakkauend die vor ihnen ſtehenden übelausſehenden Thon- oder Nickelnäpfe benutzten. Auf der einen Seite waren prächtige marmorbelegte Verkaufstiſche für Cigarren, Süßigkeiten und Früchte, auf der andern Komptoirtiſche mit verſchwenderiſch ſolidem Schnitzwerk, wo fortwährend zwei oder drei Kellner und Sekretäre herumhantirten, mit nichts weiter beſchäftigt, als Beſtellungen zu empfangen und abzugeben, die elektriſchen Glocken drückend und in Kontobücher Notizen machend. Die eine Wand dieſes Eintrittsſaales zeigte oben unter dem Plafond einige Bogennischen, deren Gardinen dann und wann gelüftet wurden. Das war der Treppengang nach den Damenſälen, von wo aus die Ladies jederzeit den Eintrittsſaal und deren Inſaſſen muſtern konnten.

Nachdem ich Herrn von Rahden begrüßt hatte, zeigte er mir die übrigen Säle, den Speiſeſaal, das Leſezimmer u. ſ. w. und erbot ſich dann mit der

Digitized by Google

größten Freundlichkeit, am nächsten Morgen mit mir zu Armour und zu den Packhäuser zu fahren und mich dort vorzustellen.

Herr von Rahden hatte seiner Zeit in Mexiko — vor meinem Aufenthalte dort — die erste deutsche Zeitung begründet, daher unsre Anknüpfungspunkte. Hier werden Sie es aber ganz anders finden, wenn Sie — da Sie doch vielleicht ein paar Wochen oder Monate hier bleiben — sich Zeit nehmen, die Dinge kennen zu lernen, sagte er zu mir. Land und Leute hier sind in allen Stücken das entschiedne Gegenteil von Mexiko, und das gilt auch vom Deutschtum!

Nun, dann ließe sich ja annehmen, daß manches, was den Deutschen dort fehlt, hier vorhanden sei, erwiderte ich.

Das ist richtig, erwiderte der Konsul, es ist eben dort kein Zwischendeckspublikum, während das hier überwiegt. Freilich giebt es auch andre Elemente, setzte er nach einer kleinen Pause wie beruhigend hinzu.

Halten die Deutschen hier nach außen hin mehr zusammen, oder halten sie mit ihrer Nationalität auch so zurück wie in Mexiko, wo sie bei der geringen Zahl ihren Geschäften das schuldig zu sein glaubten? fragte ich neugierig.

Nach außen allerdings; da giebt es Turner-, Schützen-, Sängerfeste, Aufzüge u. s. w., aber sie erringen sich damit nicht das Ansehen, das die deutsche Geschäftssolidität ohne Chauvinismus nach außen den Deutschen in Mexiko errungen hat.

Ich fange an, Sie zu verstehen. Also scheinen die Deutschen hier im Westen, wo die Temperenzler und „Tootatler" das Szepter schwingen, nicht das Ansehen zu genießen, das sie sich doch in Newyork anscheinend errungen haben? fragte ich weiter.

Das Deutschtum besteht im Osten allerdings zum großen Teil aus Zwischendeckern, aber auch zu nicht geringem Teil aus soliden, reichgewordnen, festansässigen Kaufleuten und Gelehrten. Hier nach dem Westen hat die Auswanderungswelle eine andre Sorte von Menschen hergespült. Es sind nicht die armen Teufel, die nur ihr nacktes Leben und ihre Arbeitslust gerettet haben, sondern die mit etwas Geld in der Tasche gleich von der Küste bis tief ins Innere geflüchtet sind.

Ich verstehe, sagte ich, als er das letzte Wort mit besondrer Betonung sprach und dazu mit den graubuschigen Augenbrauen bedeutungsvoll zwinkerte.

Und mit diesem Element will der bessere Teil des Amerikanertums nicht gern etwas zu thun haben, fuhr er fort. Unter uns gesagt: diese eben gekennzeichneten Deutschen stehen, obwohl sie vielfach bemittelt und sogar auf Einfluß in der Politik bedacht sind, leider auf einer Stufe mit Irländern und Negern als der weniger ansehnliche Teil der Bevölkerung des Westens, namentlich in den Temperenzstaaten und deren Umgebung.

Digitized by Google

Nachdem sich Herr von Rahden telephonisch erkundigt hatte, ob der Chef des ersten Packhauses, der fortwährend auf Reisen zwischen Kansas und Chicago war, gegenwärtig anwesend und zu sprechen sei, meldete er meinen Besuch für den folgenden Tag an und widmete mir den heutigen Tag, um mich in der Stadt etwas heimisch zu machen. Sie werden, wenn Sie sich einige Zeit hier aufhalten, bald sehen, wie weit ich Recht habe, fügte er seinem freundlichen Anerbieten hinzu, indem er mit mir in den Barbierladen eintrat, der im Erdgeschoß eines größern Hotels nie fehlen darf, sich in einen der großen rotsammetnen Barbierstühle sinken ließ und mich einlud, ein gleiches zu thun.

Während wir warteten, bis die Reihe an uns kam und zwei von den hemdsärmligen Negerjünglingen unsre Köpfe in Bearbeitung nahmen, waren zwei Wichsjungen mit unserm Schuhwerk beschäftigt. Für fünfundzwanzig Cent (= eine Mark) erhebt man sich mit gründlich rasirtem, parfümirtem und gepudertem Gesicht und mit einem durch alle diese Prozesse so erfrischten Kopf, daß man sich ganz verjüngt und zu jedem noch so schwierigen Geschäftsunternehmen aufgelegt fühlt. Dabei ist das eine Behandlung, der sich hier nicht nur der Swell, der Ladiesman, der Gigerl unterwirft, sondern auch der Arbeitsmann, der aus dem Maschinenhause kommt, leistet sich, wenn ers irgend kann, diese Erfrischung wenigstens einmal die Woche.

Der Inhaber des Barbierladens war ein geborner Deutscher, der ihn mit den Niggern in Partnerschaft, das heißt auf deutsch als Geschäftsgenosse, gemietet hatte. Obwohl der Deutsche erst etwa zehn Jahre in den Vereinigten Staaten lebte, war doch sein Deutsch so von halb englischen, halb deutschen Worten durchsetzt, daß es für den, der dieses dem Pigeon-English auf der östlichen Halbkugel entsprechende Pennsylvania-Dutch der westlichen nicht gewohnt war, oft unverständlich blieb.

Der Marktplatz, über den wir schritten, war noch ungepflastert. An einer Ecke erhob sich ein roter Backsteinbau, ein provisorisches Polizeigebäude. Das eigentliche Town-Hall, das Rathaus, wurde auf einem seitwärts etwas nach dem Fluß zu gelegnen Platze aus großen Quadern errichtet. Große Krahnen aus Stahlschienen überwölbten, kuppelartig oben zusammenlaufend, den freien Platz, wo nur das fertige Fundament, in riesigen Maßen angelegt, zu sehen war. Wir drängten uns durch die Stände der Geflügel- und Gemüseverkäuferinnen, wo einige Polizisten anrüchige Sachen beiseite schafften, und kamen gerade am Ausgange des Polizeigebäudes vorbei, als Freund Karl mit dem Richter Boland, einem alten, freundlichen Irländer, die Treppe herunter kam; sie wollten die Pause in den Verhandlungen benutzen, um schrägüber beim Deutschen Püschel schnell einen Trunk auszuwürfeln. Wir folgten ihrer Einladung und traten in eins jener Trinklokale zu ebner Erde, wo jalousieenartige Vorsätze am Eingang das Hineinschlüpfen der Vorbeigehenden verbergen sollen.

Digitized by Google

Kansas City zählt etwa 200 000 Einwohner, darunter 15 000 Deutsche, wohl an 30 000 Irländer und 50 000 Neger. Von den 15 000 Deutschen beschäftigt sich bei weitem die größere Hälfte mit dem Bier; entweder arbeiten sie in einer der größern deutschen Brauereien, oder in Bierwirtschaften, deren die Stadt mindestens hundert deutsche zählt. Die am Markt gelegne kleine Wirtschaft, die wir betraten, glich den meisten übrigen: abgesehen von einigen wenigen eleganten mit Nußbaumtäfelung an den Wänden und großartigem Nußbaumladentisch und -Spiegel ausgestatteten rooms*) unterscheidet sich die Mehrzahl nur wenig von den bekannten Berliner Destillen, den Kutscherkneipen. Sie haben einen Ladentisch, dahinter den Spiegel mit den obligaten Geweihen oder Hirschköpfen, einige Bilder und große bunte Anschlagzettel, auch wohl einen automatischen Kassirer, der mit dem Bierkrahn in Verbindung steht und dazu dient, den Kellner zu kontrolliren, wenn sich der Wirt einen hält. Sie sind auch wie die Destillen meist auf das im Stehen trinkende Publikum, nicht auf das sitzende angewiesen; trotzdem stehen hie und da im Hintergrunde ein paar einfache Tische und Stühle, wo sich dann wohl ein übernächtiger Gast tabakkauend streckt, bis ihn der Wirt mahnt, sein Nickerchen zu unterbrechen.

Der Wirt, nachlässig gekleidet, im Sommer meist hemdsärmlig hinter seinem Ladentisch stehend, ist gewohnt, den meisten Gästen gegenüber ein freundlich protegirendes Wesen anzunehmen, er weiß, daß die meisten, die zu ihm kommen, außer dem Glase Bier noch etwas andres von ihm wollen; bald möchten sie eine Auskunft über Vereins- oder Logenverhältnisse haben, bald führt sie der Wunsch, bei der Wahl berücksichtigt zu werden oder irgend eine sonstige geschäftliche Kleinigkeit hin. Und unter den Deutschen pflegt jedes Geschäftchen beim Bierwirt mit einem Trunk besiegelt zu werden. Herr Püschel war heute besonders gut aufgelegt; da er einen neuen deutschen Landsmann vor sich hatte, so zeigte er mehrere seiner Taschenspielerkünste, ließ beim Geldwechseln Thaler verschwinden, falsche Thaler statt der richtigen in die Höhe springen, ja sogar volle Biergläser verschwinden, die dann aus seiner Westentasche auftauchten, während Richter Boland den ersten Treat all round, die erste „Runde" ausgab. Darauf folgte die zweite von meiner Seite, und statt der dritten ein Cigarren-Treat vonseiten Karls. Zuletzt gab der Wirt, der stets mit eingeladen wurde, auch aus seinem Diminutivseidel zum Schein stets mittrank und auch dafür Bezahlung nahm, auch noch eine Runde aus, und als wir eben gehen wollten, füllte sich der Raum auf einen durch das Fenster nach der Straße zu gegebnen Wink des Wirts mit etwa vier bis fünf Gestalten, die auch noch etwas abhaben wollten. Tritt nämlich eine in politischen Ämtern

*) Lunch-Room oder Sample-Room nennt man schüchternerweise dem Temperenzlerwesen zuliebe die feinern Bierwirtschaften zum Unterschiede von den gewöhnlichen Saloons, den Bierstuben.

Digitized by Google

befindliche Persönlichkeit, die womöglich bei der nächsten Herbstwahl etwas Berücksichtigung beim Janhagel wünscht, in ein Trinklokal, so kann man sicher sein, daß alsbald einige schmunzelnde Eckensteher bereit sind, ein Trinkgeld für die nächsten Wahlen vorweg zu nehmen.

Was trinkst du, Jack? war natürlich die Frage des honorable judge an die Neuangekommnen, und mit unnachahmlicher Fixigkeit ließ der fingerfertige Wirt mehrere Whiskey-Toddies auf dem Ladentische antanzen, als ob er das Eintreffen der neuen Gäste schon geahnt hätte.

Jack, Bill, Freddy u. s. w. waren natürlich alles der Geburt nach Deutsche, die ein scheußliches Englisch zu dem Richter sprachen, mit Ausnahme des einzigen Pat, des Irländers. Jeder Irländer heißt nämlich Pat (Patrick), wenn er auch Tom oder Gustav heißt. Diese Gentlemen rochen so nach allen denkbaren Dingen, daß ich froh war, als ich aus dem niedrigen kleinen Raum wieder heraus war. Herr von Rahden, der nicht zum treat gekommen war, nötigte uns dann noch in ein andres derartiges Lokal, wo sich fast dieselbe Szene wiederholt hätte, wenn nicht Richter Boland um Entschuldigung gebeten und sich aufs Gericht begeben hätte, wo er seines Amtes zu walten hatte.

Das Straßenleben einer solchen Stadt kann den, der an die Ordnung und Sauberkeit Berlins gewöhnt ist, zur Verzweiflung bringen. Alles stürmt und jagt ohne andre Rücksichten auf den Nächsten als die, die die Achtung vor der Arbeit und der Respekt vor der schwieligen Faust gerade erheischt. Die Bürgersteige sind mit Trottoirs belegt, aber niemand kommt es in den Sinn, daß das einen Schönheitszweck hat, denn die Trottoirs sind wieder in so großen Lettern mit Geschäftsanzeigen verunziert, und aller Unrat von Verkaufsständen (Obstschalen, Papierfetzen) liegt überall so massenhaft umher, daß von Schönheit und Gleichmäßigkeit beim Anblick dieser Trottoirs nicht die Rede sein kann, geschweige denn beim Anblick des Fahrdamms und der Häuserfronten, die mit den lächerlichsten und häßlichsten Sachen geradezu überladen sind. Hier hängt ein drei Stockwerke langes nacktes, bunt angestrichnes hölzernes Bein zum Fenster heraus und weht im Winde über den Köpfen der Vorübergehenden; dort ist es ein Riesenbruchband oder eine Riesenbrille, die die Fernsicht versperrt. Alle Fenster, bis hinauf zum vierzehnten, fünfzehnten Stockwerk, sind mit großen, in die Augen fallenden Buchstaben verunziert. Und dabei um uns her die seltsamsten Gestalten. An Trachten freilich giebt es hier außer denen der chinesischen Wäscher und chinesischen Ärzte nichts außergewöhnliches. Höchstens fällt in den kältern Monaten die Vorliebe der Neger für Opossumpelzbesatz auf, der meist ein sehr ruppiges Aussehen hat, oder die Vorliebe der Herren für Schlapphüte, mit Ausnahme der Pastoren, der höhern Gerichtsbeamten und der Bankiers u. s. w., die dem seidnen Cylinder huldigen. Die Damenkleidung ist geschmackvoll und dabei kühn. Unter den geöffneten

Digitized by Google

Mänteln der vor den Läden in den Kutschen haltenden Ladies sieht man viel Brillanten, viel ausgeschnittene Kleider und viel grelle Seide und Spitzen. In allen Blicken ist etwas hastiges, unstätes, selbst in den Blicken der Kinder; selten zeigen sie etwas sinniges oder träumerisches. Aber nicht nur das hastige, auch das mißtrauische, feindselige, das der ausbeuterische Geschäftsbetrieb unsrer heutigen Gesellschaft mit sich bringt, prägt sich deutlich auf den meisten Gesichtern aus, nur mit Ausnahme jener Eckensteher, die, nach Arbeit lungernd, sich dort am Geländer des Baues aufhalten, teils stehend, sich streckend und wenn sie gähnen, mit Armen und Beinen dem Vorübergehenden entgegenfahrend, teils auf dem Geländer des Baues sitzend und derartig mit den Beinen baumelnd, daß man beim Vorbeigehen einen Bogen machen muß, um nicht von ihren Füßen einen Schlag ans Schienbein zu bekommen. Auch aus andern Gründen ist es ratsam, womöglich bis zum Straßendamm vor diesen tabakkauenden Irländern und Negern auszubiegen, denn wo sie sitzen, ist das Trottoir ringsum braungesprenkelt. Diese scheußliche Unsitte ist in ihren Augen der Ausdruck des amerikanischen Unabhängigkeitsgefühls, und die Polizei weiß recht gut, warum sie gegen dies „Stimmmaterial" nachsichtig ist. Denn es ist die Knüppelgarde, die zur Zeit der Wahl überall auf dem Posten ist und nötigenfalls das Unmögliche möglich zu machen versteht, das Gas ausdreht, die Stimmkasten durcheinanderwirft und schließlich mit Pistolen bewaffnet bei der Wahl den Ausschlag giebt — d. h. wenn es sein muß, wenn es gar nicht anders geht! An einer andern Ecke, in der Nähe eines Möbelauktionslokals, wo Küchengeschirre und Schlafstubengerätschaften die Straße verbauen, treiben sich Neger herum, die einen Auftrag oder eine Bestellung suchen, Kragen und Ärmel des Überziehers mit abgeschabtem Opossumpelz geziert. Gelbgrau bis gelbschwarz von Gesichtsfarbe, mager, immer schwitzend, verschmitzt um sich schauend, versperren sie, in politische Unterhaltung vertieft, die Trottoirs vor diesen und ähnlichen Verkaufsläden zweiter Klasse, wo alte Sache feilgeboten oder verauktionirt werden, oder vor den Barbiersalons und Whiskeysalons, wo etwas für sie abfallen könnte.

Diese untern Zehntausend, die überall bei jedem größern und kleinern neuen Unternehmen geschäftig mit dabei sind, diese tausend fleißigen Hände, die sich trotz aller anscheinenden Müßigkeit hier auf dem Trottoir sofort, wenn es verlangt wird, „in munterm Bund regen," sie sind es aber doch, die die Zivilisationsarbeiten nach Westen vorwärts schieben im Verein mit den Zwischendecklern, die auf einem der letzten Dampfer ihr letztes aus dem alternden Europa gerettetes Scherflein mit herübergebracht haben. Darum sind sie nicht geringer anzuschlagen als die obern Zehntausend, die draußen an den prachtvollen Boulevards in malerischen Villen wohnen und nur auf ein paar Stunden in das Gewühl der Geschäftsstadt untertauchen.

Mit den obern Zehntausend werden Sie bekannt werden, wenn Sie die

Digitized by Google

großen Schlachthäuser besuchen und der Firma Armour und Co. vorgestellt werden, bemerkte Herr von Rahden.

Zu welchen fühlen sich nun im allgemeinen unsre Landsleute mehr hingezogen, fragte ich, zu den obern oder zu den untern? Oder bilden sie einen vermittelnden Stand in der Gesellschaft? Nach dem, was Sie vorher im Hotel äußerten, verkehren unsre Landsleute wohl weniger mit den „Spitzen" der Gesellschaft?

Wie Sie wissen, erwiderte er, giebt es in den Vereinigten Staaten keine Gesellschaftsklassen und Ständeunterschiede nach Art der im alten Europa, da sich hier eben eine neue Welt ausbildet aus den Trümmern und Überschüssen der alten. Nur die Geldaristokratie bildet hier einen bevorzugten Stand; diese wechselt aber dank dem hiesigen lebhaften und gewagten Geschäftsspiel sehr schnell. Kommt einer durch einen Glückszufall in die Höhe, so leistet er sich für eine Reihe von Monaten oder auch Jahren den Luxus einer Villa und einer Equipage mit Dienerschaft, wobei er es nicht verschmäht, gelegentlich auch selbst ein buggy zu kutschiren oder mit dem Marktkorb unter dem Arm vom Fisch- oder Geflügelmarkt heimzukehren, ja selbst im Winter den Schnee höchst eigenhändig vor seiner Gartenthür beiseite zu schaufeln. Natürlich giebt es auch hier wie in andern größern amerikanischen Städten des Westens eine fast aus allen Gattungen der Bevölkerung sich rekrutirende Geistesaristokratie, die Sie am besten werden vertreten sehen, wenn ich Sie in den Bellamistenklub führe, der hier unter dem Namen der National Union besteht und die neue Ära Bellamys herbeiführen möchte.

Der Überdruß an der übertriebnen Geldjagd, warf ich ein, mag denkende Leute wohl zu solchen Zukunftsträumen verlocken; aber wie das mit dem praktischen amerikanischen Wesen zusammenzubringen ist, kann ich mir nicht erklären.

Sie werden es an einem der nächsten Abende sehen: Bellamy selbst ist ja Amerikaner, und er, der Vater dieser von Ihnen vielleicht utopistisch genannten Idee, wird hier hoch verehrt und gefeiert. Sie finden sein Bild im Schaufenster jedes Musik- oder Kunstladens. Die Gesellschaft der Bellamisten hält monatlich einmal Sitzung in einem der prächtigsten Gesellschaftssäle. Ich werde Sie einführen. Doch da kommen wir gerade an der Offizin eines Ihrer deutschen Kollegen vorbei; wenn es Ihnen recht ist, mache ich Sie mit einander bekannt, da er jetzt gerade seine Sprechstunden abhält, wie an dem Schilde hier zu lesen ist.

Mit Dank nahm ich das an. Und nachdem sich der Konsul von uns nach kurzer Vorstellung verabschiedet hatte, saß ich in einem kleinen einfach eingerichteten Sprechzimmer allein mit dem „Kollegen," Herrn Dr. Brand.

Digitized by Google

Die Zukunft der nationalliberalen Partei

ie Aussichten der nationalliberalen Partei bei neuen Reichstagswahlen sind — wie Herr von Bennigsen eingestanden hat — schlecht, und seine berühmte Rede hat sie nicht verbessert. Indem er der Regierung vor der Reichstagsauflösung bange zu machen versuchte, hat er ihr gezeigt, wie sehr die von ihm geleitete Partei diese Auflösung zu scheuen hat, ohne daß es ihm geglückt wäre, in das wundervolle Selbstvertrauen, mit dem Graf Caprivi einem so wichtigen Ereignis entgegengeht, Bresche zu legen. Einen Nutzen für die Partei hat die Rede nicht gehabt, ebenso wenig das dem Regierungsentwurf so weit entgegenkommende Angebot einer Heeresverstärkung; formale Anerkennung des gut disponirenden Redners von seiten einiger Gegner — das war alles. Es würde nicht schwer sein, in der Geschichte der nationalliberalen Partei während der letzten zwanzig Jahre ähnliche Erfolge zu entdecken, aber persönliche Angriffe sind nicht der Zweck dieser Zeilen; es genügt festzustellen, daß der gegenwärtige Führer der Partei mit der gegenwärtig befolgten Politik in dem bevorstehenden Wahlkampf eine Niederlage voraussieht.

Auch den Geführten in der Partei scheint diese Aussicht ziemlich deutlich geworden zu sein, denn es heißt, auf einem Parteitage im Mai solle das „Programm revidirt" werden, was, ins Deutsche übersetzt, bekanntlich so viel besagen will, wie daß man nicht mehr zweifelt, sich auf einem Holzwege zu befinden.

Es ist wirklich rührend, heutzutage von der Abänderung einiger Sätze in der gedruckten Parteiverfassung eine Wirkung auf die Wähler zu erwarten. Man gehe doch einmal in eine Volksversammlung, sei es auch eine sozialdemokratische oder eine antisemitische: ist da schon jemals der nationalliberalen Partei ihr Programm zum Vorwurf gemacht worden? Man höre doch nur hin, was da gesagt wird, es klingt nicht angenehm; aber wenn man das Volk beeinflussen will, muß man doch zuvörderst wissen, was es verlangt. Also nicht ihr Programm hat man den nationalliberalen Reichstagsmitgliedern vorgeworfen, sondern ihre Taktik: Abfall vom Programm, Rückgratlosigkeit, Schwäche gegen die Regierung, Kompromißsucht, Ausbeutung der Parteistellung für die persönlichen Zwecke der Führer, Mißachtung der Volkswünsche, Mangel an Fühlung mit den Wählern.

Es soll hier nicht untersucht werden, ob alle diese Vorwürfe zutreffen, denn wir möchten nicht in der Vergangenheit wühlen, sondern eine bessere Zukunft vorbereiten helfen. Nur das zu betonen ist unerläßlich, daß das Volk mit seinem Tadel in richtigem Gefühl den wunden Punkt in dem Verhalten der Partei getroffen hat. Also wenn die leitenden Persönlichkeiten überhaupt

Digitized by Google

noch einen Aufschwung der Partei anstreben, wenn sie nicht dazu zu alt oder durch die Gewohnheit der Mißerfolge abgestumpft sind, so muß eine Änderung hier einsetzen: in der Taktik.

Auch von dieser Einsicht sind bereits hie und da Spuren zu bemerken. Allmählich muß es ja auch selbst dem Schwerfälligsten durch die Häufung übler Erfahrungen klar geworden sein, daß der Gedanke, der so lange die Abstimmungen der Partei im Reichstage beherrscht hat: „Besser ein schlechtes Gesetz als gar keins," wirklich der unzweckmäßigste von allen ist. Die Stärke des Reichs liegt doch nicht in der Zahl der angenommenen Gesetze, sondern darin, daß die verschiednen deutschen Stämme ihre Zusammenfassung zur Einheit, wie sie sich praktisch in den gemeinsamen Gesetzen ausdrückt, als Wohlthat, als Verbesserung gegen früher empfinden. Aber das geschieht nicht. Gerade das Gegenteil ist der Fall. In Hannover, in Hessen, in Baiern, in Mecklenburg, überall bröckelt es, und ohne die Bedrohung durch äußere Feinde würde diese partikularistische Bewegung noch viel mächtiger sein. Und so läßt sich denn leider nicht leugnen, daß die nationalliberale Partei durch ihre rücksichtslose Zustimmung zu den allerbedenklichsten Gesetzen — nur um „etwas" zu stande zu bringen — dem Grundgedanken ihres Daseins, dem Gedanken der nationalen Einheit, entschieden Abbruch gethan hat.

Wie viele von den Wählern z. B., die im Jahre 1874 die hundertfünfzig nationalliberalen Abgeordneten in den Reichstag entsandten, mögen wohl erbaut gewesen sein von dem Geschenk des Anwaltzwangs, das ihnen ihre Vertreter im Dezember 1876 als Krönung einer für den Nichtjuristen völlig unbrauchbaren Prozeßordnung mit nach Hause brachten? Und wie hoch wird sich wohl die Zahl derer belaufen, die dem Gerichtskostengesetz, der Gebührenordnung für Rechtsanwälte und den übrigen Vorrechten, mit denen der Anwaltsstand in prozessualer wie in strafrechtlicher Hinsicht ausgestattet worden ist, ihren Beifall schenken? Seit der Annahme der sogenannten Justizgesetze ging es denn auch abwärts mit der Partei: im Januar 1877 kehrten von hundertfünfzig Abgeordneten nur fünf Sechstel wieder; 1878 waren es wiederum dreißig weniger; 1881 fiel die Ziffer auf fünfundsiebzig, 1884 auf fünfzig. Das Kartell verdoppelte diese Zahl; als das Volk aber bemerkte, daß die nationalgesinnte Mehrheit nicht die geringsten Anstalten machte, seine Bedürfnisse in der gehofften Weise zu vertreten, ließ es ein so unfruchtbares Kartell fallen und wählte im Jahre 1890 einen Reichstag, in dem die Ziffer der nationalliberalen und der konservativen Gruppen von zweihundertzwanzig auf hundertdreißig herunterging. Eine wohlverdiente Lehre!

Aber die Haltung Bennigsens bei der Heeresvorlage zeigt nicht, daß sie beherzigt wird. Alle diese Thatsachen sind bekannt; es ist bekannt, daß ihre gehorsam sich unterordnende Haltung die Partei zu ihrer jetzigen kläglichen Stellung geführt hat, und dennoch wird auf diesem Wege weiter gegangen. Man nennt das Patriotismus, Selbstlosigkeit; es ist aber keineswegs patriotisch, wenn eine Partei, die den nationalen Gedanken auf ihre Fahne geschrieben hat, sich selbst zu Grunde richtet, es ist höchstens ein psychologisch interessantes Beispiel, daß selbst bei übrigens begabten Männern die parlamentarische Gewohnheit mächtiger sein kann als das eigne Interesse. Das Interesse der Partei gebot jetzt völlige Zurückhaltung der Regierung gegenüber; als Partei der Minderheit hatten die Nationalliberalen auch nach parlamentarischem Brauch nicht die geringste Verpflichtung, dem Reichskanzler

Digitized by Google

ein Anerbieten zu machen, ein Anerbieten, das ja überdies ein reines Luftgebilde war, da die Zusammensetzung des Reichstags seine Annahme von vornherein unglaublich erscheinen ließ. Wozu also dieses Entgegenkommen? Die Behandlung, die Graf Caprivi der nationalliberalen Partei bisher hat zuteil werden lassen, ist nicht derart gewesen, daß man ihm einen Akt der Höflichkeit geschuldet hätte; die Form, in der er das Anerbieten ablehnte, so verletzend wie nur möglich, zeigte denn auch hinlänglich, wie verfehlt es gewesen war.

Hat die Betrachtung der Geschichte der nationalliberalen Partei gezeigt, welche Fehler künftig zu meiden sind, so genügt ein Blick auf die jetzt maßgebenden Parteien, um deutlich zu erkennen, was zu thun ist.

„Katholisch ist Trumpf" — mit diesem prachtvollen Kartengleichnis hat man in Zentrumskreisen die Lage und — sich selbst gemalt. Wir wollen uns hier aber nicht damit aufhalten, zu erörtern, welch hohen Begriff von dem Beruf einer Partei dieser dem Skat oder Whist oder einem sonstigen Zeitvertreib entlehnte Ausdruck verrät; kurz, die Stimmen des Zentrums werden von der Regierung als die kostbarsten geschätzt. Wie ist das Zentrum zu dieser Schätzung gelangt? Durch seine Zahl allein nicht, denn sonst hätte sich ja die Kartellmehrheit einer noch viel größern Schätzung bei der Regierung erfreuen müssen, was bekanntlich nicht der Fall war; vielmehr trug gerade im Verkehr mit diesem Reichstag die Regierung eine gewisse Verächtlichkeit zur Schau, und auch während seiner Tagung ist nichts geschehen, was dem Papst oder der katholischen Geistlichkeit hätte unangenehm sein können. Nein, zu Einfluß gelangt ist das Zentrum lediglich durch seine Taktik, durch ein Verhalten, wie es für eine parlamentarische Vertretung das einzig richtige ist: nichts zu gewähren ohne Gegendienste. Die Festigkeit dieses Entschlusses ist das furchtbar einfache Geheimnis der Windthorstschen Erfolge. Diese Haltung erweckte gleichzeitig das Vertrauen der Wähler und die Achtung der Regierung; der nationalliberalen Partei ist bei ihrer Methode beides so ziemlich verloren gegangen. Man hat die Politik des Zentrums Schacherpolitik genannt, aber dieser Name trifft nur den Mißbrauch, nicht die politische Methode selbst. Wenn zu Gunsten der Geistlichkeit das Volkswohl geopfert wird, um die Wünsche einiger Beamten zu befriedigen, so ist das freilich zu tadeln; aber die Erfüllung an sich nicht verwerflicher Forderungen der Regierung — durch die jedoch die Steuerlast vermehrt wird — abhängig machen von der Erfüllung irgend welcher Volkswünsche, das ist eben die Art von Staatskunst, die das parlamentarische Leben bei uns verlangt. Die Partei, die solche Staatskunst nicht übt, verfault.

Die andre der Parteien, deren Nein zu seinem Gesetzentwurf Graf Caprivi mit so viel Ehrerbietung entgegennahm, ist die Fortschrittspartei. Auch von ihr ist zu lernen. Was sie an Beliebtheit im Volke besitzt, verdankt sie fast ausschließlich ihrem Führer. Eugen Richter ist ein geschickter Redner, aber das allein macht seinen Einfluß nicht aus, viel schwerer wiegt etwas andres: kein Minister oder Staatssekretär oder gar Bundesratskommissar kann sich rühmen, durch das Krümelchen Staatsgewalt, das er vorstellt, dem Abgeordneten für Hagen imponirt zu haben, und das gefällt dem Volke! Der Wähler, der unter den Auswüchsen des Polizeistaates leidet, will für das Geld, das ihn der Reichstag kostet, wenigstens das Vergnügen haben, daß die Beamten, vor denen er zu Hause zittert, dort bisweilen moralisch ein wenig gezaust

Digitized by Google

werden. Dafür wird Richtern der Beifall der Volksversammlungen, nicht für das Programm seiner Partei.

Die dritte Partei auf der Sonnenseite des Hauses sind die Sozialdemokraten. Auch sie sind zu ihrer jetzigen Stellung nicht durch Jasagen gelangt, sondern durch Neinsagen. Sie sagen auch jetzt noch nein, wenigstens bei allen Vorlagen, die vom Reichskanzler für unerläßlich zum Heil des Vaterlandes erklärt werden, und doch, welch reizende Vertraulichkeit zwischen ihnen und der Regierung! Ihnen zu gefallen wütet man in Berlin gegen die Unabhängigen und die Anarchisten mit Verhaftungen und Prozessen, wie zur Blütezeit des Sozialistengesetzes, und zum Dank dafür erklärt Liebknecht — in Brüssel — den Grafen Caprivi für einen Ehrenmann. Was man sonst von Preßprozessen gegen Angehörige der Fraktion liest, ist nur Schein. Die Abgeordneten Schippel und Kunert hat man allerdings, zur Strafe für frühere Regungen von Selbständigkeit, in die rauhen Hände der Justiz fallen lassen; im übrigen aber geschieht den Führern und ihren Freunden nicht das geringste. Wenn doch einmal gegen ein sozialdemokratisches Blatt eine Klage erhoben werden soll, damit sich die nationalen Parteien nicht die hier ungestraft bleibenden Angriffe gegen die bestehende „Ordnung“ zum Muster nehmen, so wartet man hübsch, bis der Fraktionsredakteur auf Urlaub geht, und schlachtet dann den uneingeweihten Grünen ab, der seine Stelle zu vertreten das Unglück hatte.

Was von den Sozialdemokraten zu lernen ist, das ist vor allem der Verkehr mit den Wählern: Abhalten von Volksversammlungen, Vereine mit regelmäßigen Sitzungen, Rechenschaftsberichte der Gewählten u. s. w. Hier ist eine gewisse Trägheit zu besiegen, die den Führern der nationalliberalen Partei noch aus der Zeit des Nationalvereins anhaftet. Damals, wo der Gedanke der deutschen Einheit in engen Kreisen, gleichsam in Logen, gepflegt wurde, war natürlich an eine Beteiligung großer Volksmassen nicht zu denken. Diese Zeiten sind aber vorüber. Ein Vornehmthun in dieser Hinsicht ist um so weniger angebracht, als man ja bei Hofe auch manchmal rauh angeweht wird; etwaige unsanfte Redensarten in der Volksversammlung lassen sich da schon eher ertragen, sie dienen wenigstens einem Zwecke, und man kann sich hier verteidigen. Man muß eben dem Volke entgegenkommen, wenn es gilt, Fehler wieder gut zu machen, zumal in der jetzigen Zeit, wo es der Wähler schon als Zumutung empfindet, daß er gleich auf fünf Jahre einen Vormund nach Berlin schicken soll. Wie soll er da Lust haben, für eine Partei zu stimmen, von der er weiß, daß sie sich in der Zwischenzeit von einer Wahl zur andern überhaupt nicht um ihn bekümmert. Denn das ist — leider! — in der nationalliberalen Partei der herrschende (wir sagen nicht: ausschließliche) Brauch: von einer Wahl zur andern tiefe Stille, nur bisweilen unterbrochen durch einen unter peinlichem Ausschluß der Öffentlichkeit zusammentretenden Parteitag, und dann eine Woche vor dem Wahltag plötzlich eine Springflut von Drucksachen, Bilderchen, fettgedruckten Zeitungsanzeigen und geradezu amerikanischen Plakaten — wo in aller Welt wirbt man so um Vertrauen?

Wahrlich, es ist ein Jammer, eine so gute Sache so schlecht vertreten zu sehen!

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Bund der Landwirte. Wenn dieser neue Verein noch etwas andres bezweckt, als die Abwendung eines Handelsvertrags mit Rußland durch Einschüchterung der Regierung, dann ist es Zeit für ihn, sich endlich einmal darauf zu besinnen, was er eigentlich will. Zwei Wege stehen ihm offen. Entweder er konstituirt sich als landwirtschaftlicher Zentralverein für ganz Deutschland, um alle schon bestehenden gemeinnützigen Einrichtungen der deutschen Ritter- und Bauernschaft in sich aufzunehmen und solche zu gründen, wo sie noch nicht bestehen. Die zentrale Leitung aller Unternehmungen zur Abhilfe landwirtschaftlicher Nöte würde freilich beinahe ein übermenschliches Maß von Weisheit, Unparteilichkeit und Uneigennützigkeit erfordern, weil diese Nöte in den verschiednen Landesteilen und Güterklassen aus ganz verschiednen Ursachen entspringen und hie und da sogar einen starken Interessengegensatz begründen; man denke nur an die Sachsengängerei! Doch ließe sich gerade dieser Umstand auch für die einheitliche Organisation anführen, indem eben diese die Interessengegensätze vielleicht auszugleichen vermöchte. So z. B. könnte sie der aus ganz entgegengesetzten Ursachen entspringenden Not der nordostdeutschen Großgrundbesitzer und der südwestdeutschen Kleinbauern mit ein und demselben Mittel abhelfen: durch innere Kolonisation; indem sie einen Teil dieser Kleinbauern, die zu wenig Land haben, auf den Gütern jener Herren ansiedelte, deren Leiden darin besteht, daß ihre Ackerfläche zu groß ist sowohl für ihr Betriebskapital wie im Verhältnis zur Zahl ihrer Arbeiter. Oder der Bund der Landwirte konstituirt sich als politischer Wahlverein, um die Mehrheit in den Parlamenten zu erlangen und die Wünsche seiner Mitglieder auf dem Wege der Gesetzgebung zu befriedigen. Damit verzichtet er aber auf positives Wirken, auf die Organisation der Landwirte zur Selbsthilfe auf dem Genossenschaftswege. Diesen Punkt hat der Westfälische Bauernverein auf einer am 28. März zu Münster abgehaltenen Vorstands- und Ausschußsitzung hervorgehoben und dabei auf Grund der bisherigen Kundgebungen des Bundes ohne weiteres angenommen, daß dieser ein politischer Verein sei. Diese Westfalen erklären, daß das Programm des Bundes zum größten Teil auch das ihre sei, und daß sie nur in zwei Punkten entgegengesetzte Forderungen erheben müßten: sie wollen, daß der Identitätsnachweis aufrecht erhalten, der Staffeltarif für Getreide- und Mühlenfabrikate dagegen aufgehoben werde. Aber der Westfälische Bauernverein — heißt es in Nr. 4 der beschlossenen Resolution — „hat niemals eine einseitige Vertretung der Interessen seiner Mitglieder verfolgt, sondern mit Rücksicht auf die Gesamtproduktion des Vaterlandes, insbesondre auf die hohe Entwicklung der Industrie in der Heimatprovinz Westfalen, immer den Standpunkt der Gemeinsamkeit der Interessen in der Erkenntnis vertreten, daß sich die Blüte und das Wohlergehen der Landwirtschaft und der Industrie gegenseitig bedingen, daß aber auch Luft und Licht für beide gleich verteilt sein müssen, daher Bevorzugungen entgegenzutreten ist.“ Der Bauernverein aber, das ist die Hauptsache, kann gar nicht in den Bund eintreten, weil er dadurch gezwungen würde, auf seine bewährte segensreiche Wirksamkeit zu verzichten. Nr. 6 der Resolution lautet: „Dem Westfälischen Bauernverein, der ein nicht unerhebliches Vermögen angesammelt und viele segensreich wirkende Einrichtungen, insbesondre Kreditinstitute, gemeinsame Bezüge [soll wahrscheinlich heißen

Digitized by Google

Einkaufsgenossenschaften] u. s. w. ins Lebens gerufen hat, wurden auf Grund seiner Statuten die Rechte einer juristischen Person allerhöchsten Ortes verliehen. Diese Statuten verbieten dem Verein jede politische Thätigkeit, somit auch jede Einwirkung bei den Wahlen. Daher ist es für den Westfälischen Bauernverein unmöglich und [ihm] auch gesetzlich versagt, in dem neu gebildeten Bund der Landwirte aufzugehen, sich ihm anzuschließen oder mit ihm in Verbindung zu treten." Man weiß nun zwar, daß diese münsterländischen Bauern bei Land- und Reichstagswahlen nie einem andern als dem Zentrumskandidaten ihre Stimmen geben, aber das Wahlgeschäft wird nicht in den Sitzungen des Bauernvereins besorgt. Wenn die Mitglieder eines Fachvereins sämtlich ein und derselben politischen Partei angehören, so ist das gewiß ein Vorteil sowohl für die politische Partei wie für die Fachbestrebungen, eins stärkt das andre; aber dabei kann man formell korrekt verfahren, sodaß die Gesetze nicht verletzt werden. Eine ganz ähnliche Erklärung haben der Graf von Ingelheim und der Oberst a. D. Winterberger am 1. April im Namen des Nassauischen Bauernvereins erlassen. Darin heißt es: „Mit Ausnahme des Punktes, der den Identitätsnachweis und die Staffeltarife betrifft, hält der Nassauische Bauernverein die Ziele des Bundes der Landwirte für durchaus berechtigt, schließt sich dem Bunde aber nicht organisatorisch an, da er dem nassauischen Bauer mehr bietet (Schutz gegen Wucher, Erteilung kostenloser Rechtsauskunft u. s. w.), und die Landwirtschaft, namentlich auf dem Westerwald, in Nassau nur dann gefördert werden kann, wenn ihr die durch den Verein gebotnen Vorteile nicht nur nicht entzogen, sondern mit der Zeit in noch größerm Maßstabe geboten werden." Die Währungsfrage wird weder von dem westfälischen noch von dem nassauischen Vereine erwähnt. In Übereinstimmung mit beiden hat sich endlich auch am 6. April zu Neuß der Rheinische Bauernverein geäußert.

Wenn also der Bund, wie es scheint, ein politischer Verein werden soll, so muß er zunächst darauf verzichten, die Landwirte von ganz Deutschland zu gewinnen, weil sich, wie gesagt, die meisten sächsischen und westdeutschen in Beziehung auf einzelne Programmpunkte in entschiednem Gegensatz zu ihm befinden. Auch sind die Bauern der ostelbischen Provinzen den Junkern keineswegs durchweg so grün, daß es leicht sein wird, beide unter einen Hut zu bringen. Nur wo der Großbauer, der selbst ein halber Rittergutsbesitzer ist, vorherrscht, besteht eine vollkommne Interessenharmonie; hier heißt die Losung: hohe Getreidepreise, niedrige Arbeitslöhne. Es fragt sich nur, wie groß die Zahl dieser Interessenten ist. Eugen Richter behauptet in der „Freisinnigen Zeitung": „Die Hauptnutznießer der Getreidezölle sind, in ganz Deutschland zusammengerechnet, nur die 2500 größten Besitzer." Die Hauptnutznießer, aber doch nicht die alleinigen. Sombart, ein durchaus zuverlässiger Gewährsmann in landwirtschaftlichen Angelegenheiten, hat in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses am 8. März gesagt: „Nur ein und eine viertel Million Landwirte haben ein so großes Besitztum, daß sie ein Interesse am Schutzzoll haben. Diese Landwirte mit ihren Angehörigen stellen nur den achten Teil der deutschen Bevölkerung dar. Ich bin Vertreter des ganzen Volks und kann daher nicht die Vorteile eines so kleinen Teiles der Bevölkerung wahrnehmen." Jedenfalls schließt die deutsche Reichsverfassung jede Möglichkeit aus, daß dieses Achtel jemals den Reichstag beherrschen könnte.

Nun aber noch die Hauptschwierigkeit! Soll der neue Wahlverein eine neue Partei gründen, oder soll er nur die konservative Partei unterstützen? Der landwirtschaftliche Verein zu Liegnitz hat den Bundesvorstand ersucht, dahin wirken zu wollen, „daß eine neue politische Partei, genannt »deutsche Landpartei,« gebildet

Digitized by Google

werde. Nur durch die Neubegründung einer solchen neuen Partei scheint es möglich, aus dem alten Parteihader herauszukommen und die Gesamtheit der landwirtschaftlichen Wählerschaft unter einen Hut zu bringen." Dagegen scheinen die landwirtschaftlichen Vereine der Kreise Grottkau und Neustadt in Oberschlesien auf Verdrängung der ultramontanen durch konservative Abgeordnete auszugehen. Im Neustädter führte der Landrat von Sydow am 28. März aus, „der Bund habe sich zum Ziele gesetzt, bei den Wahlen Einfluß zu gewinnen. Werde dieses erreicht, so sei das schon ein großer Gewinn. Die Regierung brauche zur Durchführung ihrer Bestrebungen eine feste Mehrheit. Sobald diese Mehrheit aus Freunden der Landwirtschaft bestehe, würden auch die Vorschläge der Regierung den Wünschen [der Landwirte] mehr entsprechen." Das heißt deutlicher ausgedrückt: wenn wir eine konservative Mehrheit in den Reichstag schicken, die alle Militär- und Steuervorlagen unbesehen bewilligt, dann wird uns die Regierung hohe Agrarzölle, die Silberwährung und allerlei Beschränkungen der Freizügigkeit bewilligen. Wenn man nun einerseits bedenkt, wie schwierig die Gründung einer neuen Partei ist, andrerseits, daß es kein besseres Mittel giebt, die Zentrumswähler von der konservativen Partei abzuschrecken, als die Aussicht auf mehr Soldaten und mehr Steuern,*) endlich, daß die ländlichen Arbeiter und die kleinen Bauern das Gegenteil von dem wollen, was die Agrarier wollen, so muß man sagen, die Anhänger des Bundes werden zum Warten auf den Erfolg ihrer Wahlagitation viel Geduld brauchen.

Einstweilen vertreiben sie sich mit ganz phantastischen Plänen die Zeit. So hat der Geheime Regierungsrat von Selchow auf Rudnik in einer landwirtschaftlichen Versammlung zu Ratibor am 23. März das — Getreidemonopol gefordert. Weizen und Roggen sollen „der Weltkonkurrenz gänzlich entrückt," für erstern soll ein „Grundverkaufspreis" von neunzehn Mark, für letztern ein solcher von sechzehn Mark für hundert Kilo festgesetzt werden. Nun, nach Mißernten steigen ja die Preise sogar bedeutend höher. Regierung und Parlament könnten ruhig dem Herrn den Gefallen thun, das Monopol zu bewilligen und den „Grundverkaufspreis" festzulegen. Wenn sich dieser nach einer guten Ernte mit allen gesetzlichen Zwangsmitteln auch nur vier Wochen lang festhalten läßt, dann machen wir uns anheischig, für unsre litterarischen Arbeiten einen Grundverkaufspreis von drei Mark für die Zeile durchzusetzen. Die starken Schwankungen des Getreidepreises sind allerdings ein Übel für die Landwirte, aber alle Kunst- und Gewaltmittel der Regierungen, dieses Übel abzustellen, haben sich bis jetzt unwirksam gezeigt; freier Getreidehandel ist das einzige, was bisher im größten Maßstabe preisausgleichend gewirkt hat. Unsre Agrarier wollen sich die Haare ausraufen, weil der Preis von einem Jahre zum andern auf die Hälfte gesunken ist, aber vor siebzig Jahren ist er einmal binnen sechs Jahren auf ein Zwölftel (!) gesunken. Im Mai 1817, so lesen wir in der jüngst besprochnen Biographie Harkorts, galt in Witten der Scheffel (72 bis 80 Pfund) Roggen nach heutigem Gelde $18^1/_2$ bis 23 Mark, im Jahre 1823 aber 1 Mark 67 Pfennige. So gewaltige Schwankungen, die heute die furchtbarsten Katastrophen verursachen würden, waren ehedem nichts ungewöhnliches; erst der Welthandel, der die Ernten aller Länder der Erde ausgleicht, hat sie unmöglich gemacht. Gewiß sind die Getreidehändler keine Heiligen, sondern Leute,

*) Eine Versammlung oberpfälzischer Bauern zu Regensburg hat am Ostermontage ihr „tiefes Bedauern über die Befürwortung der Militärvorlage durch die Twoltversammlung" ausgesprochen und die Haltung dieser Versammlung in der Militärfrage „aufs schärfste verurteilt"; kein Stand leide so schwer unterm Militarismus wie der Bauernstand.

Digitized by Google

die lieber viel als wenig Geld verdienen, und die auch vor allerlei Künsten nicht zurückschrecken. Aber bei einer in so ungeheuern Massen vorhandnen Ware versagen die Künste, die z. B. den Kupferpreis einmal weit über das natürliche Maß hinauftreiben konnten. Ein Ring kann vielleicht alles Kupfer der Erde, aber ganz gewiß nicht alles Getreide der Erde aufkaufen. Möglich, daß die Börse manchmal auf etliche Monate einen willkürlich hohen Kornpreis festzuhalten vermag; die dadurch erzeugten Schwankungen sind doch nur unbedeutend im Vergleich zu den durch den verschiednen Ernteausfall verursachten in einem vom Welthandel abgesperrten Lande.

Carmen Sylva und Franz Liszt. Unter dieser Überschrift hat vor kurzem der unsern Lesern schon aus früherer Zeit wohlbekannte Herr „Hofrat" Dr. C. Beyer in der Zeitschrift „Über Land und Meer" einen Aufsatz veröffentlicht, der es verdient, daß ihn auch unsre Leser kennen lernen. Er wird zwar auch in Sonderabdrücken verbreitet, aber da es doch die Frage ist, ob unsre Leser einen solchen Sonderabdruck in die Hände bekommen, und wir ihnen auf jeden Fall das Vergnügen verschaffen möchten, den Aufsatz des Herrn „Hofrats" kennen zu lernen, so teilen wir ihn hier mit unbedeutenden Auslassungen mit. Der Herr „Hofrat" schreibt:

„Wir sind in der angenehmen Lage, ein litterarisches Kleinod vermitteln zu können, welches dereinst dem Plektron der begnadeten Sängerin Carmen Sylva, der regierenden Königin von Rumänien, entrauschte und ebenso in Hinsicht auf Wahrheit des Gedankens, wie im Hinblick auf meisterliche Form, vollendete Konzeption und Komposition wertvoll sein dürfte, dauernd erhalten zu bleiben.

Als der fürstlichen Corinna gelegentlich ihres Kuraufenthalts in Pallanza der Besuch des Dr. Adolf Mirus, des Begründers der Loënstiftung und Herausgebers der Monographie: „Das Liszтmuseum und seine Erinnerungen" gemeldet wurde, fand sich die Dichterin, nach dem ihr der Verfasser seine Schrift über das Liszтmuseum überreicht hatte, bewogen, ihre zur Bewundrung Franz Liszts bereits im Jahre 1883 mit Bezug auf Liszts gleichnamige Komposition verfaßte Dichtung „Waldesrauschen" der gedachten Stiftung als Beitrag zu verehren. Sie schrieb die Buchstaben mit eigner Hand in künstlerisch origineller Weise auf ein Elfenbeinplättchen nieder, wobei sie die Initialen in altdeutscher Manier kunstvoll kolorirte.

Der Leser wird finden, daß das Gedicht seinen Gegenstand in idealer Weise wie an einer Spirale aufrankt, und daß es durch verständnisvolle Verteilung von Licht und Schatten, sowie durch die Schönheit der dichterischen Sprache und durch die Anmut des Wohllauts vorbildlich genannt werden darf. Durch zielbewußte poetische Malerei, die den Charakter des Begriffs schon im Klange onomatopöetisch [sic!] anzudeuten weiß, zeigt die königliche Dichterin, daß sie sich in seltenem Grade auch mit den physischen Ursachen und Gesetzen der organischen Lautbildung und Lautsymbolik vertraut gemacht hat. Sie versteht die rhetorische Figur der Onomatopöie oder Schallnachahmung gründlich zu handhaben, wodurch sie ihrem Gedichte wundersame Reize aufgeprägt hat. Ihre Onomatopöie umfaßt vollweg den Klang der Worte und Sätze, wie ich dies in meiner deutschen Poetik I, 119 ff. und I, 202 wissenschaftlich ausführen konnte. Durchweg wählt die Dichterin in ihrem improvisatorisch leicht hingehauchten Gedichte jene Wortlaute, welche den Hauptklängen ihrer rhythmischen Reihen verwandt sind und das sinnlich malende Moment in Erscheinung bringen. Hierzu gesellt sich der mit dem Grundton des Ganzen harmonirende jambisch anapästische Rhythmus, der wie Maienwonne und

Digitized by Google

Maiensonne belebt und das Geistige und Sinnliche im Gewähren harmonischer Thätigkeit — ich möchte sagen musikalisch zur Anschauung bringt.

Für die Entstehung der prächtigen Dichtung haben wir noch zu erwähnen, daß August Bungert — welcher so manchen erhabnen Schöpfungen der königlichen Dichterin melodischen Klang verlieh und die bekannten größern Werke „Homerische Welt," sowie „Hutten und Sickingen" komponirt hat — die Königin auf Dr. Mirus aufmerksam machte, worauf seitens der letztern eine Berufung zur Audienz am 20. Mai dieses Jahres erfolgte, in der die hohe Frau interessante Tagesfragen der Poesie und ihrer Träger berührte. Hierbei sprach sie sich besonders auch über die Schriften und die sehr verdienten Unternehmungen des Geheimen Hofrates Joseph Kürschner, sowie über die Werke des Verfassers dieser Zeilen, namentlich über dessen Poetik, auszeichnend aus und beauftragte Dr. Mirus, beiden Anerkennung und Grüße zu vermitteln. Die Königin gab gleichzeitig die nachgesuchte Erlaubnis zur Veröffentlichung ihres Gedichtes."

Diesem Aufsatze ist ein Zinkdruck nach einer Photographie des erwähnten „Elfenbeinplättchens" beigegeben, und am Schlusse folgt das Gedicht selbst, das folgenden Wortlaut hat:

Waldesrauschen

Es fließt ein Geflüster, es weht ein Gesäusle
Durch wiegende Kronen im Blättergekräusle,
Und drunter da plätschert's und sprudelt in Tänzen,
Ein neckendes Kichern, ein rauschendes Glänzen,
Dazwischen ein Blicken, ein Hüpfen, ein Nicken,
Von sonnigen Fleckchen ein heißes Bestricken,
Und flugs ein Geflatter, Gezwitscher, Gekose,
Ein buntes Gekrabble auf schwellendem Moose,
Die hurtigen Lüftchen, die eifrigen Düftchen
Erheben sich schwebend ob quellenden Tüftchen,
Es naschen die Gräser, sie haschen die Tropfen,
Es zirpen die Vögel und locken und klopfen
Und schwirren und girren, und wippen und jagen
Und haben vor Abend sich Wunder zu sagen;
Dann trollt es im Stolze*) von flüchtigen Läufen,
Ein Knicken, ein Rascheln, wo Blätter sich häufen.

Durch all das Geräusch ist ein Meister gegangen,
Und hat es erlauscht und gebannt und gefangen,
Nun fließts durch die Saiten, geheimnisvoll trunken,
Berückend, berauschend von tauigen Funken.

Die Höflichkeit verbietet uns, an diesem Gedicht, das „dem Plektron der fürstlichen Corinna entrauschte," Kritik zu üben. Aber wir fragen: Ist in der Redaktion der Zeitschrift „Über Land und Meer" kein Mensch, der erstens den haarsträubenden Unsinn sieht, der in dem Aufsatze des Herrn „Hofrats" Zeile für Zeile ausgebreitet ist, den logischen Unsinn, die völlige Urteilslosigkeit, die jämmerlichen Sprachschnitzer und — die bodenlose Eitelkeit, die auch aus diesem Machwerk des Herrn „Hofrats" wieder spricht? die Eitelkeit, mit der er sich und die andern beiden, den Herrn „Geheimen Hofrat" Kürschner und den Herrn (Conrat oder Musikrat oder Resonanzrat?) Bungert, die allerdings für dergleichen wohl auch nicht unempfänglich sind, in das großartige Erlebnis des Herrn Dr. Mirus verflicht?

So oft Herr Kürschner um die Beiträge zur neuen Auflage seines Schrift-

*) Man möchte annehmen, es solle Holze heißen anstatt Stolze; aber auf dem „Elfenbeinplättchen" ist deutlich Stolze geschrieben. Es ist wohl auch überflüssig, den Versuch zu machen, in irgend eine dieser Zeilen einen Sinn zu bringen.

Digitized by Google

ſtellerlexikons bittet, verſäumt er nie, hinzuzufügen, wie glücklich er ſich ſchätzen würde, wenn ihm jeder Schriftſteller auch ſeine Photographie zuſendete. Könnten ſich nicht die Herren p. t. Beyer, Mirus, Kürſchner und Bungert einmal als Gruppe photographiren laſſen (im Hintergrunde Franz Liſzt und Carmen Sylva mit dem „Plektron“) und uns ein Exemplar davon zuſenden? Die vier Herren zuſammen und dazu das „rauſchende Plektron“ — das wäre wirklich ſehenswert!

Litteratur

Handwörterbuch der Staatswiſſenſchaften. Herausgegeben von Profeſſor Dr. J. Conrad, Prof. Dr. L. Elſter, Prof. Dr. W. Lexis und Prof. Dr. Edgar Loening. Vierter Band. Gewerkvereine — Muſter- und Modellſchutz. Jena, G. Fiſcher, 1892.

Der vorliegende Band dieſes von uns wiederholt warm empfohlenen Werkes giebt gründliche Auskunft über eine ganze Reihe der allerwichtigſten und „aktuellſten“ Gegenſtände. Wir nennen nur die Artikel: Gold und Goldwährung, Gothenburger Ausſchankſyſtem, Grundrente, Grundſteuer, Handelsbilanz, Handelsvertrag, Irrengeſetzgebung, Kapital, Koalition und Koalitionsverbote, Kolonien und Kolonialpolitik, Kreditgenoſſenſchaften, Kriſen. Dem Zuge der Zeit entſprechend, tritt das Soziale und Volkswirtſchaftliche auch in dieſem Bande ſtärker hervor als das Juriſtiſche und das im engern Sinne Politiſche. Obwohl jeder der Mitarbeiter unabhängig von den übrigen nach eigner Überzeugung urteilt und alle ſich der größten Objektivität befleißigen, ergeben alle dieſe objektiven Beiträge zuſammen doch eine gewiſſe Mittellinie, auf der das Werk durch die einander bekämpfenden Gegenſätze der Zeit hindurchſteuert. Recht deutlich tritt dieſe Mittellinie hervor in dem Artikel Grundbeſitz, und zwar in dem erſten, von Adolf Wagner bearbeiteten Teile, der die ein wenig ſonderbar klingende Überſchrift trägt: „Die volkswirtſchaftliche Prinzipienfrage der Rechtsordnung.“ Darin wird vor dem „Abſolutismus der Löſungen“ gewarnt; immer könne es ſich nur um relative Verbeſſerungen handeln. Damit verringere ſich das Maß für die Wertſchätzung auch der bedeutendſten Reformen von vornherein bedeutend, „was gegenwärtig ſozialiſtiſche Hyperideologen auch in der Bodenfrage überſehen.“ Und auf Seite 138, Spalte 2: „Eine einzige Antwort, weſentlich (?) ganz (?) für Privateigentum, wie der ökonomiſche Individualismus, ganz für Gemeineigentum, wie der ökonomiſche Sozialismus will, iſt nicht zu geben. Überall ſollte möglichſt der Leitſtern bei der Entſcheidung das wahre allgemeine Produktionsintereſſe und das mit der Verteilung des Bodenertrages enge zuſammenhängende Intereſſe der ganzen Geſellſchaft ſein. Ein richtiges Enteignungsrecht muß zu Hilfe kommen, um wohlerworbnen Privatrechten gegenüber den Boden der jeweilig für die Geſamtheit nützlichſten Verwendung zuführen zu können, wenn das vertragsmäßig nicht zu erreichen iſt.“

Digitized by Google

Schwarzes Bret

Das Berliner Polizeipräsidium macht bekannt, daß in Berlin am 12. d. M. ein Mann, „Anfangs (!) der dreißiger Jahre," verschwunden sei, der unter anderm ein „Oberhemd mit echten Perlen und Zugstiefeln" getragen habe.

Sollte der junge Mann aufgefunden werden, so wird er an dem Oberhemd mit Zugstiefeln jedenfalls am leichtesten zu erkennen sein.

Zu den vortrefflichsten Männern in ganz Deutschland gehört unzweifelhaft Herr Eduard Witter in Neustadt an der Hardt. Wir haben zwar noch nie das Vergnügen gehabt, mit ihm in unmittelbarer Geschäftsverbindung zu stehen, aber so oft uns vergönnt gewesen ist, bei festlichen Gelegenheiten eine Flasche aus seinem Keller zu leeren, haben wir seinen Namen im Stillen gesegnet, und mit dem größten Danke haben wir seiner stets an dem darauffolgenden Tage gedacht. Herr Witter ist noch einer der wenigen edeln Menschen, die den schönen Grundsatz: „Leben und leben lassen!", den tausende heute nur noch im Munde führen, wirklich bethätigt; es macht ihm — als Geschäftsmann! man denke! — augenscheinlich Freude, seinen Kunden Freude zu machen, er liefert ihnen für einen erschwinglichen Preis noch einen echten, feinen Tropfen, wirklichen Traubensaft, nicht „modern gepantschtes Lumpenzeug."

Um so schmerzlicher hat es uns berührt, daß dieser feine und gewissenhafte Pfleger des guten Geschmacks auf einem Gebiete den guten Geschmack so verletzt — natürlich ahnungs- und absichtslos —: auf dem der Sprache. In seinen neuesten Anpreisungen redet er nicht nur von dem „Hochwert" der reinen Naturweine, sondern ergeht sich auch, um die Haupteigenschaften seiner Weine anzugeben, in dem seltsamsten Gemisch von Poesie und Geschäftssprache. Die Mittelweine bezeichnet er als „die wohlbekömmlichen Kneipweine, die den Trinker nicht mehr loslassen, sobald einmal das intime Verhältnis zwischen Lipp' und Kelches Rand hergestellt ist": die feineren „sind sammetig, voll reifer Süße, schmeichlerischer Fülle, haben harmonische Rundung (!), Wonnetropfen molligster Schlurfluft" (haben oder sind Wonnetropfen?); die hochfeinen Auslesen sind „seltene Größen, vornehm rassig und leuchtig, milde und seelenerquickend, wiedergebend den empfangenen Sonnenstrahl vollendetster, edelster Ausreifung." Das ist — Herr Witter nehme es uns nicht übel — zum guten Teil nichts als sinnloser Wortschwall. Dabei ist das Zitat aus dem Freischützdichter recht unpassend verwendet.

Laura Marholm hat das Verdienst, in einem Aufsatz über Eleonore Duse im Februarhefte von Nord und Süd die deutsche Sprache so wesentlich um eine Wortgruppe bereichert zu haben, daß unsre Wörterbücher nun eine empfindliche Lücke aufweisen. Es ist ein wahres Glück, daß diese Wörter alle mit dem Buchstaben W anfangen, sodaß sie wenigstens im Grimmschen Wörterbuch noch Aufnahme finden können. Es sind die Wörter: Weibtemperament, Weibhaftigkeit, Weibheiligtum, Weibinstinkt, Weibnatur, Weibleben, Weibempfinden, Weibkind, Weibmutter, Weiberlebnis, Weibgefühl — es fehlt nur noch Weibgewäsch.

Auch sonst bietet diese an Geist und Gedankenstrichen reiche Abhandlung viel des Anziehenden und Belehrenden. Man lernt z. B. daraus, daß es „ekelkrante Verachtung," „reuige Hände," „tatenhafte Begriffe," „blasse Sterne der leergewordnen Innerlichkeit," „Durchseelung" u. s. w. giebt, auch wie Eleonore Duse die Liebe spielt. „Ihre Seele ist müde, so müde, voll von einer sanften, weichen, schmeichelnden, anlehnenden Müdigkeit, voll von der Müdigkeit der Einsamkeit, und darum zieht sie sich leise und bittend heran, wo es warm ist. Und es ist warm bei der Liebe. (Woher weißt du das, Laura?) So spielt Eleonore Duse die Liebe."

Als Stilprobe nur noch ein paar Zeilen von Seite 178: „Odette wird von ihrem Gatten in der Nacht mit dem Liebhaber ertappt und in Zeugen Gegenwart aus dem Hause geworfen. In einem liederlichen Leben entehrt sie nun jahrelang den Namen ihres Mannes und ihrer aufwachsenden Tochter. Durch diesen Makel auf der Familie wird die Verheiratung der letzteren (!) fast unmöglich gemacht."

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig.

Digitized by Google

Die politische Lage Europas

enn man an dem Schlagwort von der europäischen Völkerfamilie festhält, so bemerkt man, daß, wie es auch in dem engen Kreise der bürgerlichen Familie zu geschehen pflegt, die trennenden Elemente uns weit mehr zum Bewußtsein kommen als die einigenden. Und doch drängen die äußern Verhältnisse immer mehr darauf hin, das Bewußtsein einer europäischen Zusammengehörigkeit gegenüber dem andringenden wirtschaftlichen Egoismus der mächtig emporstrebenden neuen Welt und der unleugbaren Emanzipation der Kulturvölker Westasiens hervorzurufen. Ist auch die Strömung, die in der McKinleybill und dem panamerikanischen Kongreß ihren Ausdruck fand, augenblicklich zum Stehen gekommen, und gilt auch der neue Präsident Cleveland für einen maßvollern Politiker als sein glücklich beseitigter Vorgänger, so ist es doch nur eine Frage der Zeit, daß sie wieder in Bewegung kommt. Europa erfreut sich eines kurzen Stillstandes, und da leider keine Aussicht ist, daß es ihn zu einer einmütigen Zusammenfassung seiner in ihrer Gesamtheit doch ungeheuern Kräften benutzen wird, so läßt sich mit unbedingter Gewißheit vorhersagen, daß Amerika in absehbarer Zukunft den Kampf unter günstigern Bedingungen wieder aufnehmen wird. Die Aussicht, die der Zusammenbruch des brasilianischen Kaisertums bot, das südliche Amerika gegen das nördliche auszuspielen, ist endgiltig verpaßt, für uns eine große Aussicht verloren, seit wir versäumt haben in Rio grande da Sul eine deutsche Dependenz zu schaffen, wie es seinerzeit sehr wohl möglich gewesen wäre. Ebensowenig ist heute daran zu denken, daß Japan und China je in ein Verhältnis zu europäischen Staaten treten könnten, wie etwa Indien zu England. Es scheint vielmehr, daß die chinesische Völkerwelle nach Norden und Westen hin ihre Ufer überschreiten wird, um einst für die russische Ausbeutung Sibiriens Vergeltung zu üben. Das mag in weiter

Digitized by Google

Ferne liegen, aber es läßt sich vorhersagen, soweit sich Zukunftsbildungen überhaupt vorhersehen lassen. Ziehen wir noch in Betracht, daß die australischen Freistaaten schon jetzt als eine politische Notwendigkeit anerkannt werden; daß sich die Abbröcklung des Kaplandes gleichfalls vorbereitet, so tritt die künftige Isolirung der europäischen Staaten besonders grell zu Tage. Dabei muß betont werden, daß diese Lostrennung der englischen Kolonien — Kanada mit eingeschlossen — viel rascher vor sich gehen wird, sobald erst England den Selbstmord des Home rule an sich vollzogen haben wird.

Denken wir uns diesen Prozeß beendigt, so kann allerdings immer noch ein großer Teil der überschüssigen Bevölkerung Europas in die Vereinigten Staaten oder in jene nunmehr als Selbständigkeiten zu denkenden ehemaligen europäischen Kolonien geworfen werden. Aber die europäischen Staaten haben dann einen kolonialen Boden nur noch in Afrika, dessen Klima fast überall Bauernkolonien ausschließt. An den meistbegehrten Punkten aber, an Tunis, Marokko, Ägypten nebst seinem historischen Annex in Syrien haften alle jene Leidenschaften und Eifersüchteleien, die Europa ohnehin in Atem halten. Es ist ganz undenkbar, daß auch nur eins dieser Gebiete in den Sonderbesitz eines der im Kampf ums Dasein mit einander ringenden europäischen Völker übergehe, ohne daß sich daran ein europäischer Krieg entzündete. Als die spanischen, englischen, französischen und italienischen Kriegsschiffe ihren Lauf nach Tanger nahmen, standen wir hart vor dem Ausbruch einer solchen Krisis. In der tunesischen Frage ist eine Verständigung zwischen Frankreich und Italien ganz unmöglich, und das englische Provisorium in Ägypten trägt immer die Kriegskeime in sich. Die französische Flotte aber, die neuerdings vor den syrischen Häfen ihre Flagge hißt, nachdem sie vorher in Alexandria die Engländer gegärgert hat, weist auf den Zusammenhang in der ägyptischen und syrischen Frage hin.

Das alles sind Gegensätze, die sich nur mit der Schärfe des Schwertes lösen lassen, und wenn der Versuch dazu nicht schon jetzt gemacht wird, so erklärt sich das einzig und allein dadurch, daß die größern Gegensätze und schlimmern Händel im europäischen Staatenhause ihre Lösung vorher finden müssen.

Es mag gewagt erscheinen, wenn wir behaupten, daß diese europäischen Feindseligkeiten teils auf eine Fälschung, teils auf Mißverständnisse zurückgehen. Aber jede nüchterne Betrachtung der Gesamtlage Europas weist darauf hin, daß wirkliche Interessenkonflikte nur an einem Punkte vorhanden sind, und daß ein einmütiges Zusammenstehen des Westens gegen den Osten hier gebieterisch den Frieden aufrecht erhalten könnte. Die berechtigten nationalen Einheitsbestrebungen, die die Geschichte der beiden jüngsten Generationen ausmachen, haben ihren Abschluß gefunden; und wenn Frankreich heute gegen den Frankfurter Frieden seine Ansprüche auf Elsaß und Lothringen

Digitized by Google

aufrecht erhält, so setzt es sich damit in Gegensatz zu dem Geiste des Jahrhunderts. Wir möchten aber behaupten, daß der jetzt zweiundzwanzig Jahre lang fortdauernde Revancheruf nicht einer wirklichen, sondern nur einer künstlich hervorgerufnen Erregung entspricht, die wach erhalten wird, um den einander rasch ablösenden Machthabern der Republik ihre Stellung zu sichern. Die ungeheure Überzahl der französischen Bevölkerung ist ohne Zweifel friedlich gesinnt. Es ist ein Zeichen moralischer Feigheit, wenn sie den von der Residenz ausgegebnen Schlagworten, welche es auch immer sein mögen, Folge leistet. Völlig unbegreiflich aber erscheint es vom französischen Standpunkt aus, wie das schmähliche russisch-französische Bündnis hat zu Stande kommen können, worin Frankreich alle alten Überlieferungen seiner Politik, die Würde der Nation als Ganzes, die Freiheit seiner Gedanken, ja sogar seine Aufgaben als Vormacht des Katholizismus im Orient hat preisgeben müssen. Die Franzosen selbst haben das politische Vasallenverhältnis, worin sie zu Rußland stehen, und das in ähnlicher Weise wohl nie und nirgends bestanden hat, mehrfach zu durchbrechen gesucht. Aber die vielbesprochne Frage, ob alliance ou flirt, die vorübergehend fast wie eine Drohung klang, verstummte vor dem unwilligen Stirnrunzeln in Gatschina, und seit die schmutzigen Panamawirren das moralische Ansehen des Staats so gewaltig herabgesetzt haben, ist man vollends zu jeder Demütigung bereit, um sich die russische Gunst, deren man sich nicht mehr in der alten Weise würdig fühlt, zu versichern. Die künstlich aufrecht erhaltene Revanchestimmung, die damit verbundnen übermäßigen Rüstungen aber beherrschen die gesamte Lage Europas. Sie allein haben die ungeheure Entfaltung der russischen Militärmacht ermöglicht, die von der andern Seite her Deutschland preßt und es genötigt hat, sich Bundesgenossen an den Mächten zu suchen, deren Interessen in natürlicher Gegnerschaft zu dem einen oder zu dem andern dieser Faktoren stehen. Ist aber die französische Revancheidee eine Fälschung, so beruht die russische Angriffsstellung gegen Deutschland auf dem Mißverständnis, daß, wie es vor kurzem drastisch ausgedrückt wurde, der Weg nach Konstantinopel über Berlin führe. Nichts kann politisch und geschichtlich betrachtet unrichtiger sein. Dieser Weg führt nicht einmal über Wien, sondern, wie alle Türkenkriege beweisen, die Rußland geführt hat, über Kleinasien. Die ungeheuern Mißerfolge, die die russische Orientpolitik Alexanders des Dritten erlitten hat, erklären sich aus diesem Irrtum. Nur so konnte Bulgarien dem russischen Einfluß dauernd verloren gehn, nur so Rumänien zu seiner heutigen Stellung erstarken, nur so endlich Serbien zu jener politischen Bedeutungslosigkeit sinken, in der es, trotz des Staatsstreiches, mit dem der junge König Alexander die Welt überrascht hat, voraussichtlich noch lange verharren wird.

Jenes Mißverständnis hat aber für Rußland noch weitere, höchst bedenkliche Folgen nach sich gezogen. Es hat sich erstens durch die erhitzten natio-

Digitized by Google

nalen Leidenschaften dahin drängen lassen, seine deutschen Westprovinzen wirtschaftlich zu ruiniren und durch unerhörten nationalen und religiösen Zwang innerlich zu entfremden. Es hat zweitens die erstarrte polnische Frage wieder ins Leben gerufen. Denn mit dem Augenblicke, wo sich ein Krieg zwischen Ost- und Westeuropa als politische Möglichkeit zeigte, erwachten bei den Polen nicht ohne Grund die Hoffnungen auf eine Wiederaufrichtung ihres vor nunmehr hundert Jahren untergegangnen Staatswesens. Auch wird ohne Zweifel ein Krieg Deutschlands und Österreichs mit Rußland diese polnischen Hoffnungen mit in Rechnung ziehen müssen.

Im Vergleich zu diesen großen Gegensätzen erscheinen die übrigen Fragen der auswärtigen Politik geringfügig. Es ist nicht daran zu denken, daß auch nur eine von ihnen selbständig hervortreten könnte. Die ärgste Fälschung aber in dem Truggebilde der heutigen europäischen Politik ist die in Ost und West verbreitete Meinung von kriegerischen Absichten Deutschlands. Unsre aus einer beispiellosen Zwangslage hervorgegangnen Rüstungen bedürfen wahrlich keiner Entschuldigung. Sie gelten nicht nur dem Fortbestande des Reichs, sie gelten auch dem Fortbestande der deutschen Nation. So schwer die Rüstung ist, wir müssen sie tragen, bereit jeden Angriff abzuwehren; aber nicht ohne uns der Hoffnung hinzugeben, daß die Fälschung auf der einen und das Mißverständnis auf der andern Seite vielleicht einmal eine Lösung finden, die uns und dem übrigen Europa erlauben, die Kräfte der schwierigen Aufgabe zuzuwenden, die auf sozialem wie auf wirtschaftlichem Gebiete heute der gesamten europäischen Völkerfamilie gestellt ist.

Innere Kolonisation

Der preußische Staat — heißt es im Vorwort eines kürzlich erschienenen Buches*) — „ist im Begriff, durch eine umfassende Kolonisation den mittlern und kleinern Grundbesitz vornehmlich in denjenigen Gebietsteilen zu mehren, wo die Ausbreitung großer Landgüter die Entwicklung des ländlichen Mittelstandes gehemmt und räumlich beschränkt hat. Da die Bodenverteilung mehr als irgend eine andre wirtschaftliche Thatsache die innere Gliederung des gesellschaftlichen und politischen Lebens der Völker bestimmt, so erscheinen die preußischen Koloni-

*) Die innere Kolonisation im östlichen Deutschland von Professor Dr. Max Sering. Leipzig, Duncker und Humblot, 1893. (56. Band der Schriften des Vereins für Sozialpolitik.)

Digitized by Google

sationsgesetze geeignet, sowohl die Zustände der nächstbeteiligten östlichen Provinzen als mittelbar den ganzen nationalen Organismus bis in die weitesten Verzweigungen hinein glücklich zu beeinflussen." Diese Ansicht von der Bedeutung des Kolonisationswerkes, sowie was der Verfasser weiter über die Ursachen der Entvölkerung des deutschen Nordostens und über die zweckmäßigste Art der Wiederbevölkerung sagt, deckt sich so vollständig mit unsrer eignen Auffassung, daß es uns doppelte Genugthuung gewährt, über die Ergebnisse seiner Untersuchungen berichten zu können.

Zunächst wird in Gestalt einer tabellarischen Übersicht ein Bild der innerdeutschen Völkerwanderung in den Jahren 1885 bis 1890 gegeben. Die deutschen Landschaften werden zu diesem Zweck in vier Gruppen geteilt. Die ersten drei haben durch Abzug verloren, und zwar die erste (die sechs östlichen Provinzen Preußens mit Ausnahme des Regierungsbezirks Potsdam) 639104 Köpfe, die zweite (Schleswig-Holstein, Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Hessen-Nassau, Provinz Sachsen, Thüringen) 80449, die dritte (Süddeutschland) 153267 Köpfe. In Prozenten des Geburtenüberschusses betragen diese Verluste 75,04, 13,15 und 30,61, sodaß also in der ersten Gruppe der wirkliche Bevölkerungszuwachs noch nicht ein Viertel des natürlichen beträgt. In Ostpreußen übersteigt sogar der Verlust den Geburtenüberschuß, insofern er 100,62 Prozent von ihm ausmacht. Die vierte Gruppe umfaßt die Reichshauptstadt, den Regierungsbezirk Potsdam, der ja die Berliner Vororte enthält, die Hansestädte, das Königreich Sachsen, Westfalen und die Rheinprovinz; hier überstieg der Zuwachs durch Einwanderung den Geburtenüberschuß um 542503 Köpfe oder 57,86 Prozent. „Die Differenz zwischen den Wanderungsverlusten der drei ersten und der Zuwanderung der letzten Gruppe ist mit 330000 Köpfen auf Rechnung der überseeischen Auswanderung zu setzen."

Das platte Land, so bemerkt der Verfasser zu diesem Ergebnis, „ist stets die Quelle gewesen, aus der die Städte frische Kräfte gewonnen haben, und das ständige Abströmen von Angehörigen der Landbevölkerung in die Sitze des gewerblichen und kommerziellen Lebens ist in jedem vollständig besiedelten Lande eine Notwendigkeit, weil die Bodenkultur, als an eine gegebne Landfläche gefesselt, niemals einer gleich schnellen Ausdehnung der Produktionsthätigkeit fähig ist wie die Industrie. Aber eine Völkerwanderung nach Art derjenigen, die gegenwärtig den ganzen Osten ergriffen hat, geht weit über dieses natürlich bedingte Maß hinaus. Sie läßt auf ein tiefes Mißbehagen ganzer Volksklassen, auf ein Kranksein des gesellschaftlichen Organismus schließen." Der oberflächlichen Ansicht, die „Vergnügungs- und Genußsucht" der ländlichen Arbeiter sei daran schuld, tritt er mit der Bemerkung entgegen: „Gewiß müssen die Reize des städtischen Lebens für Menschen, die in dem engen und gleichförmigen Leben eines Gutsbezirks aufgewachsen sind, eine besonders starke Anziehungskraft haben, so wenig verlockendes die Position eines städtischen Ar-

Digitized by Google

beiters sonst zu bieten scheint; aber jene Erklärung paßt zunächst nicht für die Hunderttausende, die in das Ausland, nach Amerika ziehen, wo ihrer wahrlich kein Vergnügen, sondern, wie sie wohl wissen, viel härtere Arbeit als in der Heimat harrt." Die Erscheinung erklärt sich vielmehr nach Sering sehr einfach daraus, daß der Stand besitzloser ländlicher Arbeiter überhaupt erst in unserm Jahrhundert geschaffen worden ist*) und sich stetig vermehrt, und daß seine Lage — persönliche Abhängigkeit ohne Existenzsicherheit — um so mehr als unerträglich empfunden wird, als durch Schulbildung und Staatsverfassung auch in ihm das Gefühl der persönlichen Würde geweckt wird, das ihn drängt, nach Unabhängigkeit zu streben. Diesen Drang kann er im Osten um so weniger befriedigen, als dort das Vorherrschen des großen Grundbesitzes den Erwerb einer eignen Scholle erschwert, und dazu kommt dann noch, daß der Militärdienst die Bande lockert, die den jungen Landmann etwa sonst noch an die Heimat fesseln. „Ist es richtig, daß die Ursache der Landflucht gerade der tüchtigsten Kräfte der östlichen Landarbeiterschaft in ihrem Unabhängigkeitsdrange und einem sozialen Zustande zu erblicken ist, der jener Sehnsucht nicht Genüge zu leisten vermag, so ergiebt sich die gänzliche Hinfälligkeit jedes Versuches, durch äußere Mittel der elementaren Gewalt solcher Bewegung entgegenzutreten, sei es durch Beschränkung des Rechts der Freizügigkeit, sei es durch eine Form der Seßhaftmachung — etwa durch Verleihung von kleinen Eigentumsparzellen im Gutsbezirke —, die eine thatsächliche Schollenpflichtigkeit begründen würde. Für den Gutsbetrieb ergiebt sich die Aufgabe, eine Arbeitsverfassung auszubilden, die in höherm Maße als die bisherige dem Unabhängigkeitsgefühl der Arbeiter Rechnung trägt. Wie immer aber diese Verfassung beschaffen sein mag, sie wird sich als lebensfähig erweisen nur dann, wenn sie außerhalb der Gutsbezirke eine Ergänzung findet durch eine vermehrte Gelegenheit des [?] Emporsteigens der Arbeiter zu voller Selbständigkeit. Diese Möglichkeit zu erweitern, ist die Aufgabe, die dem Staate gegenüber der ländlichen Arbeiterfrage erwächst. Dadurch wird er mittelbar das Interesse der großen Güter fördern, aber für ihn als das Organ der Gesamtheit darf die Frage, wie diesen Gütern ausreichende Arbeitskräfte zu sichern seien, nicht den maßgebenden (!) Gesichtspunkt (!) bilden, von dem aus er dem sozialen Probleme auf dem Lande näher tritt. (!) Seit dem Erlaß der magna charta vom 9. Oktober 1807 giebt es in Preußen keine Menschen mehr, die als Mittel für die Zwecke andrer angesehen werden dürften." Demnach sei das Ziel der innern Kolonisation die Herstellung einer Stufenleiter von kleinen und mittlern Besitzungen, die dem Arbeiter das Emporklimmen ermögliche. Dadurch werde

*) Die Landarbeiterfrage war bekanntlich der Hauptberatungsgegenstand auf der letzten Versammlung des Vereins für Sozialpolitik. Wir kommen später einmal auf diesen Gegenstand und die Schriften darüber zurück.

Digitized by Google

einerseits der Klassengegensatz gemildert, andrerseits jeder Arbeiter und kleine Besitzer zur Anspannung aller seiner Kräfte getrieben und so die wirtschaftliche und technische Entwicklung am wirksamsten gefördert werden.

Kleine und mittlere Besitzungen sind aber eben zur Zeit im Osten nicht in genügender Zahl vorhanden. Die Statistik giebt nur über die Zahl der Betriebe genaue Auskunft, nicht über die der Besitzer, unter denen sich doch manche große befinden, denen mehrere oder viele Betriebe, verpachtete Güter, gehören. Die kleinen und mittlern Betriebe (unter 100 Hektar) umfassen im Westen 88,15, im Osten nur 55,98 Prozent der landwirtschaftlich benutzten Fläche. Wenn der Verfasser meint, unter allen östlichen Provinzen erfreue sich Brandenburg noch der gesündesten Besitzverteilung, die von Schlesien aber für ganz besonders ungünstig hält, so scheint er einen Punkt übersehen zu haben, den er beim Vergleich des Ostens mit dem Westen im allgemeinen ausdrücklich hervorhebt. Er sagt ganz richtig, daß Besitzungen gleicher Ausdehnung des intensivern Betriebes wegen im Westen eine ganz andre Bedeutung haben als im Osten; nur würden wir lieber sagen, des bessern Bodens und Klimas wegen. Denn nicht deswegen trägt der Boden im Rheingau Wein, weil er intensiver bearbeitet wird als eine märkische Kiefernrodung, sondern deswegen wird er intensiver bearbeitet, weil man Wein und nicht bloß Kartoffeln darauf ziehen kann. Nun glaubt Sering, im Osten seien alle Wirtschaften unter 5 Hektar unselbständig, d. h. nicht hinreichend, ihren Besitzer ohne Nebenerwerb zu ernähren. Das trifft aber für Schlesien nicht zu. Erst dieser Tage haben wir einen kleinen Wirt kennen gelernt, der 4 Morgen, noch dazu nicht ganz schuldenfreien, eignen Acker und 4 Morgen Pachtacker bearbeitet und ohne Nebenverdienst mit Frau und drei erwachsenen, noch im Hause befindlichen Kindern anständig davon lebt. Er hat allerdings eine Stadt in der Nähe, wo er sein Gemüse und die Milch seiner zwei Kühe verwerten kann, aber sein Gütchen liegt noch nicht in der besten Gegend Schlesiens, wo das Gemüse von bester Beschaffenheit ist und den höchsten Preis erzielt. Wenn Sering schreibt, in Schlesien und Posen befänden sich unter den Stellen zwischen 5 und 20 Hektar unverhältnismäßig viel unselbständige Wirtschaften, so kann das mit Beziehung auf Schlesien höchstens für die rechte Oderseite zutreffen; auf der linken ist gar nicht daran zu denken, daß ein Kleinbauer von 10 Hektar, der sich schon ein Pferd hält, für eine Nebenbeschäftigung Zeit übrig hätte oder gar auf Tagearbeit ginge. Die brandenburgischen Landwirte sind allerdings durch die Nähe des besten Absatzmarktes der ganzen Monarchie vor allen andern Provinzen bevorzugt, und Schlesien fängt an, unter der übermäßigen Ausdehnung seiner stetig wachsenden Magnatenherrschaften zu leiden, aber wenn der Verfasser rechnet: „Schlesien und Posen haben unter allen östlichen Provinzen im Verhältnis zu ihrer landwirtschaftlichen Bevölkerung die geringste, Brandenburg dagegen hat nächst Ostpreußen die höchste Zahl und Ausdehnung

Digitized by Google

der größern Bauerngüter (20 bis 100 Hektar)," so übersieht er, daß zwischen Schlesien und den übrigen östlichen Provinzen ein ähnlicher Unterschied besteht wie zwischen dem Westen und dem Osten der Monarchie. Bauerngüter von gegen 100 Hektar oder 400 Morgen sind in den bessern Strichen der Provinz aus dem einfachen Grunde selten, weil 400 Morgen schon als herrschaftlicher Besitz gelten. Schon auf Gütern von 250 Morgen pflegt der Besitzer nicht mehr selbst zu arbeiten. Ein Bauer von 200 Morgen, der als Bauer lebt, wird reich; er tauscht nicht mit einem Rittergutsbesitzer im Regierungsbezirk Frankfurt, der 1000 Morgen sein nennt, wovon 200 Morgen Fischteich und 300 Morgen Kiefernheide sind, und wo, wie man dort zu scherzen pflegt, bei trocknem Wetter der Wind die Aussaat samt dem Boden entführt. Den brandenburgischen, posischen oder gar ostpreußischen Gütern von 20 bis 100 Hektar werden in Schlesien etwa die von 10 bis 50 Hektar entsprechen.

Sering untersucht nun weiter den Einfluß der Gesetzgebung auf die ländliche Besitzverteilung und findet, daß die Parzellirungsfreiheit gerade den eigentlichen Bauernstand geschädigt habe. Kleine Besitzungen sind allerdings in großer Zahl entstanden, aber weit weniger auf Kosten des herrschaftlichen als des bäuerlichen Besitzes. Die Grundsätze des freien Bodenverkehrs, schreibt er, sind in Preußen „nicht zu einer ganz ehrlichen Probe gelangt. Der Gesetzgeber machte vor zwei Mächten Halt: vor der alteingewurzelten des Lehn- und Fideikommißbesitzes und der neuen Nobilität der Kapitalisten — den Gläubigern der Landwirte. Ein von dem trefflichen Scharnweber, einem der Schöpfer der »Stein-Hardenbergischen« Agrargesetzgebung ausgearbeiteter Entwurf eines Parzellirungsgesetzes, das »den Abbau und die Zerstücklung der Landgüter« unter Befreiung der Parzellen vom Schuldnexus des Hauptgutes gegen den Widerspruch der Gläubiger und Fideikommißanwärter ermöglichen sollte, blieb, obwohl von den Landesrepräsentanten im Jahre 1812 einstimmig angenommen, in den ministeriellen Verhandlungen stecken." Die Zahl der Fideikommisse in den alten Provinzen der Monarchie beträgt 547; sie umfassen 1975 „Besitzungen" [soll dieses Wort Rittergüter oder Herrschaften bezeichnen?] mit einer Gesamtfläche von 1408860 Hektaren, d. i. 6,21 Prozent des Kulturbodens. Bedenklicher als ihr Umfang an sich ist die in den letzten Jahrzehnten hervorgetretne Neigung, sie zu vermehren. Aus dem vorigen Jahrhundert waren 153 übernommen worden; neugestiftet wurden in den Jahren 1800 bis 1850: 72, 1851 bis 1870: 103, 1871 bis 1888: 219. „Das Grundeigentum des Staats und der Krone, der Korporationen, Stiftungen, der Lehn- und Fideikommißgüter zusammengenommen umfaßte 1866/67 von allen ertragsfähigen Liegenschaften der Provinz Preußen 20,21 Prozent, Brandenburg 28,46, Pommern 32,24, Posen 11,53, Schlesien 21,81, Westfalen 16,63, Rheinland 27,16 Prozent. Aber die Bedeutung der Fideikommisse und der öffentlichen Ländereien aller Art für die Festlegung des Bodenbesitzes erscheint

Digitized by Google

doch gering gegenüber der umfassenden Macht, die in dieser Richtung den Hypothekengläubigern gewährt worden ist. Kein mit Hypotheken belastetes Grundstück kann nach bisherigem preußischem Recht ohne Einwilligung der Gläubiger so geteilt werden, daß die Trennstücke aus der solidarischen Mithaftung für die ganze Schuld ausscheiden..... Was man den Familien der Bauern bis auf die neuere Zeit verweigerte, rechtliche Handhaben, ihre Güter wenigstens im Erbgange geschlossen zu erhalten, gestattete man, allen Prinzipien des Individualismus zum Trotz, den Kapitalisten im Interesse ihres unantastbaren Zinsrechtes. Die Hypothekenverfassung ist viel mehr als die so oft verurteilten Fideikommisse das Hindernis für die Ausbreitung des Kleingrundbesitzes und die zeitgemäße Verkleinerung der Großgüter gewesen." Während demgemäß die Verschuldung den Verkauf von Parzellen hindert, hindert sie keineswegs den Ankauf von Bauerngütern zur Abrundung. „So begünstigte also die Parzellirungs- und Verschuldungsgesetzgebung dieses Jahrhunderts den Zusammenhalt und die Anhäufung des Grundbesitzes in großen Komplexen. Die Parzellirungsfreiheit galt thatsächlich und im wesentlichen nur für den bäuerlichen Besitz."

Dieser hat sich denn auch beträchtlich vermindert. „Aus dem Kreise der spannfähigen Stellen schieden (in den sechs östlichen Provinzen in der Zeit von 1816 bis 1860) aus durch Dismembration 1 340 000, durch Konsolidation 810 000, zusammen 2 150 000 Morgen, und zwar fielen dem Großgrundbesitz 900 000, dem kleinen Besitz 1 200 000 Morgen zu." Die Zahl der in dem angegebnen Zeitraum zertrümmerten Bauernhöfe beträgt 17 530. „Hier ergiebt sich zahlenmäßig die erste schlimme Folge der geschilderten Rechtsentwicklung: angesichts der Geschlossenheit des großen und des geringen Gesamtumfangs und hohen Preises der kleinen Güter bildet das Bauernland den Fonds, aus dem jedes Bedürfnis nach Arrondirung und Erweiterung der vorhandnen Besitzungen, besonders auch der Andrang der kleinen Leute nach Grundbesitz ganz überwiegend befriedigt wird."

Ein Teil der eingegangnen Bauerngüter ist auf dem Wege der Güterschlächterei zerstückelt worden. Von ihr sagt Sering: „Was diese Unternehmungen ins Leben gerufen hat, ist nicht das technische Bedürfnis der Auslegung und Einrichtung neuer Ansiedlungen nach Art der umfassenden Thätigkeit nordamerikanischer Landagenten — denn nur in den allerseltensten Fällen haben unsre Güterschlächter neue Kolonien ins Leben gerufen, und es ist bekannt genug, daß die von ihnen ausgelegten Stellen in der unwirtschaftlichsten Weise hergerichtet zu werden pflegen, wenn es gilt, an Vermessungs-, Wegekosten u. s. w. zu sparen. Der Hauptgrund dafür, daß ihre Vermittlung immer wieder eintritt, liegt vielmehr entweder in der Notwendigkeit, die Hypothekenschulden des zu teilenden Grundstücks vor der Teilung abzustoßen, oder in der Macht, die der Güterschlächter selbst als Darlehnsgeber

Digitized by Google

über den verschuldeten Besitzer gewonnen hat. Ein Teil der Mißachtung, die jene Unternehmer in Deutschland trifft, geht wohl aus der gesunden Empfindung hervor, daß etwas Unsittliches an jedem Handel mit Besitzstücken haftet, an die sich das Wohl und Wehe ganzer Generationen knüpft. Der Güterschacher als solcher verletzt das öffentliche Gewissen. Vornehmlich haben die allen sichtbaren unredlichen und wucherischen Praktiken die Güterschlächter in Verruf gebracht. Ihr Gewinn entspringt regelmäßig aus einer zweifachen Wurzel: auf der einen Seite aus der Notlage des veräußernden Bauern. Den durch Erbschaftsforderungen und Landzukauf — namentlich auch bei Gelegenheit früherer Ausschlachtungen —, seltner durch Unwirtschaftlichkeit hoch verschuldeten und in die Hände des Wucherers geratenen Mann läßt dieser so lange auf dem Hofe sitzen, als es noch etwas auszupressen giebt, um ihn dann beim stückweisen Verkauf zu allen Konzessionen zu zwingen. Häufig erwirbt der Ausschlächter den Hof in der Subhastation zu billigem Preise, indem er versteht, alle ernsthaften Mitbieter fernzuhalten. Auf der andern Seite pflegen die Käufer von Parzellen bereit zu sein, Preise zu zahlen, die über den Wert der ungeteilten Besitzungen weit hinausgehen."

In den letzten Jahrzehnten ist eine Besserung eingetreten; die Bauerngüter haben an den technischen Fortschritten der Landwirtschaft teilgenommen, und ihre Besitzer befinden sich vielfach in sehr guter und durchaus gesicherter Lage. Nur wo, wie in Schlesien, viele Magnatenherrschaften liegen, hört das Zusammenkaufen von Bauerngütern nicht auf (Sering nennt namentlich die Herrschaften Öls und Kamenz), und außerdem wirkt, namentlich in Schlesien und Sachsen, die Zuckersiederei als latifundienbildende Kraft, da die großen Zuckersieder, um ihre Rüben selbst bauen zu können, Preise anbieten, denen selbst gutsituirte Bauern nicht widerstehen können. Wo die Zuckerfabrik einer Aktiengesellschaft von Bauern gehört, was ebenfalls in Schlesien vorkommt, da hebt und befestigt sie den Bauernstand.

Sehr richtig bemerkt Sering, daß sich die Sozialdemokraten gründlich irren, wenn sie die stellenweise vorkommende Aufsaugung des Bauernstandes durch den Großgrundbesitz oder richtiger durch den Magnatenbesitz nach ihrer der industriellen Entwicklung entnommenen Schablone beurteilen und sich einbilden oder die Leser ihrer Blätter überreden wollen, der kleine und mittlere Betrieb könne neben dem großen nicht mehr bestehen. Von Konkurrenz ist hier gar keine Rede. Dem Kleinbauer kommt die Milch, die er verkauft, nicht teurer, eher billiger zu stehen als dem Magnaten, und schlechter braucht sie auch nicht zu sein; auch ist das kleine Gut in seiner Art so produktiv wie das große, bei Spatenbau sogar produktiver. Kleine Güter werden von den Magnatenherrschaften lediglich deshalb aufgekauft, weil diese so viel bringen, daß die Zinsen nicht verbraucht werden können, und weil Vergrößerung der Herrschaft die natürlichste Verwendungsart der jährlichen Überschüsse ist; der

Digitized by Google

Bauer aber verkauft, nicht weil er die Konkurrenz des Großbetriebs nicht auszuhalten vermöchte, sondern weil er der Verlockung, Rentner zu werden, nicht widerstehen kann.

Durch die Ansiedlungsgesetzgebung ist nun glücklicherweise eine Rückbildung eingeleitet worden. Das Gesetz vom 26. April 1886, betreffend die Beförderung von Ansiedlungen in Posen und Westpreußen, war seit dem Untergange des ancien régime in Preußen der erste Versuch einer Kolonisation großen Stils. „Niemand bezweifelte, daß dieses Gesetz als Vorläufer einer den ganzen Staat umfassenden organischen Neubildung anzusehen sei, und diese Erwartung wurde erfüllt durch Erlaß des Rentengutsgesetzes vom 27. Juni 1890 und des praktisch wichtigern vom 7. Juli 1891, betreffend die Beförderung der Errichtung von Rentengütern. Das erstere schafft eine neue privatrechtliche, das zweite die öffentlichrechtliche Grundlage der Kolonisationsthätigkeit in folgender Weise: 1. Das Rentengutsgesetz durchbricht die bisherige Geschlossenheit der größern Besitzungen. Die Veräußerung von Grundstücken zur Bildung von Rentengütern ist nicht gebunden an die Einwilligung von Fideikommißanwärtern und Hypothekengläubigern, vorausgesetzt, daß die Generalkommission ein Unschädlichkeitsattest erteilt. 2. Das Wesen des Rentenguts liegt darin, daß es das Grundeigentum mit einer festen Geld- oder Körnerrente belastet, deren Kündigung überhaupt oder auf einen längern Zeitraum, als es die bisherige Gesetzgebung gestattete (dreißig Jahre), vertragsmäßig ausgeschlossen sein kann. Man verfolgte mit der Wiederbelebung dieser Rechtsform einen doppelten Zweck. Erstens sollte sie dem wenig bemittelten Ansiedler die Möglichkeit geben, unter Vermeidung der Kapitalverschuldung Grundeigentum ohne oder gegen geringe Anzahlung zu erwerben. In dieser Richtung bildet das Rentengutsgesetz den Versuch einer juristischen Konstruktion des Rodbertusschen Gedankens, daß der Grundbesitz ein immerwährender Rentenfonds sei, der zwar mit einer Rentenschuld belastet, aber nicht als Kapital behandelt werden könne, ohne die Existenz der Grundbesitzer zu gefährden. Sodann wollte man die neu zu begründenden Stellen vor dem zerstörenden Einfluß des freien Grundbesitzverkehrs und der Güterschlächterei bis zu einem gewissen Maße sicher stellen."

Den Generalkommissionen sind bis jetzt rund 150 000 Hektar angeboten worden. Von der auf diese Weise eingeleiteten Kolonisation verspricht sich Sering außer der Vermehrung der spannfähigen Stellen die Hebung der Landwirtschaft der östlichen Provinzen auf die Höhe der fortgeschrittenern westlichen, da die neuen Ansiedler zum Teil aus den Gegenden mit höchster Kultur kommen. Dem Wunsche des Verfassers, daß die Zahl der Ansiedler recht groß werden möge, schließen wir uns von Herzen an, nicht minder seiner Begründung. „Das rapide Anwachsen der Großstädte bedeutet eine fortschreitende Verschlechterung unsers Volkstums. Wie sich auch immer die gewerbliche Ver-

Digitized by Google

fassung in Zukunft gestalten mag, die Zusammenhäufung als solche ist geeignet, schablonenhafte Menschen von verkümmerter Individualität hervorzubringen. Es stünde traurig um die Zukunft des Menschengeschlechts, wenn ähnliche Formen des gesellschaftlichen Lebens auf dem Lande Platz greifen würden [griffen!]. Nun ist aber gewiß, daß sich die ländliche Entwicklung nicht in der Richtung einer zunehmenden Ausbildung großer Arbeitsgemeinschaften mehr oder weniger sozialistischer Natur bewegt, die den einzelnen herabdrücken, sei es nun zu Gunsten weniger bevorzugter, sei es zu Gunsten großer Verbände oder »der Gesellschaft,« sondern in der Richtung fortschreitender Verselbständigung des einzelnen arbeitenden Wirtes und der Einzelfamilie, denen größere Organisationen nur ergänzend zur Seite treten. Das heißt nichts andres als: die Freiheit flüchtet aus den Städten aufs Land — jene wahre Freiheit, die nicht besteht in der Herrschaft beherrschter Majoritäten, sondern sich gründet auf die harmonische Ausbildung der körperlichen und geistigen Kräfte zu geschlossenen Individualitäten, die sich in Selbstzucht und echtem Gemeinsinn nach eigner Bestimmung bethätigen."

(Schluß folgt)

Theodor von Bernhardis Jugenderinnerungen

Theodor von Bernhardi war unstreitig einer der bedeutendsten Männer unsrer Zeit. In seiner Person vereinigte er den Historiker mit dem Nationalökonomen, den Kunstkenner mit dem Militärschriftsteller zu einer fest abgeschlossenen Gestalt; seine Lebensschicksale hatten sich ferner so eigentümlich entwickelt, daß die frühe Reife des Urteils wie die völlige Freiheit von Vorurteilen die Grundlage für eine Art historischen Urteils abgeben mußte, die einem auf gewöhnlicher Lebensbahn schreitenden Gelehrten schon sein Bildungsgang unmöglich macht. Ob freilich das große Publikum eine Vorstellung davon hat, was für ein Mann am 12. Februar 1887 aus dem Leben schied, muß dahingestellt bleiben: von seinem Hauptwerke, der Geschichte Rußlands — einer der besten historischen Leistungen größten Stils, die unsre Litteratur aufzuweisen hat —, ist noch keine zweite Auflage erschienen, während „Rembrandt als Erzieher" bereits die einundvierzigste Auflage erlebt hat. Man gewinnt, wenn man die Eigentümlichkeiten des deutschen Büchermarktes und des deutschen bücherkaufenden Publikums betrachtet, wirklich den bornirten Piemontesen Lamarmora lieb, der als italienischer Ministerpräsident die Sendung Bernhardis nach Florenz übel nahm,

Digitized by Google

weil ihm ein Zivilist, kein General den preußisch-italienischen Feldzugsplan Moltkes verständlich machen sollte; handelt das deutsche Publikum nicht noch schlimmer, wenn es die Schilderung der Schlacht bei Waterloo, die Bernhardi, nach Moltke „der bedeutendste militärische Schriftsteller der Neuzeit," seiner Geschichte Rußlands einverleibt hat, ungelesen läßt?

Der Direktor des Friedrichs- (später Friedrichswerderschen) Gymnasiums in Berlin, August Ferdinand Bernhardi, war mit Sophie, einer Schwester seines Freundes Ludwig Tieck verheiratet. Warum die Ehe unglücklich war, sieht man mit einiger Deutlichkeit aus den vor kurzem (im Verlage von S. Hirzel in Leipzig) erschienenen Jugenderinnerungen Theodor von Bernhardis, ihres jüngsten Sohnes. Bernhardi nahm einerseits teil an den litterarischen Bestrebungen der Romantiker, andrerseits war er aber ein philosophisch und philologisch hochgebildeter Gelehrter. Was seine schöngeistigen Leistungen anlangt, so mochte sich seine schreibselige Gattin ihm für ebenbürtig halten — von seiner wissenschaftlichen Bedeutung scheint sie keine Ahnung gehabt zu haben, da sie, nach verschiednen Äußerungen des Sohnes in seinen Erinnerungen zu urteilen, bei allem Geist und aller Gewandtheit doch eigentlich nur wenig Kenntnisse hatte; hatte sie doch „eigentlich nie zusammenhängend gearbeitet, in ihrer Lektüre nie einen bestimmten Zweck verfolgt, immer nur aufgenommen, was ihr gefiel und zusagte; und wie einerseits die romantische Richtung, der mangelnde Sinn für die Realität, hatte andrerseits wohl auch dieser Mangel an Kenntnissen dahin geführt, daß sie sich eine solche willkürliche Welt der Phantasie schuf, in der sie lebte." So erklärt es sich denn leicht, daß ihr die Weltumseglung des Admirals Krusenstern zum Entsetzen des Sohnes nur ein unnützes „Herumrutschen" war; „was kommt dabei heraus, ruft sie aus, wenn einer nach dem andern um die Erde rutscht?"

Bernhardi selbst hatte freilich auch — wenigstens im amtlichen Leben — Eigenschaften, die ihn einer solchen Frau nicht sehr empfehlen mochten. Er trug im linken Rockärmel stets einen Rohrstock, den er, wie einer seiner Schüler erzählt, mit einer wahren Virtuosität gegen die empfindlichsten Teile des Oberleibes handhabte; ja er erschien jeden Morgen, Winter wie Sommer, um sieben Uhr im Konferenzzimmer des Gymnasiums und brachte den Rohrstock an den Delinquenten des vorigen Tages in einer Art von Massenabprügelung zur Anwendung.

Man meint aus den Äußerungen der Mutter gegen den Sohn den Nachklang ihrer Empfindungen dem Gelehrten gegenüber herauszuhören, den sie in ihrer Oberflächlichkeit — so hatte sie mit den andern Romantikern für Dante geschwärmt, ohne je einen Buchstaben von ihm gelesen zu haben, und war, als sie etwas von ihm kennen lernte, „nichts weniger als befriedigt" — nicht verstand, und dessen rauhe Außenseite sie abstoßen konnte: sie schilderte dem Sohne die Welt als bestehend aus brutalen Männern, die ihre Frauen miße-

Digitized by Google

handeln, und Frauen, die sich durch Untreue rächen; ja sie behauptete ihm gegenüber, der plumpe George Dandin verdiene sein Schicksal, und „seine graziöse junge Frau sei zu beklagen und zu entschuldigen."

Der ungenannte Herausgeber der Jugenderinnerungen erzählt in der Einleitung, Sophie Bernhardi sei nach dem Tode ihres zweiten und der Geburt ihres dritten Kindes Theodor im Jahre 1802 in schweres Siechtum verfallen, nach Thüringen zu ihrem Bruder gezogen, dann nach München und endlich nach Italien gegangen und habe um dieselbe Zeit ihren nachmaligen zweiten Gatten Herrn von Knorring aus Esthland kennen gelernt, mit dem sie dann im Jahre 1805 nach Rom ging. In den Berliner Kreisen dagegen, deren Erinnerungen noch an den Anfang des Jahrhunderts hinaufreichten, wurde vor vielen Jahren allgemein erzählt, sie habe Herrn von Knorring in Bernhardis Hause kennen gelernt, und ihre Beziehungen zu ihm seien die Ursache der Trennung von ihrem ersten Gemahl gewesen. Über Knorring erfahren wir sehr wenig, eigentlich nur, daß er Theodor lieb gehabt hat; sein Wesen wird hauptsächlich dadurch charakterisirt, daß es heißt: „Er war immer neugierig zu wissen, was ich zu den Dingen sagen würde, und wenn er das wußte, dann war auch weiter nichts, wie er denn überhaupt immer bei den Erscheinungen stehen blieb, ohne etwas daraus zu folgern." Man wird zugeben, daß man sich keine rechte Vorstellung von dem Zusammenleben zwei so grundverschiedner Menschen machen kann.

Die frühesten Erinnerungen knüpfen sich für den Knaben an Rom, wo Knorring, Sophie mit ihren beiden Söhnen und ihr Bruder Ludwig in einem Palaste am Quirinal wohnten. Mit erstaunlich treuem Gedächtnis hat Bernhardi die Eindrücke jener Knabenjahre festgehalten. Das mehrfach als Kosеform von Francesco vorkommende Ecchina statt Cecchina ist offenbar ebenso ein Lesefehler des Herausgebers, wie der Bräutigam des Mädchens aus Cesena (gedruckt steht Elsana) stammen dürfte.

Nach dem Aufenthalt in Rom begann ein Wanderleben, das den Knaben nach Wien, München und Prag führte und endlich mit dem sechsjährigen Aufenthalte auf dem Familiengute Knorrings, Arrokül in Esthland, seinen Abschluß fand. Mittlerweile war Sophie von ihrem ersten Manne geschieden worden und hatte sich im Jahre 1810 mit Knorring verheiratet.

Wunderbarerweise erhielt Theodor so gut wie gar keinen Unterricht, sondern war ganz auf sich selbst angewiesen. Da ist es denn überaus merkwürdig, wie vollständig ihm alle Fehler abgehen, die sonst den Autodidakten anzuhängen pflegen.

Aus seinen Erinnerungen an diese esthnische Zeit ist vor allem von Wichtigkeit, was er über Rußland äußert. Bei aller Schärfe des Urteils ist er weit entfernt von dem fanatischen Haß, der baltische Beurteiler russischer Zustände auszuzeichnen pflegt. Im allgemeinen steht er auf dem Standpunkte seines

Digitized by Google

spätern Schwiegervaters, des Admirals von Krusenstern, von dem er sagt: „Während die meisten seiner Landsleute Rußland ziemlich gleichgiltig betrachteten, von einem Vaterlande überhaupt nichts wußten und ausschließlich ihren provinziellen Sonderinteressen lebten, war Krusenstern Patriot aus Pflichtgefühl, nicht nur zu jedem Opfer bereit für den Staat, dem er einmal angehörte, sondern auch bereit, diese Opfer mit Begeisterung zu bringen." Diese Unbefangenheit des Urteils ist um so anerkennenswerter, als sich Bernhardi schon in frühester Jugend durchaus als Deutscher fühlte und während jenes ländlichen Stilllebens keine größere Sehnsucht hatte als die nach einer deutschen Universität.

Meisterhaft sind seine Schilderungen esthnischen Stilllebens, denen eine Schilderung der Landschaft zur Grundlage dient. Wir sehen die flache Hochebne vor uns, die auf Kalkfelsen ruht und gegen das Meer hin mit einem jähen Felsabhang endet. Die nicht zahlreichen Bäche haben so wenig Wasser und so geringes Gefälle, daß sie meist Sümpfe bilden und langsam ohne Thal und Thalränder dahingleiten. Nur wo sich mehrere vereinigen, gelingt es ihnen, eine Schlucht in die Hochebne einzuschneiden und sich ins Meer hinabzustürzen.

In diese Weltabgeschiedenheit drangen nur wenige Nachrichten aus dem europäischen Westen, die noch dazu manchmal so beschaffen waren, wie die Mitteilung eines wandernden Tierarztes aus Ungarn, aus denen ein Kammerdiener die Kunde entnahm, die Österreicher hätten Schlesien besetzt.

In der provinziellen Vereinzelung Esthlands gediehen Originale wie jenes Ehepaar, dessen Schloß aus einer Reihe neben einander liegender und nur unter sich zusammenhängender Zimmer bestand, deren mittleres das Schlafzimmer war, von dem aus die Schloßherrin jedem ihrer Gäste seine Stelle anwies: „Hier sind die Mannsen, dort sind die Damsen!" Noch ergötzlicher ist der alte Oberst, der den reichlichen Genuß starken Weines dadurch ausglich, daß er vor dem Schlafengehen sehr heißen Thee trank und sich dann in Federbetten begrub, beim Aufstehen fünf Schlafröcke übereinander anzog, ebensoviele Schlafmützen aufsetzte, und bis zum Mittagessen die Zeit damit zubrachte, daß er sich allmählich aus diesen Umhüllungen herausschälen ließ.

Auch wer aus dem Westen in diese Luft kam, verfiel in manchen Fällen diesem Zuge provinzieller Komik, wie jener Professor Morgenstern, der den Kopf nach links gesenkt trug, weil man in seiner Jugend eine Ähnlichkeit mit dem Christus von Leonardo da Vinci an ihm gefunden hatte, oder der hannöversche Fähndrich, der sich, nachdem er eine ungewöhnlich häßliche alte Jungfrau geheiratet hatte, von ihm selbst angefertigte Briefe kommen ließ, in denen ihm ernste Vorwürfe darüber gemacht wurden, daß er seiner Zeit die reizende junge Fürstin Sapieha nicht geheiratet habe. Unterbrochen wurde das Stilleben auf den einsamen Edelhöfen durch russische Offiziere, die mit

Digitized by Google

requirirten Pferden angefahren kamen; zurückweisen konnte man sie nicht, da der Kutscher, der sie brachte, schleunigst mit seinem Wagen umkehrte und zurückfuhr, behalten mochte man sie ebenso wenig, es blieb also nichts weiter übrig, als sie schleunigst mit andern Pferden zu versehen und sich ihrer so zu erledigen.

Zwischen diesen harmlosen Zeitbildern erscheint dann manchmal ein historischer Zug, der mehr sagt als lange Schilderungen. Wenn der Herzog von Chartres, nachdem er alles, was er bei sich trägt, verspielt hat, den Fuß auf einen Stuhl setzt, die Brillantschnallen seiner Schuhe auf 40 000 Franks schätzen läßt und es sich, als er sie verloren hatte, herausstellt, daß die Steine falsch waren, so sehen wir das ganze ancien régime wie in einem grell beleuchteten Gemälde vor uns erscheinen. Einen ähnlichen Wert für die Charakteristik Alexanders I. hat die Geschichte des Obersten von Bock, den der Kaiser vor dem Altar umarmt, beschwört, ihm stets die Wahrheit zu sagen, und bei der ersten freimütigen Mitteilung verhaften läßt; erst nach dem Tode des Kaisers wurde er freigegeben, nachdem sein Aufenthaltsort Schlüsselburg mit vieler Mühe ermittelt worden war, weil den Kommandanten der Festungen, in denen Staatsgefangne sitzen, die Namen der Unglücklichen nicht mitgeteilt, sie vielmehr nur nach der Nummer ihrer Kasematte bezeichnet werden. Aus seiner Zelle als gebrochner Mann entlassen, erzählt er dann von dem lange Zeit von ihm bewohnten Lande, wo der Himmel so niedrig hängt, daß man darin nicht gerade stehen kann.

Grelle Streiflichter fallen auf die Napoleonische Zeit; Zeitgenossen berichten über das grauenhafte Bild, das die aus Rußland flüchtenden französischen Kolonnen auf ihrem Todesmarsche hinterließen. Knorrings Bruder war in dieser Zeit nach Moskau gereist, und die Geberden, mit denen er den grauenhaften Eindruck beschrieb, den ihm die Rache des Volkes an den fliehenden Welteroberern hinterlassen hatte, blieben bei Bernhardi bis in sein höchstes Greisenalter lebendig. Die Trümmer Moskaus hatten im Vergleiche mit jenen Rückzugsszenen nur einen geringen Eindruck auf Knorring gemacht. Die Nachwelt hebt eben aus der geschichtlichen Erinnerung nach ihrem eignen Ermessen das heraus, womit sie den typischen Eindruck des Geschehenen verbunden wissen will. Wie wir in unsrer Zeit zuerst an den Brand von Moskau denken, wenn wir uns Napoleons russisches Abenteuer in seinem Ende vorstellen wollen, so haftete z. B. in der Generation, die in Rom jene Ereignisse mit erlebte, unauslöschlich im Gedächtnis die Depesche, die der französische Kommandant in einem befreundeten Hause bekannt zu machen eilte. Der größte aller Lügner hatte, als er aus Moskau fliehen mußte, die Nachricht in die Welt gesandt: Nous avons brulé Moscou!

Ebenfalls in die Napoleonische Zeit führen uns die Erinnerungen Bernhardis aus der Zeit der Kontinentalsperre. Da jeder Seehandel auf der Ost-

Digitized by Google

see verboten war, so brachten amerikanische Schiffe die Kolonialwaren nach Archangel und Riga, die dann zu Wagen oder Schlitten nach Brody geschleppt wurden, um von dort unter Konnivenz Rußlands und Österreichs nach Wien und Frankfurt, ja nach Hamburg verladen zu werden. Wie müssen die europäischen Zustände vor Napoleon beschaffen gewesen sein, wenn sich Europa jetzt diese handelspolitische Sklaverei gefallen ließ!

Auf einem ganz andern Gebiete liegt die Wichtigkeit von Bernhardis Nachrichten über die romantische Schule. Wir denken dabei weniger an solche Schilderungen, wie die Bettinas, die den Leuten um sieben Uhr morgens ins Haus läuft und nicht wieder wegzubringen ist, jedermann du nennt und sich ältern Herren gern auf den Schoß setzt, indem sie ihnen Liebeserklärungen macht. So unaussprechlich komisch auch die Szene ist, in der sie sich auf Ludwig Tiecks Bett setzt, während er von der Gicht geplagt wird, und seine Grobheit nur durch vermehrte Liebenswürdigkeit erwidert, so sind doch die Beobachtungen über die Anschauungen und die Denkweise der Romantiker von sehr viel größerer Wichtigkeit. Wenn Bernhardi zum Beispiel von seinem Oheim Ludwig Tieck — offenbar mit vollem Recht — sagt, er habe niemals ein Wort von Dante gelesen, obgleich er zu seinen begeistertsten Lobrednern gehörte, so faßt er darin das unerbittliche Verdikt der Geschichte über die Romantiker wenigstens nach einer Seite ihrer Thätigkeit in dem Urteile über ihren bedeutendsten Dichter zusammen. Damit stimmt aufs engste, daß Tieck von Walter Scott nur aufs allerverächtlichste sprach. Höchst lesenswert sind Bernhardis Ausführungen darüber, wie den Romantikern jeder historische Sinn fehlte, wie sie die Kunst und besonders die Poesie für das höchste im Leben zu erstrebende und zu genießende hielten, es also von den Wurzeln seiner Kraft, seinem realen Hintergrunde lösten und auf diese Weise zu einer leeren, mehr oder weniger geistreichen Spielerei erniedrigten. So konnte es denn auch geschehen, daß seine Mutter aus ihrer Hinneigung zu Cagliostro und ähnlichen Geistern kein Hehl machte und kindischem Aberglauben in ihrem innern Leben wenigstens halb und halb eine Stelle gab.

Hiergegen erhob sich in der Seele des frühreifen Knaben ein lebhafter Widerspruch, der schon in jungen Jahren seinen Ausdruck in der wärmsten Verehrung für Goethe fand (dem er noch persönlich nahe treten durfte), und der bei dem gereiften Manne in seiner ganzen Art der Geschichtsforschung zur glänzendsten Bethätigung kam. Der Sohn der phantastisch-romantischen Grüblerin, der Zögling, wenn man ihn so nennen will, der alles anempfindenden und nichts ergründenden romantischen Dichterschule bildete sich zu einem Forscher aus, der auf Grund energisch betriebner Studien der wirklichen Welt auf kriegswissenschaftlichem, politischem und nationalökonomischem Gebiete die Geschichte Rußlands und Europas in einer Weise verstanden und geschildert hat, die ihm einen Ehrenplatz unter den bedeutendsten Historikern

Digitized by Google

aller Zeiten sichert. Bis zum Überdruß hat man für alle bedeutenden Männer den Einfluß der Mutter als maßgebend hinstellen wollen: Bernhardi hatte von seiner Mutter nichts als den Geist und seine Beweglichkeit, alles andre hatte er nur sich selbst zu danken.

Nach sechsjährigem Aufenthalte in Esthland wurde Bernhardis Lebenswunsch erfüllt: er bezog die Universität Heidelberg. Der Aufenthalt war aber nicht nur für seine Studien von Wichtigkeit, sondern auch deshalb, weil er in Kreise eingeführt wurde, in denen er täglich den Pulsschlag historischen Lebens fühlte, und deren Lebensgewohnheiten wie Überlieferungen für den spätern Historiker von der höchsten Wichtigkeit sein mußten.

Mit dem Tode seiner Mutter, 1833, und seiner Übersiedelung nach Petersburg schließt das unvergleichlich interessante Buch, dessen Fortsetzung jeder Leser mit der größten Spannung erwarten wird.

Friedrich Hebbels Briefwechsel

Von Adolf Stern

(Schluß)

Die ungewöhnliche Tiefe und Strenge der Kunstanschauung Hebbels hat — allerdings nur bei solchen, die den Dichter aus seinen Schöpfungen weder kannten noch kennen zu lernen verlangten — die Vorstellung erweckt, daß Hebbel zu den Künstlern gehört habe, für die die Welt hinter ihren Stilkunststücken oder Atelier-geheimnissen versinkt. Daß es sich gerade umgekehrt verhält, daß der Dichter die Poesie und die schaffende Kunst überhaupt nur darum so hoch hielt, weil sie ihm für „einen Schlüssel, der ihm das All erschließt," galt, muß noch immer betont werden und macht die Briefe zu wichtigen Beweisstücken seiner geistigen Kraft und seines reinen Willens. Für die warme, ernste und leidenschaftliche Teilnahme Hebbels am Weltleben und an allen Interessen der Menschheit, für sein blitzartiges, merkwürdig scharfes Verständnis aller wechselnden Erscheinungen und sein Vermögen, die bewegenden Kräfte und das herrschende Gesetz im Wechsel der Erscheinungen zu ergründen, für die zarten Regungen einer starken und leidenschaftlichen Seele und die keusche, fast verschämte Anmut, diese Regungen auszudrücken, lassen sich aus den Briefen hunderte von Belegstellen anführen. Das Gesamtbild des Dichters kann durch all diese kleinen neuen Züge nur gewinnen, die menschliche Teilnahme an seinem Leben nur gesteigert werden.

Die religiöse Anschauung Hebbels konnte und wollte es zu einer gewissen

Digitized by Google

Zeit seines Lebens nicht verleugnen, daß sie durch die Schule des Junghegelianismus und der Tübinger Evangelienkritik hindurchgegangen war. Doch auch mit dieser Voraussetzung unterschied sie sich von der Tagesphilosophie nicht bloß durch ihren gewichtigen Ernst, sondern durch die Bescheidung, von der letzten und höchsten Lenkung aller Welten, vom Unerforschlichen nichts zu wissen, durch das Gefühl frommer Ehrfurcht, mit dem auch der Nichtchrist dem unbekannten Gott gegenüberstand. Bezeichnend ist ferner, wie rasch Hebbel die entschieden widerchristliche Jugendstimmung seiner geistigen Gährungszeit überwand, die in einigen seiner Briefe an Elise Lensing so leidenschaftlich, ja wildgehässig zum Durchbruch kam. Schreibt er doch einmal: „Das Christentum verrückt den Grundstein der Menschheit. Es predigt die Sünde, die Demut und die Gnade. Christliche Sünde ist ein Unding, christliche Demut die einzig mögliche menschliche Sünde, und christliche Gnade wäre eine Sünde Gottes. Dies ist um nichts zu hart. Die edelsten und ersten Männer stimmen darin überein, daß das Christentum wenig Segen und viel Unheil über die Welt gebracht hat. Aber sie suchen meistenteils den Grund in der christlichen Kirche; ich finde ihn in der christlichen Religion selbst. Das Christentum ist das Blattergift der Menschheit. Es ist die Wurzel alles Zwiespalts, aller Schlaffheit, der letzten Jahrhunderte vorzüglich.“ [1]) Wenn man mit dieser wilden Aufwallung die spätern Anschauungen Hebbels namentlich in den Briefen an Uchtritz vergleicht, so empfindet man, wie wunderbar und tief ihn das Leben und sein eignes unablässiges Ringen auch in dieser Frage geläutert hatten. An Uchtritz schreibt er: „Die sittliche Welt sollen wir alle gemeinsam bauen, darum erging an uns alle mit gleicher Eindringlichkeit der gleiche Ruf; das spekulative Bedürfnis soll sich jeder auf seine Weise befriedigen; darum sind hier keine Schranken gesetzt. Wenn der absolute Christ mir die Versicherung giebt, daß ihm die großen Fragen nach dem Woher und Wohin, die uns andre vom ersten bis zum letzten Odemzug beschäftigen, ein für allemal gelöst sind, so bin ich weit entfernt, ihn zu bestreiten. Nur muß er mir einräumen, daß ihm gleich bei seiner Geburt ein besondrer Sinn zu teil geworden ist, welcher ihn der Aufnahme einer Offenbarung fähig machte, die wir vergebens mit unserm Schweiß und unserm Blut zu erkaufen suchen.“ In demselben Brief erklärt der Dichter, er würde sich als Christ „jedes Streits über den Kelch begeben, damit der edle Wein, den er enthält, nicht verschüttet werde. Denn diese Gefahr ist näher, als die Abschließer der Konkordate und die Beförderer der Gustav-Adolf-Vereine denken, und da ich den ethischen Kern des Christentums hoch über den aller andern Religionen stelle, so würde ich es wendlich beklagen, wenn sie wirklich hereinbräche.“ [2]) Und etwa ein Jahr später ruft er demselben Freunde zu: „Wenn ein Gedicht wie ›Das ab-

[1]) An Elise Lensing; München, den 12. Februar 1838. — [2]) Wien, den 23. Mai 1857.

Digitized by Google

geschiedne Kind an seine Mutter« Sie nicht stört, so kann das höchst vortreffliche alte Kirchenlied, das Sie mir mitteilen, und dessen Dichter ich wohl kennen möchte, auch mir nur zur Erbauung und ernsten Anregung gereichen. Ich habe mir die Menschen im Verhältnis zu der höchsten Angelegenheit des Geschlechts von jeher gern so gedacht, wie sie an Sonn- und Feiertagen um die Dämmerungszeit in einem alten Dom vor und hinter einander sitzen, der durch die Rose sein letztes Licht erhält. Jeder schaut hinein, jeder glaubt am meisten zu sehen und am schönsten zu träumen, und jeder ist mir recht, so lange er nicht allein Augen zu haben behauptet.“[1]) Immer tiefer und fester wurde mit der Zeit bei ihm diese Empfindung, und in der christlichen Gruppe seiner Nibelungentrilogie gab er ihr unvergängliche Gestalt.

Die politischen Gährungen und Kämpfe, die in Hebbels Lebenszeit fielen, zogen ihn natürlich in starke Mitleidenschaft, obwohl er ein viel zu echter Dichter blieb, die künstlerische Lebensaufgabe, die ihm gesetzt war, jemals mit der halb litterarischen, halb agitatorischen Thätigkeit zu vertauschen, in der sich ein großer Teil seiner Zeitgenossen gefiel. An der publizistischen Vorbereitung der Revolution von 1848 nahm Hebbel so wenig Anteil, wie an den stillen Kämpfen, in denen sich sein holsteinisches Heimatland gegen die dänischen Einverleibungsgelüste zu wehren begann. Wohl übte er die schärfste Kritik an gewissen vormärzlichen Zuständen und sah voraus, daß diese Zustände ihrem Ende entgegeneilten: Und obwohl sich sein engeres Vaterland in jedem Betracht stiefmütterlich gegen ihn bezeigt hatte, verleugnete er keinen Augenblick die Liebe zum Heimatboden. In demselben Winter von 1842 zu 1843, wo er sich in Kopenhagen bei seinem Königherzog Christian dem Achten um ein Reichsstipendium bewarb, beschäftigte er sich mit dem Gedanken eines Romans aus der Geschichte von Ditmarsen, der natürlich einen der gewaltigen Kämpfe und Siege der Bauernrepublik wider die Dänenkönige, wahrscheinlich die Hemingstedter Schlacht, zum Hintergrunde haben sollte. Aber es lag ihm bei alledem doch fern, sich an der politischen Arbeit des Tages zu beteiligen, und er pflegte spöttisch zu den Forderungen derer zu lächeln, die vom Künstler unsrer Tage verlangten, daß er die Kunst um der Politik willen an den Nagel hängen oder, noch schlimmer, die Kunst in Politik verwandeln solle. Nur einmal, unter den Eindrücken der ersten Monate des Jahres 1848, vertauschte Hebbel den Standpunkt des scharfsichtigen Beobachters mit einem Stück thätiger Teilnahme an den Weltereignissen. Als sich im Mai 1848 Kaiser Ferdinand von Österreich vor dem Wiener Barrikadenheldentum und der wilden Wirtschaft des unreifen Radikalismus von Schönbrunn nach Tirol geflüchtet hatte, sandte mit den verschiedensten Bürgerkreisen Wiens auch der Schriftstellerverein Konkordia eine Deputation mit der Bitte um augenblickliche Rückkehr des Kaisers

[1]) Wien, den 4. Mai 1858.

Digitized by Google

nach der Innsbrucker Hofburg. Schon die Zusammensetzung dieser Deputation war wunderlich genug, Hebbel neben Saphir und Otto Prechtler, zu denen sich noch ein Dr. Wildner gesellte; noch wunderlicher der Verlauf der Dinge. Während den nach Innsbruck reisenden die Nachrichten von weitern Revolutionswirren in Wien zu Schreckbildern wurden, sodaß Saphir den Mut zur Weiterreise verlor und Hebbel wenigstens von Linz aus seine Frau beschwor, Wien zu verlassen („Ohne dich ist die Welt mir nichts; hab ich dich, so kümmert es mich nicht, ob wir unsern Bettel verlieren oder behalten. Darum beschwöre ich dich gleich, so bald die Sachen sich noch schlimmer stellen, sicher zu kommen!"), liefen sie in Tirol Gefahr, von der loyal erregten Menge, die in jedem Wiener Deputirten einen „Roten" vermutete, mißhandelt zu werden. Am Hoflager wurden sie jedenfalls als unbequem angesehen, die persönlichen Vorstellungen an den armen kranken Kaiser hatten natürlich keinen Erfolg, und Hebbel, in dessen Natur es ein für allemal nicht lag, sich mit dem bloßen Schein zu begnügen, drang auf Gehör beim Erzherzog Franz Karl, dem er nicht verhehlte, daß die Wiederherstellung der Ruhe, Ordnung und Sicherheit in Wien von der Rückkehr des Kaisers abhängig sei, aber nicht, wie man am Hofe meinte, ihr vorausgehen müsse. Man kann sich leicht vorstellen, daß das Pathos, das ihm in solchen Dingen eigen war, von der Art seiner Wiener Genossen weit abwich, und braucht sich nicht darüber zu wundern, daß nach Jahren und unter gänzlich veränderten Verhältnissen der Wiener Spott sich mit Vorliebe an das Auftreten Hebbels am Innsbrucker Hoflager heftete. Noch vor kurzem ist in Adam Müller-Guttenbrunns Buche „Im Jahrhundert Grillparzers" nach Otto Prechtlers Erinnerungen die Geschichte dieser litterarischen Abordnung wieder vorgesucht und Hebbel dadurch lächerlich gemacht worden, daß erzählt wird, wie sich der arme geistig unzurechnungsfähige Kaiser vor dem Rededonner des aufgeregten Dichters gefürchtet und schließlich vor ihm hinter einen Tisch im Audienzsaale geflüchtet habe. Man darf der Wienerischen Malice ebenso gut die Erfindung einer solchen Anekdote zutrauen, wie sie auf völliger Wahrheit beruhen kann, da sie mit den bekannten Umständen in keinem Widerspruch steht. Die Lächerlichkeit aber fällt auf die zurück, die dem damals erst seit zwei Jahren in Österreich lebenden, alles schwer und ernst nehmenden Dichter ohne weiteres zumuteten, sich in ihre traurige Gewöhnung hineinzudenken, den epileptisch kranken Kaiser Ferdinand für nicht viel mehr als einen „Trottl" zu nehmen und unter dieser Voraussetzung die Rolle in der tragikomischen Staatskomödie mit dem richtigen Accent zu spielen.

Überhaupt und ganz abgesehen von der verunglückten Teilnahme an der Politik muß man sagen, daß, was der Dichter auch Wien zu danken hatte und wie gut er es verstand, sich innerhalb der gegebnen, für ihn ungünstigen Bedingungen zu behaupten, er in der Kaiserstadt niemals recht an seinem Platze gewesen ist. Den österreichischen Einwirkungen auf seine Anschauung der Welt-

Digitized by Google

verhältnisse konnte er sich nicht völlig entziehen, so mannhaft er sich auch dagegen wehrte. Die Wiener Revolution und die ihr nachfolgende Säbel- und Konkordatsherrschaft hatten an ihm einen ebenso unerbittlichen wie scharfsichtigen Gegner; was er unmittelbar sah, darüber konnte er sich nicht wohl täuschen. Dagegen beeinflußte ihn mehr und mehr die Wienerische Auffassung, die Schmerling und seine Genossen 1848 in der Frankfurter Nationalversammlung vertreten hatten: daß das gesamte Deutschland nur ein Anhängsel Österreichs sei, der Traum, daß es nur eines kräftigen Entschlusses des österreichischen Kaisers bedürfe, um das alte Imperium der Salier und der Staufer wieder aufzurichten. Und nicht ungestraft verkehrte er in den Jahren nach 1849 mit einzelnen hohen österreichischen Offizieren, die ihre tiefe Verachtung der Italiener, ihre brutalen Forderungen, daß die Lombardei mit Beilen und Ruten bei Österreich festgehalten werden müßte, unvermerkt auf ihn übertrugen. Er, der sonst die leisesten Wandlungen der Völkerseele wie der Menschenseele beobachtete, übersah vollständig den Umschwung der Empfindung, das Erwachen eines opferwilligen und opferfähigen vaterländischen Geistes bei den Italienern, er bewegte sich noch im Beginn des Krieges von 1859 in den Vorstellungen, die Custozza, Curtatone und Novara, sowie das von Wien aus viel verherrlichte Radetzkysche Standrechtsregiment unbewußt in ihm wachgerufen hatten. So konnte es geschehen, daß er mit Friedrich von Uechtritz in einen politischen Zwiespalt geriet, der viel weniger leicht zu schlichten und zu beschwichtigen war, als der frühere religiöse. Denn als er auf Uechtritz ehrliches Eingeständnis: „Ich kann und will meine Sympathien für das unglückliche Italien nicht verleugnen. Es ist ein sich vordrängender Ehrgeiz in dem Königshause von Sardinien; aber ich müßte mich allen historischen Urteils entschlagen, wenn ich mir verhehlen wollte, daß dem ersten König von Italien ein hoher und echter Ruhmesplatz in der Geschichte seines Volkes nicht entgehen wird," nur den ingrimmigen Ausruf zur Antwort hatte: „Sie haben Sympathie für die Italiener und trauen ihnen nationale Lebensfähigkeit zu; ich halte sie, auf Anschauungen gestützt, die ich in ihrer Mitte gewann, in dieser Beziehung für viel verkommner als Juden und Polen, und zwar durch eigne Schuld, durch den Mangel des staatenbildenden Faktors, nicht durch die Schuld des Regiments. Daß man mit dem italienisch-österreichischen Regiment vom Grafen an bis zum Facchino herunter (der Unterschied bedeutet dort freilich nicht viel) höchst unzufrieden war, ist gewiß; man würde aber mit jedem Regiment unzufrieden gewesen sein, und das österreichische hatte nur den einen Fehler der zu großen Milde, die überall besser am Platze ist, wie in Italien, wo man sie für Schwäche und Feigheit hält,"[1]) glaubte er aus allerpersönlichsten Anschauungen heraus zu reden, vergaß, daß er in Italien selbst die lebendigsten

[1]) An Friedrich von Uechtritz; Orth bei Gmunden, 25. Juli 1859.

Digitized by Google

und nachhaltigsten Eindrücke von dem verkommenen Volke einer Stadt wie Neapel erhalten, daß er zwölf Jahre hindurch mit jeder Unterredung und gleichsam mit jedem Atemzuge den brutalen Welschenhaß österreichischer Soldaten und Polizeibeamten eingesogen hatte. Nur so war es begreiflich und zu verzeihen, daß er dem österreichischen Regiment in Italien „zu große Milde" nachrühmte; jeder, der sich der Thaten der Zobel, Haynau und ihrer Genossen erinnerte, hätte ihm ins Gesicht lachen können. Uchtritz überwand sich in seiner tiefbegründeten Verehrung für Hebbel und schwieg zunächst, im nächsten Jahre aber, wo der italienische Einheitsdrang und Schwung über den zweideutigen Befreier Napoleon den Dritten hinweg seine Stärke bewährte, schrieb er ihm einfach: „An der Befähigung und Würdigkeit der Italiener, sich als Volk zu konstituiren, werden Sie jetzt unmöglich mehr zweifeln können." Und wenn Hebbel dann über den deutschen Kosmopolitismus schalt, der sich für die Befreiung der Italiener interessire (oder wie der Satz in Hebbels drastischer Bildersprache lautete: „der dem falschen, ränkesüchtigen, alles Deutsche verachtenden Italiener im Flohsang beistehen möchte"), während er der dänischen Tyrannei in den edelsten deutschen Provinzen gelassen zusehe, so war das nicht viel mehr als ein geschickter Fechterstreich.

Unablässig lagen seine eignen Einsichten, seine heißen Empfindungen und Wünsche für Deutschlands Zukunft (die ja auch die Befreiung der schleswig-holsteinischen Heimat bringen mußte) und die in Wien angenommnen Vorurteile im harten Kampfe mit einander. Als Preußen im Frühling 1859 für Österreichs italienischen Besitz nicht ohne weiteres zu den Waffen griff, hegte Hebbel die Furcht, daß die Rheinprovinzen der Lombardei folgen würden, und traute eben Preußen nicht die Kraft und Macht zu, da zu stehen und zu siegen, wo Österreich unterlegen war. Bereits im folgenden Jahre war er so weit, an Uchtritz zu schreiben: „Daß wir die politischen Ereignisse des vorigen Jahres verschieden beurteilen würden, mußte ich erwarten; wenn Sie aber Zorn in meinen Worten bemerkt haben wollen, Zorn über die Verkehrtheit und Schwäche der von Ihnen vertretnen Ansicht, so kann ich Sie versichern, daß ich von der Stimmung weit entfernt war, die es einer solchen Empfindung verstattet hätte, mir auch nur unwillkürlich durch die Feder zu fließen. Mich erfüllte nichts, als der tiefste Schmerz, gerade Deutschland dem tragischen Gesetz, das alle Verständigung der Parteien ausschließt und die Lösung an den Kampf knüpft, verfallen sehen zu müssen; ich war so weit davon entfernt, zu verurteilen und zu verdammen, wenn ich mich auch, wie sich wohl jeder in der Bedrängnis des Moments einbildet, zum Chor rechnen zu dürfen glaubte, daß ich die Politik der Vergangenheit mit der der Gegenwart entschuldigte und umgekehrt; wie hätte in dem alten Tragiker wohl der Zorn aufflammen können? Auch jetzt schaue ich dem weitern Verlauf der Dinge nur mit der bittersten Wehmut zu, obgleich alles, was geschehen ist und was bevorzustehen

Digitized by Google

scheint, mich in meiner Überzeugung nur befestigt hat. Übrigens begreife ich sehr wohl, daß die preußische Landwehr im vorigen Jahre nicht mit dem Enthusiasmus von 1813 unters Gewehr trat; es ist freilich etwas andres, ob man beim feindlichen Nachbar löscht, nicht um ihm zu helfen, sondern um das Feuer selbst aus der Welt zu treiben, oder ob man die Flamme auf dem eignen Dach bekämpft." [1]) Hebbel konnte so wenig wie alle ahnen, daß es in Preußen einen gewaltigen Geist, einen genialen und heroischen Staatsmann gab, der „dem modernen Punier," Napoleon III., nicht traute, der sehr wohl wußte, daß Deutschland nicht wieder zu einem Reiche werden könne, ohne sich mit Frankreichs hochmütigem Anspruch, dies zu hindern, auf dem Schlachtfelde gemessen zu haben, der aber trotz dieser Erkenntnis vor der vorher oder nachher notwendigen Auseinandersetzung mit Österreich nicht zurückschrak. Daß Hebbel, trotz des Anscheins, kein Großdeutscher im engen Parteisinn des Worts blieb, bewies 1861 sein Gedicht an König Wilhelm von Preußen, in dem er den Herrscher prophetisch anredete:

Was kann es größres geben,
Als daß du deine Nation
Erweckst zu neuem, schönerm Leben,
So thus und sei ihr bester Sohn!

Horcht, wies in vollern, immer vollern
Akkorden durch das Reich erklingt:
Ob Habsburg oder Hohenzollern,
Der Kaiser ist, wer das vollbringt!

Überall fühlt man in den Briefen Hebbels aus den letzten Jahren eine Befreiung aus den Wiener Anschauungen, eine Ahnung der spätern Gestaltung der Dinge heraus. Die letzten politischen Ereignisse, die ihm vergönnt war zu erleben: der Frankfurter Fürstentag von 1863 und der Tod Friedrichs VII. von Dänemark-Holstein, der die unnatürlich gewordne Verbindung der deutschen Herzogtümer mit dem Inselkönigreich löste, weckte in seiner früher so verdüsterten und jetzt so licht gewordnen Seele frohe Hoffnungen. Entgegen der kindischen Wiener Hoffnung, daß eine „Reform" des deutschen Bundes auch über Preußens Kopf möglich sei, sah er, wie es in seinem letzten Brief an mich hieß, in dem Fürstentag „das wichtigste Ereignis der deutschen Geschichte seit dem westfälischen Friedensschluß, was er insofern gewiß ist, als er durch feierliche Sanktion der Nationalbedürfnisse an die Stelle der bis dahin bestandnen, durch keine Revolution auszufüllenden Kluft zwischen der Nation und ihren Regierungen eine ganz andre bei weitem weniger schreckliche Kluft zwischen den Regierungen selbst gesetzt hat." [2]) Seine Stimmung bezüglich Schleswig-Holsteins wird durch das auf seinem letzten Krankenbett gesprochne Wort bezeichnet:

[1]) An Friedrich von Uechtritz; Gmunden, 20. Juli 1860. — [2]) Wien, den 25. September 1863.

Digitized by Google

„Wenn ich gesund wäre, ich befände mich dann schon beim Herzog von Augustenburg und würde mich ihm zur Verfügung gestellt haben.“ Nach alledem unterliegt es nicht dem leisesten Zweifel, daß er, wenn nicht schon 1866, so doch 1870 durch den Gang der Ereignisse nicht nur völlig befriedigt, sondern im Innersten beglückt worden wäre, daß er, wenn er vollends den Abschluß des neuen Bündnisses mit Österreich erlebt hätte, dem Fürsten Bismarck ein hochragendes poetisches Denkmal errichtet haben würde.

Von der Schärfe und Sicherheit seines Urteils über die augenblicklichen Weltverhältnisse, wo ihm kein Nebel jahrelanger Umgebungen und lokaler Traditionen das Auge trübte, sind mir ein paar lebendige Erinnerungen geblieben. Im Frühling 1861 fiel an fürstlicher Tafel die Rede auf die wenige Monate zuvor verkündigte österreichische Februarverfassung. Hebbel verhielt sich auffallend schweigsam und ward zuletzt gedrängt, seine Meinung zu sagen. Er suchte sich anfangs hinter der Versicherung zu verschanzen, daß er sich über diese schwerwiegende Frage noch keine Meinung gebildet habe. Da man ihm aber das Gegenteil ansah oder sonst abmerkte, so erhob er endlich die Stimme und sagte in seiner eigentümlich eindringlichen Weise: „Niemals ist ein Wechsel in so unbedingter Treue, ihn einlösen zu wollen, ausgestellt worden, als diese Verfassung. Dennoch — wird der Wechsel nicht eingelöst werden. Zu einer rechtsgiltigen Zahlung gehört nicht bloß die Solvenz des Ausstellers, das ist in diesem Fall die Krone, sondern auch der Wille dessen, der bezahlt werden soll. Wie ernst es auch dem Kaiser von Österreich sein mag, seinem Reiche diese Verfassung zu gewähren, so ist es einem Teil der österreichischen Völker noch viel mehr Ernst, die Verfassung nicht zu nehmen, also wird der Wechsel uneingelöst bleiben.“ Im folgenden Herbst (Ende August 1862) war ich mit Hebbel in einer Dresdner Gesellschaft, in der große Erregung über Garibaldis eben angetretnen Freischarenzug auf Rom herrschte. „Sie werden sehen, wie rasch die Komödie zu Ende geht,“ sagte Hebbel mit einem Lächeln, hinter dem ein Wetter drohte. „Das heißt, Garibaldi wird in einigen Tagen auf dem Kapitol sein?“ fragte der Hausherr, dem dieser Ausgang mehr als wünschenswert erschien. „Er wird das Kapitol nicht betreten!“ versetzte Hebbel mit Nachdruck. „Ich nehme an, daß der König von Italien ihm Truppen entgegenschicken wird, für die der Fahneneid etwas andres bedeutet, als für die erbärmlichen Soldaten des Königs von Neapel, die noch dazu von einem Teil ihrer Offiziere verraten waren. Warten Sie einige Tage, und Sie werden sehen, wie der große Römerzug Garibaldis endet.“ Es trat ein peinliches Schweigen ein, und ich sah mehr als einen über den Glauben Hebbels an die Fahnentreue der Soldaten Viktor Emanuels lächeln. Aber am folgenden Mittag brachte der Telegraph die Kunde von dem Gefecht bei Aspromonte, der Verwundung und Gefangennahme Garibaldis.

Schon die „Tagebücher“ Hebbels hatten es klar gezeigt, daß er in einer

Digitized by Google

Zeit, wo die kleinlichsten Kämpfe doktrinärer Parteien im Vordergrunde der Teilnahme standen, neben der nationalen nur die soziale Frage als eine eigentlich brennende Frage ansah. Er glaubte zwar nicht an jene völlige Aufhebung und Ausgleichung der Unterschiede, von der ein großer Teil unsrer Sozialdemokratie träumt, er hielt vielmehr die Glücksunterschiede für etwas mit der Welt selbst gegebenes. In einem Briefe aus seinem letzten Lebensjahre heißt es: „Die nähere Entwicklung Ihres Begriffs von der sozialen Tragödie hat mich außerordentlich interessirt, wie ich Ihnen wohl nicht erst zu versichern brauche. Dennoch kann ich meinen ästhetischen Standpunkt nicht aufgeben. Ich kenne den furchtbaren Abgrund, den Sie mir enthüllen, ich weiß, welch eine Unsumme menschlichen Elends ihn erfüllt. Auch schaue ich nicht etwa aus der Vogelperspektive auf ihn herab, ich bin schon von Kindheit auf mit ihm vertraut, denn wenn meine Eltern auch nicht gerade darin lagen, so kletterten sie doch am Rande herum und hielten sich nur mühsam mit blutigen Nägeln fest. Aber das ist eben die mit dem Menschen selbst gesetzte, nicht etwa erst durch einen krummen Geschichtsverlauf hervorgerufne allgemeine Misere, welche die Frage von Schuld und Versöhnung so wenig zuläßt, wie der Tod, das zweite, allgemeine, blind treffende Übel und deshalb eben so wenig wie dieser zur Tragödie führt." [1]) Wer jedoch aus dieser Betrachtung des Weltelends folgern wollte, Hebbel sei ein Manchestermann gewesen, der würde gründlich irren. Wenn er auch wußte, daß kein König und überhaupt kein irdisches Regiment die Erde in ein Paradies verwandeln kann, so war er doch der Meinung, daß wenigstens das Ziel von allen immer und immer wieder erstrebt werden müsse, die in Wahrheit herrschen wollen, und empfand lebhaft, ja leidenschaftlich, daß die Zeiten des Geschehenlassens und Gehenlassens vorüber seien. Nichts bewunderte er an Napoleon III. so sehr, als seine Fürsorge für die französischen Arbeiter, nichts erfüllte ihn mit größerer Bitterkeit oder dunklerer Sorge, als die Blindheit so vieler Hochstehenden gegen das furchtbare Anwachsen des Pauperismus, gegen die verhängnisvolle Grausamkeit der jüngsten Kultur- und Lebensanschauung, die es fertig gebracht hat, den Himmel einer bescheidnen Lebenslage in eine Hölle zu verwandeln. Die Empfindungen, die in dem Gedicht „Mutter und Kind" der Holsteiner Christian über die wachsende Erschwerung eines einfachen menschlichen Glücks an den Tag legt, waren zum guten Teil Hebbels eigne Empfindungen, der Entschluß des Großkaufmanns, die bei ihm zusammenströmenden Schätze für das Allgemeine zu verwenden, deutet an, in welcher Weise der Dichter eine friedliche Lösung des ungeheuern Problems für denkbar und möglich hielt. Auch hier war der lichtern Auffassung die dunkle vorangegangen. Noch in Paris, im Jahre 1844, stellte sich ihm die Zukunft in herzpressender Furcht-

[1]) An Siegmund Engländer; Wien, 27. Januar 1863.

Digitized by Google

barkeit dar: „Ruges deutsch-französische Jahrbücher sind gleich mit dem ersten Heft wieder eingegangen, sie sind nicht in Deutschland hineinzubringen gewesen. Ich sagte es ihm voraus. Übrigens ist dies erste Heft, das eben jetzt auf meinem Tisch vor mir liegt, wahrhaft böotisch. Ruges Ernst war ursprünglich ein lauterer, aber es hat sich so viel Bitterkeit hineingemischt, daß er nicht allein kein Maß mehr hält, sondern auch kaum noch nach einem Ziele fragt. So wenig Kunst und Wissenschaft als Religion soll noch bestehen, die Geschichte soll bleiben und ihr Gehalt doch wegfallen — ich könnte, obgleich wir persönlich ganz gute Freunde sind, keine zwei Schritte mit diesen Leuten gehen, denn sie treiben sich in lauter Widersprüchen herum und sehen gar nicht ein, daß alles Politisiren und Weltbefreien doch nur Vorbereitung auf das Leben, auf die Entwicklung der Kräfte und Organe für That und Genuß sein kann. Ich sagte ihm neulich: die Welt, die Sie aufbauen, wird über kurz oder lang auch wieder in zwei Parteien zerfallen, in die der Gejagten und der Jagenden, denn die Menschen werden sich in Ihrem Staate so vermehren, daß sie sich notwendig selbst auffressen müssen, und dann haben wir wieder eine Aristokratie, die frißt, und einen Pöbel, der gefressen wird. Doch enthalten diese Jahrbücher zwei ausgezeichnete Aufsätze von einem Preußen, Friedrich Engels in Manchester: die Lage Englands und Kritik der Nationalökonomie, wovon namentlich der letztere die ungeheure Unsittlichkeit, worauf aller Handel der Welt basirt ist, bloßlegt. Für mein letztes Drama »Zu irgend einer Zeit« hatte ich mir nebst andern Konsequenzen, die mit der Zeit aus der jetzigen Weltlage hervorgehen, auch die notirt, daß, so wie jetzt die Kindesmörderinnen bestraft werden, sie dann eine Belohnung erhalten, und daß Staatsanstalten existiren müßten, worin die Kinder der Pauperisten getötet würden. Es steht in meiner Schreibtafel. Zu meinem größten Erstaunen lernte ich nun aus dem Engelsschen Aufsatz, daß der berühmte Nationalökonom Malthus dies schon wirklich in Vorschlag gebracht, meine Phantasie also zur Nachhinkerin seines Verstandes gemacht hat. Es war mir lieb, denn ich sehe doch daraus, daß ich unser jetziges soziales Prinzip richtig gefaßt habe.“ [1]) Von diesen finstern und verzweifelten Phantasien war es ein weiter Weg zu den mannhaften Worten des königlichen Kaufherrn in „Mutter und Kind“:

Man spricht von roten Gespenstern,
Die man mit Pulver und Blei verscheuchen müsse. Sie sind wohl
Noch viel leichter zu bannen: man gebe ihnen zu essen,
Und anstatt die Erde in unersättlicher Geldgier
Auszuschmelzen und dann als Schlacke liegen zu lassen,
Wie es ein Rothschild thut, bestelle man Wüsten und weise
Ihnen die Äcker an! Das heißt sich selber beschützen!

[1]) An Elise Lensing: Paris, den 2. April 1844.

Digitized by Google

aber es unterliegt keinem Zweifel, daß der Dichter auch hier die große politisch-ethische Aufgabe späterer Jahrzehnte richtig begriffen hatte und prophetisch verkündete.

In seinem eignen Leben — und am Ende muß jeder, der andre überzeugen will, bei sich selbst anfangen — ließ Hebbel in allen den Jahren, wo er dem Elend und harten Druck seiner Jugend entronnen war, maßvolle Selbstbeherrschung walten und wich jeder Versuchung zu prunkvollem Leichtsinn und genußgieriger Zerstreuung, die in den allgemeinen wie in seinen besondern Verhältnissen vielfach an ihn herantrat, mannhaft aus. Die tiefe und jeden Tag aufs neue wirkende Dankbarkeit, die er für die glückliche Gestaltung seiner Verhältnisse empfand, ließ ihn wohl niemals vergessen, wie schwer er dieses bescheidne Glück erkauft hatte, aber sie stellte ihm unablässig vor Augen, wie leicht ihm auch dies hätte versagt sein können. Der schöne Brief, den er zwei Jahre vor dem Bruch an seinen Freund Emil Kuh richtete, ist nicht nur das Muster einer getreuen Selbstcharakteristik, sondern auch eine lebendige, ergreifende Mahnung an die Unzufriednen der Gegenwart: „Das geistige Bild, das Sie sich von mir machen zu müssen glaubten, um sich den Umstand zu erklären, daß ich nicht näher auf Ihre Legende einging, ist mir so ähnlich, wie ein leibliches Porträt, das in dem Moment aufgenommen würde, wo ich gerade wegen eines Tritts auf meine Hühneraugen zusammenführe. Es mag einmal auf mich gepaßt haben in einer jener Stunden, wo der Mensch unter der ihm aufgelegten Last zu erliegen anfängt, und Sie hatten sich mir nahe genug gestellt, um in den Kampf zwischen der Selbstbeherrschung und dem Schmerz mit hineingezogen zu werden, ohne daß ich mir deshalb Vorwürfe zu machen brauchte. Jetzt aber verhält es sich zu mir und meinen Zuständen wie das Ecce homo-Antlitz zu dem Jubelgesicht des Heilands auf der Hochzeit zu Kana, denn ich gehöre zu den glücklichsten Menschen, die auf der Erde leben, mein innerer Friede wächst von Tage zu Tage; und da mein Glück nicht darauf beruht, daß mein kleiner Acker mir tausendfältige Frucht trägt, sondern darauf, daß ein Körnlein mir mehr ist, wie andern eine ganze Ähre, was ich freilich einer Jugend verdanke, die mich früh den bescheidensten Maßstab an die Dinge zu legen lehrte, so brauche ich nicht einmal stark vor der Nemesis zu zittern. Wenn ich des Morgens erwache und den ersten Laut meiner Frau und meines Kindes vernehme, so kann ich mich freuen, daß mir die Thränen ins Auge treten; wenn ich meine Schale Kaffee trinke, so habe ich einen großen Genuß, wenn ich meinen Spaziergang mache, so hab ich ein Gefühl, als ob ich allein Beine hätte, ja wenn ich des Mittags nach dem Essen das kleine Hündchen nach der Küche herüberhole und es mit fröhlichem Gebell um mich herumspringt, weil es nun auch seinen Teil erwartet, so ergötze ich mich so, daß ich mich jedesmal ärgere, wenn das Tierchen von selbst kommt, weil eine der Mägde die Thür offen gelassen hat. Dabei komme ich mir gar nicht

Digitized by Google

genügsam und demütig vor, sondern ich fühle mich überschwenglich mit allem, was ich als Mensch verlangen kann, gesegnet, und ich habe auch alle Ursache dazu, denn ich habe eine Frau, in der Gemüt und Seele fast verleiblicht sind, ich habe ein Kind, das sich aufs liebenswürdigste entwickelt, ich habe Freunde in allen Kreisen, und ich brauche nicht ängstlich mehr für die Zukunft zu sorgen. Wenden Sie mir ja nicht ein: das alles hattest du früher auch und empfandest den Fußtritt, den »schweigendes Verdienst vom Unwert hinnimmt,« desungeachtet stark genug; zum Teil besaß ich diese Güter in einem viel beschränkterm Maß, und dann kommt eben erst im reifern Alter der Sinn für das wahre Glück, auch mußte ich meine Frau unter den miserabeln Theaterverhältnissen nicht mehr leiden sehen, und sie brauchte Zeit, sich an das Unabänderliche zu gewöhnen.“ [1]) Zu seinem Lebensglück trug das kleine Besitztum, das er in Orth bei Gmunden am Traunsee erworben hatte, ursprünglich nur ein schlichtes Bauernhaus, aber mit schönem Garten und in entzückender Lage viel bei. Er wurde nicht müde, die Reize dieses kleinen Idylls zu genießen und zu preisen. „Wir sind in Gmunden bei bestem Wohlsein und leidlichem Wetter eingetroffen und haben unser kleines Nest um ein beträchtliches bequemer und behaglicher vorgefunden, als es ehemals war. Wenn der Um- und Ausbau ebenso solide ist, als er sich dem Auge gefällig und zierlich darstellt, so bin ich meiner Frau aufrichtig zu Dank verpflichtet und werde mich auch am Ende noch erbitten lassen, die Kosten zu bezahlen, unter deren Last sie zu keuchen scheint. Ich schreibe Ihnen jetzt aus einem Balkonzimmer, das auf schlanken, wenn auch gerade nicht ionischen Säulen ruht; der See schimmert schwarzblau aus Schilf und Ried hervor, der Traunstein schaut durch die Kronen meiner Äpfel- und Birnbäume, die freilich um einige ihrer Zweige gekommen sind. In unsrer Abwesenheit ist unser Garten das Asyl der sämtlichen Vögel von Orth geworden, wie eine befreundete Dame uns sagte; sie tritt eines Abends etwas spät noch hinein, um vom Pavillon aus den Mondschein zu genießen, wie sie sich dem Eingang aber nähert, rauschen ihr hunderte aufgescheucht entgegen, die auf dem runden Tisch für die Nacht ihr Lager aufgeschlagen hatten, und flattern ängstlich hinaus. Kann es ein anmutigeres Bild geben?“ [2]) Und noch in dem letzten Sommer, der ihm in Gesundheit gegönnt war, schwelgte er in den Wonnen, die ihm Gmunden immer wieder bereitete: „Am ersten Juli traf ich wieder in Gmunden mit meiner Familie zusammen und verlebte dort bei köstlichem Wetter meine gewöhnlichen sechs Wochen, die unendliche Fruchtbarkeit des Jahres in meinem eignen kleinen Garten vor Augen, denn fast jeder Baum mußte gestützt werden, und Äpfel und Birnen hingen in ganzen Sträußen, wie kolossale Trauben, von den ächzenden Ästen herunter. Mich

[1]) Wien, den 11. März 1858.

[2]) An Julius Glaser; Orth, den 4. Juli 1860.

Digitized by Google

rührt und erhebt ein solches Übersprudeln der Natur, es ist, als ob ein neuer Liebes- und Lebensblitz durchs Weltall zuckte." [1])

Es ist erquicklich, aus diesen und hundert andern Einzelheiten der Briefe Hebbels die Gewißheit zu gewinnen, daß sich sein persönliches Leben wie seine Dichterkraft und seine Bildung in aufsteigender Linie bewegt hat, daß er nicht bloß Orden und Schillerpreise, Lorbeerkränze und Lobgedichte erhielt, sondern bis zuletzt den innern Gewinn seines Lebens mehrte und neben jedem Segen der Kraft auch jeden Segen der Milde empfand. Wundervoll spricht des Dichters warme Teilnahme an aller menschlichen Bedürftigkeit aus einer langen Reihe seiner Briefe, auch aus dem letzten an seine Frau gerichteten. Hebbel brauchte im September 1863 die Bäder von Baden bei Wien und berichtete an Frau Christine, daß er etwas später als seither sein tägliches Bad nehme: „Ich gehe jetzt etwas später, teils weil Freund Schulz es mir durch dich raten ließ, mehr aber noch, um dem armen Greise, dem alten italienischen Arzt, einen Gefallen zu thun. Dieser fürchtet sich nämlich so sehr, allein im Wasser zu sein, wozu er auch in seinem hilflosen Zustande alle Ursache hat, und da die Frequenz jetzt nicht mehr besonders stark ist, so richte ich mich so ein, daß ich ihm Gesellschaft leisten kann. So lächerlich er mir anfangs vorkam, so rührend ist er mir jetzt; er hat bei all seinen kleinen Schwächen eine wahre Kinderseele, die ihm auch aus den gutmütigen Augen sieht, ist schändlich betrogen worden und steht ganz einsam in der Welt. Schrecklich! Was ist ein Totenkopf gegen einen solchen Greis, wenigstens für mich!"

Bei solcher Grundstimmung seines zum Höhepunkt gelangten Lebens hatte der Tod, so wenig er ihn ersehnte, doch seine Schrecken für ihn verloren. Wenn wir lesen, daß er im November 1863, schon auf dem Totenbette, die Nachricht von der Berliner Preiskrönung seiner „Nibelungen" lächelnd mit den Worten empfing: „Das ist Menschenlos, bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher," daß er sich am letzten Nachmittag seines Lebens von seiner Tochter Schillers „Spaziergang," das Gedicht, das jederzeit zu seinen Lieblingen gehört hatte, vorlesen ließ, daß er bis zuletzt für den kleinsten Liebesdienst, den man ihm erwies, herzlich dankbar blieb, so fühlen wir, daß alles edle Pathos der Briefe seines letzten Jahrzehnts, alle Weihe, die aus seinem poetischen Testament, dem Gedicht „Der Brahmine" spricht, innere Wahrheit war, und daß der Dichter die Dämonen, die seine Jugend geschädigt und verdunkelt hatten, in sich selbst überwunden hatte. Sicher wird auch nach dieser letzten ausführlichen Veröffentlichung der Streit über Friedrich Hebbel nicht abgeschlossen sein, denn obwohl er der letzte war, der sich eine Schuld leichtfertig vergeben hätte, und zum innern Glück seines spätern Lebens gar nicht gelangt wäre, wenn er nicht zuvor für jede Schuld redlich Buße und Sühne geleistet

[1]) An Fr. von Uchtritz; Wien, 25 Oktober 1867.

Digitized by Google

hätte, so wird es doch immer Leute geben, die selbst angesichts dieser Zeugnisse nur von der Schuld und von dem Irrtum dieses Lebens zu sprechen wissen. Ihnen mögen zum Schluß die schönen Distichen antworten, die die Überschrift „Unfehlbar" tragen:

Stelle dich, wie du auch willst, nicht wirst du die Feinde vermeiden,
Aber, wie Thetis den Sohn, kannst du dich fei'n für den Streit:
Mache so ganz dich zum Träger des Guten, des Wahren und Schönen,
Daß man die Götter verletzt, wenn man dich selber bekämpft!

und deren Anwendbarkeit auf Hebbels Natur und Streben der „Briefwechsel mit Freunden und Zeitgenossen" beinahe Blatt für Blatt bestätigt.

Leila die Katzenprinzessin

Ein Märchen von Julius Haarhaus

Jedem Bücherfreunde, der die Meßkataloge aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts durchblättert, wird öfter der Name Justus Hochstedt begegnen, und zwar meist in Verbindung mit Ausgaben arabischer und persischer Dichter. Wenn man auch die wissenschaftliche Bedeutung dieses Gelehrten heutzutage kaum noch zu würdigen weiß, so verdient doch sein Leben und die seltsame Art seines Entwicklungsganges den Anteil der Nachwelt. In seiner Jugend war er von den früh verstorbnen Eltern für den Kaufmannsstand bestimmt worden, aber die trocknen und teilweise mechanischen Arbeiten in den Gewölben des Handelsherrn, bei dem er seine Lehrzeit bestehen sollte, sagten dem lebhaften Knaben wenig zu. Und so wären die in solcher Thätigkeit verbrachten Jahre für Justus nutzlos gewesen, wenn nicht sein Geist aus dem steten Verkehr mit den Erzeugnissen ferner Länder eine eigentümliche Anregung empfangen hätte. Es war die Sehnsucht in ihm erwacht, mit den Gegenden und Völkern, die dem Magazin seines Lehrherrn ihre Erzeugnisse lieferten, in nähere Berührung zu treten. Bei jedem Zuckerhute, den er seines blauen Papierröckleins entkleidete, gedachte er der feuchtwarmen Striche Amerikas, wo das wunderbare Rohr gedeiht, und sah im Geiste, wie die armen Schwarzen unter der süßen Bürde keuchten und von den herzlosen Aufsehern mit gestreiftem Poncho und Panamahut zu schnellerer Arbeit aufgemuntert wurden. Und was ließ sich nicht alles beim Abwägen der Gewürze denken! Wenn er an einer Zimmtstange roch und die Augen schloß, so war ihm, als durchsegelte er auf einem Kauffahrteischiff den Stillen Ozean und näherte sich den Gewürzinseln, die

Digitized by Google

sich ja dem Seefahrer durch den Duft ihrer Pflanzenwelt verraten, noch ehe sie sein Auge wahrnimmt. Ja, der Orient, der wunderbare, geheimnisvolle Orient, das war das Land seiner Sehnsucht. Die kleinen Säckchen, in denen die seltnen Mokkabohnen ihrer Bestimmung entgegenträumten, die Ballen türkischen Tabaks, aus denen der Lehrherr mit bedächtigem Schmunzeln eine Probe entnahm, die er dann mit Hilfe einer neuen holländischen Thonpfeife in süßen blauen Rauch verwandelte, die kleinen geschliffnen Glasfläschchen mit vergoldetem Rand, die einen Tropfen des kostbaren Rosenöls enthielten, alles das schien ihm aus einer andern, schöneren Welt zu kommen. Wie glücklich war er, wenn er unter den vielfachen Hüllen der Verpackung ein zerknittertes Palmblatt oder einen Papierfetzen mit arabischer Schrift fand, und mit welchem Eifer verwandte er jeden Augenblick seiner kargen Muße dazu, sich über jene Gegenden des Aufgangs zu unterrichten!

Da setzte ihn der Tod eines reichen Verwandten in die Lage, seinen Lieblingswunsch erfüllen und sich dem Studium widmen zu können. Er hörte Vorlesungen an der Universität und beschäftigte sich mit den Sprachen und der Philosophie der Alten. Aber auch hier verließ ihn seine Sehnsucht nach dem Orient nicht, vom Lateinischen und Griechischen wandte er sich dem Hebräischen zu und machte sich in erstaunlich kurzer Zeit mit der Sprache des auserwählten Volkes vertraut. Nun kannte er kein größeres Vergnügen, als sich auf dem Brühl herumzutreiben und die Bekanntschaft jener Rembrandtischen Modelle zu machen, die dort mit Pelzwerk handeln und sich in den Lauten ihrer Vorfahren unterhalten. Vom Hebräischen kam er zum Arabischen. Da ihm aber die Litteratur dieser Sprache nicht den gehofften Reichtum bot, so begann er nebenbei Persisch zu treiben. Hier sporuten ihn die Namen Firdusi, Sadi und Hafis zu doppeltem Eifer an. Als er zum erstenmale einige Strophen des Schah-Nameh las, faßte ihn ein wahrer Taumel der Begeisterung, sodaß er den ganzen Tag Speise und Trank vergaß.

In „Küchenmeisters Hof" am Markte, hoch oben unter dem Giebel des stattlichen Hauses, hatte er einige bescheidne Stuben gemietet. Dort lebte er in stiller Zurückgezogenheit mit seinen Büchern, deren Anzahl sich fast täglich vermehrte. Nur die Schwalben, die am Gesims des Hauses nisteten, und die Tauben des nahen Rathausturmes machten ihm von Zeit zu Zeit Nachbarschaftsbesuche; sonst sah er in seiner Nähe kein andres lebendes Wesen, als die alte Suse, die ehemalige Dienerin seiner Großeltern, die in einem der Hofflügel des Hauses wohnte, morgens und abends nach dem nötigsten sah und über ihn und sein kleines Reich mit unerbittlicher Strenge und besenbewaffneter Hand regierte. Früher hatte sie es für ihre Pflicht gehalten, auch für seine Unterhaltung zu sorgen, aber allmählich war sie zu der Einsicht gekommen, daß sich der arme „überstudirte" junge Herr, wie sie ihn nannte, für nichts andres interessirte, als für seine alten Bücher, und als er einst,

Digitized by Google

nachdem sie ihm in einer längern Rede über das neue Seidenkleid der Frau Kalkulator Kegelmeyer berichtet hatte, durch eine gänzlich unmotivirte Frage bewies, daß er gar nicht zugehört, sondern inzwischen über die Stellung des Hamsazeichens in arabischen Wortanfängen nachgedacht hatte, faßte sie den heroischen Entschluß, von jetzt an jedes Gespräch mit Justus zu vermeiden.

Unter diesen Umständen war es auch erklärlich, daß der junge Gelehrte mit den Bewohnern von „Küchenmeisters Hof" keinen Verkehr hatte, ausgenommen den alten Professor Walther. Der war auch Junggeselle und hatte im Laufe seines langen Lebens so viel Seltsamkeiten angenommen, daß er zu den bekanntesten Persönlichkeiten der Stadt gehörte. Er bewohnte das Stockwerk unter Justus Wohnung, aber beide hatten lange Zeit keine Ahnung von ihrer beiderseitigen Existenz gehabt, bis sie der Zufall eines Tages auf dem Paulinerhofe zusammenführte und in ein lebhaftes Gespräch über Partizipialkonstruktionen in baskischen Volksliedern verwickelte. Am Thore von „Küchenmeisters Hof" blieben sie stehen, jeder von beiden, der sich von dem andern nach Hause begleitet glaubte, wartete auf den Augenblick, wo sich der andre verabschieden würde, bis sie endlich zu ihrem Erstaunen bemerkten, daß sie seit Monaten in demselben Hause und in unmittelbarer Nähe wohnten. Seitdem besuchten sie sich öfter. So groß ihr Altersunterschied, so verschieden ihr Entwicklungsgang war, gewisse gelehrte Neigungen hatten beide auf ein Gebiet geführt, das ihnen mancherlei Berührungspunkte bot, und so verging selten ein Tag, wo sie nicht Gedanken über litterarische Fragen ausgetauscht oder einander merkwürdige Stellen aus Büchern und Arbeiten, die sie gerade beschäftigten, vorgelesen hätten.

So absonderlich wie der Professor selbst, der eine feuerrote Perücke trug und ein wenig hinkte, war die Einrichtung und Ausstattung seiner Wohnung. Eine Unzahl von Stühlen jedes Geschmacks und Alters, alle durch das gemeinsame Gebrechen eines zu kurzen Beines ihrem Besitzer ähnlich, eine erstaunliche Menge von Silhouetten würdiger Herren und zierlicher Damen, die alle mehr oder weniger die etwas sonderbar gebogne Waltherſche Nase zeigten, dazu eine Sammlung fabelhaft geformter Kakteen, deren karminrote Blüten in schreiendem Gegensatz zu der Perücke ihres Besitzers standen — dies alles berührte den Besucher immer von neuem aufs eigentümlichste.

Die übrigen Bewohner von „Küchenmeisters Hof" bekümmerten sich um den jungen Gelehrten wenig oder gar nicht; höchstens daß die Frauen oder Mädchen aus einem der untern Stockwerke einmal einen neugierigen Blick in das einsame niedrige Studirzimmer warfen, wenn sie einen Korb Wäsche zum Trocknen auf den Dachboden trugen und bei der kurzen Rast vor der letzten Treppe die Thüre zum Flur zufällig offen fanden.

In schönen Frühlingsnächten aber herrschte auf diesem Flur ein reges Leben, denn hier pflegten sich sämtliche Kater und Katzen der Nachbarschaft

Digitized by Google

Rendezvous zu geben, ehe sie sich zu der großen musikalischen Soiree auf den Boden des alten Hauses begaben. Anfangs fand Justus an der Gesellschaft dieser nächtlichen Musikanten wenig Gefallen; als er aber in einer Lebensbeschreibung des Propheten von dessen Vorliebe für Katzen gelesen hatte, wurde er versöhnlicher gestimmt und machte sogar Versuche, sich mit den geheimnisvollen Besuchern seines Reviers auf guten Fuß zu stellen. Ein Schälchen Milch und einige Zipfel aus dem Vorrate seiner Göttinger Würste thaten das ihre, und so war er bald einer der angesehensten Leute, über den man in Katzenkreisen nur gutes zu miauen wußte, und nach einigen Wochen kannte er seine vierbeinigen Freunde fast alle.

Um so mehr war er erstaunt, als sich eines Abends an seiner Thür eine schneeweiße Angorakatze einstellte, die er zuvor nie gesehen hatte, und die besonders scheu zu sein schien. Es war ein wunderschönes Tier, das sich durch die Grazie seiner Bewegungen und seinen klugen Gesichtsausdruck vor den übrigen auszeichnete, und dem ein rotes Seidenbändchen vortrefflich stand. Sie war meist allein, schien die Gesellschaft der andern Katzen geflissentlich zu meiden und floh, wenn Justus langsamen Schrittes die ausgetretnen Stufen der steinernen Treppe heraufkam, mit Windeseile an ihm vorüber. Aber seine Beharrlichkeit, die sich an den schwierigen Regeln der arabischen Grammatik befestigt hatte, bezwang endlich auch den spröden Sinn der weißen Katze, und schließlich folgte sie ihm auf Schritt und Tritt, wobei sie sich schnurrend und mit kerzengerade erhobnem Schweif an ihn schmiegte. Mittags und abends, wenn er von seinem Spaziergange zurückkehrte, erwartete sie ihn schon unten an der Treppe, und diese Anhänglichkeit veranlaßte ihn eines Tages, dem hübschen Tiere den Einlaß in seine Stuben zu gestatten. Die Katze schien seine Absicht sofort zu erkennen, sie drückte sich an die Thür und schaute zu seiner Hand empor, die schon an der Klinke lag. Dann fuhr sie blitzschnell hinein und strich mit fröhlichem Schnurren an den Bücherregalen vorüber, wobei sie die bunten Schildchen der Pergamentrücken mit verständigen Blicken zu betrachten schien.

Es war in der Mittagsstunde eines schwülen Herbsttages während der Messe, als Justus von einem kurzen Spaziergange nach Hause zurückkehrte. Als er gerade durch das Grimmische Thor schritt, trat die Stadtwache unters Gewehr. Er wandte sich um und gewahrte eine vornehme Karosse von vier wohlgenährten Lipizanerhengsten gezogen. Auf dem Kutschbock zur Seite des Rosselenkers saß ein Mohr in reich betreßter Livree, und auf dem hintern Schlage standen zwei Haiduken mit lang herabhängenden Schnurrbärten in pelzbesetzten Schnürröcken. Im Wagen saß ein bleicher Mann in jüngern Jahren, der kurzgeschnittnes Haar und auf der Brust einen Ordensstern trug. Er schien in die Lektüre eines kleinen Buches vertieft zu sein und nahm von den Gaffern, die sich an den Wagen hinandrängten, nicht die geringste Notiz.

Digitized by Google

Als das Gefährt vorüber war, konnte sich Justus nicht versagen, den Thorschreiber nach dem Namen des vornehmen Reisenden zu fragen. Des Fürsten Orlowski Durchlaucht, von seinen Gütern in Polen kommend, auf der Durchreise gestern hier eingetroffen, antwortete der Schreiber und beugte sich wieder über sein Register.

Auf der Grimmischen Gasse nahm das Gedränge zu. Einige Frachtwagen, mit Meßgütern beladen und von Reitern eskortirt, bewegten sich langsam und schwerfällig gegen den Markt hin, die Fuhrleute schrieen und fluchten, und der Weibel der Stadtsoldaten hatte Mühe, die Ordnung aufrecht zu erhalten. An der Ecke des Marktes standen ein paar Türken, die Pfeifen, Tabak, Dolche und Rosenöl feilboten und gerade überlegten, wo sie heute ihren Sorbet schlürfen sollten. Justus trat auf sie zu und redete sie in ihrer Sprache an. Beide machten große Augen, dann aber sprachen sie so lebhaft auf ihn ein, daß es ihm unmöglich wurde, sie zu verstehen oder den Strom der Unterhaltung in das schmale Flußbett seiner Sprachkenntnisse zu leiten. Er verabschiedete sich daher mit einer Redensart und schritt durch die Meßbudenreihen des Marktes seiner Wohnung zu.

Am Thore von „Küchenmeisters Hof" traf er mit dem Professor zusammen. Ist es wahr, junger Freund, daß Sie sich als Privatdozent für Orientalia an unsrer Universität habilitiren wollen? Es hat mich sehr gefreut, das zu hören. Abgesehen von einer gesicherten Lebensstellung und einer geregelten Beschäftigung bietet die akademische Laufbahn so unendlich viele Annehmlichkeiten, daß ich Ihnen zu Ihrem Entschlusse nur aufrichtig Glück wünschen kann. Haben Sie übrigens gehört, daß Fürst Orlowski, der zur Messe hergekommen ist, die gesamten Professores und Magistri zu einem großen Schmause eingeladen hat? Ich bin persönlich kein Freund von solchen Gelagen, aber diesmal werde ich doch hingehen — dem Fürsten konnte ichs nicht gut abschlagen.

Inzwischen waren sie die Treppe hinaufgestiegen, und Walther forderte seinen jungen Begleiter auf, mit in seine Wohnung zu kommen, da er ihm einen besonders schönen Kaktus zeigen müsse, der gerade eine Blüte geöffnet habe. Justus trat ein, obwohl die Lieblingspflanzen des Professors eigentlich nicht nach seinem Geschmack waren; im stillen dachte er: wenn ich in meiner Wohnung ein Blumenbret hätte, dann dürften nur türkische Nelken, Levkoyen und Goldlack draufstehen — das sind meine Lieblingsblumen!

Walther zeigte ihm das seltsame Gewächs mit dem ganzen Stolze des Liebhabers, dann ließ er sich schwer atmend auf seinem Sofa nieder. Ich fange an alt zu werden, sagte er seufzend, Spazierengehen und Treppensteigen strengen mich an, und was am schlimmsten ist: mein Gedächtnis läßt mich so oft im Stich. Gestern Abend zum Exempel wollte ich mich auf einen Namen besinnen, auf den Namen einer orientalischen Prinzessin, aber er wollte mir

Digitized by Google

nicht einfallen. Ich will Ihnen erzählen, wie es kam. Ich habe vor vielen Jahren eine kleine Arbeit über das Wesen des Märchens geschrieben, und als ich gestern in meinen vergilbten Papieren blätterte, kam mir die Abhandlung wieder unter die Hände. Darin steht auch der Satz: „Ein rechtes Märchen soll trotz seines phantastischen Aufputzes in seinen Hauptpunkten wahrscheinlich sein, und nirgends darf sich dem Leser oder Hörer das Gefühl aufdrängen, daß das gesagte unglaubwürdig oder unmöglich sei. Wie der Regenbogen mit beiden Enden auf der Erde fußt und sich in kühnem Schwunge farbenprächtig über alles Irdische erhebt, so soll sich auch das Märchen auf dem Grunde der Wirklichkeit in den Himmel reiner Poesie erheben. Sein Anfang und sein Ende sei auf der Erde." Ich dachte an meine Jugend und an ein Märchenbuch, worin ich als Knabe in stillen Nächten mit Begeisterung gelesen habe. Es war die Gallandsche Bearbeitung der Märchen von Tausend und einer Nacht, die damals ihren Triumphzug durch Europa hielten. Es überkam mich eine wunderbare Sehnsucht nach jener fernen, seligen Jugendzeit. Wohin mochte das Buch, dem ich so viele glückliche Stunden verdankte, gekommen sein? Halt! Vor Jahren hatte ich eine große Kiste mit alten Büchern, die in meiner Bibliothek zu viel Raum einnahmen, auf den Boden bringen lassen. In dieser Kiste mußte auch das Märchenbuch sein — ja ich entsann mich genau, daß ich es damals hineingelegt hatte. „Sindbad der Seefahrer," so hatte meine Lieblingsgeschichte geheißen, und dann Alladins Wunderlampe — ach, wer könnte die Wunderlampe vergessen? Der dienstbare Geist der Lampe, die Schüsseln mit den Früchten aus Edelstein, das ärmliche Hüttchen der Mutter, der Palast des Sultans, der Sultan selber und sein Großwesir, und endlich seine liebreizende Tochter! Wie hieß sie doch? Ich sann darüber nach, aber der Name wollte mir nicht einfallen. Haben Sie eine Ahnung, wie unangenehm es ist, wenn man sich nicht auf einen Namen besinnen kann? Ich wäre gestern Abend beinahe zu Ihnen hinaufgekommen, doch es war schon zu spät. Aber können Sie mir vielleicht jetzt helfen? Wissen Sie den Namen, Herr Hochstedt?

Justus nannte einige orientalische Namen, die ihm gerade in den Sinn kamen, aber der richtige war nicht darunter.

Wie ich höre, fuhr der Alte fort, hat man jetzt eine neue Methode des Sprachunterrichts erfunden, die das Auswendiglernen von Vokabeln ungemein erleichtern soll. Fürst Orlowski, dem ich heute früh im Kollegium vorgestellt wurde, erzählte mir davon ganz sonderbare Sachen.

Justus hatte sich auf einen Sessel am Fenster niedergelassen. Da fiel sein Blick auf ein Blatt der „Leipziger Zeitungen," das vor ihm auf dem Fensterbrete lag. Er las das Verzeichnis der angekommnen Fremden, an dessen Spitze der Name des Fürsten stand, und als er das Blatt umwandte, fand er einen Bericht über einen merkwürdigen Kampf, den ein venezianisches Fahrzeug gegen marokkanische Piraten ausgefochten hatte.

Digitized by Google

Wollen Sie mir die Zeitung für ein paar Stunden leihen, Herr Professor? fragte er, ich lese hier von einer Begebenheit, die mich interessirt.

Behalten Sie das Blatt, so lange Sie wollen, lieber Herr Hochstedt! entgegnete Walther.

Justus öffnete die Thür und wollte sich verabschieden. Da drängte sich die weiße Katze, die draußen auf ihn gewartet hatte, herein und suchte ihm auf alle Weise ihre Freude zu erkennen zu geben.

Sehen Sie, Herr Professor, ich bin zu lange bei Ihnen geblieben, meine Freundin wird ungeduldig! Habe ich Ihnen das seltsame Tier schon vorgestellt? Sie ist nun schon seit Monaten ein ständiger Gast in meiner Wohnung. Ich wußte ja, daß Katzen kluge Tiere sind, aber daß sie so klug und bildungsfähig sind wie diese hier, das hätte ich nie geglaubt. Denken Sie sich, wenn sie sich putzen will, klettert sie auf die hohe Lehne meines alten Ledersofas und sieht in den Spiegel! Und was das merkwürdigste ist — ich muß es Ihnen erzählen, auch wenn Sie mich auslachen: das Tier zeigt Verständnis für Bücher! Jedesmal, wenn ich sie allein in meiner Studirstube lasse und dann unvermutet eintrete, finde ich sie vor meinen Büchern sitzend; namentlich die arabischen scheinen ihr zu gefallen.

Walther brach in ein lautes Gelächter aus, was die Katze sichtlich übel nahm, denn sie antwortete mit einem grimmigen Fauchen.

Es wird wohl ein verzaubertes Frauenzimmer sein, scherzte der Alte, vielleicht eine verwunschne Prinzessin. Er beugte sich nieder und versuchte die Katze zu streicheln. Aber sie zog sich zurück und suchte bei Justus Schutz.

Sehen Sie, sagte Walther, ihr Benehmen gegen mich bestärkt mich in meiner Ansicht. So sind die Weiber alle gegen mich gewesen — nun, ein Wunder ist es nicht, wenn man eine solche Nase und solches Haar hat und dabei hinkt wie der leibhaftige Gottseibeiuns.

Ich will Sie nicht länger stören, Herr Professor, ich sehe, daß Sie heute noch etwas besondres vorhaben! sagte Justus mit einem Blick auf Staatsrock, Perücke und Degen, die auf einem Stuhle bereit lagen. Dann stieg er, von seiner Katze begleitet, die Treppe hinauf.

Unterwegs gedachte er wieder der Worte, die der Professor gesprochen hatte: eine verwunschne Prinzessin. Ja, das wäre mir schon recht, dann bliebe ich wenigstens davor bewahrt, auch so ein alter, eingefrosteter Junggeselle zu werden wie Walther! Wenn ich ein schmuckes Liebchen hätte, ein kleines, sorgliches Weibchen, das wäre ein ander Leben! Ich wollte ihr ja recht gerne Sprachunterricht geben, sie sollte so viel lernen, wie noch kein Weib gelernt hat. Platz habe ich genug — in dem großen Vorderzimmer am Markte könnte sie sichs bequem machen, und die Kammer, wo jetzt der große Spind steht, ließe sich ganz gut zu einer Küche herrichten. Und Sonntags nachmittags

Digitized by Google

gingen wir zusammen nach Döliz oder nach Raschwitz, und im Winter führte ich sie in die „Drei Schwanen“ zum „großen Konzert.“

Unter solchen Gedanken war er in seiner Stube angekommen und machte sichs wegen der Schwüle des Tages bequem. Er entledigte sich seines Rocks und streckte sich aufs Sofa, um sich von der Anstrengung des Spazierganges zu erholen und, wie es des Nachmittags seine Gewohnheit war, zu lesen. Wider Willen verfiel er aber nach wenigen Minuten in eine Art von Halbschlummer, den er vergebens zu bekämpfen suchte. Nur eine Weile gelang es ihm, die Augen offen zu halten, und er bemerkte noch, wie die Katze nach ihrer Gewohnheit an den Bücherregalen hinstrich. Dann sprang sie auf den Tisch, auf dem ein aufgeschlagner Foliant lag. Es war ein grüner Pergamentband, der teils alte medizinische Rezepte, teils Zauberformeln in schöner arabischer Schrift enthielt. Dann fielen ihm die Augen wieder zu.

Aber plötzlich brachte ihn ein Geräusch wieder zum Bewußtsein. Es war ihm, als ob die Blätter des Buches eins nach dem andern leise umgewandt würden, und als er die Augen öffnete und nach dem Tische blickte, sah er, wie die Katze, die ihm den Rücken zukehrte, mit ihren weißen Pfötchen geschickt Blatt für Blatt umschlug. Erstaunt richtete er sich auf und sah dem zierlichen Spuk zu, den er nicht für möglich gehalten hätte, als ihn plötzlich ein noch eigentümlicheres Benehmen der Katze veranlaßte, vom Sofa aufzuspringen. Das Tier war mit einer wilden Bewegung aufgefahren und hatte, einen schrillen Ton ausstoßend, beide Vorderpfoten in das Buch gekrallt, während es heftig den Schweif bewegte und mit funkelnden Augen auf die Schriftzüge blickte, in die es seine Krallen geschlagen hatte. Bei dem Geräusch, das Justus durch sein Aufspringen verursachte, sprang die Katze mit einem Satze vom Tisch herunter und unter den Bücherschrank. Aber bald kam sie wieder hervor und näherte sich Justus unter Anzeichen der größten Unruhe, rieb ihren Kopf an seiner Hand, sprang dann wieder auf den Tisch und starrte am ganzen Leibe zitternd auf die Stelle im Texte des Buches, die die Spuren ihrer Krallen zeigte. Justus wollte sie beiseite schieben, da er für sein Manuskript Sorge trug, aber das Tier stieß ein klägliches Gewimmer aus und versuchte, das Buch mit den Pfötchen festzuhalten und ihn am Umwenden zu verhindern. Dann wies sie — Justus traute seinen Augen nicht — auf einen der Sprüche und wandte sich zu Justus, wobei sie ihn wie bittend anschaute.

Endlich verstand er, was das seltsame Tier wollte! Mit erregter Stimme las er laut die Formel. Aber kaum hatte er das letzte Wort ausgesprochen, als die Katze zu Boden stürzte und sich minutenlang unter gräßlichen Zuckungen wand. Justus betrachtete sie, durch die sonderbare Erscheinung aufs höchste erschüttert. Das Tier schien zu wachsen und seine Form zu ändern. Der lange buschige Schweif schrumpfte ein, und das weiche, zottige Fell verwandelte sich in ein blütenweißes wolliges Gewebe. Der Kopf verschwand unter einem

Digitized by Google

schimmernden Flor, und die Augen, die vorher grün gewesen waren, glänzten groß und tiefdunkel unter der Hülle des Schleiers. Endlich lag das wundersame Geschöpf, zu menschlicher Gestalt verändert, ruhig da; nur die schnell sich hebende und senkende Brust zeugte von dem geheimnisvollen Kampfe der Natur, der hier stattgefunden hatte.

Justus war neben der Verwandelten niedergekniet. Da regte sich die Hülle, eine kleine weiße Hand kam zum Vorschein und zog den Schleier vom Antlitz. Es war ein herrliches Mädchenantlitz, das der junge Gelehrte erblickte, aber um die schmalen, roten Lippen lag ein Zug bittern Leidens und harter Entbehrung.

Süßes Mädchen, sagte er, bist du gekommen, um mir das Glück zu bringen, nach dem ich mich so lange sehne? Willst du die gütige Fee sein, die über meinen Wegen wacht und aus diesen stillen Räumen einen Palast zaubert, so schön wie noch kein Fürst einen besessen? Komm, laß mich dich in meine Arme schließen, ich wußte es längst, daß du ein wunderbares menschliches Wesen seiest, ich hatte es wohl bemerkt, daß du meine Bücher gern hattest, und daß du Arabisch zu lesen verstandest! Komm in meine Arme, du holdseliges Geschöpf!

Das Mädchen seufzte tief und machte eine abwehrende Bewegung. Wenn dir mein Glück lieb ist, sagte sie in wohlklingendem Arabisch, so rühre mich nicht an! Laß mich noch einige Minuten schlummern, dann will ich dir die Erklärung geben zu allem, was du gesehen hast!

Sie schwieg und schloß die Augen. Ihr zarter Körper schien in der That unter der Anstrengung der Metamorphose unsäglich gelitten zu haben. Justus fand Zeit, sich von dem Schrecken, der ihn bei dem rätselhaften Vorgange befallen hatte, zu erholen und nach einer Erklärung zu suchen. Er trat ans Fenster und blickte auf den Markt hinunter, um sich davon zu überzeugen, daß er auch nicht geträumt habe. Aber unten ging alles seinen gewohnten Gang. Leute, die wieder an ihr Geschäft eilten, schritten am Marktplatze vorüber, und dort am goldnen Brunnen stand wie immer die alte Blumenhändlerin und pries den Vorübergehenden ihre Harlemer Tulpenzwiebeln an.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Stammbaumeifer. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß in unsern Bürgerkreisen das Interesse für Familiengeschichte zunimmt, und die Grenzboten können sich wohl rühmen, durch den Aufsatz: „Zeichnet Stammbäume!“, den sie

Digitized by Google

vor einiger Zeit veröffentlicht haben, etwas mit dazu beigetragen zu haben. Die Sache hat nur, wie alles in der Welt, zwei Seiten, und die Kehrseite zeigt sich bereits in beängstigender Weise: die familiengeschichtlichen Forschungen fangen an, zu einer Plage der Bibliotheken, Archive, Standesämter und Küstereien zu werden.

Die meisten Leute, die sich daran machen, ihren Stammbaum aufzustellen, haben von der Schwierigkeit der Sache keine Vorstellung. Wir wollen nicht von den ganz Ahnungslosen reden, die sich einbilden, es gebe Geschäftsstellen in Deutschland, an die man nur zu schreiben brauche, um sich seinen Stammbaum und — sein Wappen (!) kommen zu lassen. Auch solche, die ungefähr wissen, wie man die Sache anzufangen hat, haben meist keine Ahnung davon, welche Zeit und Mühe es kostet, nur einen einzigen Geburts- oder Tauf- oder Trau- oder Todestag festzustellen, wenn es an jedem vorläufigen Anhalt fehlt, und vollends die Voreltern eines heute lebenden jahrhunderteweit zurück aufzuspüren. Selbst angenommen, daß die Voreltern mehrere Geschlechter hindurch an demselben Orte gelebt haben — wenn man sie noch gar nicht weiß, wenn man sie erst suchen soll, kann man tagelang suchen. Wie selten aber ist dieser Fall! Meist wird man ja bei jeder Stufe, die man weiter zurück geht, auch nach andern Orten gewiesen. Wer sich 1730 in Leipzig vertheiratet hat und 1774 dort gestorben ist, war vielleicht 1704 in Nürnberg geboren — da heißt es also, sich von Leipzig nach Nürnberg wenden. Die Frau wiederum war vielleicht eine geborne Leipzigerin, aber ihre Eltern stammten der Vater aus Zeitz, die Mutter aus Gera — da heißt es, nach Zeitz und Gera schreiben. Aber an wen? Nun an den Küster und an den Magistrat. Aber wenn die Stadt nun mehrere Tauf- und Trauskirchen hat, an welchen Küster? Und wer soll sich beim Magistrat der Mühe unterziehen, die Nachforschungen anzustellen? Mir ist es selbst begegnet, daß mir auf eine Anfrage in einer recht namhaften Residenzstadt Thüringens — wobei es sich nur darum handelte, vielleicht mit Hilfe der Bürgermatrikel und der Steuerbücher festzustellen, ob eine gewisse Person in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts dort gelebt habe — der Magistrat antworten ließ, ich möchte selber kommen und nachsehen, die Beamten hätten keine Zeit dazu, könnten auch die alten Schriften schwer lesen. Ich habe mich über diese Antwort nicht im geringsten gewundert. Ganz abgesehen von der „schweren Lesbarkeit" der alten Schriften: die meisten Stadtbehörden haben in der That nicht die Beamten dazu, derartige Nachforschungen anstellen zu lassen. Die Beamten haben meist mit den laufenden Tagesgeschäften so vollauf zu thun, daß sie beim besten Willen nicht dazu kommen, derartige Privatwünsche zu erfüllen. Aber auch in größern Städten, wo man sich den Luxus eines oder mehrerer wissenschaftlich gebildeter Archivbeamten gönnen kann, ist nötigeres zu thun, als für Müller oder Schulze Stammbäume anzufertigen. Die Bittsteller sind ja nun oft bereit, für die Nachforschungen alle möglichen Geldopfer zu bringen. Aber das nützt ihnen gar nichts. Es handelt sich nicht ums Geld, es handelt sich um die Zeit. Die Beamten können derartige Nachforschungen nur in ihren Amtsstunden anstellen. Reichen diese dazu aus, so ist es gut, besonders bezahlen lassen können und dürfen sie sich nicht dafür; reichen sie nicht aus, dann hilft alles Geld nichts, dann hilft nur, wenn man sich in der betreffenden Stadt einen geeigneten Menschen verschaffen kann, der ins Archiv gelassen wird und dort für Geld und gute Worte die Nachforschungen anstellt. Mit bloßem Geld ist nur in den Küstereien etwas zu machen. Tauf- und Trauzeugnisse aus den Kirchenbüchern auszuschreiben, gehört ja fast überall zu den Geschäften des Küsters, und er hat dann an solchen Zeugnissen eine Nebeneinnahme zu seinem Gehalt. Ob die Urkunde,

Digitized by Google

die er abschreibt, von 1850 ist und dazu dienen soll, eine Erbschaft zu erheben, oder ob sie von 1550 ist und dazu dienen soll, einen Stammbaum zu vervollständigen, ist gleichgiltig, er berechnet die üblichen Sporteln. Aber so bequem die Sache hier ist, so gefährlich kann sie werden. Durch unbestimmte, nicht gehörig abgegrenzte Aufträge kann man gründlich hineinfallen. Mir ist ein Fall bekannt geworden, wo ein Kaufmann, der auch angefangen hatte, sich für seinen Stammbaum zu interessiren, an den Küster einer Stadt geschrieben hatte, in der, wie er wußte, Vorfahren von ihm gelebt hatten. Er hatte dem Küster den sehr allgemein gehaltnen Auftrag gegeben, sämtliche in seiner Verwahrung befindlichen Kirchenbücher auf die betreffende Familie hin durchzusehen und Auszüge daraus zu machen. Das Ergebnis war nicht gerade null, aber doch ziemlich unbedeutend; die Rechnung des Küsters aber betrug — 170 Mark, und als der Kaufmann diese Summe nicht zahlen wollte, wurde er gerichtlich zur Zahlung verurteilt.

Wenn das Interesse für Familiengeschichte in immer weitere Kreise dränge, worüber man sich ja nur freuen könnte, so wäre es unbedingt nötig, daß in den Archiven (und Bibliotheken) die Auskunfterteilung in irgend einer Weise geregelt würde. Es fehlt heutzutage nicht an wissenschaftlich gebildeten jungen Männern, die mit Vergnügen eine bescheiden besoldete Anfangsstellung als Hilfsarbeiter in einem größern Archiv übernehmen würden, und denen dann solche Auskunfterteilungen, natürlich gegen besondre Bezahlung, mit übertragen werden könnten. In kleinen Städten aber, wo ein wissenschaftlich gebildeter Archivbeamter ganz fehlt, wird sich wohl immer unter der Lehrerschaft jemand finden, der sich ein wenig für die Ortsgeschichte interessirt; an diesen könnten dann eingesandte Fragen und Wünsche zur Erledigung, natürlich auch gegen Bezahlung, abgegeben werden. Zum guten Teil handelt es sich zwar bei allen solchen Nachforschungen um untergeordnete Arbeiten, die weiter nichts als Zeit und Aufmerksamkeit erfordern. Dennoch ist es aus mehr als einem Grunde notwendig, daß diese Arbeiten nicht von Subalternbeamten, sondern von wissenschaftlich gebildeten Leuten ausgeführt werden. Erstens schon deshalb, weil in der ältern Zeit die einschlägigen Quellen oft lateinisch oder halblateinisch abgefaßt sind, es z. B. in einer Bürgermatrikel des sechzehnten Jahrhunderts heißt: Balthasar Güswein von Kembnitz, balneator, exhibuit litteras, juravit, civis factus. Act. 9. Sept. 1561. Vor allem aber deshalb, weil die Quellen, die bei solchen Forschungen in Frage kommen, samt und sonders so kostbar sind und deshalb so sorgfältige und in jeder Weise schonende Behandlung erfordern (das beste wäre es, man brauchte zu ihrer Benutzung nur die Augen, nicht die Finger!), daß sie schlechterdings nicht gewöhnlichen Expedienten in die Hände gegeben werden sollten. Freilich giebt es auch wissenschaftlich gebildete Leute, die von dem Umgange mit wertvollen Büchern keine Ahnung haben, und die in zehn Wochen ein Buch mehr abnutzen, als ein andrer in zehn Jahren.

Die Ärzte und die Fremdwörter. Über den Unfug der Fremdwörter in der ärztlichen Wissenschaft ist schon oft geklagt worden — immer vergeblich. Jetzt läßt der Allgemeine deutsche Sprachverein ein Verdeutschungswörterbuch ausarbeiten; daß aber, nachdem dies mühevolle Werk begutachtet, durchberaten, abgeändert und endlich „angenommen“ sein wird, die Ärzte sich darnach richten werden, ist wenig wahrscheinlich. Denn in diesem Falle klammert sich an die Fremdwörter nicht bloß bequeme Gewohnheit, sondern ein Standesvorurteil, und das ist noch schwerer zu überwinden.

Im Jahre 1889 erschien in dritter Auflage Roths „Klinische Terminologie,“

Digitized by Google

ein Buch, das die in der Heilkunde gebräuchlichen Kunstausdrücke nach ihrer Bedeutung und Ableitung erklären will. Demselben Zwecke dienen auch noch zwei oder drei andre Werke. Die Ärzte müssen also finden, daß das Griechisch und Latein, das sie dem Gymnasium verdanken, nicht ausreicht, sie zum Verständnis der Sprache ihrer Wissenschaft zu befähigen — ein Umstand übrigens, der den Eifer, mit dem sich so viele ärztliche Vereinigungen gegen die „Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Medizin" erklärt haben, in eigentümliche Beleuchtung rückt. Man denke nicht, daß nur einfache Ärzte in der Sprache Galens unsicher sind: es giebt Lehrer an den Hochschulen, die es nicht besser machen. In Ziemßens bekanntem großem „Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie," das etwa sechzig Gelehrte zu Verfassern hat, findet man wiederholt lethal gedruckt statt letal und für Katarrhus sogar Katarrhsis! Der betreffende Verfasser hat also nicht einmal von der Herkunft des Fremdworts, das die schlechthin häufigste Krankheit bezeichnet, eine Ahnung gehabt.*)

So etwas ist ja nun an sich kein Unglück; es bestätigt nur die alte Erfahrung, daß sich mit Fremdwörtern am liebsten behängt, wer sie nicht versteht. Es wäre daher verfehlt, von der Einsicht der Ärzte in ihre mangelhaften Sprachkenntnisse eine Heilung der unter ihnen wütenden Seuche zu hoffen. Das genannte Buch von Roth beabsichtigt denn auch nichts weniger als eine Verdeutschung der von ihm erklärten Bezeichnungen, im Gegenteil macht es sich zum Gesetz, in jede Erläuterung, die es giebt, möglichst viele Fremdwörter hineinzupacken. Man lese z. B.: „Epilepsia gravior, haut mal: Fälle von E., bei denen die Paroxysmen mit Koma und allgemeinen Konvulsionen auftreten." Die hier gebrauchten Kunstausdrücke sind ja nun allgemeiner bekannt; dies kann aber nicht als Entschuldigung dienen in folgenden Fällen: „Erythanthema... Sammelname für alle Efflorescenzen mit erythematöser Grundlage. cf. Erythema." Also nicht einmal siehe oder vergleiche! Überall heißt es „wissenschaftlich" confer, vide, id quod.**) Man sieht nun Erythema nach, in der Hoffnung, hier auf ein deutsches Wort zu stoßen. Und richtig, eins findet sich: „Erythema: durch vasomotorisch-sensible Neurosen bedingte (soll heißen bewirkte oder verursachte, warum also nicht kausirte?) diffuse oder zirkumskripte Hautrötungen" (endlich!).

Man wird an diesen Beispielen genug haben. Das ganze Buch besteht mit verschwindenden Ausnahmen nur aus solchen grauenhaften Satzgebilden.

Uns beschäftigt aber das Buch nicht an sich, sondern als Zeichen des unter den Ärzten herrschenden oder mindestens verbreiteten Geistes. In der wieder abgedruckten Vorrede zur ersten Auflage wird nämlich über die Kunstausdrücke in der Heilkunde eine Äußerung Virchows angeführt, die dem Buche gleichsam als Wahlspruch mitgegeben ist. Einem Kranken, der diese Worte liest, muß die Haut schaudern, wenn er sich vorstellt, daß sie sich sein Arzt möglicherweise zur Richtschnur dienen läßt. Sie lautet: „Sollte es nicht gerade in der heutigen Zeit, wo dem ärztlichen Stand so viele Gefahren drohen, gerechtfertigt sein, daran zu erinnern, daß die wirklichen Ärzte jede Anstrengung darauf verwenden müssen, auch in den kleinen Dingen ihre wissenschaftliche Stellung zu zeigen? und ist es nicht das erste Zeichen

*) Die Fehler finden sich in der zweiten, vielfach veränderten Auflage an denselben Stellen wie in der ersten, sind also keine Druckfehler.

**) Daß es den drei Herausgebern (Roth ist schon vor mehreren Jahren gestorben) gelungen ist, diese drei Ausdrücke fehlerlos anzuwenden, erregt um so größere Bewunderung, als sie es fertig gebracht haben, Vibration mit F statt V zu schreiben (S. 395).

Digitized by Google

eines wissenschaftlichen Mannes, daß er »die Sprache der Wissenschaft« zu reden versteht? Durch nichts bezeugt der Sachverständige deutlicher seine Befähigung als durch den korrekten Gebrauch der technischen Ausdrücke, durch nichts imponirt er mehr und nützt er mehr (!!!). Möchten diese Zeilen dazu beitragen, diese Auffassung recht allgemein werden zu lassen!"

Man traut seinen Augen nicht. Das Volk hegt den rührenden Glauben, der Arzt sei des Heilzwecks wegen da und bezeuge seine Befähigung eben durch die Heilung, und es giebt ja auch wissenschaftliche Werke, von großen Ärzten geschrieben, die diesem Köhlerglauben Vorschub leisten. Nein, sagt Herr Virchow, die Wissenschaft muß umkehren, der wirkliche Arzt wird an dem richtigen Gebrauch der Fremdwörter erkannt, darin liegt der Nutzen, den er stiftet. Durch Geschicklichkeit sich Ansehn erwerben zu wollen ist Unsinn, man imponirt den Dummen (und diese sind ja die Mehrheit) weit leichter durch reichliche Anwendung von Wörtern auf -om und auf -itis.

Der „Virchowverehrer" wird natürlich sagen: so ist das nicht gemeint. Darauf ist nur zu erwidern: dann wird zugegeben, daß Virchow nicht deutsch reden kann. Und das wäre allerdings nicht zu verwundern. Indem er alle Anstrengung darauf verwendete, in fremden Zungen reden zu lernen, konnte ihm wohl die Fähigkeit, sich in der Muttersprache richtig auszudrücken, abhanden kommen. Aber angesichts seiner Thätigkeit als Abgeordneter und Redner, die ihn zur Sorgfalt in der Behandlung der Sprache gewöhnen mußte, ist solche Auffassung schwerlich richtig, vielmehr ist anzunehmen, daß Virchow in der mitgeteilten Stelle, was er gesagt hat, auch wirklich hat sagen wollen, um so mehr, als er ja zu den zweiundvierzig gehört, die einst die berühmte Erklärung gegen den Sprachverein unterzeichneten.

Ist aber die Hoffnung, die Virchow am Schlusse ausspricht, in Erfüllung gegangen (und jedenfalls spricht nicht alles dagegen), so steht es schlecht um die Aussicht, daß die deutsche Sprache das große, ihr jetzt verlorne Gebiet der Heilkunde wieder erobern werde.

Dreisprachige Dörfer giebt es bei uns, seitdem außer Natur und Vernunft auch die Mode Einfluß haben darf auf die Sprache unsers Volkes durch erzwungne Vermittlung der Schuljugend. Daß der Dialekt da ist, ist eine nicht zu ändernde Thatsache, eine Naturerscheinung; ihn für häßlich zu halten, will der Verfasser dieser Zeilen niemandem wehren, obgleich er für sich der Überzeugung ist, daß jeder seiner „häßlichen" Laute in den lebenden Kultursprachen vorkommt und unbeanstandet gebraucht wird. Daß ferner alle Kinder Deutschlands hochdeutsch unterrichtet werden, ist, aus naheliegenden Gründen, sehr vernünftig. Wenn sich dabei zeigt, daß das „Volk" zwar sein Hochdeutsch verstehen und gebrauchen lernt, aber es nicht anwendet, sondern zu seinem Dialekt zurückkehrt, sobald der Zwang der Schule vorüber ist, so kann man das bedauern, man wird es aber voraussichtlich in langer Zeit nicht ändern. Was soll man aber dazu sagen, daß bei diesen eben geschilderten Verhältnissen nun noch ein drittes Idiom auf unsre Dörfer und in die Bürger- und Armenschulen unsrer Städte verpflanzt wird — das Theaterdeutsch?

Der Dialekt meiner Gegend würde ein bekanntes Verschen von Hey so ausgesprochen haben: „Genk wack, Igel, ech mot dich nech." Niemandem ist es eingefallen, die k-Laute darin für besonders schön zu halten. Nach allgemeiner Aussprache des Hochdeutschen deklamiren die Kinder: „Geh weg, Igel, ich mag dich nicht." Und neuerdings kommt der Herr Lehrer oder „die Fräulein" Lehrerin,

Digitized by Google

die frisch vom Seminar entlassen sind, und drillen nach dem Dogma: Das g hat nicht mehr einen verschiednen Laut, je nachdem es Anlaut ist oder auf a, o, u, au — oder auf i, e, ei, eu, äu und die Schmelzlaute folgt, sondern es ist unter allen Umständen ein „Gaumenexplosionslaut" wie im Anlaut. Da nun in dem allergrößten Teil Deutschlands weder die Jungen noch die Alten ein weiches, „stimmhaftes" g aussprechen können, so entsteht selbstverständlich eine harte, gespreizte, knorpelige Sprache; denn nun kommt ganz natürlich folgende Aussprache zu stande: „Geh weck, Ikel, ich mak dich nicht."

Glückliche Jugend! So jung und schon dreisprachig! Mit euern Eltern und unter euch sprecht ihr Dialekt, mit Fremden, mit Respektspersonen des Ortes hochdeutsch und in der Schule à la Riccaut de la Marlinière. Ihr seid zu gescheit, zu leicht von Begriffen, zu sprachgewandt, daher müssen euch ein paar Schwierigkeiten mehr zu den vorhandnen in den Weg gelegt werden, z. B. die, daß euer Lehrer euch das „Normalwort" Kruk vorführt und die zu Hause nachhelfenden Eltern nicht anders als Krug sagen können, oder die, daß ihr in Verwirrung geratet, wenn da die Rede ist von Ecken, mit denen geeckt wird, von Schmucklern, von Flacken, mit denen geflackt wird, u. s. w. Ihr seid zu tiefgründig, daher muß für Veräußerlichung gesorgt werden, indem den psychischen Begriffen, den Anschauungen, die im Innern als empfindungs- und gefühlbildende Kräfte thätig sein sollen, etwas fremdartiges zum Trüben und Verwirren beigegeben und dadurch etwas mehr vom äußerlichen Drill auf Kosten wirklicher Bildung zu stande gebracht wird. Der Gruß Adieu war euch verboten worden, weil er ein fremder Gruß ist; dafür schallts nun im Chor (d. h. nur in der Schule) „guten Mokn, guten Tack!" Nun ists besser, nun denkt und empfindet ihr das richtige dabei.

Lange haftet freilich der Putz nicht, mit der Entlassung aus der Schule fallen die fremden Federn aus dem Gefieder, die Tournüre wird abgelegt, die an die Apfelbäume genötigten Birnen vermögen sich nicht zu halten. Noch weniger als es der allgemeinen hochdeutschen Aussprache hat gelingen können, die Laute des Dialekts zu verbannen, wird es dem Theateridiom gelingen, gegen jene beiden aufzukommen. Wozu also den Zwiespalt hineinwerfen ins Volk oder vielmehr zwischen Schule und Haus, wozu diese erfolglose und für Schule und Schüler nachteilige Beunruhigung?

Hätt es dem lieben Gott gefallen,
Wir wären alle Nachtigallen.

Es mag in Deutschland Gegenden geben, wo man niemals die Aussprache des g gehabt hat, die, nach den Reimen aller hervorragenden Dichter unsrer zweiten klassischen Zeit zu urteilen, in Deutschland herrschend gewesen ist. Aber was schadet es auch, wenn ein paar Millionen Deutscher wie mein Nachbar Schlesinger sprechen: Geben Sie mir ein beleckes Butterbrot! oder: Das Übel lickt zu tief, du krickst nicht heraus. Wir haben deshalb keinen Streit angefangen mit ihnen, möchten aber nun doch fragen: Mit welchem Recht will eine Minderheit jetzt der Mehrheit eine ähnliche Aussprache gewaltsam aufdrängen? Wer hat in dieser Angelegenheit Gesetze zu geben? Früher sagte man: Das Volk und die Dichter, und noch dazu ließ man bloß die guten gelten. Jetzt sagen die Schriftgelehrten: Die Bühne hat entschieden. Nun, wenn an der Bühne selbst etwas zu entscheiden gewesen ist, so hat sie dazu auch unzweifelhaft das Recht gehabt, aber was wäre denn im Volke und für das Volk zu entscheiden gewesen? Ist etwa der Stand der Schauspieler durch seinen Bildungsgang oder seine Stellung berufen, Gesetze zu geben? Mir fallen Zeitungsnachrichten ein, nach denen an den königlichen Schauspiel-

Digitized by Google

häusern in Berlin scharfe und schärfere Anordnungen den ausnahmslosen Gebrauch des modernen g erst durchgedrückt haben. Also die Bühne selbst erst abhängig von irgend einer hochgräflichen Laune, das Ganze vielleicht nichts weiter als eine Art militärischen Drills? Die Bühne kann den style soutenu pflegen, das Volk nicht; die Bühne ist der Ort, wo der gewöhnliche Mensch glaubt, sich jedenfalls anders als natürlich geben zu müssen. Ästhetische Urteile über Sprachlaute können überhaupt für die Gesamtheit niemals maßgebend werden, lebende Sprachen kümmern sich um die Frage, was schön oder nicht schön klingt, gar nicht. Wohin kämen wir auch? Wie lange würde es dauern, so ließen wir unsre Dorfjugend gurgeln: Machta und Machgareta wachteten im Gachten! Kein Laut ist so „häßlich," daß ihn nicht die Mode in Kurs bringen könnte. Möchten sich darum Schulleiter und Lehrer doch entschließen, unbekümmert um das Gebahren exklusiver Gesellschaftskreise, wo das Fremdartige immer das Vorgezogne ist und unter Moden die Natürlichkeit erstickt, die Pforten der Schulen zu verschließen gegen alle Launen der Mode und allen uniformirenden Drill.

Eins nach außen, schwertgewaltig
Um ein hoch Panier geschart,
Innen reich und vielgestaltig,
Jeder Stamm nach seiner Art.

Ein Einhalten auf dem eingeschlagnen Wege scheint uns für Volksschulen dringend geboten. Erwachsene, vielfach zur Beachtung inhaltloser Formen durch Umstände gezwungen, mögen sich ohne Schaden eine Tournüre der beschriebnen Art aufschnallen; für die naive Jugend bedeutet sie eine innere Unwahrheit, zu der Erzieher ihre Pflegebefohlenen nicht ohne Not drängen sollten.

Ein neuer Kupferstich. Louis Jacoby in Berlin hat einen Stich veröffentlicht nach dem Fresko Sodomas, das die Hochzeit Alexanders und der Roxane darstellt. Nur sehr wenige von den Tausenden, die jährlich nach Rom reisen, bekommen heutzutage das Bild zu sehen. Die Villa Farnesina öffnet zwar zweimal des Monats ihre Gartensäle, wo Raffaels Psychegeschichten und die Galatea zu sehen sind; wer aber nach Sodoma fragt und in das obere Stockwerk hinauf verlangt, dem stellt der Thürhüter ein kategorisches: Impossibile! entgegen. Erst wenn die Fremdenzeit vorüber ist und die Sommersonne Rom entvölkert, mag es einzelnen gelingen, Zugang zu jenen Räumen zu finden. Was sich aber dann dem Auge dort bietet, wird nicht leicht vergessen werden. Nicht umsonst ist Sodoma in der Nähe Lionardos aufgewachsen. Er hat seinen weiblichen Köpfen in einigen Fällen einen Ausdruck von Holdseligkeit verliehen, der jeden Beschauer gefangen nimmt, und die Weichheit seines malerischen Vortrags entzückt um so mehr, je empfindlicher gerade in der Farnesina der künstlerische Sinn verletzt wird durch die grenzenlos rohe Behandlung, die Raffaels Figuren erfahren haben. An einen Kupferstich werden hier die höchsten Anforderungen gestellt; aber man darf sagen: Jacoby ist ihnen als Meister gerecht geworden.

Der Raum, wo sich das Hochzeitsbild befindet, ist nicht groß. Es nimmt eine Schmalseite ein und liegt der Fensterwand gerade gegenüber. Der Besteller war Agostino Chigi, ein Bankier, derselbe, der auch Raffael beschäftigte und der die Villa hatte bauen lassen.

Die Szene ist auf den hohen festlichen Ton des römischen Cinquecento gestimmt. Ein ideales Lokal: kein gewöhnliches Zimmer, sondern ein Raum, der sich ohne Thüren ins Freie öffnet, in Säulenhallen überführt, den reichlichsten Ausblick in die freie Landschaft gewährt, ein Raum, wie er nie gebaut worden ist und noch

Digitized by Google

weniger zu einem Vermählungsfest gewählt worden wäre. Aber die Leute fragten damals nicht nach der historischen Richtigkeit und Möglichkeit, sondern sie gaben sich zufrieden, wenn die architektonischen und landschaftlichen Motive dazu beitrugen, den Eindruck des Jubels zu verstärken.

Der Blick fällt zunächst auf die Braut. Sie sitzt (links) auf dem Bettrand, am untern Ende. Nur wenige Gewandstücke hüllen noch ihre Glieder ein. Amoretten sind eifrig dabei, die Entkleidung zu besorgen. Mit großem Kraftaufwand sucht einer ihr die Sandalen vom Fuße zu streifen. Schamhaft verlegen sieht sie ihm zu. Ein andrer hat sich auf die Polster und neben sie herangemacht; er hält das leichte Hemd über ihrer Brust fest und sieht dem nahenden Bräutigam entgegen, als wollte er fragen, ob der Augenblick da sei, es fallen zu lassen.

Alexander naht mit der vornehmen Gelassenheit, die das Cinquecento seinen Helden zu geben liebte. Er reicht der Braut eine Krone. Dabei greift die linke Hand mit etwas blöder Bewegung in den Mantel. An dem Tritt vermißt man die Festigkeit. Es wird wohl niemand widersprechen, wenn wir diesen Alexander als die am wenigsten glückliche Figur des Bildes bezeichnen. Der Beschauer hält sich lieber an den kleinen Putto, der mit Lachen den König am Rocke nach dem Bette zerrt.

Hinter Alexander, der gerade die Mitte des Bildes einnimmt, folgt noch eine Gruppe von zwei Jünglingen, der eine bekleidet, der andre fast nackt: man nennt sie Hephästion und Hymenäus. In den Augen und in der Handbewegung des Nackten liegt der Ausdruck staunenden Entzückens über den lieblichen Anblick. Auch diese Geberde aber maßvoll, zurückhaltend, vornehm.

Aber noch nicht genug der Figuren. Rechts kommt noch ein Zug Putten heran, mit allerlei Scherz, und am linken Ende der Bilder, von wo wir ausgegangen sind, steht auch noch ein Grüppchen von Dienerinnen, die sich entfernen sollen, aber nur langsam Platz machen. (Die eine trägt einen Krug auf dem Kopfe und bietet einen interessanten Vergleich mit der bekannten Figur in Raffaels Burgbrand.) Das eigentliche Leben scheint aber erst oben, in den Lüften, anzugehn. Wenn die Mägde hinaus müssen, so dürfen doch die Putten im Saal drin bleiben. Sie schwärmen herum und verschießen ihre Pfeile, während die vorsichtigern bei Zeiten auf dem Dach des Bettes hinter den grünen Vorhängen einen guten Platz sich sichern.

Der Reiz liegt bei Sodoma immer mehr in den Einzelmotiven als im Ganzen. Er hatte wenig Gefühl für eine harmonische Raumfüllung. Auch dieses Bild wirkt oben wie abgeschnitten. Die Figuren sind so verteilt, daß man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, sie litten Zwang unter dem Rahmen. Das Bild im ganzen hat auch kein angenehmes Verhältnis zu dem Zimmer, in dem es sich befindet. Es erscheint bei seiner Größe beengt, und mit den Gemälden der anstoßenden Wände ergeben sich unangenehme Widersprüche.

Sodoma war kein architektonisch denkender Künstler. Sein Stil hat etwas weiches, fließendes. Sein Geschmack ging auf das weibliche. Die festgefügte männliche Form und die Darstellung entschiedner Handlung ist nicht seine Sache. Er hat keine scharfe Zeichnung. Aber in der Modellirung des blühenden Fleisches ist er von größtem Reiz und in der Wirkung des Helldunkels ein Zauberer. In der Wiedergabe dieser Eigenschaften lag die größte Schwierigkeit für den Stecher: die Hand Jacobys scheint sie mühelos überwunden zu haben. Sein Stich wird dem, der das Original nicht gesehen hat, eine Vorstellung von der bestrickenden Wirkung von Sodomas Pinsel geben. Das Blatt hat eine Größe von 32 zu 59 Centimetern. H. W.

Digitized by Google

Litteratur

Zur Grillparzerbibliothek. Es ist zwar altmodisch geworden, von dem Maß in irgend welchen Dingen zu reden, und die „Moderne“ thut sich etwas darauf zu gute, mit diesem blöden Begriff der „Antike“ gründlich aufgeräumt zu haben. Aber man sollte sich doch die Leute, denen man das Maßlose zumutet, etwas genauer ansehen. Wenn man z. B. das früher gegen einen Dichter wie Franz Grillparzer verübte schwere Unrecht und die oberflächliche Unterschätzung der dreißiger und vierziger Jahre dadurch gut machen möchte, daß man nun zur byzantinischen Vergötterung schreitet und über denselben Dichter, dem man früher keinen ordentlichen Aufsatz widmen mochte, eine ganze Bibliothek zusammenschreibt, so müßte man doch zuvor bedenken, daß sich die Modernen den Teufel um Grillparzer kümmern, und die sämtlichen Bände und Hefte besagter Bibliothek ihre Leser unter den Leuten suchen müssen, die auf das glücklich überwundne Maß noch irgend etwas halten. Ganz abgesehen davon, daß der Versuch, Grillparzer eine ähnliche Stellung und Nachwirkung in der deutschen Litteratur und Kultur zu sichern, wie Goethe, Schiller oder selbst Lessing, an der innern Unmöglichkeit scheitert, daß Grillparzer, bei aller Bewunderung, die seine Dichtungen verdienen, als Persönlichkeit, als Bildungsmensch weit hinter den großen vorbildlichen Gestalten der klassischen Zeit zurückbleibt, ist überhaupt die Zeit gekommen, unsre Bibliotheken zu sichten, nicht aber neue Bibliotheken zu schaffen. Dazu muß man sich sagen, daß selbst ein mäßiger Teil der papiernen Anerkennung, die heute dem Dichter gezollt wird, vollkommen hingereicht hätte, dem Lebenden eine freudigere Entfaltung zu gönnen und ihn vor der galligen Mißlaune, der verstimmten Mißrede zu bewahren, die uns aus der Schrift Grillparzers Ansichten über Litteratur, Bühne und Leben, Unterredungen mit Adolf Foglar (Stuttgart, G. J. Göschen) entgegenklingt. Dergleichen Veröffentlichungen schaden geradezu dem Dichter. Man muß sich sein unerquickliches Leben, seinen österreichischen, ja Wiener Partikularismus beständig ins Gedächtnis rufen, um sich gewisse, kaum glaubliche Äußerungen Grillparzers erklären zu können. „Ich fürchte die Präponderanz Preußens fast noch mehr als die Frankreichs,“ orakelt er nach den preußischen Siegen. „Es kann noch immer ein unerwartetes Wunder kommen. Ich denke noch daran, wie im Jahre 1811 alle Welt den Kaiser Napoleon für unbesiegbar hielt und die Hände in den Schoß legte. Nach einem Jahre ist er mit seinem ganzen Heere in Rußland durch den Frost umgekommen. So kann auch heute die preußische Macht gebrochen werden.“ Grillparzer dachte wohl nur daran, daß der russische Frost die erste Ursache zum spätern Sturz Napoleons geworden war. Denn was das historische Faktum anlangt, so ist freilich das Heer des Kaisers in Rußland erfroren, aber nach Aussage des neunundzwanzigsten Bulletins „war die Gesundheit Seiner Majestät nie besser.“ Grillparzer findet es in diesen Unterredungen ganz natürlich, daß die flache Wiener Malice den schweigsamen Uhland für einen Trottel hält und fügt erstaunlich unbefangen hinzu: „Wir alle reden auch im Dialekt, der Österreicher wird jedoch nie lächerlich werden. Aber wenn der Schwabe Geischt sagt statt Geist, lacht alles — sowie wenn der Sachse sein singendes Hochdeutsch anfängt.“ Hier tritt Grillparzer nicht bloß in die Fußstapfen, sondern sogar in die Schuhe des ehrlichen englischen Bedienten Tom Dawson, der seine Beobachtungen in dem Paris der Restauration mit den Worten

Digitized by Google

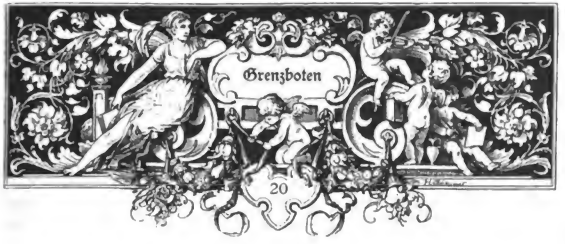
zum besten giebt: „Die französischen Fußgarden gehen blau und alle Feldregimenter statt rot weiß, was sehr einfältig für Soldaten aussieht und was die blauen Uniformen betrifft, so passen sie bloß für die Blauen (englisches Reiterregiment) und die Artillerie.“ Daß neben solchen unerquicklichen Geplauscht auch geistvolle und tiefere Äußerungen in diesen Unterredungen enthalten sind, braucht nicht erst gesagt zu werden. Immer aber kontrastirt die Bitterkeit und Schärfe aller Urteile über Deutschland und deutsches Geistesleben unerfreulich mit der bequemen, ja einfältigen Duldung der erbärmlichsten Mittelmäßigkeit, wenn sie deutsch-österreichisch ist. Etwas von dieser Art Grillparzers leuchtet auch aus dem Buche Im Jahrhundert Grillparzers, Litteratur- und Lebensbilder aus Österreich von Adam Müller-Guttenbrunn (Wien, Kirchner und Schmidt) hervor, nur daß hier der Verfasser ein klares Bewußtsein davon hat, daß der Mensch Grillparzer „eines der merkwürdigsten seelischen Probleme ist“ und daß, wer seinem Wesen näher zu rücken versucht, das Gefühl hat, „als ob er plötzlich den Boden unter den Füßen verlöre.“ Jedenfalls darf man sich dagegen verwahren, daß dem Sonderlingsleben und der hypochondrischen Mißstimmung des Dichters irgend eine vorbildliche und maßgebende Bedeutung zugesprochen wird. Und vor allem darf aus dem persönlichen Verhältnis Grillparzers zu einer ganzen Reihe von Wiener „Dichtern“ nicht gefolgert werden, daß eine Verpflichtung für Kritik und Publikum obwalte, besagte Dichter ernsthaft und als Talente zu nehmen. Es mag so sein, wie Grillparzer einmal gesagt hat: „Wissen S', wenn man jemand nur nicht gesagt hat: du bist ein Esel! so geht er hin und erzählt, ich hab' ihn gelobt.“ Dennoch bleibt es wahr, daß Grillparzer eine wunderliche Schwäche für die poetischen Schönredner und die Trivialromantiker der altösterreichischen Litteratur hatte, und daß uns die anschwellende Grillparzerlitteratur mit der Gefahr bedroht, zu Grillparzer auch die Otto Prechtler, Eduard Mautner, Josef Weilen und der Himmel weiß wen noch als Klassiker in den Kauf nehmen zu müssen. Die Aufsätze über „Theodor Körner in Wien,“ „Ferdinand Raimund,“ „Eduard Bauernfeld,“ „Ludwig Anzengruber“ u. a., stehen zu Grillparzer nur in der ganz äußerlichen Beziehung, daß die Besprochnen in seinem Jahrhundert lebten.

Die gehaltvollste unter den neuesten Grillparzerschriften scheint uns ein Heft: Grillparzer. Studien von Dr. Adolf Lichtenfeld zu sein. (Wien, Carl Graeser). Hier finden sich sechs Aufsätze, deren Inhalt auch da noch wertvoll und anregend erscheint, wo man dem Verfasser nicht zustimmen kann. Die einzelnen Studien behandeln: „Die Einheit der Zeit,“ „Das Entsagungsmotiv,“ „Kultur und Barbarentum,“ „Noch ein Bancban,“ „Die klugen Frauen,“ und gipfeln in dem Schlußaufsatz „Über die Schaffensweise Grillparzers,“ der sich eingehend mit der schwer zu erläuternden künstlerischen Psyche des Dichters und mit dem Unterschied zwischen seiner ersten und seiner zweiten Schaffensperiode beschäftigt.

Ein künstlerisch vollendetes Werk über Grillparzer würde mehr bedeuten und mehr nützen, als die anschwellende Bibliothek nichtiger Erinnerungen und tüchtiger Studien.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google



Interessenvertretung und Bundesrat

Interessenvertretung ist das Schlagwort unsrer Zeit, der elektrische Funke, der die Herzen des Volkes lebhafter schlagen macht, die Flut, die die trägen Volksmassen aufrührt, mit fortreißt und zu neuen Gestaltungen drängt.

Das Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte die Welt mit dem Gedanken der politischen Freiheit und Gleichheit beschenkt. Der Widerstand mittelalterlicher Staatsgestaltung dagegen war bald gebrochen, und siegreich hat die Fahne der politischen Freiheit und Gleichheit die Welt erobert. Der Traum, der unsre Väter und Großväter zu Anfang dieses Jahrhunderts erfüllte, ist längst zur Wirklichkeit geworden, aber — das Glück ist ausgeblieben, und neue Träume von Glück und Wohlfahrt haben sich der Volksseele bemächtigt.

Die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts hat die Welt erkennen lassen, daß politische Freiheit und Gleichheit nur wesenlose Schatten sind, unter deren Herrschaft sich ein Grad von bürgerlicher und sozialer Ungleichheit und Unfreiheit gebildet hat, wie er in der Geschichte der Menschheit kaum jemals dagewesen ist. Statt des verheißnen Menschenglücks ist ein Massenelend über die Welt hereingebrochen, das durch die Anhäufung von irdischen Gütern in einzelnen Händen nur um so greller beleuchtet wird. Kein Wunder, daß die Völker aus den Träumen ihrer politischen Kindheit erwachen, und der Schrei nach Brot statt der gebotnen Steine in allen Kreisen der Bevölkerung ertönt. Ihn beschwichtigen wollen wäre kindisches Bemühen, vergeblich wie der Versuch, den Orkan aufzuhalten, der über die Länder fegt. Wer sich ihm entgegenstellt, wird niedergeworfen, und wäre er der mächtigste Mann der Erde. Nur wer mit dem Sturme segelt, kann die Macht des Sturms überwinden und sein Schiff im sichern Hafen bergen.

Digitized by Google

Der Ruf nach Interessenvertretung, der heute aus allen Gauen Deutschlands ertönt von dem wilden, rauhen Wutschrei der Sozialdemokraten und Antisemiten bis zu den Klageliedern der Handwerker und Landwirte, deutet den kommenden Sturm an. Der erfahrene Pilot hat seine Anzeichen längst bemerkt und den Mann am Steuerruder gewarnt. Möge dieser rechtzeitig seine Vorbereitungen treffen und das Staatsschiff in ruhiges Fahrwasser leiten. Das ist die große Aufgabe, vor der die deutsche Staatsleitung heute steht. Die Bewegung sich selbst überlassen, hieße einfach die Konfusion zum Regierungsprinzip machen. Die Politik des laissez aller — la politique des imbecils — wäre einer solchen Bewegung gegenüber ein Verbrechen. Wir bedürfen einer rettenden That, wenn der Wirrwarr, die Zersetzung, das politische Babel nicht unheilbar werden soll! Werden die Männer am Ruder dieser Aufgabe gewachsen sein?

Graf von Caprivi hat die Führer der agrarischen Bewegung davor gewarnt, einen Sturm zu entfesseln, den zu bannen sie leicht die Macht verlieren könnten. Er hat die Konservativen gemahnt, die demagogischen Bahnen zu verlassen, in die der Antisemitismus eingelenkt habe. Vergebliche Mühe! Bewegungen von so elementarer Gewalt wie die Sozialdemokratie, der Antisemitismus, die agrarische Frage werden überhaupt nicht gemacht, sie machen sich selbst. Der einzelne ist nur Werkzeug, nicht Urheber, er schiebt nicht, er wird geschoben, und wenn er zurücktritt, so treten zehn andre an seine Stelle. Warnungen, auch die wohlgemeintesten, haben solchen elementaren Kräften gegenüber meist die entgegengesetzte Wirkung, sie vergrößern die Macht des Sturmes, statt ihn zu besänftigen. Demagogisch nannte man den Aufschrei des Volkes, sich selbst zu helfen. Gewiß! Demagogisch ist alles, was das Volk selbst machen muß, weil es ihm von seinen berufnen Leitern versagt wird. Demagogisch ist vor allen Dingen das allgemeine Stimmrecht. Kann man sich wundern, wenn das Volk nach sechsundzwanzigjähriger vortrefflicher Schulung durch die politischen Parteien endlich die Waffe für sich gebrauchen lernt, die es bisher nur im Interesse andrer geschwungen hat? Ist das nicht die notwendige und unausbleibliche Folge unsrer fundamentalsten Verfassungsbestimmung, eine Folge, die jedes politische Kind schon 1867 voraussehen konnte? Was soll also der Vorwurf „demagogisch“ einer solchen demagogischen Verfassung gegenüber bedeuten? Was will man damit erreichen? Sieht Graf Caprivi nicht, daß gerade der Aufschrei unsers Volkes nach Interessenvertretung vielleicht die Möglichkeit bietet, aus den demagogischen Unmöglichkeiten, die die Reichsverfassung nun einmal geschaffen hat, auf gesetzlichem Wege herauszukommen? Wohlgemerkt, wenn die Bewegung richtig gewürdigt und staatsmännisch geleitet wird! Das ist die Aufgabe der Reichsregierung.

Doch wie ist diese Aufgabe zu erfüllen?

Nun, es führen viele Wege nach Rom, der eine schwieriger und steiler

Digitized by Google

als der andre, und in einer Frage, deren Lösung durch bisher unbekannte Gebiete führt, hat jeder Pionier das Recht und die Pflicht, zu sprechen, wenn er in dieser unwegsamen Gegend einen Pfad gefunden zu haben glaubt.

In einem monarchischen Staat ist die Lösung einer solchen fundamentalen Frage zunächst Aufgabe der Regierung. Deshalb wenden sich in Deutschland heute alle Blicke fragend nach oben. Der einzelne kann nur anregend oder aufklärend wirken, die Führung, die Entscheidung gehört der monarchischen Staatsleitung. Erst wenn sich diese dauernd ihrer Aufgabe nicht gewachsen zeigt, denkt das Volk an Selbsthilfe. Im Interesse der Monarchie liegt es aber, daß ein solcher Zeitpunkt in Deutschland niemals eintrete.

Wie und wo aber kann die Regierung den Hebel ansetzen, ohne den wohlgefügten Bau Deutschlands zu erschüttern? Verfassungsänderungen sind immer gefährliche Operationen, namentlich in einem so jungen Staatswesen, wie es das deutsche Reich ist. Wer dazu schreiten muß, der sehe wohl zu, daß er das Messer an der richtigen Stelle ansetze und den Schnitt nicht tiefer mache, als zur Heilung unbedingt nötig ist.

Wer wie das deutsche Volk jetzt unter dem Eindruck steht, den das unbefriedigende Scheinleben unsers Reichstags in den letzten Monaten auf alle Kreise gemacht hat, wer die völlige Unfruchtbarkeit der Verhandlungen, die Furcht vor jeder ernsten Entscheidung, den Mangel an allem eignen Vorgehen, den Wirrwarr der Meinungen, die leeren Bänke, das Sichbreitmachen einzelner parlamentarischer Routiniers, die Unfähigkeit, selbst die wichtigsten Fragen, wenn sie von einem Fraktionsgegner angeregt werden, ernst und sachlich zu behandeln, kurz, das ganze politische Babel in unserm Parlament täglich bitter empfunden hat und mit den leidenden Berufsständen unsers Volkes in den Erlösungsruf (!) nach Interessenvertretung einstimmt, der wird dabei natürlich an eine anderweitige Organisation des Reichstags, an Änderung der Wahlordnung u. s. w. denken. Änderung des Reichstags und Umwandlung in eine Interessenvertretung — das ist der naheliegende Gedanke, der heute unausgesprochen in den Köpfen von Millionen deutscher Bürger klingt.

Und doch, wer hätte heute wirklich die Macht und den Mut, den Kampf mit dem allgemeinen Stimmrecht aufzunehmen! Die Zeit hierfür scheint uns vorüber oder — vielleicht noch nicht gekommen. Fürst Bismarck, im Vollbesitz seiner mächtigen Stellung, hätte es vielleicht ohne Gefahr vermocht, als er einsah, daß das von ihm zur Bekämpfung des gefürchteten fürstlichen Partikularismus in die Reichsverfassung eingefügte allgemeine Stimmrecht ebenso überflüssig wie gefährlich war. Er hat den Versuch nicht gemacht — aus welchen Gründen, entzieht sich zur Zeit noch der Beurteilung. Heute, nachdem auch die ruhigen Massen des Volkes zum Bewußtsein der ihnen durch das allgemeine Stimmrecht verliehenen Macht gekommen sind, wäre der Versuch für seine Nachfolger unendlich gefährlicher, abgesehen davon, daß niemand unter

Digitized by Google

ihnen bisher hat erkennen lassen, daß er zu einem solchen Kampfe den Mut, die Willenskraft und die schöpferische Gestaltungskraft besitze. Die letzte Eigenschaft ist aber die wichtigste für den zukünftigen Reformator desall gemeinen Stimmrechts. Kühner Mut, zähe Energie würden sich finden, sobald erst ein Reformator erstanden wäre, der uns mit prophetischem Scharfblick sagen könnte, durch welche wirklich lebenskräftige Institution das allgemeine Stimmrecht zu ersetzen sei. Hier stehen wir aber in Deutschland vor einer absoluten Leere. Auch nicht der Schatten eines annehmbaren Gedankens darüber, welche bessere Organisation des Wahlrechts und der Vertretung das allgemeine Stimmrecht ersetzen könnte, ist bisher aufgetaucht. Wer aber an den Grundlagen unsrer politischen Organisation rütteln will, der muß vor allen Dingen wissen, auf welche festern Grundlagen er unsern Staatenbau gründen will, wenn er nicht auf Sand bauen und das ganze Gebäude zum Wanken bringen will. Die bloße Erkenntnis der offenkundigen Mängel unsers Verfassungsbaues, namentlich der Unvereinbarkeit des allgemeinen Stimmrechts mit dem dauernden Bestand einer sozialen Monarchie genügt nicht. Wir würden in wahnwitzige Bahnen einlenken, wenn wir einreißen wollten, ehe wir wissen, ob wir besser und fester wiederbauen können. Das wäre sozialdemokratisches Gebahren, aber kein monarchisch-staatserhaltendes. Für uns ist deshalb jede Änderung der Reichsvertretung und der Reichswahlordnung zur Zeit noch ultima ratio, die erst dann in Frage kommen könnte, wenn der Krieg unvermeidlich geworden wäre.

Und doch verlangt das Volk von Tag zu Tag dringender nach einer wirksamen Vertretung seiner wirtschaftlichen Interessen und beginnt schon vereinzelt seine Unzufriedenheit mit den bestehenden wirtschaftlichen Zuständen auf die Staatsleitung zu übertragen! Wir fragen jeden ernsten deutschen Mann: Soll diese Entfremdung von Minute zu Minute wachsen? Wohin soll es führen, wenn sich die konservativsten Teile des Volkes innerlich mehr und mehr von König und Vaterland abwenden? Hier muß Abhilfe geschafft werden, wenn die Zustände nicht haltlos werden sollen. Daß Büreaukratie und Parlament dem nicht gewachsen sind, fühlt jeder deutsche Bürger und Landmann heute instinktiv. Wer nicht einen Strohhalm sein eigen nennt, wer mit dem Volks- und Erwerbsleben der Nation gar keine persönliche Fühlung hat, kann selbst beim besten Willen für die Leiden des Volkes kein wirkliches Verständnis haben, es fehlt ihm eben an dem geeigneten Organ der Erkenntnis. Wohl kann man ohne ein solches die statistischen Tabellen über Einfuhr und Ausfuhr, über Erzeugung und Verbrauch virtuos beherrschen. Aber die Hauptsache: wie diese toten Zahlen auf Volkswohl und Volkswehe wirken, bleibt dem reingezüchteten Büreaukraten fremd. Denn Volkswohl und Volkswehe gehören zu jenen wunderbaren „Imponderabilien," die wie Feuer, Licht und Elektrizität die gewaltigsten Kräfte in sich schließen, die sich aber nicht nach Zahl und Gewicht bestimmen lassen, sondern nur mit dem Auge wahrgenommen,

Digitized by Google

mit den Nerven gefühlt werden können. Der begabteste Staatsmann, der hierfür kein Organ hat, ist ein Verhängnis, mag er sonst von Wohlwollen und den besten Absichten triefen.

Wenn aber Büreaukratie und Parlament versagen, so folgern wir daraus mit Notwendigkeit, daß in unsern Staatsorganismus ein Organ eingefügt werden muß, das berufen und befähigt ist, die Vermittlung zwischen dem sozialen Leben der Nation und der bestehenden Gewalt der Gesetzgebung zu übernehmen und in allen wirtschaftlichen Fragen den eigentlichen Ausschlag geben muß!

Wir haben uns nun die Frage vorgelegt, ob und wo in die Reichsverfassung ohne Störung für die bestehende Organisation ein solches Organ eingefügt werden könne, und wollen versuchen, darauf Antwort zu geben. Daß es an einem solchen Organ in der Reichsverfassung fehlt, hat Fürst Bismarck mit seiner wunderbaren Feinfühligkeit für öffentliche Dinge längst herausgefunden und durch Einführung des Volkswirtschaftsrats zu ergänzen versucht. Der Versuch ist aber mißlungen, weil dem neugeschaffnen Institut jede gesetzliche Funktion fehlte. Es war nur eine neue Art von Büreaukratie geschaffen, die für die Regierung zeitweise vielleicht Wert hatte, im Volke aber nicht einmal einen succès d'estime erringen konnte. Denn eine Interessenvertretung, die nichts zu sagen hat, die dem Volke von der höhern Büreaukratie diktirt ist, die man nach Belieben fragen und nach Hause schicken kann, je nachdem sie für die leitenden Männer bequem oder unbequem wird, ist für das Volk wertlos. So war der Volkswirtschaftsrat von Anfang an ein totgebornes Kind, er konnte seinen Zweck nicht erfüllen, dem Volke eine Bürgschaft dafür zu geben, daß in wirtschaftlichen Fragen die wirtschaftlichen Volksinteressen allein ausschlaggebend sind. Man wird also die Lösung der Aufgabe auf einem andern Wege suchen müssen.

Bei dieser Sachlage möchten wir die Aufmerksamkeit auf den Bundesrat lenken und die Frage aufwerfen, ob nicht durch eine repräsentative Erweiterung und Umgestaltung des Bundesrats eine Einrichtung geschaffen werden könnte, die ohne weitern Eingriff in die Bundesverfassung dem Volke die unabweisbar notwendig gewordne Vertretung seiner wirtschaftlichen Interessen gewährte und gleichzeitig ein Gegengewicht gegen die im Reichstag von Jahr zu Jahr wachsenden rein demagogischen Strömungen bieten könnte. Unser Gedanke hierbei ist nicht, den Bundesrat in eine Art volkswirtschaftliches Oberhaus zu verwandeln. Möge der Bundesrat in politischen und Verwaltungsfragen seine jetzige Kompetenz und Organisation behalten, für Änderungen nach dieser Richtung hat sich bisher trotz der vielfach auseinandergehenden Meinungen über seinen Wert und Unwert kein klares, zweifelloses Bedürfnis ergeben. Wir möchten vielmehr die Frage anregen, ob nicht dem Bundesrat für seine Entscheidungen in allen Fragen volkswirtschaftlicher Natur ein aus

Digitized by Google

freier Wahl der Hauptberufsstände hervorgehender Beirat mit vollem Stimmrecht zur Seite gestellt werden könnte. Die Mitglieder dieses Beirats würden nach dem jetzigen Steuerverhältnis der Reichsverfassung auf die einzelnen Bundesstaaten zu verteilen sein und in diesen durch Wahl der bereits bestehenden oder zu schaffenden Berufsorganisationen (Handelskammern, Gewerbekammern, Landwirtschaftskammern) zu wählen sein. Die Einberufung des großen Bundesrats würde jederzeit dann einzutreten haben, wenn es von der Reichsregierung angeordnet oder von einer gewissen Stimmenzahl im kleinen Bundesrat hinsichtlich der zur Beratung stehenden Fragen verlangt wird.

Die jetzigen Funktionen des Bundesrats könnten durch eine derartige Erweiterung kaum beeinträchtigt werden, seine Stellung würde der Reichsregierung wie dem Reichstage gegenüber sehr an Bedeutung gewinnen, er würde an Rückgrat wie an Sachkenntnis wachsen und bei der steigenden Bedeutung der wirtschaftlichen Fragen für das Leben der Nation vielleicht der ausschlaggebende Faktor werden. Der Grundgedanke des Bundesrats ist schon heute Interessenvertretung, Schutz der berechtigten Interessen der Einzelstaaten gegen Majorisirung durch die Allgemeinheit. Jeder Zuwachs, den er in dieser Richtung erhielte, würde nicht bloß den wirtschaftlichen Interessen der einzelnen Bundesstaaten zu gute kommen und daher von diesen kaum bekämpft werden. Möglich, daß mit der Zeit aus diesem großen Bundesrat ein wirklich machtvolles Oberhaus herauswüchse, dem naturgemäß die Vermittlung und Versöhnung zwischen der monarchischen Spitze und dem demagogischen Unterbau unsrer parlamentarischen Verfassung zufallen würde, die sich heute ganz unvermittelt gegenüber stehen, und deren innere Unvereinbarkeit früher oder später unvermeidlich zu Krisen führen wird. Daß ohne ein solches starkes im Volke selbst wurzelndes Gegengewicht die Monarchie dem heranziehenden demagogischen Ungewitter dauernd werde standhalten können, wird selbst der zuversichtlichste Monarchist kaum zu behaupten wagen. Heute hat die Monarchie nur noch eine unerschütterliche Stütze — das Heer! Ohne dieses wäre der Straßenkampf mit Anarchie und Sozialdemokratie längst entbrannt. Wie lange wird diese Stütze unversehrt bleiben? „Nicht Roß, nicht Reisige sichern die steile Höh, wo Fürsten stehn!" heißt es im Preußenliede. Die sicherste Stütze des Throns liegt auch heute noch in der Liebe und Dankbarkeit des Volkes, die täglich neu aus der Überzeugung geboren werden muß, daß die berechtigten Interessen des Volks ihre beste Stütze im Throne finden.

Wohl nie hat ein Fürst seinen Nachfolgern ein größeres monarchisches Kapital hinterlassen, als Kaiser Wilhelm der Erste und Einzige an jenem 9. Märztage des Jahres 1888. Schier unerschöpflich schien es zu sein. Fünf kurze Jahre sind seitdem verflossen. Wer wie wir unter und mit dem Volke lebt und dabei einen Abscheu gegen jede bewußte Schönfärberei und Fälschung der Wahrheit hat, der wird sich mit Trauer eingestehen, daß der neue Kurs

Digitized by Google

dieses ungeheure Kapital weder vermehrt noch ungeschmälert erhalten hat. Wir zehren heute vom Kapital, obwohl ein statistisch geschulter Bürcaukrat aus der Thatsache, daß die Bestrafungen wegen Majestätsbeleidigung nicht zugenommen haben, mit überlegner Sicherheit leicht das Gegenteil beweisen könnte. Wo die Schuld liegt, ist schwer festzustellen. Nur so viel steht felsenfest, daß es wesentlich Versäumnisse auf wirtschaftlichem Gebiet gewesen sind, die an diesem Kapital gezehrt haben. Häufig war es auch nur ein unglückliches Wort, das den Ausschlag gab. Wer es den wahrhaft entsetzlichen sozialen und sittlichen Zuständen gegenüber, die das größte Wachstum der Industrie geschaffen haben, wagen kann, die Industrie als Nährmutter des Volkes zu feiern, den wird das Volk hoffnungslos zu den Blindgebornen rechnen. So trübe aber auch der Blick auf einzelnen Ministersitzen sein mag, um so klarer leuchtet uns ein Auge vom Thron entgegen. Ihm wird es nicht entgehen, daß es so wie bisher nicht weitergehen kann. Zu ihm schauen wir denn auch hoffnungsvoll in dem Sturm der Zeit auf! Möge die Vorsehung, die die Hohenzollern noch nie verlassen hat, ihnen auch in diesen dunkeln Tagen die Wege zeigen, der wirtschaftlichen Not des Volkes zu steuern! Das hoffen alle ehrlichen Deutschen, die noch nicht vom Dienste des Mammons geblendet sind und nicht aus Ekel vor dem wilden Tanz ums goldne Kalb in Haß und Groll ihr Herz vom Vaterlande abgewandt haben.

Innere Kolonisation

(Schluß)

Bei der Durchmusterung der vor Erlaß der Rentengutsgesetze unternommenen Kolonisationsversuche erwähnt Sering zunächst zwei Gründungen von Rittergutsbesitzern, die auf ihren Gütern Kolonisten ansetzten, lediglich zu dem Zwecke, sich Arbeiter zu sichern. Der eine Versuch, wo die Parzellen zu ganz freiem Eigentum verkauft wurden, verlief sehr glücklich für die Kolonisten. Mehrere von ihnen verkauften, nachdem sie es zu etwas gebracht hatten, ihr kleines Anwesen an Nachbarn, um anderwärts eine größere Besitzung zu erwerben, die Zurückbleibenden vergrößerten durch solche Gelegenheitskäufe stetig ihre Gütchen, und mit der Zeit ward aus der ursprünglichen Arbeiterkolonie ein stattliches Bauerndorf, das natürlich dem Gutsherrn keine Arbeiter mehr stellt. Im andern Falle hat der Besitzer die Parzellen nur verpachtet und sich durch raffinirt ausgeklügelte Vertragsbedingungen die Dienste der Kolonisten gesichert,

Digitized by Google

daß diese in thatsächlicher Hörigkeit an ihn gebunden sind. Der ist nun mit dem Erfolg seiner Gründung sehr zufrieden. Allerdings gesteht er ein, daß seine Insteute, weil sie besser genährt sind, in der Arbeit mehr leisten als die Pächter, die nur dadurch den Pacht erschwingen könnten, daß sie „sich durchhungerten," was Polen besser fertig brächten als Deutsche.

Sodann werden Kolonien in Pommern und Westpreußen geschildert, die nicht zu dem Zwecke gegründet worden sind, dem Gute Arbeiter zu sichern, sondern weil es das einzige Mittel war, Grundstücke zu verwerten, die zu veräußern die Not zwang. Ähnlich wie bei vielen von den Kolonien, die unter Friedrich dem Großen angelegt worden sind, verläuft hier die Sache je nach äußern Umständen und dem Charakter der Kolonisten auf dreierlei Weise. Entweder die Leute überwinden die ursprünglichen Schwierigkeiten, und es werden wie in dem oben erwähnten Falle aus den Kolonien schließlich Bauerndörfer. Oder die Leute schleppen sich kümmerlich, aber ehrlich durch, indem sie die Kaufgelderzinsen nicht vom Ertrage ihrer kleinen Grundstücke, sondern vom Nebenverdienst zahlen; solche Arbeiterkolonien drücken den Arbeitslohn im ganzen Umkreise. Oder es werden Räuber- und Spitzbubennester daraus. Es drängt sich, heißt es in einer Schlußbetrachtung, die Erwägung auf, „daß das Gedeihen einer Kolonie, wie aller andern menschlichen Institutionen, nicht nur von den äußern Bedingungen, sondern in gleich hohem Maße von den Menschen selbst abhängt, die daraus Lebendiges gestalten sollen. Gewiß haben die Wirtschaftsbedingungen einen bedeutenden Einfluß auf die Menschen und ihre Charakterentwicklung. Aber der innere Gehalt, den sie in die neuen Verhältnisse mitbringen, bildet unter allen Umständen die erste Voraussetzung des wirtschaftlichen Gelingens."

Den Ansiedlungen solcher Halbproletarier wird das Gedeihen schon dadurch erschwert, daß es darin ganz an dem belebenden Geiste, an aufmunternden Vorbildern, an erstrebenswerten Zielen, an Einflüssen höherer Bildung fehlt. So verfallen sie der Verkümmerung. Weit besser wird den angesiedelten Arbeitern das Fortkommen dort gesichert, wo sie zwischen Bauerngüter eingestreut und der Bauerngemeinde eingegliedert werden. Dies ist mit gutem Erfolg seit dem vorigen Jahrhundert in Mecklenburg geschehen, wo die Regierung aus verödeten Bauernhöfen und überschüssigen Bauernhufen nach und nach über 7000 Büdnereien (zu durchschnittlich 2000 Quadratruten = 4,34 Hektaren) und eine Menge Häuslerstellen zu 15 bis 25 Quadratruten gebildet hat. Selbstverständlich auf Domanialland, denn im ritterschaftlichen Anteil, der mit den Klostergütern 47 Prozent der Gesamtfläche umfaßt, ist die Bauernschaft beinahe vernichtet worden. Die Zahl der Bauernhöfe ist dort im Verlauf der letzten zwei Jahrhunderte von 12000 auf 1230 heruntergebracht worden, deren Wirte noch dazu nicht Besitzer, sondern nur teils Erb-, teils Zeitpächter sind. „Fährt man heute durch das Land, so sieht man im

Digitized by Google

Ritterschaftlichen stundenweit kein einziges Dorf — an ihrer Stelle herrschaftliche Wohnhäuser und Parks, daneben große Wirtschaftsgebäude und Katen der Gutstagelöhner. Die Bahnhöfe sind selbst Sonntags fast menschenleer; wer da ein- und aussteigt, [das] sind Gutsbesitzer, Diener in Livree und Passagiere der vierten Klasse. Die ganz vereinzelt in Gruppen von zwei bis fünf wie verloren stehenden Bauerngehöfte bilden niemals eine Gemeinde; ihre Inhaber sind, wie man versichert, und wie nicht zu verwundern ist, selten fleißige und tüchtige Wirte. Im Domanium aber erfreut der Anblick der zahlreichen, regelmäßig zehn bis fünfundzwanzig Gehöfte umfassenden, wohlhabenden Dorfschaften. Seit 1869 bilden sie selbständige Gemeinden; ihre früher bei unsicherm Besitz und starker Bevormundung recht zurückgebliebne Wirtschaft fängt neuerdings an, sich den modernen Anforderungen allmählich anzupassen." Bekanntlich fehlt es gerade den mecklenburgischen Rittergutsbesitzern am allermeisten an Arbeitern, wie es sich ja bei ihrer das Land entvölkernden Agrarpolitik von selbst versteht; aber wo die Rittergüter an Bauerndörfer des Domaniums grenzen, die mit Büdner- und Häuslerstellen durchsetzt sind, da haben sie über Arbeitermangel nicht zu klagen.

„Ländliche Anwesen — folgert aus alledem der Verfasser —, die zur Ernährung und Beschäftigung ihrer Eigentümer nicht ausreichen, sind der Regel nach nur da lebensfähig und geeignet, die Arbeiter wirtschaftlich und gesellschaftlich zu heben, wo 1. die Zahl solcher Stellen im Verhältnis zu den vorhandnen Erwerbsgelegenheiten nicht zu groß und eine Auswahl zwischen den verschiednen Arbeitgebern vorhanden ist; 2. die Größe der Stellen darauf berechnet ist, daß sie im wesentlichen von Frau und Kindern bewirtschaftet werden können, den Mann aber nicht hindern, seine Hauptkraft der Lohnarbeit zu widmen; 3. die grundbesitzenden Arbeiter Glieder von Landgemeinden bilden, deren Kern aus selbständigen bäuerlichen Nahrungen besteht. Bei der Frage der Arbeitsgelegenheit kommt im Osten namentlich die Schwierigkeit in Betracht, genügende Winterarbeit zu beschaffen. Die Klage ist dort sehr häufig, daß sich die Lage der ansässigen freien Tagelöhner fortwährend verschlechtere durch die Ausbreitung des Maschinendrusches. Früher hatten die Tagelöhner beim Dreschen mit dem Flegel den ganzen Winter hindurch zu thun. Jetzt wird schon im Herbst die Ernte ausgedroschen;*) den Arbeitern bleibt dann während der kalten Jahreszeit oft gar keine Beschäftigung. Im allgemeinen ist heute auf ausreichendes Auskommen der Kleingütler im Winter nur in der Nähe von

*) Eine andre Wirkung des Maschinendrusches ist, wie jüngst ein Landwirt, wenn wir uns recht erinnern, Herr Sombart, im Reichstage bemerkte, daß jetzt im Herbste die Getreidepreise stärker fallen, als sie sonst unter übrigens gleichen Umständen zu fallen pflegten. Während ehedem das Getreide den Winter über nur nach und nach verkauft werden konnte, werfen jetzt, wo das Ausdreschen in wenigen Wochen vollendet ist, die Gutsbesitzer um Martini herum ungeheure Massen auf den Markt.

Digitized by Google

industriereichen Städten oder bedeutenden Waldungen zu rechnen. Aber die in den Zeiten der landwirtschaftlichen Krisis keineswegs seltnen und nach Lage der preußischen Gesetzgebung leider nicht zu hindernden Verwüstungen von Forsten haben diese Arbeitsgelegenheit vielfach beschnitten. Gerade das Schwinden des Winterverdienstes hat auch aus großen Bauerndörfern viele Kleinstellenbesitzer mit den Ihrigen zur Auswanderung oder Sachsengängerei getrieben. Eine gewisse Konkurrenz um den Arbeiter ist notwendig, wenn die Löhne nicht sofort durch die Seßhaftmachung gedrückt werden sollen. Große Güter sind unter allen Umständen am besten situirt, wenn sie zwischen wohlhabenden und volkreichen Gemeinden liegen. Unzweifelhaft werden auch die Kinder der selbständigen Kolonisten keine Scheu tragen, als Gutsarbeiter thätig zu sein, wenn sie damit in einen aussichtsreichen, emporsteigenden Stand eintreten. Das Maß der Geneigtheit zum Dienste auf dem Gute wird freilich wesentlich von der Art der Behandlung und [der!] Verkehrsformen abhängen, die auf dem Gute üblich sind. Es wird eine der besten Segnungen der Kolonisation im Osten sein, wenn sie mit der größern Ausgleichung der Besitzunterschiede den unter unsern Gebildeten so weit verbreiteten Klassenhochmut zu beseitigen hilft, der in den jahrhundertealten Klassengegensätzen der ostelbischen Gebiete seine Hauptwurzel hat."

Die bisher betrachteten gehörten in die Klasse der Arbeiterkolonien. Bauernkolonien sind in den dreißiger und vierziger Jahren vom Domänenfiskus auf einigen seiner Güter in Neuvorpommern und Rügen gegründet worden, aber verunglückt. Auch die in den Jahren 1875 und 1876 gegründeten vier Bauernkolonien sind nicht besonders gut ausgefallen. „Durch die Sombartsche und Rimplersche Kritik des zu jener Zeit eingeschlagnen Ansiedlungsverfahrens ist in allen sachverständigen Kreisen zur Anerkennung gelangt, was sich in den großen Kolonialgebieten Nordamerikas längst herausgestellt hat, wie falsch es ist, wenn man die künftigen Heimstätten — oder gar die Äcker und Wiesen getrennt! — wie Kaffeesäcke öffentlich versteigert und dem spekulativen Güterhandel zugänglich macht, wenn man die Kolonisten gleichzeitig durch ungeeignete Zahlungsbedingungen zwingt, bei Privatgläubigern teuern und stets kündbaren Kredit zu suchen." Drei davon hat Sombart besucht, und er beschreibt eingehend ihren Zustand. „Die Kolonisation der Zukunft — heißt es dann weiter — ist die auf Privatgütern unter mehr oder minder eingreifender Vermittlung der Generalkommissionen. Hier ist die bestgelungne der mir bekannt gewordnen privaten Kolonisationen zu besprechen; sie bietet hauptsächlich aus dem Gesichtspunkte Interesse, daß sie erkennen läßt, wie sich die private und die öffentliche Thätigkeit im Ansiedlungswesen gegenseitig nützlich ergänzen können, und an welchen Punkten die staatliche Kontrolle den privaten Eigennutz vor allem zu beschränken haben wird." Gemeint ist die großartige Kolonisation in dem hinterpommerschen Kreise Kolberg-Körlin. Die Zahl der dort neugegründeten

Digitized by Google

Bauernstellen wird nach Besiedlung des zuletzt angekauften Rittergutes etwa dreihundert betragen. „Ist es demnach zwar unrichtig, wenn man behauptet hat, im Kreise Kolberg seien bereits ebenso viele Ansiedlungen ins Leben gerufen, wie vonseiten der Ansiedlungskommission in Posen und Westpreußen, so liegt hier immerhin ein Unternehmen vor, das wegen seiner sozialen Bedeutung Beachtung verdient. Es erscheint als ein höchst bemerkenswertes Anzeichen für die Lage der Landwirtschaft im Osten und das veränderte Verhältnis des kleinen zum großen Grundbesitz, wenn mehrere hundert Tagelöhner und Bauernsöhne in ein und demselben Bezirk ein Dutzend Rittergüter auskaufen und daraus einige hundert neue leistungsfähige Produktionsstätten bilden konnten, ohne jede andre Förderung, als die eines geschickten Geschäftsmannes, und ohne andre finanzielle Unterstützung, als die des privaten Kredits, dem erst im letzten Jahre der Kredit der Rentenbank zur Seite getreten ist." Der Unternehmer, ein Kolberger Kapitalist, der Sohn eines Getreidehändlers und auf dem Dorfe aufgewachsen, verfährt zwar durchaus ehrlich — Sering ist von Haus zu Haus gegangen und hat bei den Kolonisten keinerlei Beschwerde vernommen; nur von einem der Verkäufer sind ihm ernsthafte Klagen zu Ohren gekommen —, aber er verdient doch mehr Geld dabei, als eigentlich nötig wäre, und in mehr als einer Beziehung ließe sich das Verfahren verbessern; ein Hauptfehler liegt darin, daß keine Gemeindeländereien, keine Schul- und Kirchäcker abgesondert werden. Von den kleinern und ärmern Kolonisten — das gilt auch für anderwärts — plagen sich viele nur für die Gläubiger und leben bedeutend schlechter als früher, wo sie noch Tagelöhner waren. Ob sie sich halten können, das hängt von den Konjunkturen ab. Sie dürfen kein Unglück mit Vieh haben, und die Preise für Getreide müssen mäßig sein, die für Fleisch, Milch und Butter hoch stehen. Vortrefflich gedeihen die Restgüter; es ist also die größte Wohlthat für den verschuldeten Rittergutsbesitzer, wenn ihn jemand um drei Viertel seines übergroßen Grundbesitzes erleichtert.

In dem Kapitel über die Thätigkeit der Ansiedlungskommission in Posen und Westpreußen wird ein Umstand erwähnt, den wir schon vor drei Jahren hervorgehoben haben, daß sie nämlich den Boden unnötig verteuert. Wenn ein Käufer mit hundert Millionen bar auf den Markt tritt, von dem jedermann weiß, daß er unbedingt kaufen will und muß, so halten die Verkäufer natürlich so lange zurück, bis er ein Angebot macht, das ihnen paßt. Dazu kommt, daß der politische Zweck, dem der wirtschaftliche untergeordnet wurde, die Annahme deutscher Rittergüter ausschloß, und daß sich die polnischen, auf die es abgesehen war, meistens in schlechtem Zustande befanden, sodaß die Ansiedler nicht bloß teuern,*) sondern auch verwahrlosten Boden bekommen haben.

*) Freilich werden die Ansiedler selbst nicht verteuert, aber der Fiskus, d. h. die Gesamtheit der preußischen Steuerzahler, trägt den Schaden.

Digitized by Google

Hätte man — das sagt nicht Sering — ruhig gewartet, bis die polnischen Junker bankerott geworden wären, und hätte man sich, wie jetzt in den andern Provinzen, darauf beschränkt, für den gelegnen Fall die Hilfe der Generalkommission und der Rentenbank anzubieten, so hätte man spottbilligen Boden bekommen, und jene Herren wären aus der Weltgeschichte spurlos verschwunden, während sie jetzt einflußreicher sind als zuvor. Denn wie die übereifrigen und voreiligen deutschen Patrioten aus dem Posischen beständig klagen, mit dem schönen Gelde, das ihnen vom Kaufpreis übrig geblieben ist, haben sich ja die polnischen Junker in die Städte gesetzt und fördern mit ihren bedeutenden Mitteln den aufblühenden polnischen Gewerbestand, der dem deutschen erfolgreich Konkurrenz macht.

Abgesehen von diesem Fehler, der auf Rechnung der hohen Politik kommt, hat die Ansiedlungskommission ihre Aufgabe mit großer Umsicht und Weisheit gelöst. Was den Erfolg anlangt, so ist nach Sering zu unterscheiden „zwischen solchen Ansiedlungen, die der äußern, und solchen, die der innern Kolonisation angehören," d. h. die mit Kolonisten aus Westdeutschland oder mit solchen aus schon vorhandnen benachbarten Dörfern besetzt worden sind.

„Die ganz überwiegende Mehrzahl gehört der ersten Gruppe an. Die in einem Akt erfolgende Schöpfung jener Fremdenkolonien setzt Ansiedler von nicht unbedeutender Kapitalkraft voraus. Im großen und ganzen trifft diese Annahme mehr für die Ansiedler von [aus?] West- und Süddeutschland als für die ostdeutschen Kolonisten zu. Die West- und Süddeutschen haben regelmäßig aus dem Verkauf ihres kleinen, aber wertvollen heimischen Besitzes beträchtliche Mittel erzielt, sie verstehen auch dem Boden durch intensive Kultur die höchsten Erträge abzugewinnen. Sie sind mit relativ kleinen Stellen, die immerhin die heimischen meist um das vier- und fünffache übertreffen, zufrieden, erheben aber um so höhere Anforderungen an deren Beschaffenheit. Ihren Wünschen entsprechend sind sie meist auf wertvollerm Boden und in guter Verkehrslage angesiedelt worden."

„Die aus den östlichen Provinzen und namentlich aus Posen-Westpreußen selbst herangezognen Kolonisten sind nicht nur im allgemeinen weniger wohlhabend; an eine mehr extensive Wirtschaft gewöhnt, sind sie auch geneigt, von vornherein mehr Land aufzunehmen, als ihren Betriebsmitteln und Arbeitskräften entspricht. Sie müssen um so mehr arbeitersparende Maschinen beschaffen; oft genug wird ihnen zu viel und gar nicht passende Maschinerie gegen Abzahlung zu teuern Preisen von Agenten aufgedrängt, deren Beredsamkeit ebenso wie in Nordamerika den Kolonisten leicht verderblich wird. Unter diesen ärmern ostdeutschen Ansiedlern findet man sehr viele, die alle ihre Mittel in Gebäuden und Maschinen festgelegt haben, hochverschuldet und schlechterdings nicht in der Lage sind, ihre Wirtschaften in ertragsfähigen Zustand zu versetzen. Auch sind gerade die schlechtesten und entlegensten Güter vorzugs-

Digitized by Google

weise mit solchen Kolonisten besetzt worden. ... Eine badische Regierungskommission, die kürzlich die posischen Ansiedlungen bereist und ihr Augenmerk namentlich auf die Lage der süd- und westdeutschen Kolonisten gerichtet hat, ist voll des Lobes über das gesehene. Sie hat den Eindruck gewonnen, »daß die Organisation des Ansiedlungswesens und die Durchführung des Ansiedlungsgeschäfts bis in alle Einzelheiten mustergiltig ausgebildet ist und ebensowohl von praktischem wie von sozialem Verständnis beredtes Zeugnis ablegt.« ... Jenem glänzenden Bilde fehlt aber nicht ein düstrer Hintergrund. Das sind die mit ärmern, ganz vorwiegend aus dem Osten stammenden Ansiedlern besetzten Stellen und Kolonien.... Hier erweisen sich die kostspieligen Geschäftsanlagen als ein großer ökonomischer Fehler.... Selbst in den besten Kolonien, wo andre vortrefflich prosperiren, befindet sich jene Klasse von ostdeutschen Ansiedlern meist in der angedeuteten traurigen Lage: zu wenig Kapital, zu teure Gebäude, oft zu viel Land, zu viel Maschinerie, die Ersparnisse verschwunden, die Schulden hoch."

Die gedeihenden Kolonien, die glücklicherweise die Mehrzahl ausmachen, wirken schon dadurch außerordentlich wohlthätig auf die Nationalproduktion ein, daß sie auf gleicher Fläche weit mehr Vieh halten und erzeugen als Rittergüter. Was den Umfang des Werkes anlangt, so hatte die Ansiedlungskommission bis zum 31. Dezember 1891 für 36 070 828,17 Mark 100 Rittergüter und 32 Bauernwirtschaften mit 58 530,72 Hektaren angekauft. Die Planarbeiten waren bis dahin für 57 Güter vollendet. Davon sind ausgelegt worden 1338 kleinere Stellen zu durchschnittlich 15 Hektaren und 54 Restgüter zu durchschnittlich 84 Hektaren. Reservirt wurden zur vorläufigen Verpachtung und für spätern Zuzug 1644 Hektar; für öffentliche Zwecke (Gemeinde, Kirche, Schule) wurden 1497, für den Forstfiskus 1151 Hektar bestimmt; 698 Hektar sind Seen und ungeteilte Torfbrüche.

Bekanntlich haben die Polen der deutschen Ansiedlungskommission ähnliche Unternehmungen entgegengestellt, die freilich bei ihren beschränkten Mitteln nur kümmerliche Erfolge hatten. Sie begannen 1888 mit der Gründung eines „Ackerbau- und Kreditvereins, E. G.," der das Rittergut Pinschin parzellirte. Die Genossenschaft steht unter der Leitung eines katholischen Geistlichen, der unter genossenschaftlichen Formen das absolute Regiment führt. Sering hat die Kolonie besucht und urteilt darüber, vom nationalpolitischen Standpunkte aus könne sie für gelungen angesehen werden, in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht sei sie gänzlich verunglückt; man habe ein Proletarierdorf geschaffen.

Dann wurde die Aktiengesellschaft „Bank Ziemki" (Bodenbank) mit einem Kapital von 1 200 000 Mark gegründet; diese verschafft nun zweien im Jahre 1890 zu Posen und Thorn eingerichteten Landkaufgenossenschaften die erforderlichen Geldmittel, und es sind bis jetzt 8677 Hektar angekauft und 350 bis 400 neue Ansiedlungen gegründet worden, denen jedoch Sering ein ähnlich

Digitized by Google

ungünstiges Zeugnis ausstellt wie der Kolonie Pinschin. Erfolgreicher, glaubt er, werde sich in Zukunft die Thätigkeit der „Rettungsbank," wie sie allgemein genannt wird, gestalten, nachdem sie auf Grund des Rentengutsgesetzes mit der Generalkommission zu Bromberg in Verbindung getreten ist. Die Thätigkeit der Generalkommissionen bedürfe der privaten Ergänzung nach der technischen wie nach der finanziellen Seite. Denn einmal verfügten sie nicht über so viel technisch geschultes Personal, um alle Verkaufsanträge bewältigen zu können, und die Herbeiziehung geeigneter Ansiedler sei überhaupt nicht ihre Sache, andrerseits sei gerade dort, wo die Vermögenslage des Besitzers die Parzellirung am dringendsten fordre, die Mitwirkung geeigneter Finanzinstitute gar nicht zu entbehren.

So ergiebt sich denn der sonderbare Zustand, daß die Generalkommission der Ansiedlungskommission nicht allein Konkurrenz macht, sondern den politischen Zwecken dieser geradezu entgegenwirkt, denn da ihre Aufgabe rein wirtschaftlicher Art ist, so kauft und verkauft sie Land ohne Rücksicht auf die Nationalität der Verkäufer und der Käufer. Das sei, meint Sering, und wir stimmen ihm bei, ein unerträglicher Zustand; es müsse daher eine angemessene Arbeitsteilung für beide Behörden ausfindig gemacht werden.

„Dabei wird man nicht den heftigen Widerstand außer Acht lassen dürfen, den das Werk der Ansiedlungskommission bei der polnischen Bevölkerung gefunden hat. Stellt man sich auf den Standpunkt, daß die polnisch redenden Preußen als vollkommen gleichberechtigte Landsleute anzuerkennen sind, so wird man in der That nicht umhin können, das verletzende nachzuempfinden, das die heutige Form des der Ansiedlungskommission übertragnen Werkes besitzt. Das Kränkende liegt aber mehr in der Form als in der Sache selbst. Die deutsche Kolonisation tritt auf in der Form eines Kampfes gegen das Polentum, während sie thatsächlich geeignet ist, den Wohlstand und die Kultur der polnischen Landesteile, und namentlich auch der polnischen Bauern, in der wirksamsten Weise zu heben. Noch steht deren wirtschaftliche Verfassung auf einer sehr tiefen Stufe. Hier kann nur die Belehrung Wandel schaffen, aber nicht die Belehrung durch Wort und Schrift, die bei den Bauern meist wenig verschlägt, sondern durch das Beispiel, durch Errichtung von Musterstätten des modernen bäuerlichen intensiven Betriebes." *)

„Macht man die Errichtung von solchen Kulturzentren zur eigentlichen Aufgabe der Ansiedlungskommission, so ergiebt sich die Lösung der angedeuteten Schwierigkeiten. Die Ansiedlungskommission gewinnt den Charakter einer

*) Überhaupt schuldet das Polentum der Regierung großen Dank für die „Verfolgung." Adliche, Bauern und Bürger sind im Verteidigungskampfe ernsthaft, nüchtern und fleißig geworden und strengen alle Kräfte an, durch genossenschaftliche Selbsthilfe und gesteigerte Bildung ihren materiellen und nationalen Besitzstand zu behaupten; so wenigstens berichten die von diesem Erfolge wenig erbauten deutschnationalen Eiferer von Zeit zu Zeit aus Posen.

Digitized by Google

Landeskulturbehörde, anstatt einer Germanisirungsinstanz, und überläßt einen wesentlichen Teil ihrer bisherigen Funktionen der Generalkommission. Mit andern Worten: man beschränke die Ansiedlungskommission auf den Teil ihrer Aufgabe, dem sie ohnehin ihre ganze Neigung zugewandt hat und ihren Erfolg verdankt. Ihre Kolonisation möge in demselben Sinne gehandhabt werden, wie der Große Kurfürst und seine Nachfolger Franzosen, Niederländer, Schweizer, Pfälzer in ihre Länder herangezogen haben.*) . . . . Man nehme ihr ab, was ihr in der Hauptsache mißglückt ist: die Aufgabe, ostdeutschen Arbeitern und Kleinbauern Gelegenheit zur Verselbständigung und zum billigen Landerwerb zu gewähren. Seitdem die Generalkommission die Parzellirungen mit staatlichen Mitteln befördert, ist jede Notwendigkeit weggefallen, jene Thätigkeit fortzusetzen. Es bedarf weder des großen Apparats der Ansiedlungskommission, noch auch beträchtlicher Opfer des Staates, um ein Werk der eigentlichen innern Kolonisation zu vollbringen. Aus dieser Auffassung ergeben sich zwei praktische Forderungen. Man unterlasse es, fernerhin Kolonisten anzusetzen, die nicht viel mehr für sich haben, als daß sie ordentliche Leute und Deutsche sind. Es dürfen nur solche Ansiedler zugelassen werden, die fähig sind, ihre neue Heimat durch ihre Ersparnisse und ihre Intelligenz zu befruchten. . . . . Ferner lasse man die Vorschrift fallen, bei den Ankäufen nach nationalpolitischen Rücksichten zu verfahren, d. h. im wesentlichen nur von Polen zu kaufen. Man lasse jedes Gut zum Erwerbe zu, das sich zur Besiedlung eignet."

So hätte denn die Regierung den Weg beschritten, auf dem auch nach unsrer Überzeugung allein nicht bloß die Landarbeiter- und die sonstigen Agrarfragen, sondern überhaupt die sozialen Fragen gelöst werden können. Wir haben früher einmal behauptet, große Landgüter seien nur dort möglich, wo es entweder Hörige oder heimatloses proletarisches Tagelöhnergesindel giebt. Das ist uns zwar sehr übel genommen, aber nicht widerlegt worden, kann auch unter den Verhältnissen, wie sie jetzt vorherrschen, gar nicht widerlegt werden. Erst der großartige Kolonisationsplan, den Sering entwickelt, eröffnet die Aussicht auf einen Ausweg aus dem Dilemma. Die Arbeit auf dem Rittergute soll nur Durchgangsstation zum Landerwerb für strebsame junge Leute sein. Das setzt jedoch — und darin liegt die Schwierigkeit der Ausführung — erstens hohe Arbeitslöhne voraus, bei denen der Arbeiter etwas sparen kann, und sodann Land in Fülle, wo immer neue kleine

*) Friedrich der Große hat einmal gesagt: „Es muß die faule und schläfrige Haushaltung des Landmanns durch neues Blut korrigirt und dem Lande ein Exempel besserer Wirtschaft gegeben werden." Vergl. Innere Kolonisation im Nordwesten Deutschlands von Alfred Hugenberg. Straßburg, Karl Trübner, 1891. S. 448. Das sehr gründliche Buch, das achte Heft der von Professor Knapp herausgegebenen Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Straßburg, behandelt die Moorkolonien und giebt eine genaue Beschreibung der Technik der Moorkultur.

Digitized by Google

Stellen gebildet und allmählich durch Zukaufen von Grundſtücken vergrößert werden können. Wo aber dieſes Land hernehmen? Dieſe Frage iſt auch dem Reichskanzler Caprivi in der letzten großen Agrardebatte einmal entfahren. In Nordamerika iſt die Sache etwa hundertundfünfzig Jahre hindurch wirklich ſo verlaufen. Dort hatte man den far West, der auch jetzt noch nicht ganz beſiedelt iſt. Unſre, der Deutſchen Blicke, können ſich nirgends anders hin richten, als nach dem fernen Oſten.

Bilder aus dem Weſten

Von E. Below

3. Beim Kollegen

Es koſtete mich Mühe, das Erſtaunen zu verbergen, das mich beim Anblick dieſes Gebäudes, beim Eintritt und beim Hinaufſteigen in immer wachſendem Maße ergriffen hatte, als ich nun dem Kollegen vorgeſtellt wurde und die erſten üblichen Worte mit ihm wechſelte; denn ein ſolches mitten im Straßengewirr und in dem Lärm der Frachtwagen und Bahnklingeln gelegnes ärztliches Etabliſſement war mir ſelbſt in Newyork nicht vorgekommen. Hier praktizirte nicht ein Arzt, ſondern ein halbes Schock Ärzte. Hier hingen von einem Balkon Bruchbänder herab von der Größe des Balkons ſelbſt; dort ſchlotterten künſtliche Gliedmaßen von Rieſengröße aus den Fenſtern. Die Wände zwiſchen den Fenſtern waren mit Inſchriften bedeckt, und jede Fenſterſcheibe war wieder mit einem andern Doktorſchilde aus Glas mit Goldbuchſtaben geſchmückt. Es ſchien ein Neſt von Ärzten zu ſein, dieſes Haus.

Unter der Apotheke im Souterrain war eine Bierſtube, ein Whiskeyſalon und ein Barbierſalon mit den obligaten davor herumlungernden Geſtalten, Deutſchen, Iren, Niggers, den Vertretern von Bier, Whiskey und Stiefelwichſe. Drängte man ſich an ihnen vorbei und betrat den Hausflur, ſo las man an jeder Treppenſtufe die von zeigenden Händen begleiteten Inſchriften, die einen entweder zu dem berühmten elektriſchen Arzt mit den elektriſchen Gürteln verwieſen, oder oben hinauf zum Homöopathen, oder auch zum „Eklektiker.“ Dabei zog ſich quer über die Straße eine Rieſeninſchrift auf Segeltuch, die von den dreißig neu angekommnen internationalen Ärzten zeugte, die dreißig Tage freie Behandlung gewährten, keine unheilbaren Fälle kannten und keinen ungeheilt entließen. Doch die hauſten, Gott ſei Dank, in dem gegen-

Digitized by Google

überliegenden Gebäude. Wie man aus den Fenstern sah, schien drüben ein großer Zudrang von Publikum zu herrschen, während es in dieser Doktorenkaserne hier augenblicklich etwas stiller zuging.

Aber, sagen Sie mir, verehrter Herr Kollege, wie können Sie bei diesem entsetzlichen Lärm auf der Straße Herz und Lunge behorchen? fragte ich, als ich neben einem eben frisch gebrauchten Kehlkopfspiegel auf dem Schreibtisch des Kollegen ein Hörrohr stehen sah.

Daran gewöhnt man sich wie der Müller ans Mühlrad, antwortete Dr. Brand, indem er mir eine Cigarre bot, sich mir gegenüber in seinen drehbaren Armstuhl niederließ und sich anschickte, mir noch weitere Auskunft zu geben, denn sein volles Herz drängte ihn augenscheinlich dazu, sich einmal zu einem deutschen Kollegen, der eben aus der alten Heimat kam, über die wunderlichen, neu entstandnen Verhältnisse hier auszusprechen, in die er sich, nach ein paar schwierigen Jahren, glücklich hineingefunden hatte.

Ja, die alte Welt, sagte ich, kommt einem hier in mancher Beziehung recht überlebt vor; dabei deutete ich auf das Gewirr von Schildern mit Anpreisungen, die man durchs Fenster sah.

O, was Sie da sehen, erwiderte er, ist noch lange nicht das schlimmste von geschäftlicher Ausbeuterei im ärztlichen Stande. Das widerlichste ist die geheime Mache, das Agentenwesen, das Faktoren- und Kolportagewesen, das Treiben der von den Ärzten und ärztlichen Firmen ausgeschickten Geschäftsreisenden auf dem flachen Lande, im Umkreise der großen Städte. Sie machen sich keinen Begriff, was ich unter diesem mir ganz fremden Treiben anfangs auszustehen gehabt habe. Ich verwünschte den Kopf, der aus der ärztlichen Kunst zuerst ein Gewerbe gemacht hat, und dachte oft bei mir: wenn doch die Deutschen in der Heimat öfter ihre Blicke nach dem Westen lenken wollten, um hier ihre eigne Zukunft zu sehen! Denn die neue Welt zeigt die Karrikatur der alten, wenn sich die alte überhaupt noch weiterentwickelt.

Nun, daran zweifeln Sie doch nicht, Kollege?

Der reiche Amerikaner, erwiderte er, schickt seine Kinder nach Europa, um sie einen Blick in die abgelebte, wenn auch noch immer schwach lebensfähige Vergangenheit thun zu lassen, ehe sie sich in den Strudel dieses sinnbetäubenden Erfolghaschens hineinstürzen, aus dem sie vielleicht nie wieder recht zu sich kommen. So abgethan ist in den Augen der reichen Amerikaner die alte Welt. In meinen Augen freilich noch nicht ganz so; der neue geistige Antrieb kommt doch immer von drüben, hier wird er nur durch die Technik ausgebeutet. Aber wenn man des Geschäfts halber so untertauchen muß in den Strudel der ausbeuterischen Gesellschaft, dann schwindelt es einem oft, und man fürchtet, das bischen Halt an dem herübergebrachten alten Idealismus zu verlieren. Wenn Sie hören werden, wie es mir hier zuerst gegangen ist, werden Sie das, was Ihnen jetzt vielleicht übertrieben scheint, begreiflich finden.

Digitized by Google

Er erzählte mir nun die Leidensgeschichte seiner ersten Praxisjahre in Kansas City. Während der Erzählung wurde er mehrfach unterbrochen durch Leute, die, ohne anzuklopfen, eintraten und nach verschiednen Ärzten, Elektrikern, Homöopathen und Mind-Cure-Doctors*) fragten. Er ließ sich durch alles das nicht ein einziges mal aus seiner Gemütsruhe bringen, sondern wies jeden einzelnen mit der weltmännischen Liebenswürdigkeit, die ihm zur zweiten Natur geworden zu sein schien, zu Dr. X, Y, Z, hinauf in den vierten, fünften, sechsten Stock, wo der betreffende Charlatan sein Office hatte.

Dr. Brand war der angesehenste von den vier in der Stadt praktizirenden deutschen Ärzten. Bei der Niederlassung hatte er nur sein Doktorschild zu befestigen brauchen, keine Behörde behelligte ihn, nicht einmal mit Steuerzahlen wurde er belästigt. Er hatte ausgezeichnete Zeugnisse, und sein Name hatte einen gewissen Klang in der wissenschaftlichen Welt, aber darnach fragte weder das Publikum noch die Kollegen, denen er sich bei seiner Niederlassung vorgestellt hatte.

Als kurz nach seiner Ankunft eine Stelle im deutschen Krankenhause frei wurde, glaubte er sicher, als deutscher Arzt von gutem Ruf von seinen Landsleuten berücksichtigt zu werden und auf diese Weise in der Praxis Fuß fassen zu können, denn bis dahin hatte sich noch kein Mensch bei ihm sehen lassen. Aber nach den Statuten wurde ihm ein junger Amerikaner vorgezogen, weil dieser schon zwei Jahre Mitglied des ärztlichen Vereins war.

Wovon sollte er sich nun aber die ersten beiden Jahre mit Frau und Kind ernähren? Wie machten es denn die andern während der ersten zwei Jahre Wartezeit?

Auf drei verschiedne Weisen konnte das bewerkstelligt werden. Dazu war aber nötig, daß man nicht nur seinen äußern, sondern auch seinen innern Menschen preisgab. Das thut selbst der Kaufmann für ein gewinnbringendes Geschäft nicht gern, geschweige denn der Gelehrte.

Die drei Wege zum Glück aber heißen: Politik, Kirche und Reklameschwindel.

Wer einflußreiche Vettern hat, läßt sich durch deren Politik in eine der öffentlichen Polizeiarztstellen hineinbringen. Wer keine hat, versucht es mit dem Sekten- und Temperenzlerwesen, das alle amerikanischen Verhältnisse so beherrscht, daß durch seine Pforten überall Eingang zu finden ist.

Man kann in Amerika kaum über eine größere Verkehrsstraße einer mittlern oder größern Stadt gehen, ohne daß man geschäftig hin- und hereilenden schwarzgekleideten, zugeknöpften Herren begegnete, die eben dabei sind, als Ushers (Festordner) das Publikum zu einer Missionsversammlung, einem Kirchenpicknick oder einem Spelling-Match (Buchstabierfest) in ein Lokal zu

*) Eigentlich Geistes-Kur-Arzt; gemeint sind Leute, die besprechen, hypnotisiren u. s. w.

Digitized by Google

bitten, wo dann jedem, der sein Scherflein für die Zwecke der betreffenden Sekte erlegt, sofort Sitz und Stimme angeboten wird — natürlich unter der Voraussetzung, daß er demnächst seinen Beitritt erklären werde. Die blassen geistlichen Herren veranstalten alle möglichen Feste, Erdbeerfeste, Limonadenpicknicks, Camp-Meetings u. s. w. Wer kommt, steht unter ihrer Protektion und wird den betreffenden Kreisen sofort aufs wärmste empfohlen, ähnlich wie bei den zahlreichen geheimen Orden, nur mit dem Unterschiede, daß diese statt der kirchlichen weltliche Formeln und Ausdrücke gebrauchen.

Die Temperenzlerei, die nichts weiter ist als eine verkappte politische Wühlerei gegen das immer mehr überwiegende deutsche Arbeitertum (keine deutsche Arbeit ohne Bier!), das Wasserapostelntum, hat Hand in Hand mit dem Bostoner Missionswesen so um sich gegriffen und eine solche Macht gewonnen, daß mit Hilfe der von den Bostoner Blaustrümpfen gesammelten Fonds ein wohlgeleitetes Heer über die sämtlichen zweiundvierzig Staaten verteilt ist, das zusammen mit den Methodisten und der Heilsarmee dahin arbeitet, alles gesellschaftliche Leben, wo es sich auch entwickelt, zu kontrolliren, kurz einen Einfluß ähnlich dem römischen anstrebt.

Wer es nun als junger Arzt über sich gewinnen kann, sich unter der Maske des schwarzen Temperenzjüngers Eingang zu verschaffen, wer die damit verbundne Heuchelei nicht scheut, der ist bald überall Hahn im Korbe. Solche Leute werden dann bald Kirchenvorstände, trösten Witwen und Waisen und helfen dem Pastor in seiner Gemeinde sein Ansehen befestigen, und dafür bekommen sie Kundschaft. Solch ein Arzt lacht dann die Kollegen aus, die auf ihrem Office vor langer Weile Grillen fangen.

Während mir das der Kollege schilderte, war ein Herr mit hohem Cylinder, den man etwa für einen Weinreisenden halten konnte, ein paarmal an der halb geöffneten Thür vorbeigegangen, nachdem er im Nebenzimmer beim Ohrenspezialisten eine kurze, laute, erregte Unterhaltung gehabt haben mußte, denn er wischte sich mehrmals den Schweiß von der Stirn und pustete vor sich hin: Keine Geschäftsmanier! No business!

Wenn man nur den Teufel an die Wand malt, so ist er auch schon da, sagte Dr. Brand. Eben wollte ich Ihnen den Agenten schildern, wie er uns hier überläuft mit seinen Geschäftsvermittlungen und seinen Bitten um Aufträge, da sehe ich ihn schon in höchsteigner Person. Er wird gleich erscheinen. Mr. Clark, do you want me?

Auf diese in verbindlichem Ton zur Thür hinaus gesprochnen Worte entlud sich ein Ungewitter von einem Geschäftsanpreisungswortschwall, der seines gleichen suchte.

Mit der heitersten Miene kam der Unhold zur Thür herein, stellte seinen Cylinderhut auf den Tisch und machte sichs in dem Schaukelstuhl so bequem, daß ich jeden Augenblick erwartete, er würde auch noch seinen Rock ausziehen.

Digitized by Google

Diesmal haben Sie die beste Gelegenheit, Ihre Praxis auszudehnen, begann er. Diesmal sagen Sie nicht nein, wie sonst immer. So werden Sie nie eine ordentliche Kundschaft bekommen. Da habe ich dem Bandagisten oben fünfundzwanzig neue Kunden besorgt, Kinder vom Lande mit Klumpfüßen, mit Brüchen, was weiß ich, alles muß zu ihm, und wenn Sie wollen, verschafft er Ihnen wieder mindestens ein halbes Dutzend davon zur Weiterbehandlung. Kompagniegeschäft! Aber es ist auch nicht jedermanns Sache, die Leute in den Landstädtchen aufzutreiben. Man muß wissen, wies gemacht wird. Kommt ein andrer hin, so sieht es wohl aus, als ob es gar nichts für einen in dem Neste zu thun gäbe. Mich aber kennen sie schon von früher, wie ich noch mit den zwölf Doktoren zusammenreiste, auch als Doktor. Ich heiße dort nur „der Doktor." Als wir in Kompagnie reisten und den Leuten Patentmedizinen aufschwatzten, da machten wir sogar Operationen; wenn es nichts nützte, so schadete es doch auch nicht viel, und Geld hats gekostet, so viel, daß sie noch lange an uns dachten. Darum mußte es doch auch was wert sein. Denn das gestehen sie sich nicht ein, daß sie so dumm gewesen sind, ihr Geld für reinen Unsinn zum Fenster hinaus zu werfen. So wirds gemacht! Nun habe ich jedesmal, wenn ich von Argentine oder von Sedalia komme, Kunden für die berühmten Zwölf an allen Fingern, und ich bin erbötig, auch Ihnen, wiewohl Sie noch kein Spezialist sind, Kunden zuzuführen, aber Sie müssen sich schnell mit Ihren Aufträgen entschließen, denn übermorgen geht es schon wieder auf die Reise. Ich kann mich hier nicht länger aufhalten. Zeit ist Geld.

Dabei machte er aber keine Miene, uns von seiner Gegenwart zu befreien, wie wir bei den letzten Worten gehofft hatten, sondern stopfte sich gemächlich einen neuen Prim zwischen Zähne und Backen, und indem er eine Liste aus der Brusttasche zog, zeigte er uns, welche Tour er diesmal zu machen und wo er für den Chirurgen chirurgische Fälle, für den Nervenspezialisten Epileptiker und Hysterische, für den Augenarzt Staare und für den Ohren- und Nachenarzt Polypen aufzutreiben gedächte.

Als ihm aber Kollege Brand deutlich machte, daß er leider keine Aufträge für ihn habe, da er sich überhaupt auf derartige Sachen nicht einlasse, so hieß es: Dann können Sie hier nie Geschäfte machen. Nur so, durch Agenten, treiben sich die Doktorgesellschaften ihr Publikum zusammen, wie Sie es seit vierzehn Tagen hier gegenüber sehen. Solch einer Gesellschaft hätten Sie sich schon längst anschließen sollen, wenn Sie nicht für sich allein einen Geschäftsreisenden anstellen wollen. Diese Gesellschaften haben eine Zukunft. Wie manche Universität ist schon aus solchen ärztlichen Kompagniegeschäften hervorgegangen, die jetzt, über jede Konkurrenz erhaben, alljährlich neue Ärzte ernennt und Doktordiplome ausstellt! Jedenfalls überlegen Sie sich die Sache noch einmal, ehe Sie mich mit ganz negativem Bescheid entlassen; denn wenn Sie auch vielleicht augenblicklich meine Hilfe nicht nötig zu haben glauben,

Digitized by Google

könnte sie Ihnen doch binnen kurzem erwünscht sein, wenn der deutsche Pastor seine medizinischen Studien beendet haben und sich als Ihr Konkurrent hier niederlassen wird.

Dr. Brand lachte und fragte ungläubig: Der Pastor Fischer?

Natürlich, wer sonst? Er hat sich vor drei Semestern unter der Hand zum medizinischen Studium gemeldet und ist jetzt so gut wie fertig damit.

Grüßen Sie ihn, und ich wünsche ihm gute Verrichtung! rief Dr. Brand dem Abgehenden nach.

Der kam wie gerufen, sagte der Kollege, als der Agent zur Thür hinaus war, Sie hätten kein besseres Beispiel dafür sehen können, wie es in der dritten Kategorie gemacht wird.

Nun, und was blieb Ihnen denn für die ersten zwei Jahre übrig, um sich durchzuhelfen, wenn ich so geradezu fragen darf?

Was so nebenbei abfällt, erwiderte er.

Aber da waren doch in Newyork, wenigstens vor zwanzig Jahren, für den Arzt die Verhältnisse günstiger, und so dachte ich mir es auch hier im Westen. Die zahlreichen deutschen Ärzte hatten dort eine Vereinigung zu geistiger Anregung und gegenseitiger Aushilfe. Die wissenschaftlichen Abende dort werden mir unvergeßlich bleiben, dazu die Hilfe, die die Apotheke und das Hospital der Deutschen dem Praktiker gewährte, und der Rat, der einem sofort bei jeder sich zeigenden Vakanz zu teil wurde.

Davon haben Sie hier das Gegenteil, erwiderte Dr. Brand: Kollegialität, die über Brotneid erhaben wäre, und wissenschaftliches Interesse, das über die Konkurrenzinteressen hinaushöbe, sind hier nicht zu finden, denn der Kampf ums Dasein ist hier im Westen verschärft, auf die Spitze getrieben. Übrigens fällt für den, der sich mit der nötigen Geduld zu wappnen weiß und den Liebhabereien seiner Landsleute etwas entgegenkommt, immer etwas ab. Der Deutsche singt, turnt, tanzt, trinkt, schießt, kegelt und bildet für das alles Vereine, und solchen Vereinen anzugehören, hat mich nicht so viel Selbstverleugnung gekostet, als die geheime Ordenswirtschaft, mit der sie einen hier sofort umgarnen, wenn sie merken, daß man noch frei ist. Wie oft wurde ich gefragt: Gehören Sie denn nicht zu den Haru-garis? zu den Druidenpriestern? zu den Pythiasrittern? Da müssen Sie beitreten, Doktor, wenn Sie Praxis haben wollen, mindestens zu den Odd-Fellows und Massons. Dann erwiderte ich: Da müßte ich sehr viel überflüssiges Geld haben, und wer wechselt denn sein Ich wie einen Schlangenbalg? Ich bleibe deutscher Arzt, deutscher Akademiker, die Philister sollen mich nicht unterkriegen; höchstens trete ich einem unsrer deutschen Vereine bei. Und dabei blieb es.

Und damit ging es auch? fragte ich einigermaßen gespannt.

Wie Sie sehen und sich selbst überzeugen können, wenigstens nach und nach so ganz erträglich.

Digitized by Google

Während wir das Office verließen, um in den unten wartenden Buggy zu steigen, setzte sich unsre Unterhaltung über das angeschlagne Thema fort, und ich erfuhr zu meinem Erstaunen, daß hier jeder, Arzt oder Kaufmann, was er auch sei, zu mehreren weltlichen und kirchlichen Gemeinschaften gehöre, einige sogar zu mehreren einander gegenüberstehenden. Ja es kommt sogar vor, daß sich ein spekulativer Yankee, der es besonders gut zu machen meint, gleich auf einmal in mehreren Kirchen „einkauft." So kam neulich, erzählte der Kollege, einer freudestrahlend mit zwei Kirchenstuhlbillets nach Hause und legte sie seiner Frau auf den Tisch mit den Worten: Da ist ein Pew für die katholische und hier einer für die presbyterianische Kirche. Als die Frau etwas betreten war und nicht wußte, was für ein Gesicht sie zu dieser Überraschung machen sollte, meinte er, Geschäft sei Geschäft, katholisch oder protestantisch, das sei ganz gleich, Geschäft sei beides, und für sein Geschäft sei es das beste, er gehöre zu beiden, dann kämen ihm die Kunden von beiden Kirchen. Wie es endete, weiß ich nicht. Prinzipiell wird man sich wohl dagegen verwahrt, die eingezahlten Gelder ihm aber schwerlich zurückgegeben haben. Übrigens ist es hier mit den Gegensätzen geheimer und öffentlicher, weltlicher und kirchlicher Orden und Gemeinschaften nicht so etwas großes, wie Sie vielleicht mit Ihren deutschen und europäischen Anschauungen meinen. Das Unmoralische, zu zwei einander widersprechenden oder gar sich befehdenden Gemeinschaften zu gehören, schrumpft sehr zusammen, wenn man bedenkt, daß schließlich bei der Gründung aller das Geschäft das Maßgebende war.

Dr. Brand wurde unterbrochen durch die Kapriolen des Pferdes bei dem Trommel- und Trompetenlärm einer großen Prozession mit vielen Fahnen und Bannern. Es war ein Festzug einer der vielen kirchlichen Kongregationen, dem sich die Fahnen einiger Gewerken und auch einiger geheimen Orden angeschlossen hatten.

Das geht dir gegen den Strich! rief er, indem er das Pferd leicht mit der Peitsche berührte, an diesen Unsinn solltest du dich doch endlich gewöhnt haben. Dann schossen wir wieder dahin durch die frische Winterluft die rechts und links mit Villen geschmückte Straße entlang auf das deutsche Hospital zu, das rechts auf einer Höhe schon von weitem sichtbar war.

So bereit übrigens der Amerikaner ist, fuhr der Kollege fort, in alle möglichen derartigen Korporationen einzutreten, weil sie ihm Geld bringen können, so wenig bereit ist er, einen Cent auszugeben für kirchliche Gebräuche. Im Anfange meiner Praxis fragte ich einmal, wann denn das Kind, das ich behandelt hatte, getauft werden solle. Die Mutter — es war eine Amerikanerin, deren Mann Ingenieur war, und die zu den gebildeten und bemittelteren Leuten gehörte — sah mich erstaunt an und sagte: Aber Doktor, wer läßt denn heute noch seine Kinder taufen? — Ich glaubte, alle thäten

Digitized by Google

es. — Es fällt keinem vernünftigen Menschen mehr ein, sagte sie. — Sie sollten es aber doch thun, erwiderte ich. Wissen Sie, was sie mir antwortete? Dadurch wird doch das Kind um nichts reicher!

Damit waren wir vor der Terrassentreppe des Hospitals angelangt, und der Doktor befestigte, nachdem wir ausgestiegen waren, sein Pferd durch ein Metallgewicht, das im Buggy gelegen hatte, und das er nun mit einer Kette an das Gebiß des Pferdes hakte, sodaß das am Boden liegende Gewicht bei jeder stärkern Bewegung den Pferdekopf leicht niederzog. Diese praktische Einrichtung erspart hier allgemein Kutscher und Pferdejungen. Daß Gefährte gestohlen werden, kommt hier eben so selten vor, wie daß etwa die des Nachts auf den Verandas stehenden Milchkannen, worin oft ein Dollar und mehr für schuldige Milch liegt, gestohlen würden. Der Milchmann kommt morgens zeitig, steckt sein Geld für die vergangne Woche ein, macht einen Strich in seinem Buch und füllt wieder die Kanne. So geschieht es auch mit Fleischwaren, Gemüse, Brot, Eiern u. s. w. Ein armer Teufel, der etwa arbeitslos herumstreicht, sagt sich, wenn er in Versuchung kommen sollte: Finde ich morgen Arbeit, so habe ich drei bis vier Dollar für den Tag, was soll ich mich da wegen eines Diebstahls von einem Dollar aus der Stadt jagen lassen? Seinen Hunger kann er von den fünf Cents, die er etwa noch hat, in der ersten besten Stehbierstube stillen von der Wurst, den Radieschen und den Butterbroten, die er für sein bezahltes Glas Bier überall frei hat. Darum kann ich auch mein Pferd hier ruhig und getrost stehen lassen, sagte der Kollege. Der Amerikaner hat viel zu viel Selbstgefühl, als daß er sich auf kleine Diebstähle einließe. Und der Diebstahl eines solchen Geschirrs wäre für einen hiesigen Landstreicher schon etwas zu miserables.

Wir traten in das Haus, wo uns eine Diakonissin in saubrer schwarz und weißer Amtstracht empfing und in das ärztliche Sprechzimmer geleitete. Ihr frisches und dabei feines Gesicht leuchtete wie Milch und Blut aus der tadellos saubern Haube hervor — ein Gesichtchen zum Küssen. Was diese „Braut Christi“ wohl zur Weltentsagung getrieben haben mochte? Denn daß es nicht eine protestantische Diakonissin, sondern eine katholische Schwester war, ging aus dem Rosenkranz und den Kruzifixen, womit sie behängt war, hervor.

Sie kannte die Wünsche und Gewohnheiten der hier verkehrenden Ärzte, ging an einen kleinen Wandschrank, auf dem sich ebenfalls ein Kruzifix befand, öffnete ihn und stellte zwei Spitzgläschen und eine medizinisch aussehende Flasche mit der Aufschrift Spiritus frumenti auf den Tisch. Dann entfernte sie sich, um den Morgenbesuch des Arztes in den verschiednen Zimmern anzumelden.

Daß dieses zarte Gesichtchen zu dem letzten Dynamitattentat hier in Beziehung stehen soll, werden Sie wohl kaum glauben, sagte Dr. Brand, noch

Digitized by Google

weniger, daß sie angeklagt war, die Bombe, womit die junge Frau ihres Verführers getötet wurde, selbst in der Dunkelheit in die Veranda hingelegt zu haben. Das Geld des verwitweten, aber vor weitern Enthüllungen besorgten Verführers mußte das weitere Verfahren niederschlagen, und da bei dem Millionär die Dollars unerschöpflich sind, hat eine religiöse Genossenschaft die verfolgte Unschuld einstweilen in ihren Schutz genommen und nimmt dazu aus lauter christlicher Milde, wie man munkelt, von Zeit zu Zeit auch noch weitere Schweigegelder bereitwilligst an.

Ist das Brauch bei den jungen Amerikanerinnen, daß sie sich, wenn sie verführt worden sind, mit Dynamitbomben rächen? fragte ich, als wir durch die mit allen Vervollkommnungen des modernsten Komforts ausgestatteten Krankensäle schritten, wobei uns Schwester Magdalena im Frauensaal voranging.

Ich wüßte keine andre Frau, die das so geschickt und prompt besorgte, wie die Amerikanerin, erwiderte er.

Während wir die Hospitaleinrichtungen in Küche und Waschraum, Operations- und Sektionszimmer in Augenschein nahmen, die sich den Einrichtungen in jedem Berliner Hospital an die Seite stellen können, erfuhr ich, daß dieses Mädchen als amerikanische Lehrerin mit einem deutschen Apotheker sich zu verheiraten im Begriff gewesen war, den sie hier im deutschen Hospital hatte kennen lernen, und der, nachdem er durch Geschäftsunglück sein Vermögen verloren hatte, im Sonnenschein dieser jungen Liebe wieder frisch von vorn anzufangen den Mut hatte. Da wurde sie auf ein Jahr von einer reichen Familie als Erzieherin gewünscht. Sie nahm das an, um ihren eignen Hausstand nicht ganz mittellos zu beginnen. Da verliebte sich der schon mit einer Millionärserbin versprochne Sohn des Hauses in sie. Als sie sich betrogen sah und er sich verheiratete, geschah das Dynamitattentat. Es folgte dann ein langer Prozeß, der schließlich gütlich beigelegt wurde, da nichts bewiesen werden konnte.

Und der Apotheker?

War dem Wahnsinn nahe, der arme Kerl. Er hatte hier im Hospital einen so hübschen Anfang gemacht. Nun hat er sich draußen irgendwo in die Einsamkeit zurückgezogen, zwischen Felsen und Klüfte, wo er Kräuter sammelt, Schlangen ausstopft und eine heiße Quelle entdeckt hat, die er behütet. Er will nichts mehr von der Welt sehen, aber er liebt das Mädchen noch, und ich glaube fast, sie ihn auch.

Als wir wieder in das Arztzimmer traten, fand Dr. Brand dort eine Sendung des Kräutersammlers vor. Dieser hatte sie, während wir oben waren, abgeliefert.

Der Ärmste! sagte lächelnd Dr. Brand, es treibt ihn noch immer hierher, nur um einen Blick zu erhaschen, trotz allem, was vorgekommen ist! Ich fürchte, das nimmt für beide Teile kein gutes Ende.

Digitized by Google

Schwester Magdalena konnte bei einem flüchtigen Blick auf die abgelieferten Pakete eine gewisse Unruhe nicht verbergen; sie war ans Fenster getreten, wohl um dem Überbringer nachzublicken.

Jedenfalls eine seltsame barmherzige Schwester, dachte ich bei mir, als wir wieder in den Wagen gestiegen waren, und ich noch einmal die weißen Bänder der Nonnenhaube am offnen Fenster flattern sah.

Der Mann, von dem wir gesprochen hatten, ging langsamen Schrittes, den Kopf geneigt, vor uns her. Bald hatte ihn unser Buggy erreicht. Bei flüchtigem Gruße sah ich in ein interessantes Gesicht, das augenscheinlich einem Menschen gehörte, der viel erlebt, viel gedacht und viel gehofft, den aber trotzdem das Schicksal noch nicht zum gebückten Menschen gemacht hatte. Ich hätte ihn gern näher kennen gelernt.

Wenn Sie einmal hinausfahren, sich die Leuchtgasquellen anzusehen, sagte der Kollege, indem er nach dem Höhenzuge drüben deutete, haben Sie vielleicht Gelegenheit, einen Blick in dieses Gemüt zu thun! Wie der Gaul wieder scheut!

Ein leichter Peitschenschlag brachte das Pferd wieder zur Ordnung und an dem Bierwagen, vor dem es sich fürchtete, vorbei.

Wie viel Pferde müssen Sie sich als Arzt hier halten?

Eins genügt, und das wird mir für fünfundzwanzig Dollar monatlich jeden Morgen aus dem Leihstall geputzt, gefüttert und angeschirrt samt dem Buggy durch einen Pferdejungen entgegengeschickt. Es ist billiger so und macht weniger Ärger, als wenn man sich selbst Futter, Stallung und Bedienung hält, wie ich es anfangs that. Man ist oft ohne Kutscher, dann muß man für einen oder zwei Tage das Pferd selber besorgen, und Stallgeruch paßt nicht zur Praxis. Das ist übrigens ein Mißgeschick, unter dem bei den hiesigen Dienstbotenverhältnissen sogar Millionäre manchmal zu leiden haben.

Giebt es auch Ärzte, die ihre Pferde immer selber besorgen?

Viele, noch dazu sehr anständige. Sie haben ihre Stallpantoffeln, ihren Stallrock und gehen, so wie sie vom Wagen steigen, an die Stallarbeit; wenn sie Söhne haben, lassen sie sich von denen dabei helfen. Ich kenne sogar einen, dem seine heranwachsende Tochter, ein allerliebster Backfisch, dabei hilft, und draußen spielt sie die feinste Lady.

Aber bei der Menge von Straßenbahnen sollte man doch meinen, daß sich fast alles in der Praxis ohne Geschirr abmachen ließe?

Nein, trotz der sogenannten Transfer-Tickets, der Übertragungsbillets, kommt das bei guter Praxis teurer zu stehen als eignes Geschirr und ist auch zeitraubender. Die wohlhabendern Leute, die nicht gern wegen der Dienstbotenschwierigkeiten den Sport des Kutschenfahrens entbehren wollen, sind deshalb schon auf ganz besondre Ideen verfallen: mehrere Familien steuern zu einer Art von Aktienunternehmen bei, das immer für die betreffende Dienst-

Digitized by Google

botenklasse, hier also für Kutscher, Sorge trägt, sodaß immer genügende Kräfte vorhanden sind. Diese Familien bilden dann eine Art Sportklub, der gemeinschaftliche Ausfahrten und Picknicks veranstaltet in großen und kleinen Wagen, die dem Klub gehören, über die aber auch jeder einzelne Verfügungsrecht hat. So giebt es auch gemeinsame Waschküchen und Restaurationen. Die Familien, die zu den Klubs gehören, können sich im Fall eines Dienstbotenmangels Kutscher, Köchin oder Waschfrau nach Bedarf auf einige Tage in ihr Haus bestellen.

Das sind ja Einrichtungen ganz im Sinne des Zukunftsstaats von Bellamy, warf ich ein.

Sie sind auch vom Nationalklub ins Leben gerufen worden; der macht sichs zur Aufgabe, die Bellamysche Idee zur Grundlage der gesellschaftlichen Neubildung der neuen Welt zu machen. Sie wollen ja morgen, fuhr der Kollege fort, nachdem er die Zügel dem vor seinem Wohnhause wartenden Negerjungen übergeben hatte, die Schlachthäuser besuchen. Sie werden auch da ähnliche Bestrebungen sehen, nämlich Aktienunternehmen, die das Schlachten so gut und billig besorgen, daß es keiner Familie mehr einfällt, im Hause zu schlachten. Unser ganzes Arbeiterpersonal wird nach und nach aufgesogen von diesen großen Instituten, daher der Mangel an Dienstboten, von dem Ihnen meine Frau ein Lied singen könnte, wenn Sie uns mit Ihrem Besuch beehren wollen.

Aber ich störe jetzt!

Freilich stören Sie jetzt, aber gerade darum werden Sie am meisten das gewahr werden, woraus man in einer deutschen Haushaltung noch ein Hehl macht, was man aber hier gar nicht mehr zu vertuschen sich bemüht.

Nun, auf Ihre Verantwortung hin, Herr Kollege! Damit traten wir ein.

Es war ein niedliches Cottage mit Vorgärtchen, Veranda, Holzschnitzwerk an dem säulengetragnen Vordach, alles gelbbraun bemalt. Das Häuschen lag etwas abseits von dem Gewühl, wo die Straße einmündete, und bot eine hübsche Fernsicht über die welligen Vorstädte mit ihrem bunten architektonischen Durcheinander, das zwischen Gärten und freien, noch brachliegenden Plätzen zerstreut war, auf denen hie und da noch hohe, alte Eichen, Überbleibsel des Urwaldes, zwischen Gestrüpp und Steinbrüchen hervorragten.

Daß du nicht erschrickst, Frau, der Gast, den ich mitbringe, ist ein Kollege, der von Deutschland besonders zu dem Zwecke herüber gekommen ist, hinter die Kulissen einer deutsch-amerikanischen Haushaltung zu sehen. Also keine konventionellen Lügen!

Mit diesen Worten lief Dr. Brand die Treppe zum Kellergeschoß hinunter, wo die Küche war, während ich es mir oben in seinem Empfangszimmer bequem machte und seine anatomischen Abbildungen in Buntdruck bewunderte, die in

Digitized by Google

Boston und Philadelphia sehr geschickt, zu verhältnismäßig billigern Preisen als in Europa, hergestellt werden.

In der jungen Frau des Kollegen lernte ich die sehr liebenswürdige und rührige Tochter eines Hamburger Arztes kennen, die sich seit sechs Jahren hier im Westen allmählich eingewöhnt hatte in den deutsch-amerikanischen Haushalt und in das ewige Weh und Ach der immer noch ungelösten Dienstbotenfrage. Wir plauderten bei Tisch, obwohl sie darum gebeten hatte, von diesem hier so geläufigen Gesprächsstoff abzusehen, über die Kunst, alle Wochen, mindestens alle Monate, manchmal auch alle Tage mit dem Dienstpersonal zu wechseln, von den Leuten betrogen oder böswillig verlassen zu werden, und doch dabei sein Haus in Ordnung zu halten und die gute Laune nicht zu verlieren.

Wie ich sehe, stehen da Mendelssohns Lieder aufgeschlagen auf dem Klavier, daneben steht das Kinderstühlchen, und mit Hilfe des Aufzugs befördern Sie eigenhändig die Gerichte aus der Küche in die Eßstube, weil gerade wieder einmal das Mädchen fortgelaufen ist — das ist mehr, als man von einer deutschen Hausfrau erwarten darf. Aufrichtig: ich bewundere Sie!

Ja, wenn ich auch noch das Klavierspielen eingehen ließe, erwiderte sie, dann würde mir um meinen Humor bange! Sie müssen aber auch die vielen Erleichterungen in Betracht ziehen, die die amerikanische Hausfrau vor der deutschen voraus hat. Unsre kleinen tragbaren Petroleumöfen und die neuen Gasolinöfen, die wie eine Nähmaschine aussehen, und in denen man sofort ein starkes Feuer fertig hat, die Aufzüge im Hause, namentlich zwischen Küche und Eßzimmer, die Luftheizung, die praktischen Waschvorrichtungen, das alles sind Sachen, die allein schon ein oder zwei Dienstmädchen ersetzen können. Fühlen Sie meine Hände an, ob sie weich sind. Nicht wahr, sie könnten mit den Händen jeder deutschen Salondame wetteifern, und doch thun sie alles selber, das danken wir unsern praktischen Neuerungen. Ich stecke selbst die Wäsche, wenn ich nicht einmal ein Stück den Chinesen übergeben will, an die Wäschleine, die hier am Fenster über die Rolle läuft und dort am Nußbaum über eine andre Rolle, ich kann sie ohne Leiter und Stützen befestigen. Hier die Röhren unter dem Fensterbrett sind meine Stubenheizung, die die Stadt liefert, die Waschvorrichtungen im Keller ersparen mir Hausmädchen und Waschfrau, und die elektrische Klingel vor der Hausthür den Portier, da Milchmann, Bäcker, Fleischer und Grünhändler alles stillschweigend auf der Veranda abliefern je nach dem Bestellzettel oder dem Geldstück, das sie vorfinden. Ja ich behaupte sogar, manche deutsche Hausfrau geht leichter in ihren kleinen Alltagssorgen und Alltagsverrichtungen unter, trotz billigerer Dienstboten, als wir Deutschamerikanerinnen, wenn wir uns erst einmal in dieses Getriebe eingewöhnt haben, und vorausgesetzt natürlich, daß wir uns ein bischen Lust und Liebe für etwas Höheres bewahren.

Ich gestand der kleinen, hübschen Frau, daß sie mir bei all meiner Be-

Digitized by Google

wundrung ihres Haushalts doch nur eine rühmliche, seltne Ausnahme zu sein scheine.

Kommen Sie nur öfter, sagte Dr. Brand beim Abschied, Sie werden sehen, daß Geschwindigkeit auch in Amerika keine Hexerei ist, daß in einem Lande, wo es heißt: Time is money, praktischer Neuerungssinn einem über vieles Veraltete hinweghilft, und daß wir Wilden auch Menschen sind.

Bessere Menschen, berichtigte ich, denn sie gründen eine neue Art von Zivilisation in einer neuen Welt, ohne auf etwas Altem zu fußen, was sie vorgefunden hätten.

Das ists ja, was die Sache erleichtert und zugleich steigert, setzte der Doktor hinzu, in dem er mich hinausbegleitete; für solche Straßen, wie wir sie haben, so breit, so schön, für solche Bahnnetze, solche Parkanlagen ist in dem alten Europa gar kein Platz mehr.

Und für solch einen neuen Gesellschaftsaufbau erst recht nicht.

Damit trennten wir uns.

Jolanthes Hochzeit

Jolanthe — wundervoller Name! Der Name gefällt mir „großartig." Wo in aller Welt habe ich ihn schon einmal gehört? Ah, ich habs. In meiner Erinnerung taucht eine farbenprächtige Szene auf, ein weites Feld, auf dem die Fahnen lustig im Winde flattern, Tribünen, Zuschauer, Equipagen, edle Renner, Vollblut, Halbblut. Es war eines Nachmittags im vorigen Sommer, ich befand mich wie immer auf dem Sattelplatz am Totalisator, und Jolanthe hieß eines der „genannten" Pferde im Besitz des Herrn von N., des bekannten Sportsman, das von dem Leutnant von S., dem berühmten Herrenreiter, geritten wurde. Mein Freund Meyer, der alle Jockeys kennt, hatte wieder das „riesige" Glück, auf diesen Gaul zu setzen und zu gewinnen, während ich mein gewöhnliches Pech hatte. Der Name Jolanthe fiel mir damals auf, sie stammte, wenn ich mich recht erinnere, von dem Probepfeil aus der Cyprienne, und sie trug an jenem Tage den ersten Preis davon, den ein großes Privatgestüt gestiftet hatte.

Aber wohin gerate ich? Es ist rein zum Lachen, daß man so zerstreut sein kann. Ich bin ja nicht auf dem Sattelplatz, sondern ich sitze hier in unsrer Theaterloge, und was ich in der Hand habe, ist kein Rennprogramm,

Digitized by Google

sondern ein Buch oder vielmehr ein Büchlein.*) Sollte der grellgelbe Umschlag an der Verwechslung schuld sein? Oder sollte ich Herrn von S., den Reiter der Jolanthe, mit Herrn Sudermann, dem Verfasser der Jolanthe, verwechselt haben? Aber wie ist mir denn? Auf dem Titel steht ja nicht bloß Jolanthe, sondern Jolanthes Hochzeit. Das ist was andres, diese Jolanthe ist kein Pferd. Ich muß mich doch überzeugen und will schnell einmal in den paar Seiten herumblättern. Ah, da stehts schon: „Meine junge Vaterfreude — die [es ist eine »die«] wird schön und niederträchtig werden und wird mit den Beinen strampeln [strampeln, das muß ich noch einmal lesen] ihr Lebelang [Lebe?] — die muß einen sehr poetischen Namen kriegen, dann steigt sie bei den Freiern im Preise — Thekla, Hero ... Referendar — Rosaura, Carmen ... Inspektor — und schließlich fand ich Jolanthe — das ist kitzlich [kitzlich!] und erhaben zu gleicher Zeit."

Das genügt. Jolanthe ist eine anscheinend höchst interessante junge Dame. Ich werde mir während der Zwischenakte den Inhalt weiter zu Gemüte führen, das Buch ist nicht lang. Ach, die Genies von heute sind unbezahlbar, sie tischen uns Hochgenüsse auf und machen uns das Genießen so bequem.

Die Geschichte fängt schlecht an. Der alte Pütz wird begraben. Hanckel, sein Freund und Gutsnachbar, erzählt es uns, wie Pütz begraben wird. Aber wie genau kennt Sudermann das menschliche Herz! Welch richtigen Ausdruck weiß er für unsre Empfindungen zu finden! Ist es nicht „schändlich," ist es nicht „einfach ekelhaft," daß wir sterben müssen? Es wäre der Gipfel aller unsrer modernen Errungenschaften, wenn unser einer, wenn die Elite der Nation nicht länger ins Gras zu beißen brauchte. Es ist nichtswürdig, daß man mit einemmal nicht mehr Punsch und Bowle mischen und keinen Skat mehr spielen soll.

Der alte Pütz hinterläßt einen Sohn Lothar, Leutnant bei den Gardedragonern. Hanckel begleitet Lothar nach Hause — ein leeres Begräbnishaus, „einfach scheußlich." Sie besprechen die Verhältnisse, die keineswegs glänzend sind, da Pütz zwar für alles Trinkbare, aber nicht für die Bewirtschaftung Verständnis gehabt hat. Übrigens „verdient wird bei der Landwirtschaft nichts"; dasselbe wie Sudermann sagt jeder Fachmann, jedermann erbt lieber einen Berg Papiere als einen Haufen Erde, schon der Bequemlichkeit wegen. Da außerdem Lothar „beim Gurgler drinsitzt," so empfiehlt ihm Hanckel, den Abschied zu nehmen und das Gut selbst zu bewirtschaften; unter dieser Bedingung will er helfen und den Gurgler bezahlen. Der arme Junge wird wohl seine Uniform an den Nagel hängen müssen; wo bleibt nun „jener Garde-Chic," der ihn so prächtig kleidet?

*) Jolanthes Hochzeit. Erzählung von Hermann Sudermann. Stuttgart, J. G. Cotta, 1892.

Digitized by Google

Handel, der gute Kerl, will auch versuchen, einen endlosen und kostspieligen Prozeß mit einem andern Gutsnachbarn, Herrn von Krakow auf Krakowitz, persönlich beizulegen. Das ist nicht leicht, denn der Krakow ist ein „Rauhbein." Alle Ausdrücke sind bei Sudermann mit peinlicher Naturtreue dem wirklichen Leben abgelauscht; durch das „Rauhbein" ist man sofort über Krakow unterrichtet. Solche Wörter haben Hand und Fuß.

Das erste Kapitel ist aus, ich kann noch das zweite anfangen. Baron Handel erzählt, wie er auf Krakowitz Besuch gemacht hat. Der Krakow habe hinter der Szene laut über ihn geschimpft — dies Luder u. s. w. —, ihn aber dann sehr freundlich begrüßt und auf seine Vorhaltungen erwidert: „Die Thüren taugen nischt." O dieses Sudermannsche Nischt! Bald sagt er nichts, bald sagt er nischt, aber wo er nischt sagt, da gehört auch wirklich nischt hin. Dies Nischt wirkt erhebend und erwärmend. Dabei versteht Sudermann selbst ein „Rauhbein" interessant zu machen, indem er seine obere Partie herausstreicht: „rund, fett, mit O-Beinen — und auf diesem Wanst ein richtiger Apostelkopf. Entweder Petrus oder vielleicht Andreas oder sonst einer." Nun, welcher Apostel es war, dem Krakow ähnlich sah, ist mir gleich, aber daß er überhaupt wie ein Apostel aussah, das ist „großartig." Aha, jetzt kommt die Baronin, des Rauhbeins Gemahlin — eine Null, und dann kommt — sie, Jolanthe! Ausgezeichnet, prachtvoll! So etwas hab ich mein Lebtag nicht gelesen. Nur ein Kenner ersten Ranges kann so etwas zu Stande bringen. So eifrig und so lange ich auch meine Studien auf den Rennplätzen betrieben habe, ich könnte kein Pferd so gut beschreiben, wie dieser Sudermann ein Weib. „Rasse, meine Herren, Rasse! . . . ein Körper wie 'ne junge Königin . . . das Haar losgelöst in tausend Wirbeln und Wickeln — goldbraun, wie so die Mähne von einem Berber . . . der Hals weiß und üppig mit einem leichten Kropfansatz . . . der Busen nicht zu hoch, aber breit ausgelegt mit seitlichen Wölbungen, was wir beim Pferde eine Löwenbrust nennen . . . und wenn sie atmete, schien der ganze Körper mitzuatmen, so mächtig wälzte sich die Luft durch diesen jungen, edelschlächtigen [edelschlächtig ist ausgezeichnet!] Organismus . . . Fesselgelenke [Fesselgelenke!] elegant . . . Beckenbildung" u. s. w. Nur ein erfahrner „Züchter" kann eine so tadellose Beschreibung der Gattung liefern. Ach, wie schade! Es klingelt, der Vorhang geht in die Höhe, ich muß eine Pause machen.

Wo war ich doch stehen geblieben? Jolanthe ging als erste über die Bahn — ach das dumme Ballet hat mir den Kopf ganz verdreht. „Züchter," „Exemplar" — richtig, hier wars. Krakow renommirt: „Das ist mein Werk . . . das hab ich zu Stande gebacht . ." Mit welcher Geschicklichkeit werden wir hier vom Pferd auf den Menschen gebracht, und umgekehrt.

Sie setzen sich an den Kaffeetisch, und Jolanthe wirft dem alten Handel verliebte Augen zu, sodaß ihm ganz schwindlig wird. Nun kommt die Stelle,

Digitized by Google

die ich schon kenne, wo Krakow erklärt, warum er sie Jolanthe genannt habe, wegen der Referendare, Inspektoren u. s. w. Dann fängt Hanckel an von dem Prozeß mit Pütz zu sprechen, Krakow wird rauhbeinig, wie er den Namen hört, Hanckel wird ärgerlich, er verabschiedet sich, Jolanthe begleitet ihn hinaus und bittet ihn, wiederzukommen.

Jolanthe hats ihm, dem Alten, angethan. Doch dank seinem Spiegel, der ihm durchaus nicht schmeichelt, nimmt er sich vor, kein Esel zu sein und sich seinem harten, schmalen Junggesellenbett nicht untreu machen zu lassen, selbst von einer nicht, die „Jolanthe heißt und als edelstes Vollblut auf Gottes schöner Weide herumläuft.“ Mit diesen guten Vorsätzen kriecht er zu Bett.

Wie herrlich ist die Mischung von Alltäglichkeit, Vernunft und ein bischen Rührung, mit der dieses Kapitel schließt! Doch schnell weiter zum nächsten!

Lothar meint, Hanckel solle doch noch einmal nach Krakowitz hinüberfahren, und Hanckel thuts. Nun wirds sein oder, um mit Sudermann zu reden, „scheußlich fein“: „Mollige Emotion von Weibernähe.“ Die alten Herrschaften schlafen, Jolanthe geht „im Mullkleide“ mit Hanckel allein in den Garten. Da giebt es eine „schummrig“ kühle Laube, wo man ungestört ist. Aber wie hineinkommen? Die Laube ist fast vollständig „verwachsen.“ Doch wo ein Wille ist, ist auch ein Weg; Sudermann nimmt dies Hindernis mit eleganter Leichtigkeit. Jolanthe wirft sich auf die Erde und kriecht — kriecht! — durch ein kleines — kleines! — Loch in das Dickicht hinein. Freiherr von Hanckel kriecht „auf allen vieren“ hinterher. Solch ein „scheußlich feines“ Laubenrendezvous ist der Gipfel aller Kunst. Ich bin doch gespannt, wie die Geschichte weiter geht.

Jolanthe „wischt sich mit ihrem Taschentuch um den Hals herum bis unter den schweißfeuchten Taillensaum“ — naturalia non sunt turpia —, sie ist müde, sie will schlafen, Hanckel soll die Augen zumachen und auch schlafen. Was wird das geben?

Es kommt anders, als man denkt. Jolanthe erklärt sich; ihr Vater, sagt sie, habe ihr befohlen, dem Baron den Kopf zu verdrehen, damit er um sie werbe. Sie will ihm gehören, wenn er sie trotz dieser Aufklärung will, sie wirft sich ihm aus Stolz und Verzweiflung an den Hals, und er willigt ein, er sagt ja, giebt ihr aber acht Tage Bedenkzeit.

Ist es nicht „großartig,“ wie dezent dieser Sudermann ist? Ich wollte schon einen schlechten Begriff von ihm bekommen, aber er hat uns nur deshalb auf allen Vieren in die Laube geführt, damit wir den Edelmut des Barons und der Jolanthe um so mehr bewundern — ein ganz neuer, ein genialer Tric! Ein einziger solcher Tric kann das Rennen zu Gunsten des Reiters entscheiden. Mit Kriechen uns zu imponiren, das kann nicht jeder. Ich will doch sehen, ob sich die beiden durch dieses Kriechen kriegen; mit dem nächsten kurzen Kapitel kann ich noch fertig werden.

Digitized by Google

Lothars Urlaub ist abgelaufen, er reist nach Berlin zurück. Hanckel erhält wirklich am Morgen des achten Tages brieflich Jolanthes Ja. Er fährt hinüber, um bei ihrem Vater um ihre Hand anzuhalten. Der schäbige Alte legt sich aufs Handeln und sagt erst zu, nachdem der gerngesehene reiche Bewerber auf jede Mitgift verzichtet hat.

Sie werden nun wohl bald Hochzeit machen, doch es beginnt eben ein neuer Akt, ich will die Hochzeit nachher lesen. — Weiß ich doch wirklich nicht, ob mir Sudermann besser gefällt oder diese Ausstattungsoperette mit ihren „effektvollen" Balleteinlagen. Jedenfalls weiß ich, daß, wenn mir Sudermann so behagt, ihm allein das Verdienst gebührt. Er hat es verstanden, sein Buch mit derselben Atmosphäre zu erfüllen, die uns, die bessere Gesellschaft, überall umgiebt. Sudermann gehört zu uns! Es ist eine wahre Freude, zu sehen, wie wenig er uns mit all jenen Nebendingen behelligt, worauf andre Erzähler von geringerer Begabung so viel Gewicht legen. Es verrät einen hervorragenden, ganz auf der Höhe der Zeit stehenden Geschmack, daß wir hier nicht mit veralteten Dingen, wie Charakterzeichnung, Gedankenentwicklung und ähnlichem belästigt werden. Wie schwierig mag es sein, diese absolute Charakterlosigkeit herzustellen, wie viel Mühe mag es gekostet haben, die Gedanken, die sich bisweilen störend einzudrängen suchen, völlig auszumerzen! Dafür sind die Hauptsachen, die anderswo gröblich vernachlässigt zu werden pflegen, hier nach Gebühr berücksichtigt. Die Hochzeitsvorbereitungen, die ich eben lese, sind genau so wie damals, als sich Oskar und Adele vermählten. Ich weiß mich der vielen Beratungen über die Aussteuer, die Zimmerausstattung u. s. w. noch genau zu erinnern. Sudermann hat dieses Fach offenbar gründlich studirt. In der Frage der Schlafstubeneinrichtung scheint er mir geradezu ein Sachverständiger ersten Ranges zu sein. Ich glaube, diese Bettenphilosophie gehört mit zu dem, was man jetzt Milieu nennt; ich müßte mich sehr irren, wenn das Milieu nach den Vorschriften der modernen Ästhetik, die für klassische Werke wie Jolanthe gelten, nicht immer der wichtigste Teil der ganzen Erzählung wäre. Doch dem sei, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß man sich auf diese Weise mühelos eine Menge nützlicher Kenntnisse und einen hohen Grad von Bildung erwirbt. Die besten Betten kommen natürlich aus den Berliner Magazinen; die Herstellung der feinsten Betten, die auf besondre Bestellung und nach eignen Zeichnungen gefertigt werden, dauert über sechs Wochen.

Täglich überreicht nun Hanckel seiner jungen Braut frische Blumen, die mit der Bahn kommen, und bald kommt auch der Hochzeitstag. Eine fidele Hochzeit! Trauung durch den Pfarrer, der „eine tüchtige Amtsmiene macht und die weiten Ärmel des Talars wie ein Tausendkünstler zurückstreicht, wenn er zaubern will." Hanckel bezecht sich bei Tisch, bringt in der Bezechtheit einen Toast auf seine junge Frau aus, wird schleunigst aus dem Saale ge-

Digitized by Google

schafft und befindet sich, als er erwacht, in der Damengarderobe! Dann setzt er sich mit Jolanthe in den Wagen, um davonzufahren, Schwiegervater Krakow, der heftig tempelt, um „die Hochzeitskosten herauszuschlagen," unterbricht sein Spiel, um seiner Tochter schnell Lebewohl zu sagen, indem er einige unpassende Worte redet.

Es ist klar, daß hier Sudermann das Landleben nach der Natur hat zeichnen wollen. Bei uns in der Stadt geht es ja im wesentlichen eben so zu, nur daß wir uns in etwas feinern Formen bewegen; wir trinken Sekt, ohne rauhbeinig zu werden. Aber mit welcher Sicherheit weiß Sudermann diese kleinen Unterschiede zwischen Land- und Stadtleben zu finden! O, er kennt seine Leute.

Die Hochzeit ist vorbei, und doch kommt noch ein Kapitel zum Schluß. Wozu? Während Hanckel und Jolanthe im Wagen nach Hause fahren, überfällt den „armen alten Kerl," der keine „heilige Kraft" und kein „bischen Jugendbrunst" mehr hat, ein aufrichtiges Gefühl des Mitleids [Mitleids!] mit dem „armen Ding." Sie nähern sich dem Herrenhaus von Ilgenstein, die Gutsleute haben sich versammelt und lärmen und rufen Hurra. Lothar ist auch dabei, er brennt ein Feuerwerk ab. Nun muß die Geschichte doch bald zu einer Lösung kommen, da nur noch einige Seiten übrig sind. Ah — ich verstehe — Lothar! Lothar wird von Hanckel gebeten, ihm zu helfen. Eine „brillante Pointe." „Aber ich alter Krauter — sagt Hanckel — schäme mich, meine Hilflosigkeit zu bekennen. Und meine Angst hat ja auch Lothar, um sich an ihn anzuklammern." Meine Angst hat Lothar? Das muß ich nach den Regeln der hohen Schule konstruiren. Nicht wahr, Lothar ist das Objekt, an das sich in seiner Angst das Subjekt Hanckel klammert? Die Sache wird wirklich gut; sollte Lothar schon jetzt das Amt des Stellvertreters übernehmen?

Hanckel geht aus dem Zimmer, um Cigarren zu holen, und wie er zurückkommt, was sieht er? Lothar und Jolanthe „sitzen still und steif auf ihren Plätzen wie zuvor, aber sie haben die Augen sozusagen in einander getaucht mit einer solchen wilden, verzweifelnden, wahnsinnigen Glut, wie ich deren (?) menschliche Blicke nie für fähig gehalten habe (habe!). Es war, wie wenn zwei Flammen in einander spritzen! Also da hatt' ich die Bescherung. Noch war sie nicht mein Weib ... Der Ehebruch saß schon im Hause ... Was stört uns der fremde, alte Mann?"

Welche Enttäuschung! Wieder habe ich mich von diesem Sudermann aufs Glatteis locken lassen; ich habe zwischen den Zeilen gelesen, denn es sah ganz so aus, als ob Sudermann verlangte, ich sollte lesen, wie ich gelesen habe, und doch habe ich falsch gelesen, ich habe die Lösung nicht erraten. Mit welcher Kunst hat Sudermann die ganze Haupthandlung bis zum Schluß aufgespart, um die vollste Wirkung zu erzielen! Ich habe ihm Unrecht gethan,

Digitized by Google

er ist auch hier wieder dezent, „riesig“ dezent, so dezent, wie es sich für unsereinen gehört. Denn aus dem Ehebruche wird nichts, es kommt viel rührender.

Hanckel sagt zu Lothar, er möge heimgehen. Da fällt Jolanthe Lothar zu Füßen und schreit: „Du darfst nicht sterben.“ Sie hatten sich schon immer geliebt, aber sich wegen des Prozesses Krakow contra Pütz nicht sehen, nicht sprechen und nicht heiraten können. Nun, am Schluß der Geschichte, läßt Sudermann seinen Lothar doch so viel Charakter haben, daß er beabsichtigt, sich zu töten. Jolanthe hätte sich hernach ebenfalls getötet. Aber womit? Mit Blausäure. Ei, der Deiwel! sagt Hanckel. Großartig ist es, auf welche Weise Sudermann die junge Dame vom Lande in den Besitz von Blausäure zu setzen weiß. Blausäure mußte es unbedingt sein, nichts andres, denn sonst wäre die Geschichte nicht „scheußlich fein,“ sondern ganz gewöhnlich gewesen. „Ein Tanzstundenfreund, welcher (!) Chemiker war, und dem (!) sie den Kopf verdreht hatte, hatte ihr auf ihre Bitten das angenehme Wässerchen vor Jahren zum Geschenk gemacht.“ Wieder ein Zuwachs meiner Kenntnisse: Blausäure verdirbt in Jahren nicht.

Was thut nun der edle Hanckel? „Du Aaskröt',“ sagt er zu Lothar, „mach du, daß du nach Hause kommst!“ Darauf kutschirt er Jolanthe noch in selbiger Nacht zu seiner Schwester auf ein Nachbargut, wo sie verweilen soll, bis die Scheidung vollzogen ist. Er selbst schläft dann in seinem Bett allein, wie der Papst in dem Studentenliede.

Welch ein idealer Schluß! Was hat Sudermann aus einem im Grunde doch recht dürftigen Stoff, den ein Reporter in zwanzig Zeilen abgethan hätte, zu machen verstanden. Ich bewundre ihn. Aber Genie ist eben Genie; wers hat, der hats. Wie es ein solches Genie macht, das ist natürlich sein Geschäftsgeheimnis. Gewöhnliche Sterbliche können so etwas wie Jolanthes Hochzeit nicht machen. —

Die Hochzeit ist aus, der Tanz auch, und das Buch auch. Rasch stecke ich es ein, denn das Publikum räumt schon das Parkett, die Ränge und Galerien und drängt hinaus auf die nüchtern blickende Straße. Ich glaube fast, es ist ein Glück, daß solche Bücher so kurz sind. Zuweilen überfällt mich, ich weiß nicht wie, ein Ekel vor dem öden Zeitvertreib des Gesellschaftslebens; ich möchte nicht immer Jolanthe und dergleichen lesen und sehen, denn der Nachgeschmack ist gar zu schlecht. Ich staune die modernen Propheten an, die ihre Sachen so schön herauszuputzen verstehn, aber ich frage mich manchmal unwillkürlich, ob die Sachen nicht lauter unechte, verfälschte Ware sind. Wenn mich hinterher der Ekel überkommt, ist es mir, als ob mich die Sudermanns mit aller Gewalt trotz meines Sträubens in finstre Tiefen hinunterzerren wollten, während ich doch eine unvertilgbare Sehnsucht nach lichten Höhen in mir verspüre. In dieser Stimmung, ich kann mir nicht helfen, er-

Digitized by Google

scheint mir der „große“ Sudermann unendlich klein. Der Rückschlag ist so stark, daß ich den, dessen Kunstfertigkeit mich eben noch blendete, nun recht geringschätze, weil ich die Hohlheit des Inhalts gewahr werde. Wäre es nicht trostlos, wenn der Garten der deutschen Litteratur so wurmstichige Früchte in Menge hervorbrächte? Würde das nicht vielleicht unser Verderben bedeuten?

Leila die Katzenprinzessin

Ein Märchen von Julius Haarhaus

(Fortsetzung)

Als sich Justus wieder in die Stube wandte, sah er das Mädchen neben sich stehen. Sie hatte sich erhoben und den Schleier ganz zurückgeschlagen, sodaß er nun auch den schönen Hals sehen konnte, den ein Halsband von prächtigen Korallen schmückte.

Nimm meinen Dank dafür, daß du den Bann gebrochen hast, sagte sie freundlich, und laß mich dir die Geschichte meiner Leiden erzählen.

Justus wollte ihre Hand ergreifen. Aber sie wich schnell zurück, und ihre Augen nahmen einen eigentümlich traurigen Ausdruck an. Du darfst mich nie berühren, sonst bin ich dem alten Zauber wieder verfallen, und wer weiß ob ich dann noch einmal erlöst werden kann! Also hüte dich!

Sie schritt auf das Sofa zu, schwang sich auf eine der hohen Armlehnen und bat den jungen Gelehrten, sich in seinem Sessel am Schreibtische niederzulassen. Dann begann sie:

Du siehst in mir die Prinzessin Leila, die Tochter des Sultans Achmed von Alkonda, den man in den Ländern des Aufgangs den Glücklichen nennt. Sicherlich ist der Ruhm seines Namens bis zu den Reichen der sinkenden Sonne gedrungen.

Sultan Achmed? entgegnete Justus mit unverhohlenem Erstaunen. Ich habe wohl von einem Herrscher dieses Namens gelesen, aber es ist länger als ein Jahrhundert her, daß er gelebt hat.

Das Mädchen seufzte. Länger als ein Jahrhundert? Ich hatte es vergessen! Und doch ist mir, als wäre der Aldebaran nur einmal aufgegangen und wieder verblichen seit jenem Tage, da ich meinen teuern Vater im Hafen von Jaffa zum letztenmale sah! Doch höre weiter. Ich war erst sechzehn Jahre alt und hatte die Gärten des väterlichen Harems mit ihren Cypressen

Digitized by Google

und Pistazien, mit ihren Rosensträuchern und Springbrunnen noch niemals verlassen. Ich hatte von der Welt rings umher noch nie etwas andres gesehen, als die gelben Minarets der Moscheen, die hoch in den blauen Himmel hineinragten und über die Mauern unsers Palastes herüberschauten. Da kam der Vater eines Morgens in die Gartenhalle des Harems und sagte zu mir: Leila, meine Tochter, höre, was ich dir sagen will, und achte auf die Rede meines Mundes! Siehe, dein Bruder hat das Reich mit der Schärfe des Schwerts befestigt und ist glücklich gewesen im Kampfe gegen die Kurden. Du sollst sein Werk vollenden und zur Sicherung des Friedens mit deiner Hand dem Throne einen mächtigen Bundesgenossen werben, auf daß die Leute auf dem Bazar mich glücklich preisen um meiner Kinder willen. Allah hat den Sultan gesegnet, werden sie sagen, er hat aus seinem Neste einen Falken und eine Taube fliegen lassen! Der Bey von Tunis hat mir seine Freundschaft angeboten, und ich will ihm das köstlichste dafür senden, was mein Palast hegt, meine liebe Tochter Leila! Ich wurde traurig, als ich diesen Entschluß meines Vaters vernahm, doch wagte ich nicht zu widersprechen, um so weniger, da sich mir auf diese Weise die Gelegenheit bot, etwas von der Welt kennen zu lernen, wonach ich schon oft eine unbezwingbare Sehnsucht verspürt hatte.

Unter mancherlei Vorbereitungen rückte der Tag der Abreise heran. In der Nacht zuvor besuchte mich die alte Wärterin, die mich in den ersten Tagen meiner Kindheit gepflegt hatte, und die mich aufrichtig liebte. Leila, sagte sie, mein Täubchen, siehe, ich bin nur arm und niedrig; aber ich möchte dir doch ein kleines Geschenk mit auf die Reise geben, das dir in Zeiten höchster Not — vor denen dich Allah behüten möge! — nützlich sein könnte. Es ist ein Zauberspruchlein, mit dessen Hilfe du dich in Tiergestalt verwandeln kannst. Du brauchst es nur auszusprechen und dann das Papier, darauf es geschrieben steht, zu zerreißen. Aber bediene dich dieses Mittels nur in der allerhöchsten Gefahr, denn wenn du einmal in der Verwandlung gelebt hast und dann wieder in menschliche Gestalt zurückgekehrt bist, so mußt du dich hüten, jemals einen Menschen zu berühren. Du würdest dadurch sofort wieder in ein Tier verwandelt werden. Versäume aber nicht, ehe du von dem Zauberspruchlein Gebrauch machst, andern die Löseworte zu nennen, damit sie dich, wenn es an der Zeit scheint, aus deiner Verzauberung befreien können! Und nun noch eins: die Zeit, die du in Tiergestalt zugebracht hast, wird dir in dem Buche deines Lebens nicht angerechnet.

Das Mädchen schwieg einen Augenblick und schien nachzudenken. Dem jungen Gelehrten entging es nicht, daß ihr Blick dabei den Spiegel streifte. Er mußte lächeln. Aber sie schien es nicht zu bemerken und fuhr fort:

Ich dankte der Wärterin unter Thränen und nähte die beiden Papierblättchen, auf die der Verwandlungsspruch und die Löseformel geschrieben

Digitized by Google

waren, in einen Ärmel meines Gewandes. In der Frühe des nächsten Morgens brachen wir auf. Zwei prächtig geschmückte Lastkamele trugen die Sänfte, die ich besteigen sollte, und auf weitern zwanzig Kamelen und einigen Maultieren folgten meine Sklavinnen und die Geschenke, die ich meinem zukünftigen Gemahl überbringen sollte. Mein Vater, der Großwesir und fünfhundert Bewaffnete gaben uns zu Roß das Geleit bis zum Meere. In Jaffa kehrten sie um, und ich bestieg mit meiner Umgebung das türkische Schiff, das uns nach Tunis bringen sollte.

Daß ich bei den tausend neuen Eindrücken den Schmerz der Trennung von den Meinigen kaum empfand, brauche ich dir wohl nicht zu sagen. Wenn mir schon die Landreise durch mancherlei Städte, Dörfer und Wüsten höchst merkwürdig erschienen war, wie wunderbar war mir erst das Leben im Hafen und auf dem Meere selbst! Mein Vater hatte auf dem Vorderdeck des Schiffs für mich ein Zelt aus kostbaren Stoffen erbauen lassen, das mich den übrigen Reisegefährten verbarg, mir selbst jedoch den Ausblick auf das unermeßliche Meer gestattete. Den ganzen Tag über war es windstill gewesen. Am Abend aber, kurz nach Sonnenuntergang, da alle, die an Bord waren, ihr Gebet verrichteten, erhob sich ein frischer Segelwind. Der Kapitän ließ die Anker lichten, und langsam rauschte unser Schiff aus dem Gewirr der Masten und Segel in das offne Meer hinaus. Wir hatten das günstigste Wetter zu unsrer Fahrt, und bald war der letzte Streif der Küste unsern Augen entschwunden.

Ich verbrachte die Nächte auf Deck und ergötzte mich in meinem Zelte an den Gesängen und Märchen, mit denen sich das Schiffsvolk unterhielt. Erst gegen Morgen, kurz vor Sonnenaufgang, wo es stets kühl zu werden begann, zog ich mich in meine Kajüte zurück. Damals lernte ich die Bedeutung meines Namens kennen. Weißt du, was Leila heißt? Es bedeutet „sternhelle Nacht" und ist der schönste Kosename, den die Dichter des glücklichen Arabiens in ihren Liedern zu gebrauchen wissen.

Sie sah einen Augenblick schweigend zu Boden. Ja, fuhr sie fort, Leila, die sternhelle Nacht! Dann blickte sie Justus an und schüttelte traurig ihr schönes Haupt.

Du verstehst das nicht, sagte sie, du weißt nicht, was eine sternhelle Nacht ist. Hier bei euch scheinen die Sterne so kalt, so bleich; mich fröstelt, wenn ich dran denke!

Wir mochten wohl zehn oder zwölf Tage gefahren sein, als mir einer meiner Sklaven im Vertrauen mitteilte, er habe Gelegenheit gehabt, die Gespräche der Steuerleute zu belauschen, und habe dabei erfahren, daß wir uns in den Händen eines Korsaren befänden. Das Schiff habe unter falscher Flagge im Hafen von Jaffa gelegen, und der Führer, ein gefürchteter Pirat, beabsichtige, mich gefangen zu halten und von dem Bey von Tunis ein bedeutendes Lösegeld zu erpressen. Mein Schrecken war unbeschreiblich, allein

Digitized by Google

was blieb mir, einem hilflosen Mädchen, weiter übrig, als mich in mein Schicksal zu ergeben und ruhigen Sinnes den Fügungen Allahs entgegenzusehen? Als der Kapitän, ein stattlicher Greis, bemerkt hatte, daß ich über seine Absichten unterrichtet war, ließ er sich bei mir melden und bat mich, guter Dinge zu sein, da mir kein Leid widerfahren würde. Wir wissen, sagte er, daß du die Prinzessin Leila bist, die Tochter des Sultans, den Allah segnen möge! Deshalb wollen wir dich schonen. Ich werde einige von meinen Leuten wegen des Lösegeldes an den Bey von Tunis senden, denn es wäre unbillig, wenn wir von deinem Vater auch noch eine Summe Geldes verlangen wollten, nachdem doch alle die kostbaren Geschenke, die du mit dir führtest, in unsre Hände gefallen sind. Ich dankte dem wackern Greise für seinen Edelmut und wartete auf die Rückkehr der Abgesandten, die in dem größten unsrer Boote nach der Küste von Tunis hinübergerudert waren.

Am vierten oder fünften Tage kehrten sie mit der Antwort des Beys zurück. Anfangs, so erzählte der Führer der Gesandtschaft, sei der Herrscher sehr erfreut gewesen, als er die Kunde von meiner Ankunft vernommen, als er aber von dem Lösegelde gehört habe, sei er aufs höchste erschrocken. Er lasse mir daher sagen, er schätze sich glücklich, daß die Prinzessin von Alkonda ihn, den niedrigsten aller Sterblichen, ihres Vertrauens gewürdigt habe, aber er sehe in der überaus beklagenswerten Schicksalsfügung einen Wink Allahs, daß er nicht wert sei, die Rose aus dem Lande der Zwillingsströme zu heiraten. Er wünsche mir daher eine glückliche Heimreise und werde mich an jedem Abend in sein Gebet einschließen.

So sahen sich die Korsaren doch genötigt, meinen Vater mit der Bitte um Auslösung zu belästigen, und beschlossen den nächsten Westwind zur Rückfahrt zu benutzen. Aber es kam ganz anders. Kaum hatten wir die Höhe von Malta erreicht, als der Matrose, der im Mastkorbe Wache hielt, ein Schiff bemerkte, das mit vollen Segeln pfeilschnell auf uns zusteuerte. Unser Kapitän erschien auf Deck und betrachtete das fremde Fahrzeug mit besorgten Blicken. Dann rief er die Matrosen zusammen und eröffnete ihnen, sie möchten sich auf das schlimmste gefaßt machen, da das fremde Fahrzeug eine Staatsgaleere der Republik Venedig sei, die in den tunesischen Gewässern Jagd auf Korsaren mache. Er bewaffnete die ganze Mannschaft, ließ die Mörser laden und befahl mir und den Meinigen, in den untersten Raum hinabzusteigen. Kurze Zeit darauf hörten wir in unserm finstern Versteck das dumpfe Dröhnen der Geschütze und das Pfeifen der Musketenkugeln, die in das Holzwerk einschlugen. Dazwischen konnten wir die Kommandorufe des Kapitäns und das Hin- und Hereilen der Mannschaft über uns deutlich vernehmen. Dann blieb es eine Weile still.

Ich war die Treppe hinaufgestiegen und spähte durch eine kleine Seitenluke, da mir die Ungewißheit über mein Schicksal unerträglich war. Da sah ich den

Digitized by Google

schwarzen Bug des Venezianers auf uns zukommen. Am Maste flatterte die Fahne des Evangelisten Markus mit dem geflügelten Löwen, und unter dem Bugsprit prangte das Bild der heiligen Justina in blankem Golde. Schon war die Galeere in unsrer nächsten Nähe; von der Kommandobrücke erscholl ein Signal, und mit fürchterlichem Anprall drang der eiserne Schiffsschnabel in die Planken des Korsaren. In demselben Augenblick flogen Enterbrücken herab, und die venezianischen Matrosen überfluteten unser Deck. Während das Schiff langsam sank, bemächtigten sie sich der ermatteten Besatzung und schleppten, was sie von Gütern fanden, an Bord der Galeere.

Ich wurde vor den Admiral geführt, der mich erst auf Italienisch und dann auf Türkisch nach meiner Herkunft und meinen Schicksalen fragte. Es war ein schöner, hochgewachsener Mann, für die Würde, die er bekleidete, noch sehr jung. Seine Augen waren blau wie die Lasursteine am Turban meines Vaters.

Leila errötete leicht und wandte den Blick zu Boden. Nun weilt er schon über hundert Jahre im Paradiese, fuhr sie fort, und sein Haupt, das mir so teuer war, ruht im Schoße der Huris des Christenhimmels!

Er versprach, daß er mich nach Jaffa zurückbringen wolle, und gebot der ganzen Schiffsmannschaft, mir mit der höchsten Ehrerbietung zu begegnen. Auch räumte er mir die Admiralskajüte ein und bezog selbst ein enges Gelaß im Zwischendeck des Schiffes. Abends, wenn ich auf Deck lustwandelte, gesellte er sich zu mir und erzählte mir von seiner schönen Vaterstadt, wo man auf Kähnen durch die Straßen und zum Bazar fährt, und wo ein Sultan regiert, den sie den Dogen nennen, und dessen Geliebte das blaue Meer ist. Er berichtete mir auch von einem Mohren, der dort einst Admiral gewesen sei, und der die Tochter eines Edelmanns aus lauter Liebe ermordet habe.

Wenn der Venezianer auch das Türkische nicht immer gut sprach, so hörte ich ihm doch mit großem Vergnügen zu und konnte es kaum erwarten, bis das Sternbild des großen Hundes am Horizont emporstieg. Denn um diese Zeit erschien er gewöhnlich auf Deck, wo er mir ein Zelt aus Segeln hatte herrichten lassen. Als er merkte, daß ich an allem, was seine Heimat betraf, Gefallen fand, versprach er mir, mich Italienisch sprechen zu lehren. Diese Sprache gefiel mir gut, namentlich machten mir die Worte Vergnügen, bei denen man mit den Lippen den Mund des andern berühren muß.

Justus konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als ihm Leila von dieser sonderbaren Art des Sprachunterrichts erzählte. Doch hütete er sich, sie zu unterbrechen.

Der Admiral hatte mich aber kaum die Buchstaben malen gelehrt, fuhr sie fort, als ein unvorhergesehenes Ereignis unser Glück vernichtete. Unter den Matrosen befanden sich mehrere, die, schon lange von ihrer Heimat entfernt, mit dem Entschlusse des Admirals, noch einmal nach Jaffa zu fahren,

Digitized by Google

unzufrieden waren. Auch hatte es ihren Unwillen erregt, daß man die Beute aus dem Korsarenschiff nicht verteilt hatte. Sie wiegelten daher die ganze Schiffsmannschaft auf und scheuten sich nicht, ihre Mißstimmung offen an den Tag zu legen. Der Admiral gab sich den Anschein, als beachtete er alle diese Vorgänge nicht, und war entschlossen, seinen Willen durchzusetzen. Den zweiten Steuermann, der sich weigerte, seinen Befehlen Folge zu leisten, ließ er im untersten Schiffsraum anketten, und einen Ruderknecht, der sich anschickte, den Gefesselten zu befreien, schleuderte er mit eigner Hand ins Meer. Die Erbitterung der Mannschaft wuchs von Stunde zu Stunde. Zweimal drang eine Anzahl der Verwegensten bis zu seiner Kajüte vor und verlangte augenblickliche Umkehr. Auch gegen mich wurden Schmähungen laut, da man mich für die Ursache alles Unglücks hielt. Der Admiral fürchtete das schlimmste; er betrat niemals das Deck ohne Degen und geladne Pistolen.

Da gedachte ich des Zaubermittels, das mir meine alte Dienerin bei meiner Abreise zugesteckt hatte. Ich gab den Zettel, auf dem die Löseformel geschrieben stand, dem Admiral, las den Zauberspruch und zerriß das Papier. In wenigen Minuten war die Verwandlung vor sich gegangen. Ich war eine Katze geworden! Mit drei Sprüngen erreichte ich die Treppe und verbarg mich im untersten Schiffsraum zwischen den Ballen und Kisten, wo ich mein Leben mit kümmerlicher Speise fristete.

In einer Nacht hatte ich mich unbemerkt auf Deck gewagt und erriet aus dem Gespräche einiger Matrosen, daß man etwas schlimmes gegen den Admiral vorhatte. Ich wollte ihn warnen, fand aber die Thür seines Gelasses verschlossen. Nach einigen Stunden bemerkte ich, wie die Meuterer bewaffnet das Zwischendeck betraten, und sah den Schiffszimmermann die Kajütenthür mit seinem schweren Hammer zertrümmern. Der Admiral wehrte sich verzweifelt, drei der Angreifer erlagen seiner Klinge. Aber schließlich ermattete er. Man schleppte ihn auf Deck, fesselte ihn und warf den Hilflosen über Bord. Mit ihm versank für mich die Möglichkeit, in menschliche Gestalt zurückzukehren!

Die Meuterer kehrten nach Venedig zurück und berichteten dem Dogen, daß der Admiral — er hieß Alessandro Giustiniani — im Kampfe mit den Korsaren seinen Tod gefunden habe. Beim Ausschiffen der Ladung kam auch ich ans Tageslicht. Ich erreichte in einer Gondel das Ufer und trieb mich einige Tage lang auf einem großen, schöngepflasterten Platze umher, an dem eine überaus prächtige Moschee stand, die von außen mit bunten Bildern geschmückt war, und vor der an hohen Masten Fahnen flatterten. Dort fand mich ein Seidenhändler, der mich an sich lockte und mit nach Hause nahm.

Lange Zeit hatte ich bei diesem gelebt, als ihn eines Tages ein fremder Kaufmann besuchte, mit dem er Geschäfte machte. Sie konnten wegen eines Ballens Seide nicht handelseinig werden, da sagte der Fremde: Wißt ihr,

Digitized by Google

Freund, wie wir das Geschäft zum Abschluß bringen? Ihr gebt mir die Angorakatze zu, und ich bezahle euch die fünfhundert Zechinen, die ihr fordert! Mein Herr willigte ein, der Kaufmann steckte mich in einen Korb und zog mit mir von dannen. Nach einer langen und beschwerlichen Reise kam ich endlich in diese Stadt, wo ich seitdem in Katzengestalt ein so bejammernswertes Leben geführt habe. Nun kennst du meine Schicksale, sage mir nun, was du mit mir zu thun gedenkst!

Was bleibt dir anders übrig, schöne Prinzessin, als mit der bescheidnen Wohnung eines stillen Gelehrten vorlieb zu nehmen? entgegnete Justus. Nach Hause kannst du niemals zurückkehren, denn vor sechzig Jahren haben feindliche Araberstämme die Stadt deines Vaters dem Erdboden gleich gemacht und das Sultanat von Alkonda aufgehoben. Und was könnte dir daran liegen, in einem Lande zu wohnen, in dem ein andres, dir völlig fremdes Geschlecht herangewachsen ist, von dessen Gedanken dich ein ganzes Jahrhundert trennt? Bleibe bei mir! Sei die Sonne, die meine Tage fröhlich macht, und der Stern, der meine Nächte erhellt, sei der Palmbaum, unter dem ich Schatten suche, und die Lilie, die mein Auge erfreut, sei der Fels, auf den ich meine Zukunft gründe, und der Krystall, durch den ich die Welt in den Farben des Regenbogens schaue! Du sollst glücklich werden, ich will alles thun, dein Herz zu erfreuen. In drei Jahren kann ich Professor sein, dann kann ich dir Perlen und Diamanten kaufen, deine weiße Stirn und deinen marmornen Hals zu schmücken, und wenn erst meine arabische Grammatik erschienen sein wird, dann will ich dir Gewänder schenken aus Sammet und Seide und einen Divan aus himmelblauem Damast und Tabourets aus Ebenholz und Perlmutter! Bleibe bei mir, wunderbare Leila!

Das Mädchen willigte ein, und den jungen Gelehrten überkam eine ungeahnte Glückseligkeit. Aber in diesen Rausch des Entzückens mischte sich die Besorgnis, ob es ihm auch gelingen würde, die Prinzessin vor der lästigen Neugierde der Außenwelt zu sichern und ihr alles das zu bieten, was zu ihrem Wohlbefinden notwendig sein würde.

Verbirg dich jetzt, sagte er zu ihr, indem er ihr die Thür zu seiner Kammer öffnete, und laß mich gehen, für alles zu sorgen, dessen du bedarfst. Ruhe inzwischen aus, ich eile und bin in wenigen Stunden wieder bei dir.

Es war ihm, als träumte er, als die Schöne das Zimmer verlassen hatte, und er nun sann, was er zunächst thun solle, um in aller Heimlichkeit seinem Gast einen würdigen Aufenthalt zu schaffen. Kein Mensch durfte ja erfahren, daß im vierten Stock von „Küchenmeisters Hof" eine Prinzessin von Alkonda wohnte!

Als er sich zum Ausgehen bereiten wollte, fiel sein Blick zufällig in den alten halberblindeten Spiegel. Er blieb stehen und betrachtete sich genauer. In der That: wenn er bedachte, welch vornehmes Wesen er in seinen Räum-

Digitized by Google

lichkeiten beherbergte, so mußte er sich gestehen, daß er selbst doch recht einfach, ja fast dürftig gekleidet sei. Aber dem war ja abzuhelfen. Hing nicht im Kleiderspind schon der schöne blaue Frack mit dem Silberbesatz und den silbernen Knöpfen, den er zum erstenmale bei seiner Habilitationsrede tragen wollte? Er flocht sein Haar sorgfältiger als je, streute vom besten Puder hinein und legte das Festgewand an. Dann griff er nach seinem Hut und seinem spanischen Rohr und eilte die Treppe hinab, um für die neue Einrichtung Einkäufe zu machen. Zuerst mußte ein Divan bestellt werden. Wenn Justus die beiden nächsten Monate keine Bücher anschaffte, so konnte er bequem einen schönen Divan erschwingen.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Audienz im Vatikan, die drei gleich hohen Stühle und Ledochowskis Schnupftabakdose. Die lebenden Bilder im Rokokostil, deren Unterschriften wir vorstehend genannt haben, gefallen dem protestantischen Teile des deutschen Volkes sehr schlecht. Doch hätte man sich längst an derlei gewöhnen können; sie sind nicht die ersten ihrer Art gewesen und werden nicht die letzten sein, sintemal die nicht bloß in Preußen übliche Kirchenpolitik notwendig dazu führt. Man will die Kirchen für politische Zwecke verwenden. Findet man sie nicht willig genug, so greift man umgestaltend in ihr Inneres ein. Lassen sie sich das nicht gefallen, so macht man Märtyrer. Nützt das nichts, so bleibt zuguterletzt nichts übrig, als die Märtyrer schön zu bitten, sie möchten nur wieder gut sein und die nächsten Wahlen, oder was man sonst gerade vor hat, machen helfen. Damit soll nicht gesagt sein, daß unser Kaiser, indem er den schwarzen, roten und weißen Herren seine angeborne Menschenfreundlichkeit erwies, auch nur im mindesten an Militärvorlagen und dergleichen gedacht habe; aber unter den obwaltenden Umständen werden solche Liebenswürdigkeiten eines Staatsoberhauptes unfehlbar in diesem Sinne gedeutet und verwertet werden.

Das vorige und das laufende Jahrhundert haben zusammen in ganz Europa nur einen einzigen Monarchen aufzuweisen, der die Kirchenangelegenheiten vollkommen richtig behandelt hat, das ist Friedrich der Große. Mit wunderbarem Takt und Scharfblick hat er die Grenze zwischen dem Innerlichen und dem Äußerlichen in Kirchensachen gefunden und inne gehalten, das Äußerliche so vortrefflich geordnet, daß ihm die katholische Geistlichkeit stets dankbar dafür gewesen ist und sich bis zum Jahre 1872 dabei wohl gefühlt hat. Wagte ein Pfaff, wie der Fürstbischof Schaffgotsch, Stänkereien, so faßte er ihn, den Schuldigen allein, derb am Kragen, ließ es aber seine Glaubensgenossen nicht entgelten. Er fügte niemandem ein Unrecht zu und hatte deshalb nie etwas abzubitten. Die Kirchen dem Staate dienstbar zu machen, verstand er vortrefflich, aber nur für Zwecke, die innerhalb ihres natürlichen Wirkungskreises liegen, für den Unterricht und andre

Digitized by Google

Kulturangelegenheiten. Niemals würde er die Geistlichkeit zu eigentlichen und rein politischen Zwecken mißbraucht haben. Freilich gab es damals noch keine Volksvertretung, aber wäre das Wählen und Wühlen damals schon üblich gewesen, so würde er mindestens so klug gewesen sein wie jener katholische Kaplan, den wir einmal in der Konfliktszeit folgendes Gespräch mit einem Landrat führen hörten. Der Landrat sang das Lob einiger Gemeinden, die „gut" gewählt hätten, und fügte hinzu: Dort haben aber auch die Geistlichen ihre Schuldigkeit gethan. So! sagte der Kaplan, das nennen Sie ihre Schuldigkeit thun, wenn Pfarrer und Kaplan die Wahlen machen? Diesmal gefällt es Ihnen, weil sie der Regierung die Wahlen gemacht haben; wie denn aber, wenn sie sie einmal der Opposition machen? O, versetzte der Herr Landrat, das kann ja gar nicht vorkommen, das ist ja gar nicht möglich!

Antisemitische Stimmen im Zentrum und bei den Konservativen. In fünfzehn Jahren hat es die antisemitische Bewegung fast ohne jede Vertretung in der Presse, ja im Kampfe gegen die herrschende europäische Presse dahin gebracht, wo sie jetzt steht. Neben dem lebendigen Wort im Freundeskreise und in öffentlichen Versammlungen hat besonders eine umfangreiche und vielseitige Flugschriftenlitteratur die antisemitischen Gedanken in immer weitere Kreise getragen. Wer die Entwicklung und die Ziele der Bewegung verstehen will, wird auch heute noch nach diesen Schriften greifen müssen. Wie mit dem Antisemitismus im allgemeinen, so ist es nun auch mit der antisemitischen Unterströmung in den alten Parteien: die Presse bringt sie nicht in ihrem vollen Umfange zum Ausdruck. Darum bricht jetzt auch hier der Strom antisemitischer Flugschriften hervor, ein Zeichen, daß die Parteipresse den Anforderungen ihrer Leser nicht mehr genügt.

Als Beispiele sollen hier zwei kleine Broschüren angeführt werden, die in den letzten Wochen erschienen sind. Die erste, aus dem konservativen Lager, Staatserhaltende Demagogie und staatsgefährdende Leisetreterei (Dresden, Glöß), ist von Herrn Ed. Ulrich. Er war es, der auf dem konservativen Parteitage zu Berlin die so viel angegriffne Aufforderung, im guten Sinne demagogisch zu sein oder zu werden, in die Versammlung warf. Er verteidigte dann dieses Wort gegen den Grafen Caprivi in einem offnen Briefe, der ziemlich bekannt geworden sein dürfte, und setzt nun seine Verteidigung in dem vorliegenden Büchlein fort, als guter Taktiker natürlich angriffsweise. Er geht den Elementen in der Parteileitung und Presse, die die Umgestaltung des Programms im antisemitischen Sinne vor dem Parteitage bekämpften und sie nach dem Parteitage zur bedeutungslosen Phrase herabzudrücken suchen, scharf zu Leibe. „Wenn Stöcker es sich gefallen läßt, daß die im warmen Sonnenschein seiner Popularität sich wärmenden hinter seinem Rücken Schnippchen schlagen — das konservative Volk ist weniger geduldig und könnte nächstens unter diese Herren treten und fürchterliche Musterung halten! Soviel ist schon jetzt sicher, daß bei den nächsten Wahlen tausende von Konservativen mit den Antisemiten gegen alle verschämten und unverschämten Helldorffianer stimmen und agitiren werden, wenn die Parteileitung ungeschickt genug ist, solche Herren wieder als Parteikandidaten aufstellen zu lassen!" ... „Das konservative Volk betrachtet im Gegenteil die antisemitischen Parteien als die ihm am nächsten stehenden — daran ändern keine von einzelnen antisemitischen Versammlungsrednern gegen die Konservativen vorgebrachten Ungezogenheiten auch nur das geringste, um so weniger, je mehr sich manche konservative Führer zu bemühen scheinen, den Karrikaturen, die man von den Konservativen durch Übertreibung ihrer

Digitized by Google

Schwächen unter dem Gelächter des Volks entwirft, täuschend ähnlich zu werden." Diese beiden Sätze werden zeigen, welch entschiedne Sprache Herr Ulrich führt. Besonders gut ist übrigens sein Büchlein nicht geschrieben, es geht zu viel auf Einzelnheiten der Tagespolemik ein und ermüdet bisweilen durch Zitate aus Reden, Zeitungen und Resolutionen. Wer aber wissen will, wie entschlossen die konservativen Wählermassen denken, sollte es zur Hand nehmen.

Die zweite Broschüre, Die jüdische Invasion und das katholische Deutschland (Leipzig, Ernst Rust) von Philippikus, stammt aus den Kreisen des Zentrums. Sie ist aus einem Guß. Im ersten Teil stellt der Verfasser die Beschwerden des deutschen Volkes gegen das Judentum kurz, aber zugleich erschöpfend zusammen. Im zweiten zieht er die Folgerungen, die sich aus diesen Beschwerden für das Zentrum und für die politischen Parteien überhaupt ergeben. Der Kulturkampf gilt ihm im wesentlichen für erledigt, die Hauptsache sei jetzt der Kampf gegen das Judentum. „Statt der Franzosenzeit haben wir die Judenzeit." Gegen den Feind im Lande fordert er Einigkeit und ruft Katholiken und Protestanten auf, sich zu besinnen, daß sie eines Blutes sind. Selbst ein ausgesprochner Zentrumsmann, stolz auf die Unerschütterlichkeit seiner Partei, stolz auf das feste Gefüge seiner katholischen Kirche, bietet er jedem Deutschen, jedem Christen die Hand zum neuen Befreiungskampfe: „Ob vereinigt oder getrennt marschieren, ob unter einer oder drei Fahnen — jedenfalls vereint schlagen!" . . . „Nur eins lasse man uns betonen: Parteivorbehalte mögen unerläßlich sein; in jedem Falle aber sind sie Nebensache."

Das Büchlein gehört zu der Gattung von Schriften, die unwillkürlich eine lebhafte Vorstellung von der Persönlichkeit ihrer Verfasser hervorrufen. Es spricht aus ihm ein reifer, erfahrener Mann, der mit Methode zu arbeiten weiß und den Gegenstand, über den er schreibt, beherrscht, der bei aller Glut nationaler und politischer Leidenschaft überall sachlich urteilt. Schade, daß er sich hinter einem Scheinnamen versteckt hat. In der Darstellung zeigt er jene Frische und Lebendigkeit, die sich bei ernsten Naturen einzustellen pflegt, wenn sie sich nach innerm Kampf und redlicher Arbeit eine neue, wohlbegründete Meinung gebildet haben. Die Wucht des Vortrags erinnert bisweilen an die Art eines guten Kanzelredners. Das Büchlein wendet sich vornehmlich an das katholische Deutschland. Möge es dort recht viele Leser finden. Leicht wird ihm das freilich nicht gemacht werden, denn die Zentrumspresse wird gewiß nichts für seine Verbreitung thun. Es verdient aber auch in den nicht katholischen Kreisen gelesen und beherzigt zu werden, wo vielfach und recht geflissentlich verkannt wird, wie viel gesundes Deutschtum in unserm katholischen Volke steckt. Das ist ja schließlich das wichtigste an beiden Broschüren und vielen ähnlichen Erscheinungen der letzten Monate, daß sich in ihnen ein verheißungsvolles Sehnen nach innerer Einigung bekundet. Von allen Seiten streben gleichgesinnte Männer zu einander, rütteln an den alten, morschen Parteischranken, um vereint das Werk in Angriff zu nehmen, das unsre Zeit fordert: das nationale und das sozialpolitische.

Dienstbotenrecht. Prof. Anton Menger in Wien hat in seiner vielbesprochnen Kritik des Entwurfs des „bürgerlichen Gesetzbuchs" für Deutschland auch unser heutiges Gesinderecht sehr scharf und fast im Sinne der sozialistischen Tadler angegriffen. Er meint, daß unsre Dienstbotenverhältnisse vielfach an Leibeigenschaft und Sklaverei erinnerten, daß darin besonders die „gedrückten und geduldigen Frauenspersonen" mit Leib und Seele der Herrschaft unterworfen und

Digitized by Google

ihrer Registerführung ausgesetzt seien u. s. w. Wie viele Familienhäupter aber nebst ihren Ehehälften fühlen sich gegenwärtig selbst in der empfindlichsten Abhängigkeit von ihren Dienstboten! Man darf zum Beweise dafür ganz ernsthaft auf die lustigen Bilder der Fliegenden Blätter hinweisen, die, wie sie so vielfach die Erscheinungen unsers Volkslebens wahr und treffend wiederspiegeln, auch hier über den wirklichen Stand der Sache keinen Zweifel aufkommen lassen. Wie es aber den sozialistischen Eiferern so häufig ergeht, daß sie vor Bäumen den Wald und vor lauter Pessimismus die gute Seite der Dinge nicht sehen, so hat Menger auch noch darin geirrt, daß er aus der bloßen Betrachtung der Rechtsvorschriften, ohne gleichzeitige Prüfung ihrer thatsächlichen Gestaltung im Leben, ein richtiges Bild gewonnen zu haben glaubt. Wer dem Rechtsverhältnis zwischen Dienstherrschaft und Gesinde gerecht werden will, der muß vor allen Dingen im Auge behalten, daß für alle Personen, die in die häusliche Gemeinschaft aufgenommen werden, unbedingt die Hausordnung gelten muß; daß ferner, wer Schutz und Schule des Hauses genießt, sich auch der hausväterlichen und hausmütterlichen Gewalt und Unterweisung zu fügen hat, und daß die Rechtsordnung nicht dafür verantwortlich gemacht werden kann, wenn die von ihr vorgeschriebnen Pflichten der Herrschaft, z. B. was die Gewährung der zum Gottesdienst gehörigen freien Zeit betrifft, vielfach gröblich verletzt werden. Schließlich darf man nicht vergessen, daß es sich gerade bei den weiblichen Dienstboten oft um Personen handelt, die noch ebenso sehr der Erziehung und der Anleitung zu allen häuslichen Verrichtungen bedürfen, wie sie ihrerseits der Familie ihre Dienste leihen. Übrigens hat die einseitige, wenn auch bis zu einem gewissen Grade berechtigt einseitige Auffassung Mengers schon aus alter Zeit eine merkwürdige Parallele: auch die Sklaverei in Rom zeigte, wie R. von Jhering in seinem „Geiste des römischen Rechts“ in überzeugender Weise nachgewiesen hat, ein ganz andres Bild, als es die Schroffheit der einschlagenden Rechtsvorschriften erwarten läßt, und als man früher meist angenommen hat. Einer Ausartung der Behandlung der Sklaven zur Roheit und Grausamkeit war durch die Rechtsordnung allerdings kein Riegel vorgeschoben; aber die Sitte trat, so lange sie noch etwas in Rom galt, mit ihrem stillen Zwange mildernd ein und ersetzte manche Vorschrift, an der als Rechtsregel unsre Dienstbotenordnungen mit ihrem patriarchalischen Sinne festgehalten haben.

Immerhin darf Prof. Menger das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, die öffentliche Aufmerksamkeit auf einige wunderlich veraltete Punkte unsers Rechtslebens hingelenkt zu haben. Ein solches Überbleibsel aus der Zeit einer herabwürdigenden Behandlung des Gesindes ist die vielfach noch übliche Untersuchung der Koffer und Truhen der abziehenden Dienstboten, die einem geradezu beschämenden, durch nichts als die bloße Diebstahlsmöglichkeit gerechtfertigten Verdacht, Sachen des Dienstherrn veruntreut zu haben, Ausdruck giebt. Noch allgemeiner und durch neuere gesetzliche Vorschriften bestätigt ist die polizeiliche „Gepflogenheit,“ jedem Dienstboten in das von ihm zu führende Dienstbuch eine Art von Steckbrief hineinzuschreiben. Daß man seinen Namen, den Ort und die Zeit seiner Geburt und allenfalls noch den Namen der Eltern oder des Vormundes einträgt, ist gewiß nötig; aber diese Angaben wie bei einem Verbrecher durch die hinzutretende Beschreibung seines Äußern zu einem „Signalement“ zu machen, ist unnötig. Zwei uns vorliegende Dienstbücher weisen außerdem noch sechs Nummern mit folgender verschiednen Ausfüllung auf: „Statur“: klein — kräftig; „Augen“: graublau — braun; „Nase“: gewöhnlich — groß; „Mund“: ebenso; „Haar“: blond — braun; „besondre Merkmale“: keine. Besonders die „gewöhnliche Nase“

Digitized by Google

ist gewiß vorzüglich geeignet, die glückliche Inhaberin wiederzuerkennen! Daß dies praktisch bis zur Komik wertlos ist, liegt auf der Hand; es ist aber auch sehr unpassend, unbescholtne Leute in dieser Weise einem Verdächtigen oder Überführten gleich abzukonterfeien. Dann müßte man auch in die Personalakten jedes Beamten ein „Signalement“ aufnehmen, bei Kassenbeamten womöglich noch eine Anzahl von Photographien.

Nur stumpfe Gewöhnung läßt es erklärlich erscheinen, daß man an der völlig bedeutungslosen persönlichen Beschreibung der Dienstboten festhält. Das Arbeitsbuch der Gewerbeordnung für die den Dienstboten durchschnittlich gleichaltrigen Arbeiter außerhalb der häuslichen Gemeinschaft sieht wohlweislich von solcher Steckbriefsähnlichkeit ab und stellt dadurch seinen Inhaber günstiger; das giebt dann in den Kreisen der Dienstboten, sobald ihr „Selbstbewußtsein und [ihr] freiheitlicher Instinkt,“ wie Menger sagt, noch mehr erwacht ist, zur Steigerung der Unzufriedenheit einen unerfreulichen Anlaß. Auch hier könnten die sozialpolitischen Bestrebungen bessernd eingreifen, so unscheinbar auch dieser Punkt zunächst manchem vorkommen mag.

Zum Freiwilligenexamen. Im Februar 1890 verkündete der preußische Kultusminister im Abgeordnetenhause, daß die Absicht bestünde, die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligendienst von den höhern Schulen zu trennen. Leider ist dies nicht geschehen, sondern die höhern Lehranstalten sind an Stelle dessen mit der sogenannten „Abschlußprüfung“ beschenkt worden. Von den Mißständen, die in dem Aufsatze der Grenzboten (Die Prüfungskommission für Einjährig-Freiwillige, 1890, Heft 16) gerügt wurden, ist bisher noch keiner beseitigt worden. Nur darin ist jetzt eine Veränderung eingetreten, daß die Prüflinge nicht mehr wie bisher ihre vier schriftlichen Arbeiten (Deutsch, zwei Sprachen und Mathematik) an einem Tage zu machen haben, sondern daß ihnen zwei Tage zugestanden sind; eine Änderung, die man nur billigen kann. Die andern Mißstände grünen und blühen aber munter fort. So wurde schon damals auf die Notwendigkeit eines gewissen Zusammenhangs zwischen der Kommission und den höhern Lehranstalten innerhalb einer Provinz hingewiesen. Die Erfahrungen der letzten Herbstprüfung haben aber gezeigt, daß auch innerhalb einer Provinz zwischen den einzelnen Prüfungskommissionen, die sich in den Regierungshauptstädten befinden, ein Zusammenhang bestehen muß. Folgender Fall hat sich ereignet. Ein Prüfling hatte sich sowohl der Kommission zu G. wie der zu K. gestellt. Da die Prüfung zu G. acht Tage früher stattfand, so machte er zuerst hier die Prüfung mit und fiel durch. Darauf reiste er nach K., und dort — bestand er. Die Kommission zu K. erfuhr nun von der Schlauheit dieses jungen Mannes und fragte beim Minister an, was sie thun solle. Der Minister gab zur Antwort, man solle ihm schleunigst seinen Berechtigungsschein zustellen.*) Bisher hat man noch nichts gehört, daß etwas geschehen sei, solchen Fällen in Zukunft vorzubeugen. Es wurde auch in dem frühern Aufsatze schon darauf hingewiesen, daß es nötig sei, eine Prüfungsgebühr einzuführen; schon das allein würde manchen solchen Examenreisenden abhalten, mehrere Kommissionen, und zwar zu wiederholten malen, zu belästigen. So würden wenigstens die nicht unbedeutenden Kosten, die der Staat jedes Jahr zweimal auf

*) Diese Geschichte mag für die Kommission in K. sehr ärgerlich gewesen sein, sie wirft aber doch ein köstliches Licht auf den ganzen Examenschwindel. Natürlich ist jedes Examen zu sieben Achteln Glücks- und Zufallssache. Die Antwort des Ministers verdient die größte Anerkennung. D. R.

Digitized by Google

sich nimmt für Leute, die es größtenteils nicht wert sind, einigermaßen gedeckt werden!

Demnächst und dereinst. Was für ein Unterschied ist zwischen demnächst und dereinst? Diese Preisfrage wirft in seiner Nummer vom 3. Mai der Vorwärts auf. Er hat entdeckt, daß demnächst und dereinst nicht dasselbe sind. Vielmehr besteht ein großer Unterschied zwischen beiden, denn ob einer seine Schulden demnächst oder ob er sie dereinst bezahlen wird, ist beileibe nicht dasselbe. Freilich fragt es sich nun: wie groß ist der Unterschied? Das ist eine höchst wichtige, eine richtige Preisfrage.

Der erste Mai hat dem Vorwärts Gelegenheit gegeben, die Lösung dieser Preisfrage anzuregen. Er hatte nämlich in seiner Nummer vom 2. Mai über den Verlauf der Maifeier berichtet und sich dabei folgende Prophezeiung geleistet: „Wenn demnächst erfüllt ist, was wir heute erstreben und erkämpfen, wenn die Menschheit erlöst worden ist vom sozialen Elend und durch die Lande die Freiheit segenspendend geht, ledig der Ketten, in die man sie heute schlägt, dann wird der 1. Mai zum Feiertag der gesamten Menschheit geworden sein, wie er heute bereits ist der Weltfeiertag der klassenbewußten [klassenbewußt ist gut, eine erwünschte Abwechslung für das endlich langweilig gewordne zielbewußt] Arbeiter aller Berufe." Über Nacht sind ihm aber andre Gedanken gekommen, er hat befürchtet, sich böse Mahner auf den Hals zu ziehen, indem er einen Wechsel auf zu kurze Sicht ausstellte, und so ändert er schleunig am folgenden Tage das verfängliche demnächst in dereinst: „Berichtigung. In der Einleitung zum Bericht über die Maifeier ist in gestriger Nummer in der 40. Textzeile von oben zu lesen »dereinst« anstatt »demnächst.«

Es fragt sich also: wann ist die Menschheit „erlöst," wenn sie demnächst, und wann ist sie erlöst, wenn sie dereinst erlöst wird? Preisfrage des Vorwärts: „Was für ein Unterschied ist zwischen demnächst und dereinst?"

Schwarzes Bret

Rührende Einigkeit. Ein Gymnasialdirektor erhielt neulich auf seinen Antrag, das englische Übungsbuch von X. an seiner Anstalt einzuführen, vom Provinzialschulkollegium den Bescheid, daß gegen die Einführung nichts zu erinnern sei. Von demselben Provinzialschulkollegium erhielt gleichzeitig ein andrer Direktor auf denselben Antrag die Antwort, daß die Einführung dieses Buches nicht genehmigt werden könne. Das Wunder erklärt sich dadurch, daß die beiden Anstalten unter verschiednen Dezernenten stehen. Wie erhaben faßt aber der Vorsitzende des Kollegiums seine Aufgabe, Gegensätze auszugleichen, auf! Mit demselben freundlichen Lächeln setzt er seinen Namen unter zwei entgegengesetzte Erlasse!

Die Post schreibt in einem Bericht über die Festlichkeiten in Rom: „Den Hintergrund bildete der ein Fort tragende Monte Mario, von dem aus in den letzten Tagen die Salutschüsse für den einziehenden Kaiser und den jubiläenden König abgegeben worden waren."

Digitized by Google

Jubiläen ist eine höchst dankenswerte Bereicherung der nicht sehr starken Verbalgruppe, die auf äen reimt.

Die Neue freie Presse schreibt in ihrem Leitartikel vom 23. April: „An einer Frage der großen Reichspolitik ist damals Lord Derby gescheitert, und die Zukunft hat gezeigt, daß er nichts andres verdiente."

Das geht noch über „historische Zukunftsbildungen."

Über den neuesten Roman Wildenbruchs veröffentlicht Theodor Wolff im Berliner Tageblatt ein Feuilleton, dem wir folgende hübschen Sätze entnehmen: „Wildenbruchs Begabung war immer eine (!) vornehmlich rhetorische. Er ist ein gut Stück (!) Versammlungsredner, der mit kunstvoll und klangvoll gebauten (die Posaunen von Jericho sind also nicht bloß zerstörend!) Sätzen, mit farbenleuchtenden Worten und aufflammenden (!) Endzeilen die Zuhörer nieder(!)zwingt. In »Christoph Marlow« feiert das Rhetorische einen wahren Triumph."

Daß Wolff auch unpersönliche Dinge „Triumphe feiern" läßt, ist nett von ihm, weniger nett scheint es uns, daß die Sucht nach klingenden Wendungen das bischen Deutschtum in seinem Stilgewissen so leicht über den Haufen werfen konnte. Wer Kritik üben will, fange mit der Selbstkritik an.

Der Dresdner Anzeiger vom 30. April berichtet über eine „Rezitation" des Herrn Drach: „Die Wogen der Begeisterung innerhalb der andächtigen, vorwiegend weiblichen Gemeinde, die sich vor dem Podium des Herrn Rezitators geschart hatte, waren stürmisch bewegt, sie trugen Herrn Drach einen stattlichen Lorberkranz mit feurig roter Schleife entgegen und hätten selbst auf der Pirnaischen Straße noch eine gelinde Überschwemmung hervorgerufen, wenn nicht das Rößlein des Künstlerwagens plötzlich aus unbekannter Eingebung den Beruf zum beflügelten Pegasus in sich gefühlt hätte. Infolge dieses Verstandesblitzes im Haupte des Rößleins ebbten die Fluten rasch ab, um sich in den Straßen der schlummernden Stadt sanft plätschernd zu verlieren."

Was sagt der große Grammatiker und Stilistiker des Dresdner Anzeigers, Herr Dr. Paul Schumann, hierzu?

Der in Wien erscheinende „Kursalon," Zeitschrift für Balneologie, Klimatologie u. s. w. legt in der soeben erschienenen ersten Nummer dieses Jahrgangs das Versprechen ab: „Wie immer, wird der „Kursalon" auch in diesem Jahre alles aufbieten, um (!) das zu sein und zu bleiben, was er bis jetzt gewesen ist: das erste, älteste und bedeutendste balneologische Organ."

Wir sind gespannt, wie das Herr Dr. Ludwig Hirschfeld machen wird.

In Nr. 35 der Chemikerzeitung steht folgende hübsche Verlobungsanzeige:

P. T.

Wir vergnügen (!) uns, Sie zu verständigen (!), daß wir unsre Tochter Laura mit Herrn E . . ., türkischer (scher!) Großhändler in Wien, am 23. d. M. verlobt haben.

Wien, den 27. April 1893.

Gut, daß die vergnügten Brauteltern den Familiennamen „Deutsch" führen; reden können sie es noch nicht.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Parlamentsreform

Aufgelöst! Dieſes Wort, das am Nachmittage des 6. Mai der Telegraph aller Welt verkündigte, hat weit und breit im Reiche wie eine Erlöſung von ſchwerem Druck gewirkt. Nur die Freiſinnigen und das Zentrum, die Lieblinge des „neuen Kurſes,“ die jene glänzende Mehrheit gegen das alte Kartell bildeten, trauern mit gebrochnen Flügeln, denn ihre Einheit iſt zerſprengt, und ihre Führer werden vielleicht ſchon jetzt zu der Einſicht gekommen ſein oder doch bald kommen, wie unendlich thöricht es geweſen iſt, eine Reichsregierung, die ſo viele Neigung zeigte, ſich auf ſie zu ſtützen, mit aller Gewalt auf die Seite der Parteien zu treiben, die man ſeit drei Jahren an die Wand zu drücken ſo eifrig bemüht geweſen iſt. Graf Caprivi hatte den alten Satz vergeſſen, daß die Staaten mit denſelben Mitteln erhalten werden, mit denen ſie gegründet worden ſind; er wird jetzt hoffentlich eingeſehen haben, daß das ein ſchwerer Fehler war, und daß nichts ſo ſehr die peſſimiſtiſche Verſtimmung in allen gut national geſinnten Kreiſen hervorgerufen und immer wieder genährt hat, als die Umkehr des natürlichen Verhältniſſes. Mit der radikalen Demokratie läßt ſich nun einmal ein monarchiſcher Militärſtaat nicht regieren, und die hierarchiſchen Anſprüche wird kein moderner Staat befriedigen können. Aber es kommt noch ein zweiter Grund hinzu, daß wir uns dieſer Auflöſung freuen als einer Erlöſung, und dazu haben alle Parteien das ihrige redlich beigetragen. Dieſer Reichstag hat ſich ſelber ein unvergängliches Denkmal errichtet, aber kein ehrenvolles. Er hat den traurigen Ruhm, der ſchlechteſte geweſen zu ſein ſeit der Errichtung des Reichs, den Ruhm, die deutſche Volksvertretung vor den Augen aller Welt in einer Weiſe herabgeſetzt zu haben, wie es ſelten ein Parlament fertig gebracht hat. Nur ſelten war er beſchlußfähig, und das, was im Volke wirklich lebte, kam in dieſem Reichstage nicht zum Ausdruck.

Digitized by Google

Von „Rückgrat“ war bei ihm wenig zu bemerken. Die Handelsverträge, deren Wert doch mindestens bestreitbar ist, wurden kurzer Hand „durchgedrückt,“ und selbst bei der Militärvorlage trat die Neigung zum „Umfallen“ stark hervor. Eine sachliche Kritik des unglücklichen ostafrikanischen Abkommens wagte keine Partei, und für die mächtig vordrängenden sozialen Strömungen zeigte die große Mehrheit des Reichstags wenig Verständnis. Selbst das Wuchergesetz hat sie nicht zu Stande kommen lassen. In Fragen der nationalen Ehre, die für stolze Völker überhaupt keine Fragen sind, zeigte sie eine geradezu schimpfliche Gleichgiltigkeit. Dieser Reichstag brachte es fertig, von dem Rücktritte des Mannes, der ihn und das Reich geschaffen hatte, keine Notiz zu nehmen. Bei den einen geschah das aus persönlichem Hasse, den alle großen Männer tragen müssen, und die größten am meisten, bei den andern, was viel schlimmer war, aus Feigheit, aus Angst, oben anzustoßen. „Da kennen Sie die Feigheit der Parteiführer nicht,“ sagte Fürst Bismarck einmal zu jemandem, der die Erwartung aussprach, wenn er in den Reichstag eintrete, werde sich alles um ihn scharen, und er hat mit diesem scharfen Urteil leider Recht gehabt. Denn in diesem selben Reichstage wagten sich nur schüchterne Äußerungen des Mißfallens, kein Wiederhall der im Volke herrschenden Entrüstung, hervor, als es Graf Caprivi über sich gewann, in jenen berufnen Maierlassen des vorigen Jahres seinen Vorgänger gesellschaftlich vor Europa zu ächten, ein Flecken, den auch die letzten anerkennenden Äußerungen des Grafen nicht haben auslöschen können. Darum noch einmal: Gott sei Dank, daß dieser Reichstag ein so rasches Ende genommen hat, Gott sei Dank auch deshalb, weil, wenn er sein Dasein bis zur gesetzlichen Frist fortgeschleppt hätte, mächtige Strömungen, die seit kurzem in unserm Volksleben hervorgebrochen sind, im Sande hätten verlaufen können, ohne ihren parlamentarischen Ausdruck zu finden. Der Antisemitismus ist in den letzten Jahren trotz (oder wegen) alles wütenden Geschreis der Judenpresse und trotz der Thorheiten eines Ahlwardt eine Macht geworden, mit der man in zahlreichen Wahlkreisen wird rechnen müssen, und er wird weiter wachsen, denn — man täusche sich darüber nicht! — die gebildete Jugend ist heutzutage weithin nicht liberal, sondern antisemitisch. Der gewerbliche Mittelstand ist es müde, sich mit Redensarten und Sympathiekundgebungen abspeisen zu lassen, während er in der That dem Kapitalismus und Großindustrialismus wehrlos zur Auffaugung überlassen bleibt, und mit einer geradezu elementaren Gewalt hat der „Bund der Landwirte“ bewiesen, daß die Landwirtschaft, der sich immer noch Gott sei Dank der größte Teil des deutschen Volkes widmet, aufhören will, der geduldige Amboß für den Hammer des großstädtischen liberalen Kapitalismus zu sein. Alle diese Richtungen bilden, zusammen mit verwandten Strömungen, die in dem Zentrum, der einzigen Volkspartei des Reichstages neben der Sozialdemokratie, vertreten sind, einen lauten Protest gegen die von dem städtischen Liberalismus be-

Digitized by Google

herrschte Gesetzgebung der letzten Jahrzehnte. Diese „Reaktion“ mußte kommen, und es ist gut, daß sie da ist.

Aber ob die Bedürfnisse, die sie hervorgetrieben haben, in der üblichen Parteiwirtschaft zu einer entsprechenden Geltung gelangen werden? Die Mehrheitsparteien haben hundertmal bewiesen, und noch zuletzt haben es manche ihrer Führer mit cynischer Offenheit bekannt, daß ihnen die Partei, d. h. die Behauptung gewisser Wahlkreise, eines gewissen Einflusses im Reichstage und nicht am wenigsten persönlicher Machtgelüste höher steht als das Vaterland. Es ist das alte Leiden deutscher Rechthaberei, das unser Volk einst in das Elend des dreißigjährigen Krieges hineingeführt hat. Die Schachergeschäfte, die hinter den Kulissen des Reichstages zu spielen pflegen um ein paar Stimmen für oder gegen den oder jenen Antrag zu erhaschen, sind um nichts würdiger, als der eigensinnige und eigensüchtige Zank deutscher Landtage der ständischen Zeit. Es fehlt nur noch, daß die Stimmen geradezu gekauft werden, wie in den Zeiten der blühenden englischen Parlamentsherrschaft unter dem Ministerium Walpole. Und wer sind denn die meisten dieser „Volksvertreter“? Gewiß giebt es eine ganze Anzahl unter ihnen, die wirklich im Volke stehen, aber die eigentlichen „Macher“ gehören zur Gattung der Berufsparlamentarier, die das Leben nur aus den Akten des Reichstages und allenfalls aus Wählerversammlungen kennen, die niemals eine Werkstatt, eine Fabrik, ein Landgut, ein verantwortungsvolles Amt verwaltet haben und von dem, wie es draußen im Lande und drinnen im Volke aussieht, nichts ordentliches wissen. Aber dieser Krebsschaden unsers deutschen Parlamentarismus hängt leider mit der ganzen Wahlwühlerei aufs engste zusammen. Die Zahl der geeigneten Männer, die geneigt sind, sich dem Schmutze und den Aufregungen moderner Wahlkämpfe auszusetzen und sich dann in Berlin der Herrschaft der Parteipäpste zu fügen, die ebenso unbedingt als unausstehlich zu sein pflegt, statt ihrer eignen Überzeugung und dem Interesse ihrer Wählerschaft zu folgen, wofür sie doch gewählt worden sind, diese Zahl wird zusehends kleiner, und es ist nicht abzusehen, wie das anders werden soll, so lange das gegenwärtige Wahlsystem fortdauert.

Also Beseitigung des allgemeinen Stimmrechts? Durchaus nicht. Dies Stimmrecht, das Fürst Bismarck bekanntlich nicht erfunden, sondern aus der Reichsverfassung von 1849 herübergenommen hat, entspricht der allgemeinen Wehrpflicht und hat unter manchen Fehlern doch den einen großen Vorzug: es verhindert, daß große und starke Strömungen des Volkslebens ganz davon ausgeschlossen werden, sich gesetzlich geltend zu machen und dadurch auf ungesetzliche Bahnen gedrängt werden, wie bis jetzt in Belgien, dem Musterlande des liberalen Geldprotzentums. Aber muß es denn in den jetzt bestehenden Formen ausgeübt werden, in örtlichen Wahlkreisen, die oft die allerverschiedensten Elemente enthalten, in denen also nach erbittertem Wahlkampf eben

Digitized by Google

nur die eine Partei ihren Vertreter durchsetzt und die oft sehr starke Minderheit gar nicht vertreten ist? Oder ist es eine Vertretung der ersten See- und Hafenstadt des deutschen Reichs und des europäischen Festlandes zu nennen, wenn Hamburg drei Sozialdemokraten in den Reichstag entsendet? Das ist doch die roheste Majorisirung einer durch Bildung und Vermögen hervorragenden Minderheit.

Eine wirkliche Heilung solcher Schäden ist kaum anders möglich, als wenn das allgemeine Wahlrecht mit einer Berufs- (Interessen-) Vertretung verbunden wird. Eine solche waren seiner Zeit die alten Stände. Geistlichkeit, Adel, Städte bildeten in verschiedner Gliederung die Landtage der deutschen Territorien ebenso gut wie in außerdeutschen Ländern. Die Geistlichkeit vertrat neben den Interessen eines umfangreichen Grundbesitzes doch auch die der Kirche, also der herrschenden geistigen Macht des Zeitalters und damit überhaupt die idealen Interessen, die in unserm heutigen Reichstage unmittelbar gar nicht und in den Landtagen nur höchst ungenügend vertreten sind, ein sonderbares Zeugnis für das Volk der Dichter und Denker. Der Adel brachte die Interessen des Großgrundbesitzes zur Geltung, die Städte die Macht des in Handel und Wandel angelegten Kapitals. Da zu giltigen Beschlüssen die Zustimmung aller Stände gehörte, so litten zwar die Beratungen unter einer großen Schwerfälligkeit, aber es war doch auch ganz ausgeschlossen, daß wichtige Lebensfragen eines Standes einfach beiseite geschoben wurden. Der schwerste Mangel der ganzen Einrichtung lag darin, daß der zahlreichste Stand, die Bauern, nicht zu Worte kamen, aber da die Grundherren doch jedenfalls die Interessen der Landwirtschaft wahrten, so konnte diese von denen des städtischen Kapitals niemals ganz überwuchert werden. Auch die modernen Landtage der deutschen Einzelstaaten beruhen thatsächlich auf der ständischen Berufsvertretung, insofern sie vielfach wenigstens die Wahlen für Land und Städte trennen und das Übergewicht der einen oder der andern Seite verhindern. Das allgemeine Reichstagswahlrecht in seiner dermaligen Gestalt beruht auf der Annahme der Gleichheit aller Wähler, also auf einer ungeheuerlichen Fiktion. Und da diese Gleichheit der Interessen nicht einmal in dem einzelnen Wahlkreise, geschweige im ganzen Volke besteht, so ist die Vertretung der Interessen den Parteien zugefallen, nur daß sie allesamt damit allgemeine nationale oder andre Gesichtspunkte verbinden oder jedenfalls benützen, um die wirklichen Interessen hinter den entsprechenden Redensarten zu verbergen. Daher sehen sich die Wahlprogramme sämtlicher Parteien gewöhnlich zum Verwechseln ähnlich, und wenn man nicht aus Erfahrung wüßte, was dahinter steckt, und wie die und jene Wendung zu verstehen ist, so würde man sie so ziemlich alle ohne Bedenken unterschreiben können. Unsre jetzigen Parteien stellen also thatsächlich, aber nicht verfassungsmäßig und in ganz ungeordneter Weise, schon eine Interessenvertretung dar. Die Konservativen bringen die

Digitized by Google

Bedürfnisse der Landwirtschaft und hie und da auch des städtischen Handwerks, also die alten Grundlagen unsrer Staatsordnung, zur Geltung, die Nationalliberalen vertreten das höhere kapitalistische Bürgertum und einen Teil der geistigen Aristokratie, die Freisinnigen das Geldinteresse der Börse und jene ewig nörgelnde und kritisirende bürgerliche Demokratie, die grundsätzlich an jeder Regierung etwas auszusetzen findet, die Sozialdemokraten die besitzlosen städtischen Arbeitermassen, das natürliche Erzeugnis und daher die natürlichen Gegner des kapitalistischen Liberalismus. Im Zentrum werden noch — vorläufig — alle diese verschiednen Strömungen durch das Übergewicht des kirchlichen oder vielmehr hierarchischen Interesses zusammengehalten.

Aber wie sollen wir, fragt man, zu einer ausgesprochnen, ehrlichen Interessenvertretung gelangen, jetzt, wo sich die alten Berufsstände aufgelöst haben? Gewiß, es steht jetzt jedem Börsenjobber frei, sich ein Rittergut mit Ahnenbildern zu kaufen, wenn er das Geld dazu hat, und jeder adliche Gutsbesitzer kann eine Schnapsbrennerei oder eine Zuckerfabrik anlegen, also unter die Industriellen gehen, auch ist es keinem ländlichen Tagelöhner verwehrt, die Genüsse und das Elend der Großstadt zu kosten und die stählende und gesunde Arbeit unter Gottes Sonne mit der mechanischen Thätigkeit in einem lärmerfüllten, dunstigen Fabriksaale zu vertauschen. Aber giebt es deshalb nicht sehr bestimmte abgeschlossene Berufskreise? Zwischen dem Fabrikherrn und seinen Arbeitern gähnt eine so breite und tiefe wirtschaftliche Kluft, daß sie nur sehr selten überschritten werden kann, und Handwerker, Landwirte, Beamte, Geistliche, Lehrer bilden thatsächlich ziemlich geschlossene Berufsstände mit besondern Anschauungen und Bedürfnissen. Trotz aller Nivellirungsarbeit der Gesetzgebung und des modernen Verkehrs hat sich diese Scheidung erhalten und wird sich erhalten, weil sie natürlich ist. Die alten Berufsstände lassen sich selbstverständlich nicht wieder herstellen, aber es gilt eine parlamentarische Form für die neuen sozialen und wirtschaftlichen Gruppen zu finden. Bei der Invaliditäts- und Unfallsversicherung ist der Versuch, geschlossene, obendrein zu ansehnlichen Geldleistungen verpflichtete Berufsgenossenschaften zu bilden, bereits gemacht worden. Sollte etwas ähnliches nicht auch für die Volksvertretung möglich sein? Daß das lebhafte Bedürfnis darnach vorhanden ist, beweist doch der immer lauter ertönende Ruf der Berufsstände, die sich geschädigt fühlen, nach einer Vertretung durch Berufsgenossen. Dann würde jeder Wähler einen Abgeordneten zu wählen haben nicht für einen bestimmten Wahlkreis, sondern für seine Berufsgenossenschaft, natürlich so, daß eine jede je nach ihrer Bedeutung eine kleinere oder geringere Anzahl von Abgeordneten stellte, und jeder Beruf würde durch Vertreter aus seiner Mitte seine Bedürfnisse und Anschauungen im Reichstage zur Geltung bringen. Damit wäre die kaum noch erträgliche Roheit der Wahlkämpfe und die Unter-

Digitized by Google

drückung ganzer großer Minderheiten beseitigt, die Herrschaft der bloßen Berufsparlamentarier gebrochen, eine lebendige politische Gliederung des Volkes, an der es jetzt nur allzusehr fehlt, wiederhergestellt, und das Zentrum wäre gesprengt, ohne daß die berechtigten Interessen der katholischen Kirche irgendwie geschädigt würden. Die großen nationalen und idealen Gesichtspunkte aber würden schon deshalb nicht zu kurz kommen, weil die geistige Aristokratie eine sichere und ausgiebige Vertretung finden würde.

Solche Gedanken mögen jetzt, wo nähere Sorgen drängen, unzeitgemäß und selbst thöricht erscheinen. Aber in weiten Kreisen herrscht die Empfindung, daß es mit unserm Parlamentarismus nicht lange mehr so weiter gehen kann, wenn der Reichstag nicht den letzten Rest seines Ansehens verlieren will, und doch liegt der Grund seiner Gebrechen nicht so sehr in den Persönlichkeiten als in dem Wahlrecht, wie es heute noch ist. Ob ein darnach gewählter Reichstag imstande sein wird, nicht nur die Militärvorlage im nationalen Sinne zu erledigen, sondern auch die nicht minder wichtigen sozialpolitischen Aufgaben, den Schutz oder vielmehr die Rettung des gewerblichen Mittelstandes und der Landwirtschaft, zu lösen, das ist doch äußerst zweifelhaft. Freilich um eine Parlamentsreform durchzuführen, dazu gehören wohl stärkere Kräfte, als sie gegenwärtig unsrer Reichsregierung zur Verfügung stehen. Aber wo sich das Bedürfnis unabweislich geltend macht, da wird sich auch der Wille finden, ihm zu genügen, und wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Das Bedürfnis nach einer Umgestaltung hat Fürst Bismarck längst erkannt und anerkannt; immer und immer wieder hat er in der jüngsten Zeit die Handwerker und die Landwirte darauf hingewiesen, sie möchten für sich selber im Reichstage sorgen, und der Wert seiner Erfahrung und seines Genies hat sich seit seinem Rücktritt nicht verringert.

Herr Richter und die Reichsverfassung

Herr von Huene hat am Schlusse seiner bei der Beratung der Militärvorlage gehaltnen Rede die Befürchtung ausgesprochen, daß wir, wenn man nicht zu einer Verständigung mit der Regierung komme, einem innern Konflikte entgegentrieben, dem vorzubeugen im allgemeinen Interesse liege. Herr Richter hat in seiner Tags darauf gehaltnen Rede dies Wort des Herrn von Huene aufgegriffen und es zu einem wirkungsvollen Abgange verwertet. Unter dem sich stets erneuernden Jubel der klerikalen und nichtklerikalen Demokraten sagte

Digitized by Google

Herr Richter etwa folgendes: „Was heißt denn das, Herr Freiherr von Huene! Wir stehen vor einem Konflikte? Wenn der Reichstag wiederholt von seinem verfassungsmäßigen Rechte Gebrauch macht, so hat eine Maßregel zu unterbleiben, die nur mit der Genehmigung des Reichstags ins Leben treten kann. (Lebhafter Beifall.) Und wenn man da von einem Konflikte spricht, so würde das nichts weiter bedeuten, als daß Gewalt und Macht vor Recht gehen sollen. (Erneuter Beifall.) Das heißt die Möglichkeit hinstellen, als ob die Regierung die Verfassung brechen, einen Staatsstreich begehen, eine Revolution von oben ins Werk setzen könnte. (Lebhafter, anhaltender Beifall.) Gott beschütze die Regierung vor ihren Freunden und am meisten vor dem Freiherrn von Huene, der dem Reichskanzler damit zu dienen glaubt, wenn er ihm die Möglichkeit substituirt (!), er könne sich in seinem Gewissen veranlaßt fühlen, die Verfassung zu brechen, Gewalt zu üben, eine Revolution zu begehen." (Lebhafter Beifall.)

Der große Erfolg, den Herr Richter mit diesen plumpen Schlagworten nicht etwa in einer fortschrittlichen Wählerversammlung, sondern im deutschen Reichstage erzielt hat, ist, wie so vieles aus den letzten Wochen, nicht geeignet, das Ansehen des Reichstags zu erhöhen. Weiß Herr Richter und wissen die, die ihm zugejubelt haben, wirklich nicht, was Herr von Huene gemeint hat, und daß es sich keineswegs um eine mit einigen demagogischen Redensarten abzufertigende Frage handelt? oder geben sich die Herren nur den Anschein, als wüßten sie es nicht? Im ersteru Falle würde es Zeit, daß sie sich, statt immer nur von ihren verfassungsmäßigen Rechten zu sprechen, auch einmal an der Hand der Reichsverfassung und unter Benutzung irgend eines Kommentars zur Verfassung über den Umfang ihrer Rechte, sowie der Rechte des Kaisers und des Bundesrats unterrichteten; vielleicht gelänge es ihnen dann zu verstehen, was Herr von Huene gemeint hat, und vielleicht würden sie aus diesem Verständnis, ebenso wie Herr von Huene, ernste Gründe entnehmen für die Notwendigkeit, mit der Regierung zu einer Verständigung zu gelangen. Wissen die Herren aber, was Herr von Huene gemeint hat, als er von der Möglichkeit eines schweren innern Konflikts sprach, und geberden sie sich gleichwohl so, als handelte es sich um eine klare, zweifellose Frage, in der das Recht nur auf seiten des Reichstags sein könne, welche Bezeichnung verdienen dann diese Volksvertreter, die dem Volke die sich aus unsrer Verfassung ergebenden Zweifel verbergen und leichten Herzens ein von innen und außen schwer bedrängtes Reich nun auch noch in einen Zuständigkeitsstreit zwischen den verfassungsmäßigen Gewalten zu treiben suchen?

Der innere Konflikt, den Herr von Huene als möglich hinstellte, würde keineswegs anknüpfen an einen Staatsstreich, an einen Bruch der Verfassung, an eine Revolution von oben, sondern er würde seinen Ausgangspunkt nehmen von der ganz außerordentlich streitigen Frage der Auslegung des Art. 63

Digitized by Google

Abs. 4 der Reichsverfassung und des Verhältnisses dieser Gesetzesbestimmung zu dem Artikel 60 der Reichsverfassung.*) Wenn Herr Richter meint, daß, wenn der Reichstag wiederholt von seinem verfassungsmäßigen Rechte Gebrauch mache und die Militärvorlage ablehne, eine Feststellung der Friedenspräsenzstärke ohne Zustimmung des Reichstags zu unterbleiben habe, so ist das eine Ansicht, für die sich zwar einige angesehne Rechtslehrer aussprechen, aber es ist eher alles andre als ein über allen Zweifel erhabner Rechtsgrundsatz, und Herr Richter hat kein Recht und wird auch in Zukunft kein Recht haben, den, der die Verfassung anders auslegt als er, der Befürwortung eines Staatsstreichs zu bezichtigen. Einer der bedeutendsten deutschen Staatsrechtslehrer, Professor Dr. Laband, führt in seinem deutschen Staatsrecht (Band II S. 586 f.) in überzeugender Weise aus, daß der Grundsatz des Art. 63 Abs. 4 der Verfassung, wonach der Kaiser den Präsenzstand der Kontingente bestimmt, unmöglich, wie behauptet werde, durch den § 1 des Militärgesetzes vom 9. Dezember 1871 aufgehoben sein könne. Denn dieses Militärgesetz und die ihm folgenden Septennatsgesetze bis zu dem neuesten, die Friedenspräsenzstärke bis zum 31. März 1894 feststellenden Gesetze vom 15. Juli 1890 seien lediglich Verlängerungen des im Art. 60 der Verfassung enthaltnen Gesetzes und hätten sich daher ebenfalls, wie der Art. 60, nicht an Stelle der Regel des Art. 63 Abs. 4, sondern neben diese Regel gesetzt. Diese beiden Verfassungsbestimmungen ließen sich denn auch in durchaus vernünftiger Weise vereinigen, der Art. 60 der Verfassung und seine gesetzlichen Verlängerungen bestimmten für die Zeit, für die sie gegeben seien, die Maximalgrenze für die Friedenspräsenzstärke, der Art. 63 Abs. 4 aber stelle fest, daß der wirkliche Bestand durch Anordnung des Kaisers bestimmt werde. Nach diesem Ergebnis erörtert Laband die Frage, ob, wenn die gesetzliche Feststellung des Maximalbestandes fehle, auch das Recht des Kaisers zur Bestimmung des thatsächlichen Bestandes von selbst wegfalle. Laband verneint diese Frage nach dem Wortlaut der Reichsverfassung und der zwingenden Logik der Thatsachen. Das verfassungsmäßige Recht des Kaisers auf Bestimmung des thatsächlichen Bestandes sei nicht von der Bedingung einer gesetzlichen Regelung des Maximalbestandes abhängig gemacht, sondern bestehe unabhängig davon. Gewiß werde der Kaiser nach all-

*) Art. 60 der Verfassung lautet: Die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres wird bis zum 31. Dezember 1871 auf ein Prozent der Bevölkerung von 1867 normirt und wird pro rata derselben von den einzelnen Bundesstaaten gestellt. Für die spätere Zeit wird die Friedenspräsenzstärke des Heeres im Wege der Reichsgesetzgebung festgestellt. (Dies ist geschehen durch die sogenannten Militärgesetze, deren letztes, das Gesetz vom 15. Juli 1890, die Friedenspräsenzstärke bis zum 31. März 1894 feststellt.)

Art. 63 Abs. 4 der Verfassung lautet: Der Kaiser bestimmt den Präsenzstand, die Gliederung und Einteilung der Kontingente des Reichsheeres, sowie die Organisation der Landwehr und hat das Recht, innerhalb des Bundesgebiets die Garnisonen zu bestimmen, sowie die kriegsbereite Aufstellung eines jeden Teiles des Reichsheeres anzuordnen.

Digitized by Google

gemeinen staatsrechtlichen Grundsätzen die ihm durch die Gesetzgebung gesetzten Schranken einhalten müssen, aber wo solche Schranken fehlten, sei eben das dem Kaiser verfassungsmäßig gewährleistete Recht unbeschränkt.

Wäre dem anders, so würde die Folge die sein, daß, wenn aus irgend einem Grunde das neue Gesetz über die Friedenspräsenzstärke nicht zu stande käme, beim Ablauf der in dem bisherigen Gesetze gesetzten Frist das ganze Reichsheer sofort aufgelöst werden müßte, und daß es kein verfassungsmäßiges Mittel gäbe, es in irgend einem Präsenzstande zu erhalten. Ein so absurdes, der politischen Vernichtung des Reichs gleichkommendes Ergebnis könne aber die Verfassung unmöglich gewollt haben.

Gegenüber diesen klaren, vom Tagesstreite der Parteimeinungen nicht berührten Ausführungen treten die Richterschen Schlagworte in die richtige Beleuchtung. Herr von Huene deutete an, daß der Kaiser, wenn bis zum 31. März 1894 eine Einigung zwischen Bundesrat und Reichstag über die Friedenspräsenzstärke nicht zu stande komme, voraussichtlich unter Berufung auf den Artikel 63 Absatz 4 der Verfassung den thatsächlichen Bestand des deutschen Heeres selbständig bestimmen werde, und warnte den Reichstag davor, es zu einem solchen, für die ruhige Weiterentwicklung unsrer Zustände sicherlich unerwünschten Ergebnis kommen zu lassen. Dem gegenüber wagte es Herr Richter, eine zweifelhafte Verfassungsfrage als in seinem Sinne entschieden zu behandeln, und die Mehrheit, die den beneidenswerten Mut besessen hat, eine von der Heeresverwaltung für unbedingt erforderlich erklärte Vermehrung unsrer Streitkräfte deshalb für unnötig zu erklären, weil sie Herr Richter für unnötig hält, ist kühn genug, sich von Herrn Richter über eine der schwierigsten und bedenklichsten Fragen der Reichsverfassung mit einigen nichtssagenden Redewendungen beruhigen zu lassen.

Es mag sein, ja wir glauben es sogar, daß Herr Richter und seine klerikale und nichtklerikale demokratische Gefolgschaft mit ihrem Kampfe gegen die Militärvorlage dem Volkswohl zu dienen und den demokratischen Staatsidealen näher zu kommen glaubt. In Wahrheit besorgen sie aber nach außen hin die Geschäfte der Feinde unsers Volkes, im Innern die Geschäfte einer gegen das Unwesen eines mißleiteten Parlamentarismus energisch reagirenden persönlichen Herrschaft. Es wäre nicht das erstemal, daß die radikalen Anhänger der Parlamentsherrschaft durch ihre Maßlosigkeit die Möglichkeit einer ruhigen verfassungsmäßigen Entwicklung vereitelt hätten.

Digitized by Google

Zur Naturgeschichte des Pessimismus

Die Pessimisten von Fach und Beruf legen sehr entschieden Verwahrung ein gegen die Vermutung, ihre Philosophie möge wohl mehr ihrem Temperament als ihrem Kopfe entstammen, und sie dringen auf die sorgfältige Unterscheidung ihres theoretischen von allem Stimmungspessimismus. Wir aber behaupten, daß es andern als Temperaments- und Stimmungspessimismus gar nicht giebt, und daß die pessimistische Philosophie gerade so zur Rechtfertigung pessimistischer Stimmungen erfunden worden ist, wie die konstitutionelle Doktrin zur Rechtfertigung der Ansprüche des wohlhabenden Bürgertums und die römisch-katholische Lehre von der Kirche zur Rechtfertigung der Ansprüche des auf historischem Wege gewordnen Papsttums. Pessimistische Anwandlungen haben auch einzelne griechische, italienische und französische Denker gehabt, aber niemals kommt bei einem heitern Volke der Pessimismus so zur Herrschaft, wie das bei den Indern geschehen ist und heute in andern Formen bei den Skandinaviern zu geschehen scheint. Der Wertherpessimismus ist die vorübergehende, aus bekannten Ursachen entspringende Jünglingsstimmung. Was dem philosophischen Pessimismus in Deutschland vorübergehend die höhern Kreise gewonnen hat, war teils Blasirtheit, teils die Selbstzersetzung nicht des Christentums, sondern der protestantischen Theologie. Der gemeine Mann aber hat keine Lust, sich zum Pessimismus bekehren zu lassen, sondern will, sofern die Regierung keine bessern Wege weiß, auf den Wegen der sozialdemokratischen, antisemitischen und partikularistischen Opposition Besserung schaffen oder, falls das nicht gelingt, alles kurz und klein schlagen; diese Stimmung bekunden augenblicklich u. a. die bairischen Bauern. In Schottland und England, wo der Pessimismus sehr nahe läge, schützt die ungemeine Härte und Widerstandskraft des Gemüts davor, das unglaubliches zu ertragen vermag; etwaige pessimistische Anwandlungen pflegen sich hier wie in Spanien in Ausbrüchen des religiösen Fanatismus zu entladen.

Von dem Vater des modernen Pessimismus ist es bekannt, daß er Melancholiker war, und die neuen Beiträge zu seiner Lebensgeschichte, die Schemann herausgegeben hat,*) bestätigen es. Den Briefen seiner lebenslustigen

*) Schopenhauer-Briefe. Sammlung meist ungedruckter oder schwer zugänglicher

Digitized by Google

Mutter, von denen einige schon früher veröffentlicht waren, entnehmen wir folgende Sätze. „Wie ists mit deinem Humor?“ schrieb sie am 6. Oktober 1806 dem achtzehnjährigen Arthur, der in Hamburg die Handlung lernte, „bist du noch oft verdrießlich? oder nimmst du mit dieser närrischen Welt vorlieb, weil eben keine bessere zur Hand ist?“ Und in dem schon bekannten langen Briefe, der die Schlacht bei Jena und das Kriegselend schildert: „Ich könnte dir Dinge erzählen, worüber dir das Haar emporsträuben würde, aber ich will es nicht, denn ich kenne ohnehin, wie gerne du über das Elend der Menschen brütest.“ In einem spätern Briefe (vom 10. März 1807) versucht sie einmal, seine angeborne Melancholie als vorübergehende Stimmung aus dem Lebensalter und den Umständen zu erklären. „Daß dir in der Welt und in deiner Haut nicht wohl ist, würde mir bange machen, wenn ich nicht wüßte, daß es gerade jedem in deinem Alter so ist, den die Natur nicht von Hause aus zu einem Klotz bestimmte, du wirst bald mit dir selbst ins Reine kommen, und dann wird die Welt dir auch gefallen, wenn du nur immer Frieden mit dir selbst zu erhalten weißt; freilich, mein armer lieber Arthur, dir wird in deiner isolirten Lage der Übergang ins wirkliche Leben schwerer als andern.“ Ein paar Tage später aber gesteht sie sich und ihm die eigentliche Quelle des Übels ein. „Daß du mit deiner ganzen Situation unzufrieden warst, wußte ich längst, dies kümmerte mich aber nicht viel, du weißt, welchen Gründen ich dein Mißvergnügen zuschrieb, dazu kam, daß ich nur zu gut weiß, wie wenig dir vom frohen Sinn der Jugend ward, wie viel Anlage zu schwermütigen Grübeleien du von deinem Vater zum traurigen Erbteil bekamst.“ Dazu litt er noch an Schwerhörigkeit, die ja allein schon hinreicht, selbst einen gebornen Sanguiniker melancholisch zu machen, und hatte ein paar Jahre der schönsten Knabenzeit in einer wahrhaft scheußlich eingerichteten englischen Erziehungsanstalt zugebracht.

Hätte er seine Jugend in Italien verleben dürfen, wer weiß, ob die freundlichen Eindrücke dieses Landes nicht hingereicht hätten, sein Blut zu klären und seinen Gedanken eine andre Richtung zu geben. Bei seinem zweiten Aufenthalt dort schrieb er am 29. Oktober 1822 an seinen Freund Osann,*) den er das erstemal in Italien kennen gelernt hatte, von Florenz: „Ich fand, daß alles, was unmittelbar aus den Händen der Natur kommt, Himmel, Erde, Pflanzen, Bäume, Tiere, Menschengesichter, hier so ist, wie es eigentlich sein soll: bei uns nur so, wie es zur Not sein kann.“ Schon die Aussicht auf

Briefe von, an und über Schopenhauer. Mit Anmerkungen und biographischen Analekten herausgegeben von Ludwig Schemann. Nebst zwei Porträts Schopenhauers von Ruhl und Lenbach. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1893. Der Verfasser hat sich seiner Aufgabe mit der Pietät und Wärme des Jüngers und mit der gewissenhaften Sorgfalt des Philologen und Urkundenforschers entledigt.

*) Der bekannte Philologe, der 1858 in Gießen gestorben ist.

Digitized by Google

die Reise nel bel paëse dove il Si suona hatte ihn so heiter gestimmt, daß er in einem Briefe an denselben Freund ganz lebenslustig scherzen konnte: „Nunmehro, vor allen Dingen erbiete ich mich zu Aufträgen und Bestellungen aller Art: nur verlangen Sie nicht, daß ich Codices revidiren soll, als wozu ich keine Gaben besitze: hingegen an alle Ihre Donne abandonnate e sconsolate können Sie Ihre Aufträge mir sicher übergeben, Sie dürfen nur die Liste derselben schicken, und ich werde mich überall als Ihr Chargé d'affaires präsentiren und alles besorgen, als ob Sie es selbst wären." Freilich, da er nun einmal mit den Augen kommt, die er sich in England und Deutschland angeschafft hat, schaut er auch hier durch die trügerische Hülle der Dinge hindurch in ihr scheußliches Innere hinein. „Wieder lebe ich unter der verrufnen Nation, die so schöne Gesichter und so schlechte Gemüter hat. Am auffallendsten ist die unendliche Heiterkeit und Fröhlichkeit aller Mienen; sie kommt von ihrer Gesundheit, und diese vom Klima. Dabei sehn viele so geistreich aus, als ob etwas dahinter stäke; sie sind fein und schlau und wissen sogar, sobald sie wollen, brav und ehrlich auszusehn, und sind dennoch so treulos, ehrlos, schamlos, daß die Verwunderung uns den Zorn vergessen läßt." Das verdirbt ihm nun zwar die Laune nicht, aber er empfindet doch eine ingrimmige Freude, als er im Vatikan unter der Büste des Bias („meines Ahnherrn" setzt er bei) die Inschrift findet: *οἱ πλεῖστοι ἄνθρωποι κακοί*, die seitdem seine Lieblingsinschrift bleibt. Diesen Stachel hat uns andern das Christentum, nicht wie es Schopenhauer versteht, sondern wie es unzählige gute Seelen verstanden haben, längst ausgezogen. Nach der Lehre des Christentums taugen nämlich nicht bloß die meisten, sondern alle Menschen nichts, und doch werden alle diese sündhaften Taugenichtse von Gott also geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingegeben hat; und wenn Gott also gesinnt ist, dann können doch auch wir uns ebenfalls dazu bequemen, sie ein wenig zu lieben. Und wenn wir dann noch die Erfahrung beachten, daß wir regelmäßig in demselben Grade, als wir einen andern für schlecht halten, von diesem wieder selbst für schlecht gehalten werden, so finden wir bald, wie relativ der Begriff der Schlechtigkeit ist, und wie wenig sich in der Praxis mit des Bias Wahlspruch anfangen läßt.

Wie bei der Entscheidung für oder gegen den Pessimismus das Denken nur wenig, die Grundstimmung des Gemüts so gut wie alles bedeutet, tritt in dem Briefwechsel Schopenhauers mit seinen Freunden ein paarmal recht hübsch deutlich hervor. Quandt z. B. schätzte seine Philosophie im übrigen sehr hoch, teilte aber seinen Pessimismus nicht und schickte ihm einmal eine sehr schöne Widerlegung dieser düstern Lebensansicht. Darauf antwortete ihm Schopenhauer am 28. Januar 1849 ganz kurz: „Eigentlich soll man ganz vom Kantischen transe. Idealism durchdrungen sein, ehe man zu mir kommt; aber Sie kommen gar vom Hegel und bringen Pantheismus und Optimismus mit.

Digitized by Google

die zu meiner Sache paſſen, wie die Schweinskarbonade zur Judenhochzeit.“ Paſſen, das iſt das richtige Wort. Jeder entſcheidet ſich für das Syſtem, das zu ſeiner Gemütsart „paßt“; auf logiſchem Wege kommt man zu dem einen Syſtem ſo leicht wie zum andern, daher iſt eine Entſcheidung durch logiſche Schlußfolgerungen nicht möglich. Und Ludwig Sigismund Ruhl (Direktor der kurheſſiſchen Kunſtſammlungen) ſchreibt in einer dem Andenken des verſtorbnen Freundes gewidmeten Note zu ſeiner Novelle „Eine Groteske“: „Wie viel ich deinem Umgang verdanke, habe ich erſt Jahre lang nachher ſo recht einſehen lernen. Vielleicht auch daß du mir nichts hätteſt lehren können, wäre ich nicht für das Kontagium deines Peſſimismus ſchon vorher reif und prädeſtinirt geweſen.“

Schopenhauer hatte ſehr Recht, wenn er den Kantiſchen Idealismus, d. h. die Anſicht, die Welt ſei nichts als ein weſenloſes Traumbild, als die Vorſtufe ſeines Peſſimismus bezeichnete, und das war es eben, was ihn zu Kant hinzog. Denn mit dieſer Anſicht iſt zugleich die andre gerechtfertigt, daß das Leben wertlos und der Willensdrang, der dieſem wertloſen Daſein Weſen, Wert und Dauer einhauchen möchte, unvernünftig ſei.*) Kant hatte die äußerſten Folgerungen ſeiner Grundlehre teils nicht gezogen, teils in der zweiten Auflage ſeines Hauptwerks zurückgenommen. Schopenhauer ſchreibt darüber (in der Reklamſchen Ausgabe ſeiner Werke Band 1, S. 554 ff.), er habe anfänglich Kant des Widerſpruchs geziehen, weil dieſer von ſeinen Vorausſetzungen nicht bis zu dem ſchon von Berkeley aufgeſtellten Satze fortgeſchritten ſei, daß es ohne Subjekt kein Objekt gebe, und erzählt dann weiter: „Als ich nun aber ſpäter Kants Hauptwerk in der bereits ſelten gewordnen erſten Auflage las, ſah ich, zu meiner großen Freude, alle jene Widerſprüche verſchwinden und fand, daß Kant, wenn er gleich nicht die Formel »kein Objekt ohne Subjekt« gebraucht, doch, mit eben der Entſchiedenheit wie Berkeley und ich, die in Raum und Zeit vorliegende Außenwelt für bloße Vorſtellung des ſie erkennenden Subjekts erklärt; daher er z. B. S. 383 daſelbſt ohne Rückhalt ſagt: »Wenn ich das denkende Subjekt wegnehme, muß die ganze Körperwelt fallen, als die nichts iſt, als die Erſcheinung in der Sinnlichkeit unſers Subjekts und eine Art Vorſtellungen desſelben.« Aber die ganze Stelle von S. 348 bis 392, in welcher Kant ſeinen entſchiednen Idealismus überaus ſchön und deutlich darlegt, wurde von ihm in der zweiten Auflage ſupprimirt und dagegen eine Menge ihr widerſtreitender Äußerungen hineingebracht. Dadurch iſt denn der Text der »Kritik der reinen Vernunft«, wie er vom Jahre 1787 an bis zum Jahre 1838 zirkulirt hat, ein vernunftalteter und verdorbner

*) Eine ſehr unglückliche Frau aus dem Volke, die weder zum Leſen noch zum Grübeln Zeit hatte, hörten wir einmal ſagen: „Zuweilen kommt es mir ſo vor, als ſei das ganze Leben nichts als ein wüſter Traum.“

Digitized by Google

geworden, und dieselbe ein sich widersprechendes Buch gewesen, dessen Sinn eben deshalb niemandem ganz klar und verständlich sein konnte. Das Nähere hierüber, wie auch meine Vermutungen über die Gründe und Schwächen, welche Kanten zu einer solchen Verunstaltung seines unsterblichen Werkes haben bewegen können, habe ich dargelegt in einem Briefe an Herrn Professor Rosenkranz, dessen Hauptstelle derselbe in seiner Vorrede zum zweiten Bande der von ihm besorgten Ausgabe der sämtlichen Werke Kants aufgenommen hat, wohin ich also hier verweise. Infolge meiner Vorstellungen nämlich hat im Jahre 1838 Herr Professor Rosenkranz sich bewogen gefunden, die »Kritik der reinen Vernunft« in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen" u. s. w.

Den hier erwähnten Briefwechsel zwischen Schopenhauer und Rosenkranz hat Schemann vollständig aufgenommen. Darin findet sich eine Stelle, die uns die tiefste Quelle der Begeisterung des großen Pessimisten für Kant erschließt. Er schreibt an Rosenkranz: „Übrigens hoffe ich, daß Sie das wankende Gebäude der Hegelei verlassen werden, ehe es, in seinem gänzlichen Einsturz, Sie mit vielen andern unter den Trümmern begräbt, und wer die Materialien kennt, aus denen es erbaut ist, braucht, jenen Einsturz vorauszusagen, keinen großen Scharfsinn. Dann bleibt Ihnen im alten aber festen Bau des Kantischen Palastes eine sichere Stätte; denn gewiß wird es Ihnen nicht einfallen, in das alte verlassene Rattennest des Leibnizianismus sich zu flüchten, wo Monaden, prästabilirte Harmonie, Optimismus und andre Fratzen und Absurditäten ersten Ranges spuken, und woselbst, wie es scheinen will, einiges Gesindel zusammenlänft, eigentlich nur wegen der Zentralmonade, in majorem Dei gloriam, wie fast alles schlechte Beginnen." Wie der Pessimist in der Erneuerung Leibnizischer Gedanken mit Recht die Absicht auf die Zentralmonade wittert, so werden wir ihm mit der Vermutung nicht Unrecht thun, daß es die Abneigung gegen den persönlichen Gott war, was ihn zu so einem entschiedneu Anhänger des konsequent durchgeführten Kantischen Kritizismus machte; denn mit der Anerkennung des persönlichen ewig lebenden Gottes, der den Menschenseelen ewiges Leben verleiht, ist zugleich auch die Wirklichkeit und wertvolle Wesenhaftigkeit der Welt anerkannt. Indem Kant alle Brücken abgebrochen zu haben schien, die aus dem Bannkreise der eignen Vorstellungen hinausführen, war auch die zu jener verhaßten „Zentralmonade" beseitigt, die nach dem christlichen Glauben ein Meer von Seligkeit ist und Seligkeit spendet. Wenn dann Schopenhauer in aller Stille diese Brücke selbst wieder aufbaute, das Ding an sich, von dem wir doch gar nichts sollen wissen können, ganz genau beschrieb und es Willen nannte, so störte ihn dieser Selbstwiderspruch weiter nicht und konnte ihn auch gar nicht stören, denn sich aller Widersprüche enthalten, das heißt auf die Philosophie verzichten. Selbstverständlich konnte das, was er drüben fand, nicht die ewige Weisheit, Liebe und Seligkeit sein,

Digitized by Google

sondern durch die von seiner Galle gefärbte Brille konnte er nur ein ebenso grausames als dummes Scheusal sehen.

Was die Körperwelt anlangt, so haben die seitdem angestellten Untersuchungen der Physiologen, Chemiker und Physiker vollends klar gemacht, wie sehr die Engländer und Kant Recht hatten, wenn sie lehrten, daß der Mensch von ihr nichts wahrnehme als die wechselnden Zustände, die sie in seiner Seele hervorbringt. Und mit diesem „die sie in seiner Seele hervorbringt" ist zugleich der Widerspruch überwunden, den nur müßige Grübelei zwischen der philosophischen und der gewöhnlichen Auffassung der Außenwelt herausgedistelt hat. Der Gebildete weiß, daß der Geschmack, der Geruch, die Farbe und die Zähigkeit des Beefsteaks, das er genießt, nur in seiner Vorstellung bestehen, was alles dem Ungebildeten, unbeschadet seiner Ganmenlust und seiner Verdauung, zeitlebens unbekannt bleibt, aber er würde ein Narr sein, wenn er sich den Kopf darüber zerbrechen wollte, wie wohl der dieses Beefsteak ausmachende Atomhaufe einem anders organisirten Wesen oder dem absoluten Geiste schmecken, riechen und aussehen möchte, oder was er an sich ist ohne Beziehung auf ein Wesen, von dem er durch irgend einen Sinn wahrgenommen wird. Es ist kein Wunder, daß Kant in einer Zeit, wo man in dieser Unterscheidung des Dinges an sich von seinem Bilde in unsrer Seele noch nicht geübt war, sich in allerlei Widersprüche verwickelte, und Vaihinger nennt denn auch die Kritik der reinen Vernunft das genialste und zugleich das widerspruchvollste Werk der ganzen Geschichte der Philosophie.*)

Kant wird den Subjektivismus ungefähr so gemeint haben, wie ihn später Lotze gemeint hat und wie wir ihn meinen, und wird nur das rechte Wort nicht gefunden haben, die scheinbar unvereinbaren Elemente seiner Auffassung zu vereinigen. Ähnlich urteilt ein Schüler E. von Hartmanns. Im Sinne seines Meisters weist er die Neukantianer zurück, die „nur die reine subjektive Seite der Kantischen Philosophie herausgekehrt und eben sie für Kants eigentliche Meinung ausgegeben haben. . . . Bestände Kants eigentliche Leistung wirklich in der Begründung jenes Subjektivismus, dann wäre aus objektiven Gründen gar nicht einzusehen, warum diese Philosophen so viel Aufhebens von Kant machen, weil er alsdann in der That nichts wesentlich andres vorgebracht hätte, als was schon vor ihm Berkeley gelehrt hat, und man könnte es dann höchstens nur aus dem Nationalgefühl erklären, wenn sie den Deutschen Kant dem Engländer Berkeley vorziehen. Nun läuft aber thatsächlich in Kant neben dem rein subjektiven Idealismus, den er philosophisch zu begründen versucht hat, noch ein transzendentaler Realismus unvermittelt her, dessen Begründung

*) Im Vorwort zum zweiten Bande des Kommentars zu Kants Kritik der reinen Vernunft, der voriges Jahr bei der Deutschen Verlagsgesellschaft Union (Stuttgart, Berlin, Leipzig) erschienen ist. Was überhaupt in der Kritik der reinen Vernunft verstanden werden kann, wird durch Vaihingers ausgezeichnetes Werk verständlich.

Digitized by Google

ihm zwar nicht gelungen, ja überhaupt kaum von ihm versucht worden ist, der aber nichtsdestoweniger seine wahre und letzte Meinung bildet, und hierdurch eben unterscheidet er sich von allen seinen Vorgängern." *) Merkwürdig, daß was Schopenhauer dem großen Königsberger zum höchsten Verdienst anrechnet, die Erneuerer des Schopenhauertums als einen Flecken abwischen zu müssen glauben!

Erholen wir uns von diesen unfruchtbaren Spitzfindigkeiten durch einen Blick auf Goethe. Von Schopenhauers Verhältnis zu ihm hat A. Harpf 1885 in den Philosophischen Monatsheften geschrieben: „Gegen die Klage, daß Goethe keinen Schülerkreis um sich gesammelt habe, können wir nunmehr sagen, daß er in der That den begabtesten deutschen Jüngling seiner Zeit durch Belehrung in persönlichem Umgange zu seinem Schüler gemacht hat. Ja fast scheint uns Schopenhauer mehr ein Erbe Goethes als Kants, sofern eben gerade die charakteristischen, die positiv dogmatischen Teile seiner Lehre unter Goethischem Einfluß stehen, während auf Kant nur die negativen, rein kritischen zurückweisen. Wir sehen Goethes ureigenste Ideen bei Schopenhauer weiter verfolgt, er war es, der aus Goethischen Bausteinen jenes Gebäude gefügt hat, das, da es immer mehr Gemeingut des deutschen Volkes wird, auch Goethes Ideen erst zu deutschem Gemeingut macht. So tritt das deutsche Volk gleichsam erst in Schopenhauers Philosophie vollends das Erbe der wissenschaftlichen Thätigkeit Goethes an." Mit den letzten Worten meint Harpf wohl die naturwissenschaftlichen Arbeiten Goethes; sollte er die Behauptung, daß unser heutiges Geschlecht durch Schopenhauer mit Goethe bekannt werde, darüber hinaus erstrecken wollen, so wäre sie lächerliche Übertreibung. Schemann meint, Harpf habe die Abhängigkeit von Goethe zu sehr,

*) Die deutsche Spekulation seit Kant mit besondrer Rücksicht auf das Wesen des Absoluten und die Persönlichkeit Gottes. Von Dr. Arthur Drews. (Berlin, Paul Mäter, 1893.) Erschöpfende Behandlung des Stoffs auf mehr als 1160 Seiten und schöne Darstellung sichern dem Werke seinen Platz in der philosophischen Litteratur, aber den Hauptzweck des Verfassers wird es kaum fördern, weil er unsers Erachtens überhaupt nicht verwirklicht werden kann. Der sozialen Bewegung gegenüber, sagt er im Vorwort, sei eine Zügelung und Regelung durch ein geschärftes sittliches Bewußtsein aller Volksklassen schreiendes Bedürfnis, „wenn nicht der unbändige Glückseligkeitstrieb der Masse unsre ganze Kultur zerschmettern soll." Die Schärfung des sittlichen Bewußtseins sei ohne Religion nicht zu erwarten, eine religiöse Erneuerung aber sei unmöglich, so lange sich die Wissenschaft auf antireligiösen oder wenigstens irreligiösen Bahnen bewege. Demnach könne nur die Versöhnung von Religion und Wissenschaft den Verfall der europäischen Kultur abwenden. Diese Versöhnung aber, zu diesem Endergebnis gelangt Drews am Schluß seines Werkes, sei nur auf dem Boden der Philosophie Hartmanns möglich. Das Ziel, zu dem die beiden Ströme: Philosophie und Religion zusammenfließen, heiße: die Unpersönlichkeit Gottes. „In dieser Idee ist die Lösung der religiösen Frage in der Gegenwart und das Grunddogma der »Religion der Zukunft« enthalten." Wir haben uns mit dieser Idee schon so oft auseinandergesetzt, daß wir uns diesmal wohl die Mühe sparen können.

Digitized by Google

die Kongenialität beider Männer zu wenig hervorgehoben, und erwähnt noch, daß Fr. Pfalz in den Grenzboten (1888 IV S. 114 ff.) aus Goethe eine Blumenlese von Anklängen an Schopenhauer veröffentlicht habe, um Schopenhauers Wort von der wechselseitigen Belehrung zu belegen.

Der Briefwechsel zwischen beiden, den Schemann aufgenommen hat, wurde durch die Farbenlehre veranlaßt. Schopenhauer war wie Goethe ein Gegner der Newtonschen, von Huygens berichtigten Theorie und stellte dieser gegenüber, seinem Subjektivismus gemäß, um das Zustandekommen der Farbenwahrnehmungen zu erklären, die im Menschen liegende Mitursache, die Beschaffenheit der Retina, in den Vordergrund. Im übrigen pflichtete er bis auf kleine Abweichungen Goethen bei, dessen Lehre er erst wirklich begründet zu haben glaubte. Es versteht sich, daß er seine eigne Theorie für die allein richtige hielt, fest überzeugt war, sie werde schließlich über die zur Herrschaft gelangte heutige Optik siegen, und dieser Überzeugung, wie es scheint, bis an sein Lebensende treu geblieben ist. Vielleicht hat er den Sinn der heutigen naturwissenschaftlichen Hypothesen überhaupt nicht durchschaut und sie gleich manchen heute noch lebenden Philosophen für eine Art Metaphysik gehalten, während sie weiter nichts sind als Hilfsmittel zum Rechnen. Der Kantische Kritizismus hat die Anfertigung — so darf man sich wohl ausdrücken — solcher Hypothesen und das Sicheinleben in sie sehr erleichtert, indem er die Gelehrten an den Gedanken gewöhnte, daß die Körperwelt, sofern sie überhaupt existirt, etwas von unsern Vorstellungen von ihr durchaus verschiednes und unsrer Erkenntnis unzugängliches sei und wir sie uns demgemäß nach Bedürfnis selbst konstruiren dürften. Wenn demnach der Physiker Körper- und Ätheratome annimmt und die Ätheratome 392 bis 757 Billionen Schwingungen in der Sekunde vollführen läßt, so ist es nicht seine Meinung, damit unser metaphysisches Bedürfnis zu befriedigen. Dem ist mit dieser Annahme gar nichts gedient, denn die Atome sind nicht allein unvorstellbar, sondern ihr Begriff ist auch widerspruchsvoll und undenkbar. Darum braucht sich aber der Physiker nicht zu kümmern; für ihn sowie für die Technik ist die Hypothese richtig, wenn eine auf sie gebaute Berechnung durch das Eintreten der vorausberechneten Erscheinung bestätigt wird.*)

Schopenhauer hatte von Dresden aus, wo er sich 1815 aufhielt, seine Schrift über die Farbenlehre Goethen zur Durchsicht geschickt mit der Bitte, bei ihrer Veröffentlichung Gevatter zu stehen und sie durch seine Empfehlung in die Welt einzuführen. Das mochte dem Altmeister unbequem sein, weil Schopenhauers Theorie doch nicht einfach eine Bestätigung oder Erläuterung

*) Eben da wir das geschrieben haben, lesen wir den Aufsatz von Paul Harms über den naturwissenschaftlichen Unterricht in Heft 18 der Grenzboten. Darnach scheint der wahre Sinn physikalischer Hypothesen nicht so allgemein von den Lehrern der Naturwissenschaften richtig verstanden zu werden, wie wir annahmen.

Digitized by Google

seiner eignen war, und noch dazu war er damals auf Reisen und mit ganz andern Dingen beschäftigt. Er zog also die Sache hin. Es ist nun artig anzusehen, wie der junge düstre Feuerkopf vor Ungeduld und Ingrimm halb toll wird, sich aber die äußerste Mühe giebt, seine Leidenschaft so weit zu zügeln, daß seine Sarkasmen nicht in offne Grobheiten ausarten, der Alte aber die Sache seiner Gewohnheit nach gelassen und „bequem" behandelt und thut, als sähe er die Grimassen des unterdrückten Leibwehs gar nicht. Ferne bleibe es von mir, schreibt Schopenhauer einmal, „gegen Sie mir auch nur in Gedanken einen Vorwurf zu erlauben. Denn Sie haben der gesamten Menschheit, der lebenden und der kommenden, so vieles und großes geleistet, daß alle und jeder, in dieser allgemeinen Schuld der Menschheit an Sie mit als Schuldner begriffen sind, daher kein einzelner in irgend einer Art je einen Anspruch an Sie zu machen hat. Aber wahrlich, um mich bei solcher Gelegenheit in solcher Gesinnung zu finden, muß man Goethe oder Kant sein: kein andrer von denen, die mit mir zugleich die Sonne sahen."

Ganz richtig hat Schopenhauer später (Reclamsche Ausgabe seiner Werke 5, 198) Goethes Verhalten in wissenschaftlichen Untersuchungen folgendermaßen charakterisirt. „Goethes Trieb war, alles rein objektiv aufzufassen und wiederzugeben: damit aber war er dann sich bewußt, das seinige gethan zu haben, und vermochte gar nicht, darüber hinauszusehen. Daher kommt es, daß wir in seiner Farbenlehre bisweilen eine bloße Beschreibung finden, wo wir eine Erklärung erwarten.... Ein richtiges »so ists« war ihm überall das letzte Ziel; ohne daß ihn nach einem »so muß es sein« verlangt hätte. Konnte er doch sogar spotten:

Der Philosoph, der tritt herein
Und beweist euch, es müßt so sein

Dafür nun freilich war er eben ein Poet und kein Philosoph, d. h. von dem Streben nach den letzten Gründen und dem innersten Zusammenhange der Dinge nicht beseelt — oder besessen, wie man will." Seine eigne entgegengesetzte Natur schildert Schopenhauer in einem Briefe an Goethe (11. November 1815) mit folgenden Worten: „Besonders erfreulich aber ist es mir, daß Sie in diesem Lobe selbst, mit der Ihnen eignen Divination, gerade wieder den rechten Punkt getroffen haben, indem Sie nämlich die Treue und Redlichkeit rühmen, mit der ich gearbeitet habe. Nicht nur was ich in diesem beschränkten Felde gethan habe, sondern was ich in Zukunft zu leisten zuversichtlich hoffe, wird einzig und allein dieser Treue und Redlichkeit zu verdanken sein. Denn diese Eigenschaften, die ursprünglich nur das Praktische betreffen, sind bei mir in das Theoretische und Intellektuale übergegangen: ich kann nicht rasten, kann mich nicht zufrieden geben, so lange irgend ein Teil eines von mir betrachteten Gegenstandes noch nicht reine, deutliche Kontur zeigt.... Man fand die Wahrheit nicht, bloß darum, daß man sie nicht suchte, sondern

Digitized by Google

statt ihrer immer nur irgend eine vorgefaßte Meinung wiederzufinden beabsichtigte, oder wenigstens irgend eine Lieblingsidee durchaus nicht verletzen wollte, zu diesem Zweck aber Winkelzüge gegen andre und sich selbst anwenden mußte. Der Mut, keine Frage auf dem Herzen zu behalten, ist es, der den Philosophen macht. Dieser muß dem Ödipus des Sophokles gleichen, der, Aufklärung über sein eignes schreckliches Schicksal suchend, rastlos weiter forscht, selbst wenn er schon ahnt, daß sich aus den Antworten das Entsetzlichste für ihn ergeben wird. Aber da tragen die meisten die Iokaste in sich, welche den Ödipus um aller Götter willen bittet, nicht weiter zu forschen.... Dieser philosophische Mut aber, der eins ist mit der Treue und Redlichkeit des Forschens, die Sie mir zuerkennen, entspringt nicht aus der Reflexion, läßt sich nicht durch Vorsätze erzwingen, sondern ist angeborne Richtung des Geistes."

Das ist im allgemeinen richtig, und Schopenhauer darf den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, den pflichtmäßigen philosophischen Mut bewiesen zu haben. Aber das Entsetzliche zu finden, verpflichten Treue und Redlichkeit den Forscher keineswegs. In den Naturwissenschaften, der Geschichte und den übrigen Wissenschaften hat man ein Entsetzliches, das darin lauerte, nicht zu fürchten, denn das Schlimmste, was einem widerfahren kann, die Zerstörung lieb gewordner Meinungen, ist zwar unangenehm, doch nicht entsetzlich. Und wenn Schopenhauer beim Suchen nach den letzten Gründen das Entsetzliche gefunden hat, so geschah das, weil er aus angeborner Schwermut gar nichts andres finden wollte. Angenommen, was jedoch nicht der Fall ist, die Logik vermöchte hinter dem Schleier der Maja nichts andres aufzuzeigen als dieses Entsetzliche, so würde uns nichts verpflichten, den Schleier zu heben, vielmehr würde uns die Liebe, die das Höchste ist, verpflichten, ihn unberührt zu lassen. Einen beglückenden Wahn zu zerstören, kann Pflicht sein, nämlich wenn man glaubt, daß er das spätere Lebensglück oder die ewige Seligkeit gefährde; aber wenn mit dem Tode alles aus ist, dann ist es Frevel, einen Wahn zu zerstören, der das Erdenleben, wenn nicht glücklich, so doch wenigstens erträglich macht. Nur wenn die Wahrheit wertvoll, wenn sie zugleich die ewige Güte und Schönheit ist, verpflichtet sie, nicht wenn sie ein Scheusal ist. Mit Ödipus stand die Sache ganz anders; er war verpflichtet, die Wahrheit zu ergründen, um sein Volk von der Pest erlösen zu können.

Goethe lehnte es ab, sich mit Schopenhauer über die Farbenlehre herumzustreiten, und sprach dabei eine der größten und wichtigsten Wahrheiten aus, die jemals aus einem sterblichen Munde gekommen sind. „Ich sah nur allzu deutlich, wie die Menschen zwar über die Gegenstände und ihre Erscheinung vollkommen einig sein können, daß sie aber über Ansicht, Ableitung, Erklärung niemals übereinkommen werden, selbst diejenigen nicht, die in Prinzipien einig sind, denn die Anwendung entzweit sie sogleich wieder.... Idee und Erfahrung

Digitized by Google

werden in der Mitte nie zusammentreffen, zu vereinigen sind sie nur durch Kunst und That.“ So ist es. Nicht bloß Idee und Erfahrung, sondern auch die Menschen selbst können nur durch Kunst und That geeinigt werden. Darum hat jeder Versuch, die Menschen auf theoretischem Wege zu einigen, keinen andern Erfolg, als daß die Unzahl der schon vorhandnen theologischen, philosophischen, wissenschaftlichen und politischen Sekten um eine neue vermehrt und das Gezänk desto ärger wird. Und darum beschließt Faust, der durch Lebenserfahrung vom Grübeln zum Wirken bekehrte, sein Erdenwallen beim Klange der Grabscheite, der ihm Musik ist, weil er ihm die Aussicht eröffnet auf reiche Fruchtgefilde, die er durch Dämme dem Wasser abzuringen gedenkt:

Das Letzte wär das Höchsterrungne,
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig-frei zu wohnen.

Leicht ist es, die Menschen im Genuß des Schönen und zu beglückendem Schaffen zu einigen; und ist ihnen die Scholle gesichert, auf der sie schaffen können, die ihnen Lebensunterhalt und Spielraum gewährt, dann mögen sie sich am Feierabend hinsetzen, und wenn ihnen der Anblick ihrer grünenden Fluren und behangnen Fruchtbäume, ihrer Gärten und wohnlichen Hütten, ihrer Paläste und Kunstwerke, ihrer blühenden Kinder und heranreifenden Jugend noch nicht genügt, sich mitunter auch an den Seifenblasen philosophischer Systeme ergötzen.

Die Versammlung deutscher Historiker in München

Von Ottokar Lorenz

Ich war nicht dabei und schöpfe meine Kenntnis nur aus den mannichfachen Berichten, die in die Öffentlichkeit gekommen sind. Wenn ich aber auch durch ein impedimentum legitimum meine Abwesenheit entschuldigen konnte, so darf ich doch jetzt hinzufügen, daß meine Teilnahme und mein Interesse für die trefflichen Zwecke dieser Versammlung durch jede neue Mitteilung über ihren Verlauf gewachsen ist, und daß mir nichts wünschenswerter erscheint, als daß man der Sache noch nachträglich recht vielseitig Beachtung zuwenden möchte. Die Münchner Kollegen, die sich vor Jahresfrist zu dieser Unternehmung entschlossen, die, man möchte fast sagen, den Mut hatten, die deutschen Historiker zu einer Beratung über die schwebenden Fragen des geschichtlichen Studiums

Digitized by Google

einzuladen, haben sich großen Dank verdient. Sie werden sich so wenig wie die, die ihrem Rufe gefolgt sind, der Täuschung hingegeben haben, daß es sich in Dingen dieser Art um gesetzgeberische Beschlüsse handeln könne; sie haben gewußt, daß die sehr wünschenswerte Verständigung über die geschichtlichen Studien in Deutschland nur sehr allmählich und nur durch längere und genauere Erörterungen unter den Fachgenossen herbeigeführt werden kann, und so durften sie in der That ihre Versammlung als eine wohlgelungne ansehen und sich selbst zum Schlusse gegenseitig beglückwünschen. Sie haben in dieser Überzeugung auch die zuversichtliche Hoffnung auf eine Wiederholung der so gut begonnenen Historikertage ausgesprochen, und ich füge hier den herzlichen Wunsch hinzu, die deutschen Fachgenossen möchten der Einladung nach Leipzig im nächsten Jahre noch viel vollständiger und eifriger folgen, als es dies Jahr geschehen ist. Dazu drängt schon der Umstand, daß das reichhaltige Programm der Beratungsgegenstände weder der Zahl noch dem Inhalte nach in den wenigen Sitzungen erschöpft werden konnte, daher eine Fortsetzung dieser Erörterungen sehr zu wünschen ist. Über die Nützlichkeit und Notwendigkeit einer Aussprache gerade der Fachgenossen über Fragen und Zwecke, die heute von den verschiedensten Seiten her besprochen und geregelt werden, scheint allgemeine Übereinstimmung geherrscht zu haben.

Es hätte mich beglückt, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, in dieser Versammlung mancherlei schon früher von mir vorgetragne Ansichten über die aufgestellten Fragen näher zu begründen und, wie ich meine, auch mancherlei Mißverständnisse hinwegzuräumen. Wenn ich mich nachträglich über die von München berichteten Debatten schriftlich äußere, so mag man immer sagen, ich hätte das Bedürfnis nicht unterdrücken können, meine ungehaltne Rede an den Mann zu bringen. Ich denke, daß es nur nützlich sein kann, wenn der aufgenommene Faden nicht gleich wieder abreißt, sondern in der Presse weitergesponnen wird.

Die Aufgaben, die sich die Historikerversammlung gleich für das erstemal gestellt hatte, waren ohne Zweifel etwas zu umfangreich, der Thesen waren zu viele, es war wohl nicht möglich, mit voller Ruhe über die Frage des geschichtlichen Unterrichtszwecks, wofür das gespannteste Interesse vorhanden gewesen zu sein scheint, zu einer Verständigung zu gelangen. Diesem Umstande muß man wohl auch den bedenklichen Zwischenfall zuschreiben, daß es zu einer Abstimmung gekommen ist, gegen die in der Versammlung selbst später Bedenken geltend gemacht werden mußten. Das schließliche Versprechen einer gründlichen Erklärung dessen, was die Versammlung eigentlich gemeint habe, und wie die Abstimmung verstanden werden müsse, scheint mir allerdings recht notwendig gewesen zu sein, und ich will nur wünschen, daß es bald erfüllt werde. Daß sich eine Versammlung von historischen Fachgenossen förmlich zu der Ansicht bekannt haben sollte, das Geschichtsstudium habe, an welche

Digitized by Google

Stufe des Unterrichts man auch dabei denken möge, mit Staatsbewußtsein und Vaterlandsliebe nichts zu thun, möchte man gern für unmöglich halten; aber in einer Zeit, wo so viel widersprechendes und sonderbares über diese Dinge zu Tage gekommen ist, muß es als eine Pflicht angesehen werden, Mißverständnisse von so erschrecklicher Art wie die, die hier vorgekommen zu sein scheinen, so rasch und gründlich als möglich zu beseitigen.

Die Münchner Freunde werden ohne Zweifel für eine richtige Darstellung der wahren Meinung der Versammlung sorgen. Ich meinerseits möchte hier ein offnes Wort in Bezug auf die Form der aufgestellten Fragen aussprechen. Gleich anfangs, als mir das Programm des Historikertags zu Gesichte kam, hatte ich Zweifel, ob es möglich sein werde, zu irgend einer Verständigung über einen Satz zu gelangen, der entweder selbstverständlich ist, also keine Frage enthält, oder aber wenn er in einem andern als dem selbstverständlichen Sinn aufgefaßt werden sollte, jedenfalls zu den weitgehendsten Mißverständnissen führen muß. Die Frage war so gefaßt: „a. In wie weit hat der Geschichtsunterricht zu dienen als Vorbereitung zur Teilnahme an den Aufgaben, die das öffentliche Leben der Gegenwart an jeden Gebildeten stellt? b. Wie ist demgemäß der Geschichtsunterricht zu erteilen?“ In der Debatte wurde von irgend einer Seite die treffende Bemerkung gemacht, daß es scheine, als befände man sich nicht auf einer Historiker-, sondern auf einer Pädagogenversammlung, und ich kann nicht leugnen, daß ich beim Lesen der meisten Reden, so weit sie mir bekannt geworden sind, durchaus diesen Eindruck gehabt habe. Es scheint wirklich, als ob es bei uns eine gewisse Schwierigkeit hätte, sich in der Unterhaltung über eine Frage der Wissenschaft an die sachlichen und objektiven Fragen des Gegenstandes zu halten und sich darauf zu beschränken. Immer tritt gleich die Absicht hervor, durch Mitteilung von positivem Wissen irgend etwas zu „bezwecken“; so sehr ist man gewöhnlich von pädagogischen Gesichtspunkten beherrscht, die doch den Fachmann, der seine Aufmerksamkeit rein auf den Gegenstand gerichtet hat, zunächst gar nichts anzugehen brauchen. Ich erlaube mir daher gleich von vornherein die Bemerkung zu machen, daß ich für diese pädagogische Seite der Frage durchaus kein Interesse habe, sondern daß ich mich lediglich über die Bedeutung des geschichtlichen Studiums, seine Aufgaben und Ziele äußern kann. Mir scheint es falsch, daß man in München anstatt von dem Nutzen und der Natur geschichtlicher Kenntnisse überhaupt zu reden, sich in einen den Fachmann unmittelbar eigentlich nicht berührenden Streit über das gymnasiale Lehrpensum eingelassen hat. Man scheint dabei dem Berichterstatter, Herrn Direktor Martens, wirklich Unrecht gethan zu haben, wenn man fast von allen Seiten voraussetzte, es komme ihm darauf an, seinen Schülern diese oder jene Gesinnung gleichsam obrigkeitlich einzuflößen. Soweit ich seine Schrift gelesen habe, kann ich nur sagen, daß ich den Eindruck gewonnen habe, Martens ver-

Digitized by Google

lange einen Unterricht, der etwas stark ausgedehnt ist. Auch dürften bei diesem Unterricht eine Menge Gegenstände unterlaufen, von denen die Schüler wahrscheinlich nichts begreifen werden, die man allerdings als das Endergebnis einer guten historischen Bildung ansehen kann, von denen man aber doch zunächst besser nicht spricht. Die Versammlung scheint sich sogleich ausschließlich auf diese pädagogische Frage gestürzt zu haben. Man hat es als etwas ganz selbstverständliches angesehen, sich vorzugsweise mit dem zu beschäftigen, was der Lehrer zu dem Gegenstande hinzuthun wird. Man scheint so sehr von der Wichtigkeit dessen überzeugt zu sein, was in der Schule geschieht oder nicht geschieht, daß man gar nicht mehr daran denkt, ob und was die Wissenschaft als solche, der Gegenstand, sein positiver Inhalt leistet und bewirkt. Man hat wenig Vertrauen zu dem, was Wissen und Können bedeuten; das Gute kommt von der Schulkonferenz und von den Anweisungen, die der Lehrer erhält, um in diesem oder jenem Sinne zu wirken. Unter diesen, wie mir scheint, nicht sehr glücklichen Gesichtspunkten ist man an die Aufstellung der Thesen gegangen und hat sie dann auch in Erwägung gezogen.

Die Fragestellung, die ich aus dem Programm der Versammlung unter a. mitgeteilt habe, inwieweit der Geschichtsunterricht dazu diene, für die Aufgaben des öffentlichen Lebens vorzubereiten, ist, man verzeihe mir diese offne Bemerkung, von Grund aus verfehlt. Nach meinem Begriff von der Geschichte ist das genau so, wie wenn ich fragen wollte: Kann mir das Einmaleins dazu dienen, um von meinen Kapitalien die Zinsen auszurechnen? Freilich, wer das Einmaleins nicht selber kann, braucht deshalb seine Zinsen nicht zu verlieren. Er schneidet seine Coupons ab, und der Bankier giebt ihm dafür so und so viel Mark. Und der, der von der Geschichte nicht so viel erfahren hat, als nötig ist, um sich einen Begriff von den Staaten Europas zu machen, kann nicht verhindert werden, jede Art von Politik zu betreiben. Aber in beiden Fällen befindet sich der Kapitalist so gut wie der Politiker in gleich trauriger Lage. Was soll es also heißen, wenn man die Dienlichkeit des historischen Wissens für den politischen Betrieb beweist oder bestreitet? Das Verhältnis von Politik und Geschichte so betrachten zu wollen, als ob es sich um den Unterricht in der Mathematik oder Astronomie handelte, indem man dabei die Frage aufwirft, ob es für die Kenntnis dieser Dinge nützlich sei, auch von der Geschichte dieser Wissenschaften etwas mitzuteilen, wäre ein in jeder Beziehung unglücklicher Vergleich. Die Geschichte bleibt Geschichte und beschäftigt sich immer mit der Politik. Ganz einverstanden darf ich mich daher der Hauptsache nach mit den Ausführungen Doves erklären, der, wie mir scheint, am bestimmtesten der Zuversicht Ausdruck gegeben hat, daß man die Wirkung alles geschichtlichen Unterrichts einfach von der Geschichte selbst zu erwarten habe. Er hat jedoch mit dieser Bemerkung eigentlich mehr die These als das Referat des Herrn Martens vernichtet. Denn zwischen seiner Ansicht und der des

Digitized by Google

Referenten habe ich eigentlich trotz aller Anstrengung keinen qualitativen Unterschied gefunden. Es scheint mir nur, daß Martens seinen Schülern etwas mehr und mannichfaltigeres zu erzählen unternehmen wollte, als es Dove und viele andre in der Versammlung für möglich und ausführbar hielten.

Warum sich aber gerade die Universitätsprofessoren darüber ereifert haben, daß ein höchst erfahrener und ausgezeichneter Schulmann versicherte, seine Schüler könnten schon ein bischen mehr von der Sache hören und lernen als jetzt üblich ist, das vermochte ich mir aus den vorliegenden Berichten nicht genügend zu erklären. Die Herren scheinen so glücklich zu sein, lauter junge Leute keinen gelernt zu haben, die ein breites und treffliches historisches Wissen besaßen. Ich für meine Person habe leider nicht so günstige Erfahrungen machen können und habe häufig die schmerzliche Empfindung gehabt, wie traurig es doch sei, daß ein gebildeter Mann, nachdem er acht Jahre lang mit allem möglichen historischen Unterricht gequält worden ist, so beschämend wenig von den Dingen behalten hat. Ich will keine Beispiele vorlegen, aber es ist doch klar, daß, wenn man auf der Universität von Luther spricht, es angenehm sein würde, die Kenntnis voraussetzen zu können, daß der Papst, der Luther in den Bann gethan hat, Leo der Zehnte war. Und was nützt es, den Namen Leo zu kennen, wenn man nichts von den Mediceern weiß? Ein älterer Kollege hat mir freilich einmal vor Jahren die Bemerkung gemacht, dergleichen sei wirklich zuviel verlangt; für uns Protestanten bleibe der Papst eben der Papst, und es sei ganz gleichgiltig, wie er heiße. Das ist ja auch ein Standpunkt, und ich will mich darüber nicht ereifern. Aber es sollte dann nur nicht behauptet werden, daß, wenn es so ist, sich unsre gebildete Welt gerade in Bezug auf geschichtliche Kenntnisse hervorthue.

Als ich in dieser Zeitschrift vor einiger Zeit über die wünschenswerte Bildung der Geschichtslehrer gehandelt habe, erhielt ich eine so große Menge von zustimmenden und durch Mitteilung von allerlei Thatsachen merkwürdigen Zuschriften, daß ich mir gern das Vergnügen gemacht hätte, in München diese Papiere vorzulegen. Hier will ich nur eine Probe daraus mitteilen: Ein durch seine langjährige Erfahrung in verschiednen Teilen Deutschlands, wie auch durch seine Teilnahme am öffentlichen Leben besonders beachtenswerter Jurist versicherte, er habe in langer Zeit kaum jemals einen Kandidaten gefunden, der von der Gründung des Zollvereins oder von der Entstehung Belgiens eine Vorstellung gehabt habe. Das wird genügen. Weiteres werde ich in der nächsten Historikerversammlung in Leipzig mitteilen. Was ich aufs bestimmteste als Voraussetzung jeder fruchtbaren Erörterung ansehe, ist das, daß man den Dingen, wie sie sind, ehrlich und ohne Schönfärberei ins Auge sehe. Will man vorhandne Übel heilen, so nützt es nichts, wohlklingende Redensarten über wissenschaftliche und politische Ziele, über Unterrichtsaufgaben u. s. w. zu machen. Man täusche sich nicht: es fehlt an den elementaren Kenntnissen.

Digitized by Google

Es ist auch ganz unmöglich, in den paar Stunden, die dem Geschichtsunterricht jetzt gewährt sind, etwas erkleckliches zu leisten, zumal wenn die Geschichte in dem ungeheuern Umfang eines 3000jährigen Zeitraums von Anfang bis zu Ende eingetrichtert werden soll. Früher wurde die mangelhafte Schulbildung in der Geschichte durch Universitätsvorlesungen ergänzt. Jeder gebildete Mann in Deutschland erinnerte sich mit Interesse der anregenden Geschichtskollegien aus seiner Studentenzeit. Jetzt ist das anders geworden. Kein Fachstudent hat zu dergleichen mehr Zeit. Ich hatte erwartet, daß die Historikerversammlung ein Interesse für meine schon bei frühern Gelegenheiten veröffentlichten statistischen Beobachtungen über das Studium der Geschichte an den Universitäten an den Tag legen würde. Ich hätte mich gefreut, eine recht scharfe Widerlegung zu finden. Das ist aber von keiner Seite geschehen, und ich bleibe daher einstweilen bei meiner Behauptung, daß der gebildete deutsche Mann, d. h. der Geistliche, der Beamte, der Advokat, der Arzt, der Baumeister, seine gesamte historische Bildung, so weit sie ihm überhaupt durch Unterricht vermittelt worden ist, ausschließlich von der Schule hat.

Es ist ja nun eine mißliche Sache, sich in Erörterungen darüber einzulassen, was an Kenntnissen auf der Schule hätte erworben sein müssen; ich wage das nicht, da ich kein Schulmann bin. Sicher aber darf ich Zustimmung zu der Ansicht erwarten, daß es notwendig sei, ehe man sich über die großen Fragen des Geistes, der Richtung und der Ziele alles Unterrichts vernehmen läßt, sich ein Bild davon zu machen, was überhaupt an thatsächlicher Kenntnis vorhanden sein sollte. Und da trete ich wahrlich mit bescheidnen Forderungen an den Gebildeten heran. Um überhaupt ein historisches Interesse im spätern Leben entfalten zu können, ist bei der Natur geschichtlicher Dinge — das wird doch niemand leugnen — eine gewisse positive Grundlage nötig. Ich denke also, man müßte z. B. die Reihe der deutschen Kaiser einigermaßen als festes Gerippe des Wissens aus der Schule mit ins Leben herübernehmen. Die neuere Geschichte ohne die englischen und französischen Könige, ihre Schicksale und Unternehmungen ist ein Schwert ohne Griff und ohne Klinge. Von Spanien, Schweden und Polen, von Rußland und der Türkei — darf man von einer Kenntnis ihrer Geschichte in unsern Schulen überhaupt reden?

Man wird mich hoffentlich verstehen, es ist ein unerquickliches Thema, das ich gern mit dem Mantel der christlichen Liebe bedecke. Ich hätte auch gar nichts dagegen, wenn man der Ansicht Nitzsches wäre, der den Nachteil geschichtlichen Wissens für größer hält als den Nutzen und meint, daß wenigstens eine Zeit lang die Gegenwart die ganze Sache leichten Herzens über Bord werfen könnte. Aber wenn auch diese Meinung von dem Historikertag nicht unterstützt werden sollte, so hätte man doch die Hand aufs Herz legen und die Dinge beim rechten Namen nennen sollen. Eine Versammlung von hundert Geschichtsgelehrten durfte sich vor der Nation und den Unterrichtsverwaltungen

Digitized by Google

offen darüber aussprechen, ob sie die einfache Thatsachenkenntnis unsrer durch die höhern Schulen hindurchgegangnen Stände bei ihrem Eintritt ins öffentliche und politische Leben für ausreichend hält oder nicht. Es war nicht nötig, statt einer klaren Antwort auf diese Frage um den pädagogischen Brei herumzugehen und sich mit dem unnützen Problem zu beschäftigen, wozu die Geschichte überhaupt „dienen" könne oder solle. Sie dient überhaupt zu nichts, wenn sie nicht eine ganz bestimmte Summe von Thatsachen zum Bewußtsein gebracht hat.

Um die Kenntnis der Thatsachen, die dem politischen Menschen der Gegenwart zu wissen nötig sind, darum handelt es sich. Für alle Unterrichtsfragen in der Geschichte vermag ich nur eines für maßgebend zu halten: Wird der Zweck, eine möglichst große Kenntnis von Thatsachen zu vermitteln, erreicht oder nicht? gelingt es, eine solche Reihe von Thatsachen zu überliefern, die jemanden anregen, sich dann noch weiter über geschichtliche Thatsachen zu unterrichten? Die Thatsachen der Geschichte unterscheiden sich von den Thatsachen der Natur dadurch, daß diese durch Handlungen von Menschen hervorgebracht worden sind. Das Interesse für den handelnden Menschen wird also beim Unterricht in der Geschichte — und ich spreche immer vom Unterricht überhaupt, nicht etwa vom Unterricht auf dieser oder jener Stufe — durch die Kenntnis der Thatsachen hervorgerufen werden. In dieser Erwägung scheint mir alles zu liegen, was über Zwecke und Ziele des Unterrichts gesagt werden kann. Jede weitere Erwägung und Fragstellung und folglich auch die des Historikertags kann zu nichts anderm als zu Mißverständnissen führen.

Die Aufgabe des Geschichtsunterrichts in Bezug auf die Überlieferung der Thatsachen ist gerade groß und schwierig genug. Man braucht sich wahrlich nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, was durch die wahre Geschichte noch weiteres erreicht werden könne und solle. Ein geschichtlich gut unterrichteter Mensch hat mit der Kenntnis des thatsächlichen Verlaufs der Dinge alle nötigen Mittel gewonnen, um denen entgegentreten zu können, die von dem historischen Staat nichts wissen wollen. Man redet immer davon, daß eine besondre Anweisung und eine lehrhafte Zurechtlegung der geschichtlichen Überlieferungen nötig oder wünschenswert sei, um gegen die Feinde der Gesellschaft auftreten zu können. Nichts ist falscher als dies. Mit trefflichem Humor wies in der Debatte Kropatschek auf die Unwahrscheinlichkeit hin, daß die doktrinären Beigaben des Lehrers zur Geschichte stichhalten würden gegenüber dem Einfluß des Hauses und der Familie. Dies ist ganz richtig, aber die lehrhafte Beigabe des Lehrers ist auch ganz unnötig und gleichgiltig. So lange die Geschichte, wie es thatsächlich der Fall ist, nur zu erzählen weiß, daß Diebe und Mörder gestraft und gehenkt worden sind, so wird sie nicht zum Stehlen und Morden aufmuntern; der Lehrer mag dabei philosophiren über Leben und Eigentum, was ihm beliebt. Die Thatsache der Bestrafung

Digitized by Google

dessen, was der historische Staat ein für allemal als Verbrechen erklärt, wird immer dieselbe Wirkung thun. Und wenn ein junger Mensch zum erstenmale eine trockne Beschreibung von den Septembermorden in Paris hört, so wird ihm schauerlich zu Mute sein, mag der Lehrer, der Vater, die Gesellschaft diese oder jene politischen Ansichten vertreten.

Um aber Thatsachenwirkungen dieser Art hervorzubringen, ist es nötig, daß diese Dinge gewußt werden. Wenn aber, wie es jetzt vorkommt, junge Leute zu den Staatsprüfungen kommen und von den Vorgängen der französischen Revolution nicht ein Wort gehört haben, da im besten Fall immer nur deutsche Geschichte gelehrt worden ist, so kann man nicht verlangen, daß die geschichtlichen Thatsachen auf die Gemüter der nachkommenden Welt Eindruck machen und Einfluß üben. Vor kurzem erzählte mir jemand einen hübschen Fall aus einer sozialdemokratischen Versammlung. Ein Redner, der sich gegen die Militärvorlage ereiferte, dozirte seinen willigen Zuhörern, wie der große Napoleon seine Siege dadurch errungen habe, daß er das Milizsystem eingeführt hätte, dann aber sei er zu dem Militarismus zurückgekehrt, wovon wieder die Folge gewesen sei, daß er geschlagen worden und untergegangen sei. Der Mann soll seine Sache ganz geschickt gemacht haben. Er wußte die levée en masse für seine Zwecke zu verwenden und erntete natürlich bei dem Verderben der grande armée großen Beifall. Nun frage ich, durch welche Mittel wäre vonseiten eines Unterrichteten gegen dieses Geschwätz aufzukommen? Durch die lehrhaften Auseinandersetzungen volkswirtschaftlicher und verfassungsrechtlicher Betrachtungen, wie man sie heute zuweilen mit dem Geschichtsunterricht verbunden sehen will? Gewiß nicht. Eine einfache Darstellung des wahren Sachverhalts würde genügen, aber die setzt Kenntnisse voraus, die man erworben haben muß; hat man diese nicht, so können alle schönen Lehrmeinungen und Redensarten nicht helfen, der Lüge entgegenzutreten.

(Schluß folgt)

Friedrich von Flotow und Otto Nicolai

Es giebt keinen Kunstzweig, dessen Geschichte so reich an Überraschungen wäre, wie die Oper. Bühnenpraktiker versichern, daß es auch bei ausgebreiteter Erfahrung ganz unmöglich sei, die Wirkung eines Theaterstücks im voraus sicher zu berechnen; auch der geübteste Blick werde zu schanden gegenüber den verborgnen Wirkungen, die erst in dem Augenblick der Aufführung ungeahnt her-

Digitized by Google

vorspringen und oft das Schicksal des Ganzen entscheiden. Ein ähnliches Geständnis würde auch der Kunsthistoriker abzulegen haben. Gewisse Hauptzüge in der Entwicklung der Oper sind bald erkannt, wie sich auch der Dramaturg über die Haupteigenschaften des dramatischen Stils und die Grundgesetze der Bühnenwirkung leicht klar wird. Will er aber aus ihnen Schlüsse auf den Einzelfall ziehen, so folgt er einem Irrlicht und gerät in den Sumpf. Opern, die alle Bedingungen einer durchschlagenden, nachhaltigen Wirkung in sich zu tragen scheinen, verpuffen klang- und kraftlos. Andre, deren geringer Kunstwert auf der Hand liegt, treffen wie durch blinden Instinkt geschleudert ins Schwarze. Manche Opernkomponisten stemmen sich dem herrschenden Zeitgeschmack entgegen; an der herkulischen Kraft, die das mit Erfolg thun kann, scheint es ihnen durchaus zu fehlen. Dennoch gelingt es ihnen, sich mit ihren Werken Gehör zu verschaffen und nachhaltigen Eindruck zu machen; um, Gott weiß welcher, besondern Eigenschaften willen hält die Welt gleichsam im Gange still und lauscht. Wieder bei andern Opern will man meinen, sie verdankten nur dem leichten Unterhaltungsbedürfnis ihren Erfolg, der mit der wechselnden Menge dahinschwinden werde. Wenn man sich aber fünfzig Jahre später nach ihnen umsieht, bewähren sie noch immer die anfängliche Wirkungskraft.

Flotows „Stradella“ und „Martha,“ Nicolais „Lustige Weiber von Windsor“ sind geeignet, dergleichen Gedanken anzuregen. Ihre Komponisten sind kaum mittelstarke Talente, und die Masse ihrer Erzeugnisse ist nach kurzem Scheinleben in sich zerfallen. Aber mit einem Werke hat es Nicolai, mit zweien Flotow doch manchem genialen Komponisten zuvorgethan. Was ein halbes Jahrhundert fortzuwirken die Kraft gehabt hat, wird für immer bedeutsam bleiben. Mit Überwindung sagt man es, aber es ist die Wahrheit: in dem Ganzen der deutschen Kunst wird eine „Martha“ immer mehr gelten müssen als eine „Genoveva.“

Bei weitem der gebildetere und der gediegenere von beiden war Nicolai, aber Flotow hatte das ursprünglichere Talent. Beide nahmen sich die ausländische Kunst zur Stütze, Nicolai ausschließlich die italienische, Flotow vorzugsweise die französische. Aber Nicolai, so stark er manchmal italienisirt, verleugnet doch den Deutschen nie; ohne Weber wäre er schon gar nicht denkbar. Flotow zeigt nur hie und da mit Marschner Zusammenhang; volkstümliche Lieder und komische Szenen lassen manchmal das Vorbild deutlich erkennen. Seine Hauptmuster sind die Franzosen: Boieldieu, Auber, Herold, Halévy; mit Grisar hat er sogar mehrere Opern gemeinschaftlich komponirt. Donizetti findet Beachtung nach dem Maße seines damaligen Ansehens in Paris.

Es ist um Flotow, diesen mecklenburgischen Edelmann, überhaupt ein wunderliches Ding. Die Unterweisung eines tüchtigen deutschen Meisters hat er nie genossen. Die ihn auf dem Lande oder im Städtchen Güstrow in die Musik einführten, können nur unsolide Dilettanten oder Musikanten aller-

Digitized by Google

gewöhnlichsten Schlages gewesen sein. Anderswo zuweilen gute Musik zu hören, erhielt er keine Gelegenheit. Mit siebzehn Jahren wurde er nach Paris gebracht in die Lehre von Reicha und Pixis. Nach zwei Jahren hielt er seine Ausbildung für vollendet. Nun gings ans Komponiren von Opern, französischen natürlich, und zunächst für Privatbühnen. Er schrieb sehr schnell und flüchtig, erwarb sich aber eine gründliche Theaterkenntnis. Allmählich gelangte er auch auf öffentliche Schauplätze und hatte mit seinen flotten Melodien Erfolg. Einige dieser Opern wurden übersetzt und in Schwerin aufgeführt. Da fällt es ihm ein, auch einmal eine originaldeutsche Oper zu machen. „Stradella" erscheint (1844) und zieht von Hamburg aus durch die Welt, überall von dem stärksten Beifall begleitet, der sich drei Jahre später bei der „Martha" noch vervielfacht.

Man hat bei Flotow das Gefühl, daß er die eigentliche deutsche Musik kaum kennt. Mozarts Opern wird er natürlich gehört haben, Beethovens Sinfonien und Kammermusik vielleicht auch, aber von dem, was der Musiker „kennen" nennt, kann bei ihm nicht die Rede sein. Er betrachtete sein Leben lang die Musik als eine Art Sport. Ein jovialer Kavalier, etwas leichtlebig und unstet, liebenswürdig auch dadurch, daß er selbst nach seinen Welterfolgen fern von aller Anmaßung blieb. Er nahm die Dinge nicht sehr ernsthaft. Seiner Musik fehlt deshalb auch der Adel; durch die Geburt wird dieser nicht erworben, sondern durch die Ausnutzung des Erbes, das die großen Musiker hinterlassen haben, und durch das stolze Bewußtsein von seinem Wert. Flotows Melodien haben einen Stich ins Gassenhauerische, und wo sie empfindungsvoll sein sollen, nähern sie sich bedenklich der Liedertafelsentimentalität. In dem zweiten Punkte mag Marschners Vorbild manche Schuld tragen; was das erstere betrifft, so ist bezeichnend, daß Offenbach Flotows sehr geschätzter jüngerer Freund gewesen ist. In gewisser Beziehung ist Offenbach Flotows Fortsetzung. Aber Flotow ist ganz frei von Offenbachs musikalischen Unanständigkeiten, seine Fröhlichkeit ist harmlos und naiv; um zu reflektiren und zu spekuliren, nahm er das Komponiren überhaupt zu leicht. Mit gewandter Hand und sicherm Instinkt gestaltet, bühnenwirksam, melodienreich, im Komischen besonders glücklich, fließt seine Musik hin wie ein heiteres Geplauder. Sorgen läßt sie nicht entstehen, und lacht sie hinweg, wo sie vorhanden sind.

Wenn auch Flotow fast ausschließlich französisch gebildet war, wenn er bis ans Lebensende am meisten für französische Bühnen schrieb, übrigens sich durch seine Erfolge in Italien, England, Rußland als Komponist von internationalen Eigenschaften erwies, seine Bedeutung beruht doch auf den deutschen Opern und der dauernden Wirkung, die sie im Vaterlande ausgeübt haben. Darin, daß sie dieses konnten, zeigt sich eine der Unberechenbarkeiten der Oper. Wer hätte je gedacht, daß ein dilettantisirender Junker aus einem der am wenigsten musikalischen Stämme Deutschlands, der sich ohne jede gediegne

Digitized by Google

Vorbildung in Paris einen oberflächlichen französischen Firnis hatte applizieren lassen, die Kraft haben könnte, dergestalt das Wohlgefallen seines Volkes zu erregen und in dessen musikalisches Empfinden schon ein halbes Jahrhundert hindurch bestimmend einzugreifen?

Nicolai war der Sohn eines Musiklehrers in Königsberg. Nach einer freudlosen Kindheit verließ er, sechzehnjährig, aus eigner Entschließung die Heimat und wanderte mit einem Thaler in der Tasche nach Berlin, um sich hier auf eigne Faust zum Musiker auszubilden. Unter Entbehrungen aller Art erzog er sich sechs Jahre hindurch in der strengen Schule Zelters und Bernhard Kleins zum ernsten Künstlerberuf. Die Richtung seiner Studien ging auf die kirchliche Musik. 1834 wurde er Organist bei der preußischen Gesandtschaft in Rom. In dieser Stellung und unter Studien altrömischer Kirchenmusik, schickt sich nun der Sohn des protestantischen Nordens an, italienische Opern zu komponiren. Er schreibt dann deren vier und bringt sie in Städten Norditaliens zur Aufführung, teilweise mit gutem, nirgends mit nachhaltigem Erfolg. Von einer kurzen Anstellung an der Wiener Oper abgesehen, zieht er von 1836 bis 1841 als fahrender Musikant durch die Welt, das heißt durch Italien, das damals seine Welt war. Dann wird er Kapellmeister am kaiserlichen Theater in Wien, aber in dieser Stellung leistet er sein Größtes in der Pflege deutscher Instrumentalmusik. Er gründet die Philharmonischen Konzerte und führt Beethovens neunte Sinfonie den Wienern zum erstenmale in würdiger Weise vor. In diesem Künstlerleben scheint jedes Ziel und jeder Fortschritt zu fehlen. „Sollte ich wohl noch etwas ordentliches leisten?“ schreibt er 1844 in sein Tagebuch. Dann vollendet er seine erste und einzige deutsche Oper „Die lustigen Weiber.“ Er war inzwischen nach Berlin zurückgekehrt, von wo er als Künstler seinen Ausgang genommen hatte. 1849 kommt die Oper dort zur Aufführung. Wenige Tage nachher stirbt Nicolai, neununddreißig Jahre alt. Die Oper aber lebt und erfreut bis heute die ganze deutsche Welt — eine Mischung deutscher Romantik und italienischer Plastik, deutscher Instrumental- und italienischer Gesangskunst, deutscher Sentimentalität und italienischer Buffonnerie, die in unerwarteter Weise gelungen ist.

Ein zweites mal wäre es schwerlich so gekommen. Um auf dieser Doppelgrundlage einen neuen Stil zu schaffen, wie Händel und Mozart, dazu war Nicolais Talent nicht energisch genug. Es ist, als wäre diese Oper wie aus Zufall gelungen. Überraschungen, wenn nicht gleicher, so doch ähnlicher Art hat auch die neuere Zeit noch einige aufzuweisen. Nicolais jüngerer Landsmann, Hermann Goetz, hat sie uns mit „Der Widerspenstigen Zähmung“ bereitet, einem Werke, auf das man nicht rechnen konnte nach dem, was ihm vorausgegangen war, und das Erwartungen weckte, die von den nachfolgenden Leistungen nicht erfüllt wurden. Da erscheint es vom Künstlerstandpunkte

Digitized by Google

aus fast als das größere Glück, sein Gelungenstes leisten und schleunig sterben, wie es Nicolais Schicksal war.

Warum wir Flotow und Nicolai hier als Paar betrachten? Sie waren Altersgenossen. Die Eigentümlichkeit ihrer Erfolge bietet manchen Vergleichungspunkt. Auch deren Voraussetzungen. In den vierziger Jahren war es um die deutsche Oper dürftig bestellt. Weber war lange tot, Spohr war verstummt, und Marschners spätere Werke wollten nicht mehr verfangen. Meyerbeer zählte als deutscher Komponist kaum noch mit. Wagner hatte sich noch nicht geltend gemacht. Neben Lortzing hatten in diesem Jahrzehnt doch nur Flotow und Nicolai durchschlagende unmittelbare Erfolge. Aber wir wollen es offen gestehen: der Grund, sie zusammenzustellen, ist ein andrer, ein ganz zufälligerer. Denn nur als Zufall kann man es betrachten, daß beide im vorigen Jahre gleichzeitig unter die biographische Betrachtung genommen worden sind, und daß sich diese bei beiden auf Tagebücher und autobiographische Aufzeichnungen stützt.*) Von diesen Biographien wollten wir eigentlich reden, und thun es nun, soweit noch nötig.

Jedes einzelnen Menschen Leben hat Interesse für alle, es kommt nur darauf an, wie man es darstellt. Das Bild einer Persönlichkeit zeichnen, ist eine Kunst; von einem Kunstwerk verlangen wir Einheitlichkeit, und wenn Selbstberichtetes benutzt wird, so muß es planvoll zum Ganzen gestaltet werden. Darstellungskunst besitzen nun beide Verfasser wenig, aber der Biograph Nicolais ist dem andern doch noch um ein gutes Teil überlegen. Mit Flotows Lebensbeschreibung steht es so: wer den Mann gekannt hat, wird manches darin finden, was ihm sein Bild lebendiger vor die Seele stellt, manches, an das er Beziehungen zu Selbsterlebtem anknüpfen kann. Wer nicht in dieser Lage ist, wird auch durch das Buch nicht viel klüger werden; hat er nicht schon vorher Teilnahme für den Künstler gehabt, durch das Buch wird sie nicht in ihm geweckt werden, und hat er an seinen muntern Opern Gefallen gefunden, so wird er doch aus der Lebensbeschreibung nur weniges entnehmen können, wodurch dieses Gefallen eine tiefere Resonanz erhielte.

Wir erfahren, daß das Manuskript zunächst nur für die Familie bestimmt gewesen und erst später für einen weitern Leserkreis umgestaltet worden sei. Mit Rücksicht auf die Familie ist manches stehen geblieben (die Geschichte der Familie von Flotow seit dem zwölften Jahrhundert, die umständliche Schilderung der Bestattungsfeierlichkeiten des Komponisten), was Fernerstehende nicht interessirt; vor dem weitern Leserkreise ist, wie es scheint, manches verschwiegen worden, was gesagt werden mußte, wenn die Veröffentlichung des

*) Friedrich von Flotows Leben. Von seiner Witwe. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1892. — Otto Nicolais Tagebücher nebst biographischen Ergänzungen. Von B. Schröder. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1892.

Digitized by Google

Lebensbildes überhaupt Berechtigung gewinnen sollte. Andrerseits stoßen Mitteilungen auf, bei denen man zweifelhaft wird, ob die Verfasserin wohl genügend sicher unterrichtet war. Von einer Betrachtung des Entwicklungsganges, den Flotow als Musiker genommen hat, findet sich vollends keine Spur. Und doch, welche reizvolle Aufgabe wäre es gerade bei diesem problematischen Künstler gewesen, zu zeigen, wie er es allmählich zu einer „Martha“ hat bringen können! Freilich war dazu ein fachwissenschaftlich gebildeter Meister erforderlich.

Verzichtet man auf alle diese berechtigten Ansprüche, sieht man auch von einzelnen, aus mangelnder Sachkenntnis entsprungnen Unrichtigkeiten ab, so kann man immerhin zugestehen, daß unsre Kenntnis von Flotows Lebensschicksalen um mancherlei wissenswerte Einzelheiten bereichert wird. Man erfährt neues aus seiner Jugendzeit und aus den beiden Pariser Perioden. Seine Kompositionen erscheinen in vollständigerer Aufzählung, als sie anderswo zu finden waren, auch die chronologischen und statistischen Nachweise über ihre Aufführungen, über die Geschichte ihrer Entstehung, über die Verfasser der Texte sind dankenswert. Uns haben am meisten zwei Notizen angezogen, zu denen Flotow selbst nur mittelbar in Beziehung steht. In einem Briefe vom 19. November 1838 schreibt er, daß ihm Saint-Georges eine Operndichtung zur Komposition überlassen wolle. „Sie war ursprünglich dem Meyerbeer versprochen, da er mit ihm aber an einem andern Stück arbeitet, zu dem Weber den ersten Akt hinterlassen hat, so ist dies, wie er meint, leicht zu arrangiren.“ Offenbar sind die „Drei Pintos“ gemeint. Daß Meyerbeer den Versuch gemacht hat, dieses kostbare Operufragment aus Webers Nachlaß zu vollenden, wußten wir schon anderswoher. Unbekannt war aber bisher, wann es geschah, unbekannt auch, daß er dabei einen französischen Librettisten zu Hilfe zog. Es ist begreiflich, daß sich Meyerbeer von Theodor Hells deutschem Textbuch nicht befriedigt fühlte. Aber wenn es ihm Saint-Georges umarbeiten sollte, dachte er dann daran, aus dem Werk seines deutschen Jugendfreundes eine französische Oper zu machen? Die andre Notiz: Bekanntlich treibt seit bald fünfzig Jahren in unsern Kirchenkonzerten eine sogenannte Kirchenarie von Stradella ihr hochstaplerisches Wesen. Sie kam hervor in der Zeit, da Flotows Oper Aufsehen machte, man hätte da gern auch einmal etwas von dem Komponisten Stradella selbst gekannt. Daß die Arie untergeschoben sein müsse, hat zuerst Ambros ausgesprochen. Er hatte auch den Namen des Komponisten in Erfahrung gebracht und deutet ihn in witzig versteckter Weise an (Bunte Blätter, S. 287). Die Verfasserin der Biographie scheint sich auf Ambros zu beziehen, scheint aber auch noch etwas mehr über die Sache gehört zu haben. Kombiniren wir beide, so ergiebt sich etwa folgender Sachverhalt. Louis Niedermeyer aus Nyon in der französischen Schweiz (er heißt weder Niemeyer, wie Ambros drucken läßt, noch war er ein Belgier, wie in der Biographie

Digitized by Google

Flotows steht), ein feingebildetes, zart-pathetisches Talent und in der italienischen Musik wohl bewandert — dieser Niedermeyer hatte acht Jahre vor Flotow einen „Stradella“ in der Pariser großen Oper mit wenig Erfolg zur Aufführung gebracht. Er mußte erleben, daß ihm der viel ungebildetere und oberflächlichere Flotow mit demselben Stoffe den Rang ablief. Als sich dann das Verlangen nach echten Kompositionen Stradellas kundgab, ist die Welt, und sicher auch Flotow, durch die Veröffentlichung der Niedermeyerschen „Kirchenarie“ Se miei sospiri mystifizirt worden. Ob durch Niedermeyer selbst? Vielleicht hat er sich diese kleine Genugthuung gegönnt. Die Arie ist ganz in seinem Stil und wird nicht erst zum Zweck der Mystifikation geschrieben worden sein, sondern den Eindrücken ihr Leben verdanken, die der Komponist durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Italien empfangen hatte.

Briefe und autobiographische Bruchstücke sind in der Beschreibung von Flotows Leben reichlich benutzt worden. Die Darstellung von Nicolais Leben besteht fast ganz aus Tagebüchern, denen der Herausgeber gerade soviel an Ergänzungen hinzugefügt hat, als ihm nötig schien, um dem Bilde Vollständigkeit und innern Zusammenhalt zu geben. Der einzige, der vor ihm etwas Ausführlicheres über Nicolai veröffentlicht hatte, war dessen Wiener Freund Siegfried Kapper gewesen. Einige Ergänzungen sind der Arbeit Kappers entnommen; bei weitem das meiste ist des Herausgebers eigne Zuthat, so die Jugendgeschichte, die Ereignisse der letzten beiden Lebensjahre und die Einschaltungen, die ihm an gewissen Stellen der Tagebücher zum Verständnis des Charakters des Mannes notwendig schienen. Die Tagebücher sind im Besitz des Herausgebers. Er hat sie vom Vater des Komponisten empfangen, der den Sohn überlebte. Er scheint demnach in persönlichen Beziehungen zur Familie gestanden zu haben; auch aus dem Material, das ihm zur Darstellung der Jugendgeschichte diente, und der Erzählung des Wiedersehens, das Nicolai 1844 mit seinem Vater hatte, läßt sich das schließen. Eine warme Verehrung für Nicolai spricht aus der Art, wie er ihn beurteilt, mit seiner eignen Person bleibt er in bescheidner Zurückhaltung, Charakter und Ton seiner Zusätze sind verständig und ruhig. Alles das nimmt den Leser für den Herausgeber ein. Der gesamte Eindruck seines Buches ist vorteilhafter, als der, den die Biographie Flotows macht. Kein Zweifel, daß es viele mit Teilnahme lesen werden. Dabei bleiben aber doch unsre Bedenken ungehoben, ob es nicht besser gewesen wäre, das Buch ungeschrieben, will sagen: die Tagebücher ungedruckt zu lassen.

Man ist heute allzu eifrig bemüht, durch Veröffentlichung von vertrauten Briefen oder gar Aufzeichnungen, die der Schreiber nur für sich selbst gemacht hatte, in das Privatleben hervorragender Verstorbnen hineinzuleuchten. Gewöhnlich wird es damit begründet, daß die Nachwelt auf den vollständigen

Digitized by Google

Besitz dieser oder jener Persönlichkeit ein Recht habe. Daran pflegen sich dann Untersuchungen über intime Beziehungen und Zustände dieser Persönlichkeiten zu schließen. Wir meinen, daß vielmehr umgekehrt gesagt werden sollte: jeder einzelne hat das Recht, in seinen persönlichsten Angelegenheiten von der Gesellschaft geschützt und geschont zu werden. Es ist nicht alles für alle. Irgend ein Asyl muß auch in unserm gegen früher so gründlich veränderten sozialen Leben jeder haben, wo er sich vor der Welt gerettet und sicher weiß. Alle solche Veröffentlichungen schließen einen gewissen Grad von Taktlosigkeit ein. Diese ist manchmal gut gemeint (so zweifelsohne bei dem Verfasser der Biographie Nicolais), aber welch widrige Erscheinungen sie zur Folge haben können, wenn sie dem Kitzel der Aufregungslust dienen, das erfährt man jeden Tag. Als Regel wäre doch zu betrachten, daß das, was vom Urheber nicht für die Welt bestimmt gewesen ist, ihr auch vorenthalten bleibt. Gewiß dürfen davon Ausnahmen gemacht werden. Kein Urteilsfähiger wird z. B. wünschen, daß gewisse Briefwechsel Goethes unveröffentlicht geblieben wären. Mendelssohns und Schumanns Briefe waren für das deutsche Volk ein kostbares Geschenk — wir betonen das Wort. Aber zu wünschen wäre nach allen Seiten hin, daß sich für diese Dinge ein feineres Unterscheidungsvermögen ausbildete.

Briefe und Tagebücher können viel beitragen zur Vermehrung sachlicher Kenntnis. Oft läßt sich eine Menge einzelner Thatsachen durch sie feststellen, die auf keinem andern Wege erreichbar gewesen wären, und die, in einen größern Zusammenhang eingefügt, oft überraschende Aufklärung bewirken. Aber es ist das denkbar trügerischste, wenn man glaubt, auf Grund solcher Zeugnisse, die flüchtige Augenblicksbilder sind, tiefer in Charakter und Gemütsbeschaffenheit des Schreibers einzudringen, als durch Würdigung seiner Thaten, zu deren Vollbringung er die Kraft seines ganzen Menschen andauernd zusammenfassen mußte. Handelt es sich nun gar um Herzensangelegenheiten, so tritt der besonnene und lebenserfahrene Forscher meist schon nach wenigen Schritten in einen Zustand ein, wo er sich sagt: hier kann ich nicht weiter. „Wir lesens oft und glaubens auch am Ende, des Menschen Herz sei ewig unergründlich," beginnt ein Gedicht Goethes, das auch nicht für fremde Augen bestimmt war, und das in die Öffentlichkeit gezerrt zu haben einer der schlechtesten Dienste gewesen ist, die dem großen Dichter je geleistet worden sind. Es ist aber so, wie jene Worte sagen. Die unermeßliche Vielgestaltigkeit der Stimmungen, das chaotische Gewirr von dunkeln Instinkten, verwegnen Wünschen, farbigen Täuschungen, das in der Tiefe des Gemüts gerade der bedeutenden Menschen lebt und webt, ist kein Fundament für objektive Wahrheiten. Über einen Regenbogen kann vielleicht der schwebende Fuß der Götter wandeln, aber nicht der stoffbeschwerte Mensch. Welch peinliche Kommentare haben Goethes Briefe an Frau von Stein erfahren, wie wird an und in Beethovens Liebesverhältnissen herumgedeutet auf Grund einiger — fast möchte man sagen, un-

Digitized by Google

glücklicherweise — erhaltnen Briefe! Das Ergebnis ist gleich Null und wird es immer sein, weil es sich um Dinge handelt, die jeder Mensch anders ansieht und empfindet, und die endlich, wenn man es ehrlich überdenkt, die Welt doch gar nichts angehen. Nichtwissenwollen ist hier oft die beste Wissenschaft.

Wir sagen das, nicht weil wir glaubten, daß durch die Veröffentlichung gerade der Tagebücher Nicolais ein großer Schaden gestiftet würde, sondern um gewisse Grenzen anzudeuten, die grundsätzlich gelten sollten. Solche Quellen müssen benutzt werden, wo sie einmal vorhanden sind. Aber jeder sollte sich bewußt sein, wie schwierig und verantwortlich dies Geschäft ist. Ihr thatsächlicher Gehalt werde ausgeschöpft und in eigner Darstellung verarbeitet; diese Darstellung gemäß dem in den Selbstaufzeichnungen offenbar werdenden Stimmungselement vorsichtig zu färben, möge der Meister versuchen. Die Quellen selbst aber lasse man im Dunkel der Verborgenheit, wohin sie nach Natur und Sitte gehören.

Leila die Katzenprinzessin

Ein Märchen von Julius Haarhaus

(Schluß)

Justus betrat das Gewölbe eines Möbelhändlers. Der Besitzer empfing ihn mit einer Höflichkeit, die Justus ganz verblüffte, und die er nur seinem neuen Frack zuschreiben zu können glaubte.

Einen Divan wünschen der gnädige Herr? Gewiß, gewiß! Habe eine schöne Auswahl vorrätig, vom einfachsten bis zum kostbarsten. Hier ist einer mit Damastüberzug — jedenfalls nach des gnädigen Herrn Geschmack, himmelblau mit echt orientalischem Muster. Wirklich höchst vornehm, würdig, den Salon einer Prinzessin zu schmücken!

Justus stutzte. Den Salon einer Prinzessin? wiederholte er.

Der Möbelhändler sah ihn verschmitzt von der Seite an und zwinkerte mit dem Auge. Gewiß, gewiß! fuhr der Redselige fort, und wenn es der Salon einer Tochter des Sultans wäre, der Divan würde hineinpassen, als ob er eigens dafür angefertigt wäre!

Der junge Gelehrte empfand ein eigentümliches Unbehagen. War es nicht, als wüßte der Kerl schon um sein süßes Geheimnis? Aber der Divan war wirklich schön und preiswert, Justus bezahlte ihn und gab an, wohin man das Stück bringen sollte. Gewiß, gewiß! sagte der Verkäufer, indem er sich

Digitized by Google

die Hände rieb, der Herr können versichert sein, daß der Divan auch den Beifall der Gnädigen findet!

Justus atmete erleichtert auf, als er sich wieder auf der Straße befand. Daß er auch gerade zu einem Händler geraten mußte, der ihn zu kennen schien! Teppiche und ein Nargileh wollte er doch lieber bei den Meßhändlern kaufen, denen er vollständig fremd sein mußte. Er wand sich daher durch das Gewühl des Marktes und trat an den Stand eines Orientalen hinan, der Decken und Teppiche feil hielt.

Allah hat seinen Knecht gesegnet! rief der Händler, er hat mich der Ehre des Besuches des weisesten aller Frengis gewürdigt! Befiehl, Herr; so du willst, werde ich alle Wege vor dir her mit den köstlichsten Teppichen belegen, die je der Fuß eines Moslem betreten! Sieh, hier habe ich einen Feheranteppich, herrlich vor allen Teppichen, wie das Land Persien vor allen Ländern des Niederganges, und echt, so wahr Allah deinen Knecht leben läßt und dereinst der Freuden des Paradieses würdigt! Ich habe zwar beim Barte des Propheten geschworen, daß nur der Fuß eines Rechtgläubigen dieses herrliche Gewebe betreten soll; doch bei dir will ich eine Ausnahme machen, denn ich weiß, daß in deinen Gemächern zwei Füße darauf wandeln werden, deren Wege Allah wohlgefällig sind!

Wie? Also auch der Türke wußte schon etwas von dem geheimnisvollen Wesen aus dem Orient, das er sein nennen durfte? Um so schnell als möglich loszukommen, kaufte Justus auch den Teppich und wollte eben weitergehen, als ihn der Türke festhielt und ihm vertraulich schmunzelnd zuflüsterte: Ist meinem Gebieter vielleicht auch noch ein Nargileh gefällig, aus echtem Meerschaum mit dem allerzierlichsten Bernsteinmundstück? Sieh, hier habe ich eins, das für die kleinsten Kirschenlippen der Welt gerade recht wäre!

Justus kaufte auch dies, dann eilte er, aufs höchste verwundert, zum Blumenhändler, um für einige Topfpflanzen zu sorgen, mit denen er Leilas Gemach noch schmücken wollte. Aber ehe er noch einen Wunsch geäußert hatte, schleppten auch die schon Gärtnerburschen eine Anzahl Blumenstöcke herbei, die seinen Wünschen ganz entsprachen, und die dicke Gärtnersfrau meinte, daß Feuernelken und cyprische Lilien der schönste Schmuck für das Fensterbret eines jungen Mädchens seien.

Justus zahlte und eilte davon, ohne sich auf ein längeres Gespräch einzulassen, obwohl die Gärtnersfrau sehr dazu aufgelegt schien. Er wurde immer aufgeregter durch das sonderbare Benehmen der Leute. Auch alle, die ihm begegneten, schienen ihn neugierig zu betrachten. Sah man ihm sein süßes Geheimnis etwa an? Er fühlte, wie es sich ihm auf die Lippen drängen wollte, und hatte Mühe, die Frage zurückzuhalten: Was wollt ihr, was wißt ihr? Und dabei peinigte ihn der Gedanke, daß irgend jemand in seine Wohnung dringen und seinen Schatz entdecken und rauben könnte, zu dem

Digitized by Google

ihn eine leidenschaftliche Sehnsucht zurückzog. Er lief, was er konnte, um nach Hause zu kommen.

Als er beim Paulinum vorbeikam, fiel ihm ein, daß ihm ein Antiquar, der dort in einem Gewölbe sein Lager hatte, vor einigen Wochen ein persisches Liederbuch zu besorgen versprochen hatte. Das konnte er jetzt brauchen und vielleicht abholen.

Noch nicht eingetroffen, verehrter Herr Hochstedt! sagte der Antiquar, aber ich habe etwas andres, das Sie wahrscheinlich interessiren wird!

Nach einigem Suchen brachte er einen Foliband zum Vorschein, worin alte Kupferstichporträts eingeklebt waren. Lauter venezianische Heerführer und Admirale, sagte er bedächtig; sehen Sie einmal hier — der berühmte Giustiniani, der im Kampfe mit den Korsaren fiel!

Justus fuhr zurück. Hatte sich denn alles gegen ihn verschworen? Herr, sind Sie des Teufels? schrie er, was soll ich mit dem Giustiniani?

Einrahmen lassen! entgegnete der Alte, ohne aus der Fassung zu kommen. Es ist ein gut gestochnes Blatt, und ich weiß, daß Sie es zu würdigen wissen. Bei diesen Worten sah er Justus so merkwürdig an, daß dieser die feste Überzeugung gewann, der Antiquar müsse über das seltsame Verhältnis, in dem er zu dem Venezianer stand, unterrichtet sein.

Schicken Sie es mir, sagte er und eilte weiter. Ach, wäre ich nur erst wieder daheim bei ihr, dachte er, und diesen Menschen aus den Augen! Er malte sich aus, wie behaglich es sein würde, wenn er in stillen Abendstunden in seinem Studirsessel sitzen und ihm Leila Vorträge über den Sprachgebrauch der arabischen Dialekte halten würde, während sich der süße Rauch ihres Nargileh mit den bläulichen Wolken seines holländischen Knasters vermischte. Den Tag über sollte Leila in dem traulichen Halbdunkel ihres Gemachs zubringen und mit ihren feinen Fingern irgend eine kunstvolle Arbeit anfertigen. Er aber wollte sie hüten wie ein Cerberus, keines Menschen Auge sollte zu ihr dringen.

Aber wie war er plötzlich vor Weißleders Kaffeegarten geraten? Er mußte in seinem Sinnen und Träumen ganz fehlgegangen sein. Da er sich aber müde und angegriffen fühlte, so dachte er, einen Augenblick ausruhen würde ihm gut thun. Er trat ein und wollte sich an einem der Tische niederlassen, als er die dort sitzenden in lebhafter Unterhaltung sah und eine Äußerung hörte, die ihn veranlaßte, erst eine Zeit lang hinter der Himbeerhecke zu verweilen, die den Garten in zwei Hälften teilte, und dort das Gespräch der Gäste zu belauschen.

Wenn man nicht wüßte, sagte ein kleiner lebhafter Herr, daß er von früh bis spät hinter seinen Büchern sitzt, so könnte man glauben, er sei verliebt! Er kleidet sich auffällig und trägt sein Haar aufs beste gepudert. Heute sah ich ihn im blauen Frack über den Markt spazieren, und er blickte so stolz, als wäre er der Schwiegersohn des Sultans geworden.

Digitized by Google

Ja, sagte der Kalkulator Kegelmeyer, der hinter seinem Gläschen Weizenbier saß, meine Base, die in der alten Wage wohnt, hat im vierten Stock am Fenster ein ganz merkwürdiges Frauenzimmer bemerkt, das am hellen Nachmittag in einer schneeweißen Jacke auf den Markt hinabgesehen hat.

Das Gefühl des Unbehagens wuchs bei Justus mit jeder Minute. Vielleicht, daß man am Tische nebenan von andern Dingen redete! Er schlich einige Schritte weiter.

Am Nachbartische führte einer der Ratsherren das große Wort. Was sagen Sie dazu, meine Herren? sagte er mit gewichtiger Miene. Es geschehen heutzutage sonderbare Dinge; in den Zeitungen liest man öfter von geraubten Personen, die an irgend einem Orte versteckt gehalten werden. Vielleicht handelt es sich auch hier um etwas derartiges — vielleicht ist irgend eine fürstliche Persönlichkeit im Spiel! Schon der Umstand, daß das Mädchen kein Wort Deutsch versteht, ist verdächtig. Ich habe es daher für meine Pflicht gehalten, den Bürgermeister sofort von der Angelegenheit in Kenntnis zu setzen.

Jetzt vermochte sich Justus nicht länger zu halten. Er mußte nach Hause, ehe etwas geschah, was ihn für ewig um seinen teuern Besitz bringen konnte. In den Straßen war es schon dunkel geworden. Er wollte laufen, aber seine Füße waren wie gelähmt; mühsam und mit klopfendem Herzen erreichte er die nächste Straßenecke. Als er ein wenig stehen blieb, um Atem zu schöpfen, traten ein paar Herren auf ihn zu, mit denen er zuweilen in der Universitätsbibliothek zusammentraf. Sie wollten eine längere Unterhaltung beginnen. Eben erkundigte sich der eine, wo Justus seine arabische Grammatik drucken lasse, und was ihm der Verleger für den Bogen bezahle, als die Rathausuhr neun schlug. Justus riß sich los und lief nach dem Markte. In Schweiß gebadet erreichte er seine Hausflur. Dort stand ein Ratsdiener, der auf jemand zu warten schien. Justus wollte schnell an ihm vorübereilen, als ihn der Beamte anredete. Sind Sie der unverehelichte Privatgelehrte Justus Hochstedt? fragte er. Als Justus dies bejahte, räusperte er sich mit Nachdruck und fuhr dann fort: Im Namen eines hochweisen Rates habe ich Ihnen dann mitzuteilen, daß es unstatthaft ist, in den Fenstern nach der Straße zu Blumenstöcke ohne genügende Befestigungsvorrichtung aufzustellen. Ich ersuche Sie, bei Vermeidung einer Ordnungsstrafe von einem Thaler für Entfernung besagter Blumenstöcke Sorge zu tragen oder eine geeignete Befestigung anzubringen.

Justus atmete erleichtert auf und stürmte die Treppe hinauf.

Als er seine Wohnung betrat, sah er zu seiner Überraschung, daß schon alle seine Einkäufe angelangt und das Zimmer behaglich eingerichtet war. Der persische Teppich lag weich auf dem Boden, an Stelle seines alten Sofas stand der kostbare Divan, an der Wand hing schön eingerahmt das Bild des venetianischen Admirals, ja es war noch mehr da, als er sich gekauft zu haben

Digitized by Google

erinnerte. Auf einem zierlichen orientalischen Tische stand das Nargileh, und von der Decke herab hing eine Ampel mit mildem Dämmerlicht. Ein süßer Duft erfüllte den Raum, den die allerdings in höchst polizeiwidriger Weise auf dem Fensterbret untergebrachten Blumen aushauchten; es war alles entzückend, alles wie für Leila geschaffen.

Justus öffnete die Schlafstubenthür, um Leila alles zu zeigen und sie zu fragen, wie ihr die Sachen, die er gekauft hatte, gefielen, und ob er ihren Geschmack getroffen habe. Aber trotz alles Suchens war das Mädchen nirgends zu finden. Er ließ sich jedoch nicht beunruhigen, denn er hatte das sichere Gefühl, daß sie jeden Augenblick hereintreten müsse, und beschloß, ihre Rückkehr abzuwarten. Er trat an das geöffnete Fenster und beugte sich über die Blumen. Lind und schmeichelnd flutete ihm der Hauch des Herbstabends entgegen. Die Straßen schimmerten, als wären sie mit Platten aus blankem Silber gepflastert, und der alte kupfergedeckte Turm des Rathauses, über dessen Wetterfahne in diesem Augenblicke gerade der Halbmond stand, sah aus wie die Kuppel einer Moschee.

Justus hatte schon eine ganze Weile am Fenster gesessen, als plötzlich heftig an seine Thür geklopft wurde. Er erhob sich und öffnete. Vor ihm stand der alte Professor Walther, offenbar in großer Aufregung.

Darf ich um ein Licht bitten, Herr Hochstedt? sagte er, denken Sie sich, was mir eben begegnet ist! Ich konnte trotz alles Nachdenkens nicht auf den Namen meiner Märchenprinzessin kommen. Da entschloß ich mich, im Galland selbst nachzusehen. Ich nehme meinen Schlüsselbund und die Lampe und steige die Treppe zum Boden hinauf. Zu meiner Verwundrung finde ich die Lattenthür des Bodens offen. Ich lausche einen Augenblick; da ich aber nichts höre, was auf die Anwesenheit eines Menschen schließen läßt, gehe ich unbeirrt zu der Wandnische, wo die Bücherkiste steht. Ich setze die Lampe hin und suche. Endlich habe ich den schweren Band mit dem roten Lederrücken! Galland! Ja, er wars, der alte liebe Galland mit seinen herrlichen Märchen! Da flackert die Lampe und droht zu verlöschen. Sollte ein Fenster offen stehen? denke ich und spähe in dem dunkeln Raume umher. Da höre ich den flüchtigen Schritt leichter Füße und das Knistern eines Atlaskleides! Ich ergreife mit der Linken die Lampe, mit der Rechten ein Rapier, das neben der Kiste liegt, und gehe auf die Gestalt zu, die unter dem Schutze der Dunkelheit an mir vorübergleiten will, und versperre ihr den Weg. Was sehe ich? Ein zartes Mädchen in orientalischer Tracht steht vor mir und müht sich, unter dem Schleier aus weißem Tüll ihr Antlitz zu verbergen! Kein Zweifel, es war die Prinzessin selbst, auf deren Namen ich mich nicht besinnen konnte! Ich lege den Schläger nieder und strecke die Hand nach ihr aus. Wer bist du, schönes Mädchen? rufe ich. Bringst du mir Grüße aus der fernen Jugendzeit? In diesem Augenblicke verlischt die Lampe, und ich

Digitized by Google

vermag nichts mehr zu unterscheiden. Geben Sie mir Licht, bester Herr Hochstedt, schnell Licht, damit ich wieder hinaufgehen kann!

Nur mit Mühe vermochte Justus seine Aufregung zu verbergen. Ohne Zweifel hatte sich Leila, wie sie vor ihrer Verwandlung zu thun pflegte, auf den Boden begeben, um durch die geöffnete Fensterluke über die mondbeglänzten Dächer zu schauen, und bei dieser Gelegenheit hatte sie der alte Professor erblickt.

Als dieser mit der Lampe wieder die Bodentreppe hinaufstieg, konnte sich Justus nicht versagen, ihm leise zu folgen. Der Alte fand die geöffnete Bücherkiste genau so, wie er sie verlassen hatte. Aber die Erscheinung war verschwunden. Der Professor setzte sich auf den Rand der Kiste und griff mit zitternder Hand nach seiner Stirn. Es wird ein Gebilde meiner erregten Phantasie gewesen sein, sagte er zu sich selbst, ich hatte mich wohl allzu lebhaft in die schöne Märchenwelt der Jugend versetzt. Er lächelte wehmütig, legte die Bücher wieder an ihren Ort, schloß die Kiste zu und verließ den Boden.

Als Justus in seine Wohnung zurückkehrte, war die Thür zu seinem Schlafgemach verriegelt. Er rüttelte und klopfte, aber vergebens. Er bückte sich zum Schlüsselloch und wollte durchblicken. Da schallte ihm aus dem Innern der Stube ein leises, silberhelles Lachen entgegen. Nein, mein Freund, bleib du nur draußen, sagte die liebliche Stimme Leilas! Ich habe mirs hier schon bequem gemacht. Es wird dir doch nichts schaden, mein Prinz, die Nacht ist ja warm und der Divan weich! Dann folgte wieder ein helles Lachen.

Justus machte gute Miene zum bösen Spiel, wußte er doch seinen Schatz wieder geborgen. Er bezwang seine Sehnsucht und streckte sich auf den Divan und schlief ein.

Er mußte lange und fest geschlafen haben, denn es war offenbar schon spät am Morgen, als ihn ein Geräusch wieder erweckte. Draußen auf dem Flur vernahm er Schritte und leises Flüstern; als er genau hinhorchte, konnte er die Stimmen der alten Suse und des Professors unterscheiden. Mit unserm jungen Herrn stimmts nicht mehr recht, sagte die alte Dienerin, er ist wie umgewandelt! Gestern hat er allerlei ausländischen Kram herbringen lassen, und diese Nacht ist er in kein Bett gekommen. Im Vertrauen gesagt, Herr Professor, der Herr Hochstedt ist entweder behext oder verliebt!

Ganz gleich, liebe Frau, Sie müssen ihn wecken! Er muß mit zum polnischen Fürsten, glauben Sie, daß der Fürst mit dem Essen auf uns warten wird? Gleich wirds zwölf schlagen, und wir müssen pünktlich dort sein!

Justus sprang auf und öffnete.

Schnell, schnell, Herr Hochstedt, rief ihm der Professor entgegen, es ist die höchste Zeit!

Richtig! Er sollte ja mit zum Festessen gehen! Zum Glück war er noch angekleidet. Aber Leila? Konnte er gehen, ohne sie gesehen zu haben? Er

Digitized by Google

warf einen verzweifelten Blick nach der Kammerthür, und zu seinem Schrecken bemerkte er, daß die alte Suse, die sich an ihm vorbeigedrängt hatte, sich mit verdächtig forschendem Blick der Thür zuwandte. Er packte die Alte am Arm und drängte sie zum Zimmer hinaus. Dabei rief er: Gleich, gleich, Herr Professor, nur noch die Halskrause! So — nun bin ich fertig, nun wollen wir gehn!

Er schloß die Thüre hinter sich ab und bedeutete die Alte, die mit Besen und Eimer bereit stand, einzudringen, für heute sei es zu spät, und stürmte dem Professor voraus die Treppe hinab.

Bald war er inmitten der Festgesellschaft. Der Ungarwein suchte seinesgleichen, aber die Unterhaltung ließ manches zu wünschen übrig. Der junge Gelehrte war von der ganzen Tafelrunde der schweigsamste.

Das Gespräch, das sich meist um Kriegsabenteuer und Hofgeschichten drehte, sagte ihm wenig zu, auch fand er größeres Vergnügen daran, die immer lebhafter werdenden Kollegen und namentlich den Fürsten zu beobachten und im Stillen seine Betrachtungen über die Wirkung des Weins auf die verschiednen Temperamente anzustellen. Dabei dachte er immer an Leila und konnte den Augenblick nicht erwarten, bis er wieder frei sein und endlich wieder in ihre lieblichen Züge würde blicken können.

Meine Herren Doktores, ließ sich jetzt der Pole vernehmen, lassen Sie uns das erste Glas dieses unvergleichlichen Weines auf das Wohl der Gräfin Potocka leeren, auf das Wohl des schönsten Weibes dieser Erde! Ja, meine Herren, mit Vergunst — was sind alle Frauen der Welt gegen meine Polinnen und insbesondre gegen die Potocka! Kommen Sie nach Warschau, oder nach Krakau, oder —

Verzeihen Euer Durchlaucht, wagte Justus zu entgegnen, man liest allerdings in mancherlei Reisebeschreibungen, die Polinnen seien von hervorragender Schönheit, aber ich behaupte, daß sie von den Araberinnen an Liebreiz übertroffen werden!

Der Fürst lachte aus vollem Halse und warf in wohlwollender Laune eine Hand voll Mandeln nach dem jungen Zweifler. Womit wollen Sie das beweisen, lieber Freund? rief er, haben Sie überhaupt schon einmal eine Araberin gesehen?

Durchlaucht, Kollege Hochstedt kennt sie aus seinen Büchern, scherzte der alte Mathematiker.

Justus fühlte, wie sich sein Antlitz mit purpurnem Rot überzog. Der feurige Wein pochte in seinen Adern.

Allerdings, meine Herren, rief er, bin ich in der Lage, über die Schönheit der Araberinnen zu urteilen, und wenn Sie sich der Mühe unterziehen wollten, mich zu begleiten, so würde ich Ihnen ein Mädchen arabischen Stammes zeigen können, das an Schönheit und Anmut alle Frauen des Westens, einschließlich der Polinnen — er warf dem Fürsten einen vielsagenden Blick zu — übertrifft.

Ein Murmeln des Erstaunens durchlief die Tischgesellschaft.

So beruht die sonderbare Geschichte, die man sich in der Stadt erzählt, doch auf Wahrheit? flüsterte der alte Oberbibliothekar seinem Nachbar zu.

Der Fürst hatte sich bereits erhoben und war hinter Justus Stuhl getreten. Ein Mann ein Wort! rief er und schlug mit beiden Händen auf des jungen Gelehrten Schultern, kommen Sie, meine Herren, unser Freund wird uns zu der schönen Tochter des glücklichen Arabiens führen!

Die Gesellschaft erhob sich lärmend und scharte sich um Justus, den bei dem Gedanken, daß diese weinfröhlichen und bedenklich schwankenden Leuchten der Wissenschaft die Stille seines Heims entweihen sollten, plötzlich eine Bangigkeit überkam. Was hatte er gethan? Hatte er nicht selbst sein Geheimnis preisgegeben? Nun kam es ihm wie Verrat an Leila vor. Aber es half nichts, er mußte Wort halten.

Der Fürst griff nach Hut und Degen und bedachte den Lakaien, der ehrerbietig fragte, ob sich Durchlaucht der Portechaise zu bedienen gedächten, in scharf prononzirtem Polnisch mit irgend einem frommen Wunsche. Justus erreichte zuerst die Straße und drängte sich, noch ehe die Schildwache die gaffende Schuljugend von dem Eingange des Gasthofes zurückgetrieben hatte, durch die Menge. Eine quälende Unruhe beflügelte seine Schritte. Nur der Fürst und zwei von den Professoren vermochten ihm in einiger Entfernung zu folgen. Ehe er den Marktplatz betrat, wandte er sich noch einmal um und sah, wie sich die übrigen Herren der Gesellschaft vergebens bemühten, die Schar der nachdrängenden Schuljugend zu durchbrechen und ihn einzuholen. Erst als er am Hause angelangt war, fühlte er sich erleichtert, und als er die erste Treppe erstiegen hatte, gönnte er sich einen Augenblick Ruhe, um sich mit seinem seidnen Taschentüchlein die Stirn zu trocknen. Er hörte, wie die andern unten ins Haus traten, die zwei Kollegen stöhnten, der Fürst fluchte. Ja die Hitze war groß, und der Ungarwein war feurig gewesen!

Justus öffnete den silbergestickten blauen Frack und riß sich hastig die Spitzenkrause vom Halse. Endlich war er vor der Thür seiner Wohnung angelangt. Er schloß auf und öffnete mit zitternder Hand die Thür zu Leilas Stube. Ein süßer Duft von Rosenöl, vermischt mit dem aromatischen Geruch türkischen Tabaks strömte ihm aus dem halbdunkeln Gemach entgegen. Er trat ans Fenster und zog die Vorhänge zurück. Draußen hatte sich ein Wind erhoben und mächtige Wolken am westlichen Himmel zusammengetrieben. Die Feuernelken auf dem Fensterbret ließen die Blätter hängen und schienen nach Regen zu lechzen.

Leila ruhte auf dem Divan und schlief. Regelmäßig hob sich ihr Busen unter dem leichten weißen Gewande.

Justus näherte sich behutsam ihrem Lager und kniete an ihrer Seite nieder. Sie konnte erst eben eingeschlafen sein, denn aus dem leicht gebräunten

Digitized by Google

Meerschaumkopfe ihres Nargileh stieg noch ein dünnes Rauchwölkchen kerzengerade empor. Er betrachtete sie lange mit immer schneller klopfendem Herzen, und während er sich über ihr Antlitz beugte, fiel ihm eine Stelle aus den Gesängen des unsterblichen Firdusi ein: „Süß ist der Hauch deines Mundes wie Ambra und Nelken, und der Odem, der durch das Rubinthor deiner Lippen geht, ist köstlicher als der Frühlingswind in den Gärten von Schiras!"

Jetzt schlug Leila die Augen auf und schaute den Freund verwundert an. Anfangs schien sie nicht zu verstehen, was in ihm vorging. Dann flüsterte sie leise: Gedenke meiner Warnung und rühre mich nicht an! Wenn dir mein Glück lieb ist, so weiche zurück, ehe ich dem alten Bann verfalle!

Er vernahm den Klang ihrer Stimme, aber er verstand ihre Worte nicht. Ihre Augen, diese wunderbaren, unergründlichen Augen hatten ihm den letzten Rest seiner Fassung geraubt.

Leila, sagte er, Leila, stoße mich nicht von dir, kein Geschick soll dich mir entreißen! Ich habe dich erlöst, und ich will dich halten in alle Ewigkeit! Er hatte seine Arme um ihren Hals geschlungen und preßte seinen glühenden Mund auf ihre kühlen Lippen. Dann sank er zurück.

Plötzlich zuckte das Licht eines Blitzes durch den dämmrigen Raum, und über die Dächer rollte der Donner, daß die Fensterscheiben erzitterten.

Da erwachte Justus aus seiner Betäubung. Er fand sich allein auf seinem alten Ledersofa; nur eine weiße Katze schmiegte sich an ihn und blickte ihn unaussprechlich ängstlich an.

Entschuldigen Sie, Herr Kollege, wenn wir Sie im Mittagsschlafe stören; aber der Besuch, den wir Ihnen hier bringen, wird Ihnen sicherlich angenehm und erwünscht sein!

Justus fuhr empor und rieb sich die Augen. An seinem Lager standen drei Herren, von denen er zwei kannte, den Mathematiker und seinen alten Freund Walther. Der dritte, ein bleicher junger Mann mit Schnürenrock und Reitstiefeln, der kurz geschornes Haar und einen langen kunstreich gedrehten Schnurrbart trug, schien ein polnischer Kavalier zu sein.

Wir bringen Ihnen einen Schüler, fuhr Professor Walther fort, den jungen Fürsten Orlowski. Er geht als Gesandtschaftsattaché nach Konstantinopel und will bei Ihnen, ehe er abreist, Unterricht im Türkischen nehmen.

Justus hatte sich erhoben und stammelte einige Worte der Entschuldigung und Begrüßung. Entsetzliche Hitze — ich pflege sonst nie mittags zu schlafen — Durchlaucht erweisen mir große Ehre —

Nix verstehn! entgegnete der Fürst gelassen und schüttelte den Kopf.

Er versteht kein Wort Deutsch, sagte der Mathematiker, Sie müssen französisch sprechen, und wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, so lassen Sie sich die Stunden gut bezahlen, der Kerl hats!

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Auflösung des Reichtags und die große Politik. Schon jetzt steht nach der Rede des Kaisers fest, daß die Regierung auf die geforderte Vermehrung unsrer Streitkräfte unter keinen Umständen verzichten wird. Daß solch ein entschlossenes Wort des Kaisers gesprochen wurde, war wohl weniger durch unsre innern deutschen Verhältnisse notwendig geworden, als durch den Wiederhall, den die ablehnende Stimmung des Reichstages im Auslande gefunden hat. Die europäische Staatenwelt gliedert sich entsprechend der großen Machtstellung des deutschen Reiches deutlich in die zwei Gruppen der Freunde und der Gegner Deutschlands. Die Mächte, die scheinbar gleichgiltig oder neutral beiseite stehen, würden, wenn einmal die großen Gegensätze auf einander platzen, schwerlich in dieser Stellung verharren. Schon sind die Fäden geknüpft, die sie nach der einen oder andern Seite hinüberziehen werden: Hie Frankreich und Rußland, hie Deutschland und der Dreibund! das ist einmal die Losung. Nun scheint uns der beste Beweis für die Notwendigkeit einer Stärkung unsrer Armee darin zu liegen, daß mit dem Augenblick, wo jene Verstärkung zweifelhaft wurde, auch die Erhaltung des Friedens zweifelhaft schien. Die Wochen, die zwischen heute und einer erneuten Abstimmung im Reichstag liegen, können als die Stille vor dem Sturm betrachtet werden, und nur dann ist Aussicht, daß sich die Wetter unschädlich zerteilen, wenn sich die Welt aufs neue davon überzeugt hat, daß Deutschland einig ist in Fragen, die die nationale Ehre und die nationale Pflicht der Selbsterhaltung betreffen. Sich zur Einheit zu bekennen, ist unerläßlich, weil Frankreich und Rußland schon jetzt auf Rheinbundsgelüste rechnen zu dürfen glauben, und weil Stimmen wie die der Elsässer Protestler oder der Männer, die hinter Dr. Sigl stehen, allerdings geeignet sind, nach dieser Richtung hin Hoffnungen zu erregen. In Frankreich sind drei Schlagworte ausgegeben worden, die uns als Anzeichen der herrschenden Stimmung gelten müssen: erstens Aufrechterhaltung der Ruhe und äußerlich guter Beziehungen zu Deutschland, solange die Wahlbewegung fortdauert; zweitens Entlassung der gegenwärtigen Kammern, die man mit gutem Recht für wenig geeignet hält, die Verantwortung für eine große Entscheidung zu tragen; drittens die Ersetzung Carnots durch einen militärischen Präsidenten. Sind bisher die Kammern und Carnot an ihrem Platze geblieben, so scheint uns damit nur eine vorläufige Entscheidung getroffen zu sein, die ihre Erklärung in dem ängstlichen Wunsch der augenblicklichen Machthaber findet, ihre sehr nutzbaren Posten quand même zu behaupten. Es ist nicht daran zu denken, daß sie imstande wären, einer ernstlichen Anfechtung Widerstand zu leisten. Die Nation, die unter der fixen Idee der revanche fast seit einem Menschenalter erzogen worden ist, ist völlig unfähig, an sich zu halten, wenn ihr ein bestechendes Wort trügerischer Siegesgewißheit entgegengeworfen wird. Darin liegt aber zugleich die große Gefahr, die das geflissentliche Herabsetzen Deutschlands und der Ton der Geringschätzung bedeuten, die von russischer Seite her nach Frankreich seit Jahr und Tag herüberschallen. Der russische Größenwahn findet nirgends gläubigere Anerkennung als in Frankreich, und die Vorstellung von dem angeblich vorhandnen russisch-französischen Vertrage gehört zu den Glaubensartikeln, die keinem Franzosen ausgeredet werden können. Erklärt das deutsche Volk durch seine Vertreter zum zweitenmale, daß es unfähig

Digitized by Google

sei, weitere militärische Anstrengungen zu machen, so giebt es nichts, was uns vor einem elementaren Ausbruch der gallischen Kriegsgelüste schützen könnte. Dann erst, aber unter ungünstigern Voraussetzungen wird Deutschland zeigen müssen, wie ungeheuer die Kraft ist, die es im Notfalle zu entfalten vermag.

Man spricht so viel von der friedlichen Gesinnung des Zaren, und sie ist uns vom Fürsten Bismarck wie auch vom Grafen Caprivi nachdrücklich bezeugt worden; sie findet ihre Bestätigung außerdem so deutlich in der Geschichte der letzten zwölf Jahre der russischen Regierungspolitik, daß es uns nicht einfällt, diese friedlichen Neigungen zu bestreiten. Aber der alte wie der jetzige Reichskanzler hat betonen müssen, daß es in Rußland noch Mächte neben dem Hofe von Gatschina giebt: erstens die ungeduldig drängende russische Armee, zweitens die vom Deutschenhaß verzehrten einflußreichen Parteien der Slawophilen und Panslawisten, die ihre Wortführer in allen Mittelpunkten der Reichsregierung und in der nächsten Umgebung des Thrones haben — sie alle einmütig in dem Wunsche, vereint mit den Franzosen uns zu schlagen, und gefördert in ihren Bestrebungen durch eine gewissenlos bohrende Politik, die in gewissen Abteilungen des russischen auswärtigen Amtes unbeschränkte Herrschaft übt. Alle diese Elemente sind unter Alexander III. nicht schwächer und einflußloser, sondern stärker und einflußreicher geworden. Sie haben einen geheimen Bundesgenossen in der trotz aller Wachsamkeit der russischen Polizei im stillen fortwirkenden und fortwühlenden Partei der russischen Anarchisten, der man an dem glücklich verhinderten Eisenbahnunfall des Zaren einen schwer zu beweisenden Anteil zuspricht — bekanntlich wurde der Zusammenhang des Eisenbahnunfalls bei Borki erst nach Jahren bekannt —, und die vor wenigen Tagen durch die entsetzliche Ermordung eines Petersburger Gymnasiasten ein Lebenszeichen von sich gegeben hat, das dem Zaren in Jalta die Rückfahrt nach Petersburg in höchst unheimlichem Licht erscheinen lassen wird. Da die Furcht vor ähnlichen Erscheinungen Alexander II. in den Krieg von 1877 trieb, läßt nichts eine ähnliche Wendung in der Gegenwart als ausgeschlossen erscheinen. Giebt Frankreich ein Kriegssignal, so ist der Zar völlig außer stande, Frieden zu halten. Frankreich aber wird nur zurückgehalten durch Scheu vor den deutschen Waffen; glaubt es sich stärker, so haben wir den Krieg.

Natürlich haben unsre Bundesgenossen, und zwar ganz besonders Österreich-Ungarn, dasselbe Interesse wie wir, durch energische militärische Anstrengung in Ost und West der Besonnenheit zum Siege zu verhelfen. Die Art und Weise, wie in Österreich die militärischen Forderungen der Regierung seit Jahr und Tag beschnitten und gekürzt werden, mag sich aus der Zuversicht erklären, mit der man auf unsre Waffenrüstung blickte. Dieser Standpunkt scheint uns aber einer Großmacht, die auf eignen Füßen stehen will, wenig würdig und kann unter Umständen zu sehr schmerzlichen Enttäuschungen führen. Mit Italien wollen wir nicht rechten, aber wir halten es doch für nötig, zu betonen, daß England, das Italien am nächsten befreundet ist, weder politisch noch militärisch Leistungen aufzuweisen hat, die dem ungeheuern Vorteil entsprächen, der ihm aus dem Bestehen des Dreibundes erwächst. Die unruhige Politik in Ägypten, die schwankende Stellung, die es der Türkei gegenüber beobachtet, die wenig ruhmvollen diplomatischen und militärischen russisch-englischen Begegnungen in Mittelasien, das alles hat das Vertrauen zu einer energischen englischen Politik im Falle der Not um so mehr erschüttert, als auch der Glaube an die unbedingte Überlegenheit Englands zur See keineswegs mehr dogmatische Geltung hat. Die entsprechenden Leistungen Italiens sind, wenn man Reichtum und Bevölkerungszahl beider Nationen in Betracht zieht,

Digitized by Google

bei weitem großartiger. Auch finden wir nicht, daß Deutschland aus dem Sansibarvertrage den Nutzen gezogen hätte, der uns in Aussicht gestellt worden war. Soviel wir sehen können, sind bisher alle Vorteile auf englischer Seite geblieben. Bei einem großen, allgemein europäischen Konflikt gehört es zu den wichtigsten Aufgaben Englands, die Pforte in einer Richtung zu erhalten, die unsern Gegnern, namentlich aber Rußland, keine Vorteile bietet. Im Augenblick scheint aber der englische Einfluß, dank der nörgelnden englischen Interessenpolitik, vor dem französischen und russischen ganz zurückzutreten. Auch damit ist dem Frieden schlecht gedient.

Ziehen wir die Summe unsrer Betrachtungen, so scheint uns der Friede der Welt in der That an der Verstärkung der deutschen Wehrkraft in dem von unsrer Regierung geplanten Sinne zu hängen. Unerläßlich scheint uns aber zugleich eine entsprechende Haltung unsrer Verbündeten, vor allem Österreich-Ungarns und Englands.

Gute Philologen, schlechte Pädagogen. Es giebt eine kleine lateinische Grammatik von Müller und Lattmann, die sich durch eigentümliche und geistreiche Fassung der Regeln so vorteilhaft auszeichnet, daß ich sie voller Freude dem Elementarunterricht zu Grunde legen wollte. Aber als Paradigma für die Deponentia der vierten Konjugation ist das Wort — montiri gewählt! Wenn also der Lehrer dieses Deponens einüben will, so bewegt sich Frage und Antwort in den Ausdrücken: ich lüge, ich habe gelogen, ich werde lügen, wir müssen lügen, ihr müßt lügen, lüge, laßt uns lügen u. s. w. Ich bin entsetzt! Das Lügen ist in meinen Augen überhaupt und zumal bei Kindern etwas so abscheuliches, daß die Kinder schon aus dem Ton, mit dem der Lehrer das Wort spricht, und aus seiner Miene merken müssen, welchen Abscheu er vor der Lüge hat. Hier stumpft das Lehrbuch und der Lehrer das sittliche Gefühl der Kinder gegen das häßliche Wort und die häßliche Sache geradezu ab. Dies eine Wort hielt mich von dem Gebrauche des sonst trefflichen Buches zurück.

Für den Elementarunterricht im Lateinischen ist ein Buch von Bonnell bestimmt. Ich las den ersten Satz: Musae sunt deae. Und dann: Cassandra et Polyxena erant filiae Priami. Also für neunjährige Kinderköpfe soll es eine passende Geistesnahrung sein, wenn sie hören und lesen: Die Musen sind Göttinnen! Ob sich der Verfasser wohl je die Frage vorgelegt hat, was die Kleinen damit anfangen, sich dabei denken sollen und können? Und wenn sich der Lehrer eine Viertelstunde lang abquält, den Kindern das Verständnis des Satzes beizubringen: gelingen wird es ihm schwerlich; es bleiben den Kindern doch inhaltsleere Worte. Es könnten ebenso gut Beispiele aus dem Chinesischen gewählt werden. Nun, der Satz von der Kassandra ist ja für die Kleinen so gut wie chinesisch.

Nach alledem dürfte wohl die Bitte gerechtfertigt sein, die gelehrten Herren Philologen kümmerten sich ein wenig um Pädagogik und bedächten, für wen und für welche Fassungskraft sie ihre Bücher machen.

Digitized by Google

Litteratur

Die Hamlettragödie Shakespeares. Von Richard Löning. Stuttgart, Cotta, 1893

Wieder ein Buch über Shakespeare, und noch dazu ein so dickes! so wird wohl mancher ausgerufen haben, als er das vorliegende Werk erblickte. Und der Verfasser selbst ist, wie sich aus seinem Vorwort ergiebt, darauf gefaßt, daß man seinem Buche mit Mißtrauen begegnen werde. Ist doch schon so unendlich viel über Hamlet geschrieben worden, darunter ästhetische Betrachtungen, die nicht nur durchaus unästhetisch sind, sondern deren richtige Beurteilung eher einem Psychiater als einem Shakespeareforscher zukäme!

Der Verfasser des vorliegenden Werkes nennt sich einen „Dilettanten." Unsers Erachtens mit Unrecht. Denn bei einer Arbeit wie dieser kommt es nicht auf eingehende Kenntnis der Sprache des Dichters und ähnliche philologische Dinge an, sondern auf gesunden Menschenverstand, auf unbefangnes Urteil und endlich auf wissenschaftliche Methode in der Führung der Untersuchung. Die aber kann ein gutgeschulter Jurist, der seine Vorbildung auf einem guten Gymnasium erhalten hat, ebenso gut besitzen, wie jemand, der die Betrachtung und Erforschung der englischen Sprache und Litteratur zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat. Wie könnte überhaupt jemand ein guter akademischer Lehrer ohne wissenschaftliche Methode sein? Wir weisen daher den „Dilettantismus" des Verfassers entschieden zurück, wir betrachten Löning als vollgiltigen Kenner Shakespeares.

Sein Buch zerfällt in zwei Teile: 1. Die deutsche Hamletkritik, 2. Inhalt und Bedeutung der Hamlettragödie. Im ersten Teil wird die ganze Hamletlitteratur und Hamletkritik, die deutsche von Lessing und Goethe bis auf Reichel und seine schöne Ansicht von den beiden Namensvettern William Shakespeare, von denen der eine ein großer Dichter, der andre aber Schauspieler und Taugenichts war, vorgeführt. Es ist wahrlich keine kleine Aufgabe gewesen, sich durch diese Litteratur durchzuarbeiten, die an Umfang der zur Zeit von Shakespeares Geburt zuerst aufgetretnen Seeschlange gleicht und mit dieser die Eigenschaft gemein hat, immer wieder von Zeit zu Zeit aufzutauchen. Sogar seit Lönings Buch ist schon wieder einiges über Hamlet erschienen, und auch trotz Löning wird die Hamletlitteratur lustig weiter leben und wachsen! Die ausländische Litteratur ist scheinbar nicht beachtet, doch werden gelegentlich nicht nur ihre Haupterscheinungen, sondern auch ihre Auswüchse angeführt. Es fehlt weder Vinings verdienstvolle Entdeckung, daß Hamlet feminini generis gewesen sei, noch die des Serjeant Ziem, wonach Hamlet ein Betrüger ist, der einen Spießgesellen als Geist seines Vaters spuken läßt, um den armen lammfrommen König Claudius beim Volke in Mißachtung zu bringen. Wie schade, daß dem Verfasser der „Original-Shakespeareroman: Solus cum Sola" von Schultes entgangen ist! Er hätte auch hieraus noch manches über Shakespeare-Hamlet erfahren, unter anderm hören können, daß das Urbild der Ophelia Kätherle hieß und im gesegneten Schwabenland lebte. Nun, je öder und umfangreicher die Hamletlitteratur ist, um so mehr verdient der Eifer Lönings Anerkennung, der davor nicht zurückgeschreckt ist, sondern sich tapfer durchgeschlagen hat. Dies wird es in Zukunft vielen Fachleuten ersparen, sich selbst durch diese ganze Litteratur durchzuarbeiten.

Im zweiten Teil kommt der Verfasser dazu, seine eigne Ansicht über Hamlet

Digitized by Google

vorzutragen. Im allgemeinen baut sich diese auf Goethes Ausspruch auf: „Der Held hat keinen Plan, aber das Stück ist planvoll.“ Aber Löning geht noch weiter und zeigt, wie gerade auf der Planlosigkeit des Helden der Plan des Stückes beruhe. Hamlet ist durchaus nicht thatenlos, aber er handelt nie nach bestimmtem Plane, sondern nach augenblicklicher Eingebung. Die Aufführung vor Claudius, die Unterschiebung des falschen Briefes, wodurch Rosenkranz und Güldenstern fallen, die Rückkehr nach Dänemark sind Thaten, die aber ohne Hinblick auf die Rache am König ausgeführt werden. Auch wenn Claudius zuletzt durch Hamlet fällt, so ist das keine überlegte That, sondern eine Folge augenblicklichen Antriebes. Die That wird zwar durch Hamlet ausgeführt, aber er ist kein selbstüberlegender Mensch, sondern nur Werkzeug in der Hand einer höhern Macht.

Lönings Auffassung hat etwas sehr ansprechendes und empfiehlt sich vor allen bisherigen dadurch, daß sich bei ihr die meisten Widersprüche lösen. Wir müssen daher sein Buch als sehr wertvoll bezeichnen; wenn es auch die Hamletfrage nicht beschließen wird, so werden wir doch nicht viel darüber hinauskommen.

Ganz besonders freuen wir uns noch, daß das umfangreiche Buch den Beweis liefert, daß es noch immer idyllische Universitätsstädte giebt, wo die Rechtslehrer noch nichts von Überbürdung mit Amtsgeschäften wissen, über die doch sonst fast überall geklagt wird, sondern noch Zeit finden, sich mit Dingen zu beschäftigen, die ihrem eigentlichen Gebiete fernliegen.

Schwarzes Bret

Das neue Regulativ für die sächsischen Gymnasien von 1893 hat uns mit der Wiedereinführung der Namensform Virgilius überrascht, statt der Form Vergilius, die eine Zeit lang für die allein seligmachende gegolten hat. Freilich, wer hätte auch so bananisch sein wollen, hinter der großen neuen Errungenschaft der klassischen Philologie zurückzubleiben! Heißt es doch in der Vorrede einer neuern „Vergil“-Ausgabe: Indoctorum hominum magistellorumque ridiculam contumaciam, qui praedilectam a pueris nominis „Virgilius“ formam ab impiis novarumque rerum studiosis eripi sibi lamentantur, argumentis testimoniisque delenire pudet taedetque. Wer hätte sich da gern unter die magistelli, die „armseligen Schulmeister“ zählen lassen wollen!

Nun erinnern wir uns, daß, als der Vergil in die Mode kam, ein solcher magistellus seine Armseligkeit in folgendem Xenion bewies:

Edler Dichter Virgil, wie klang dein Name so lieblich!
Zopfige Philologie hat dich zum Märgel entstellt.
Ja, Virginia auch, die herrliche römische Jungfrau,
Heißt Verginia jetzt; halte das Lachen, o Freund!
Kärche heißt es in Sachsen für Kirche, Kärsche für Kirsche,
Gabs bei den Römern nicht auch gröbere Sprache des Volks?
Bleibet uns doch vom Halse mit euern erbärmlichen Fünden!
Alte Namen bestehn durch der Jahrhunderte Brauch.

Sollten die armseligen magistelli mit ihrer ridicula contumacia am Ende Recht behalten? Des Dichters eigne Landsleute, die Italiener, die ihm erst vor einigen Jahren in seinem Geburtsort Andes bei Mantua ein Denkmal gesetzt haben, ebenso die Franzosen und die Engländer haben sich auf die Form Vergilius überhaupt nie eingelassen; diese Schrulle ist uns Deutschen vorbehalten geblieben.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Erziehung zum Rachekrieg

Der Professor der Geschichte an der Pariser philosophischen Fakultät, Ernest Lavisse, ist vor kurzem zu einem der vierzig Unsterblichen im Palmenfrack erkoren worden. Französische Blätter haben bei dieser Gelegenheit die hinreißende Beredsamkeit und den rastlosen Eifer gerühmt, womit dieser Gelehrte die nationale Wiedergeburt in der französischen Jugend herbeizuführen strebt. Unter der nationalen Wiedergeburt aber versteht ein großer Teil der Franzosen nicht bloß körperliche Abhärtung, sittliche Erstarkung und kriegerische Tüchtigkeit, sondern auch die Rückeroberung von Elsaß und Lothringen, also den Rachekrieg. Zu diesen leidenschaftlichen Feinden Deutschlands gehört auch Lavisse. Erst kürzlich hat diesseits der Vogesen jemand auf sein oft aufgelegtes Lehrbuch hingewiesen, in dem er den neun- bis elfjährigen Schulkindern zuruft: „Kinder, eure Aufgabe ist es, eure Väter zu rächen, die bei Metz und Sedan besiegt wurden; das ist eure Pflicht, die heilige Pflicht eures Lebens. Immer müßt ihr dessen eingedenk sein!“

Man hätte es in Deutschland verstanden, wenn auch nicht entschuldigt, daß in den ersten Jahren nach dem furchtbaren Kriege die Drachensaat in die Herzen der Kinder gestreut wurde. Daß aber jetzt noch, wo die während des Krieges gebornen bereits unter den Fahnen stehen, in den französischen Schulen die Jugend zum Bruch völkerrechtlicher Verträge angefeuert wird, das muß unser Gefühl um so mehr befremden, als der Unterricht in Frankreich noch viel mehr amtlicher Natur ist als bei uns. Aber je befremdlicher, desto lehrreicher. Deshalb haben wir uns der Mühe unterzogen, eine kleine Blütenlese aus französischen Schulbüchern der jüngsten Zeit zu sammeln und sie den deutschen Lesern in einem Augenblicke vorzulegen, wo hie und da einer glauben machen möchte, die Franzosen dächten im Ernst an keinen Rachekrieg.

Digitized by Google

Der Generalinspektor des Unterrichts, Gustave Merlet, hat eine Auswahl lyrischer Dichtungen des neunzehnten Jahrhunderts für die untern und mittlern Klassen der höhern Schulen herausgegeben, um „vor allem den Mut der Jugend durch die Aussicht auf eine Vergeltung anzufeuern, wie sie der männlichen Tüchtigkeit gebührt.“ Das Buch ist amtlich für die Schulbibliotheken gutgeheißen. Wo sich Gelegenheit bietet, hat der Herausgeber in den Anmerkungen auf die Pflicht des Rachekriegs hingewiesen. In einem Gedichte wird unser ehrwürdiger Heldenkaiser, die Verkörperung der Herzensgüte, als ein Enkel Attilas, als ein grausamer Wüterich geschildert, der mit teuflischer Lust seinen Kanonieren befiehlt, auf die Kinder und auf die Kranken zu schießen. Ein glühendes Gebot der Rache ist der Schluß. Dazu bemerkt der Herausgeber: „Diese Verse wurden mitten in der Aufregung der fürchterlichen Ereignisse verfaßt, die wir weder vergessen können noch dürfen.“ Und ein Schwur der Rache, aus der Seele Sully Prudhommes, begleitet diesen Fingerzeig. Das Buch stammt aus dem Jahre 1890.

Aber die Dichtung ist nicht der einzige Weg, auf dem die Rachsucht in die Seele der Jugend geleitet wird. Auch der Unterricht in der Muttersprache, in der Geschichte, in den bürgerlichen Pflichten muß Gelegenheit bieten. In dem kleinen Lesebuch von Réel, das für etwa siebenjährige Kinder bestimmt ist, wird erzählt: „Seit lange war Preußen auf Frankreich eifersüchtig und trachtete uns anzugreifen. Im Jahre 1870 war es endlich kriegsbereit. Es wußte, daß wir nicht kriegsbereit waren, und verfuhr deshalb mit uns so, daß der Krieg ausbrechen mußte. Unsre Soldaten kämpften tapfer; aber da sie gegen eine dreifache Übermacht stritten, konnten sie den Feind nicht vom Vaterlande abhalten. Die Deutschen kamen in großer Menge nach Paris. Aber sie getrauten sich nicht die Stadt anzugreifen. Sie hatten gedacht: die Pariser sind ein lustiges Völkchen; sobald sie nicht mehr behaglich leben können, werden sie des Kriegs überdrüssig werden und ihre Regierung zum Frieden zwingen. . . . Aber Bismarck sah wohl ein, daß er sich über die Pariser getäuscht hatte. Darum ließ er sie aus Ärger und Grimm bombardiren. Einen Monat lang fielen die Granaten Tag und Nacht auf Paris nieder; kleine Kinder wurden in der Wiege getötet, andre im Schulzimmer. . . . Nun, Kinder, ist das vielleicht tapfer, so aus dem sichern Versteck, aus weiter Ferne auf Kinder, Frauen und Kranke zu schießen? . . . Da Deutschland nun einmal nur das Recht des Stärkern anerkennt, so wollen wir stark sein. Jeder Franzose, ob reich oder arm, möge ein tüchtiger Soldat werden für den Tag, da es vielleicht gilt, das Vaterland zu schirmen oder zu rächen“ (die letzten Worte sind durch die Schrift hervorgehoben). Das Büchlein ist in siebenter Auflage erschienen und auf der Weltausstellung 1889 mit der silbernen Medaille ausgezeichnet worden.

Der Generalinspektor der Volksschule, Carré, hat mit einem Genossen eine

Digitized by Google

Aufsatzlehre verfaßt, die für die obern Klassen der Volksschule und für die untern der höhern Schule, also für elf- bis dreizehnjährige Schüler berechnet ist. Unter mehreren bemerkenswerten Stellen heben wir nur zwei heraus. In einem Aufsatzmuster überlegt ein Knabe, was er in der Volksschule gelernt hat: „Ich kann lesen, schreiben und rechnen; ich kann einen Brief verfassen; ... ich habe auch noch etwas andres gelernt, nämlich mein Vaterland von ganzem Herzen lieben. Ich glaube einst ein tüchtiger Soldat zu werden; niemals werde ich die Karte Frankreichs vergessen, die uns der Lehrer gezeigt hat, mit einem schwarzen Fleck, einem Trauerfleck dort oben im Nordosten." In einem andern Aufsatz wird die Bedeutung der Fahne erklärt; da heißt es zum Schluß: „Du Fahne unsers Ruhms und unsers Unglücks, du Fahne, die einst auf dem Boden von Elsaß-Lothringen flatterte, du giebst unsern Herzen die unerschütterliche Hoffnung, daß wir dich einst unsern Brüdern dort zurückbringen werden, auf den Boden, von dem du verbannt bist."

In einer Sprachlehre von Morlet und Richardot muß sogar eine Übung mit dem Zeitworte den geschmackvollen Anlaß geben, den Rachekrieg zu predigen: „Ihr wißt, Kinder, spricht der Großvater zu seinen Enkeln, von der Karte Frankreichs fehlt ein Stück. Wenn der Großvater daran denkt, wird er traurig und zornig; eine Thräne, die er nicht abwischen will, und die auf seinen weißen Bart rollt, sagt euch, wie ergriffen er ist. Aber er verzweifelt nicht; wenn er euch anblickt, faßt er wieder Mut. Vergeßt diesen Blick niemals. Er legt euch eine Pflicht auf, die ihr einst, wenn ihr erwachsen seid, zu erfüllen habt."

Ein kleines Lehrbuch der Geschichte (Blanchet, Biographies des hommes illustres, neunte Auflage, 1888), für Kinder bestimmt, reicht zwar nur bis 1789, kann sich aber nicht versagen, einen Anhang zu geben mit einem Kärtchen, auf dem die verlornen Gebiete in verdunkelter Zeichnung als Teile Frankreichs erscheinen. Allemagne beginnt im Osten der Reichslande. Dazu heißt es: „In unsern Tagen ist Frankreich vom Schicksal aufs grausamste geprüft worden. Es hat seine beiden schönsten Provinzen verloren, Elsaß und Lothringen. Vielleicht bedarf es euer noch. Trachtet seines Rufes würdig zu sein." Sollte etwa ein „tumbes kint" dabei sitzen, das den Sinn dieser Worte nicht verstünde, der Lehrer wird es an der mündlichen Unterweisung nicht fehlen lassen.

Ein in Deutschland unbekannter Zweig des Unterrichts ist der weltliche Katechismus, l'instruction morale et civique, eine Unterweisung in den sittlichen und in den staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten. Schon in der Volksschule wird dieser Unterricht erteilt. Es kann nicht überraschen, daß man in Frankreich, wo die Vaterlandsliebe den Offizier entschuldigt, der das dem Feinde gegebne Ehrenwort gebrochen hat, auch kein Bedenken trägt, in einer Sittenlehre zum Rachekrieg aufzufordern. So heißt es in einem Lehr-

Digitized by Google

buch für Volksschulen von Laloi (in siebenundzwanzigster Auflage erschienen, vom Ministerium empfohlen und, wie mehrere der schon genannten, von der Stadt Paris den Gemeindeschulen unentgeltlich geliefert): „Wenn jeder von euch seine Pflicht thut, wird die Republik stark sein, stark genug, uns eines Tags die verlornen Brüder wieder zu schenken: (fett gedruckt) die Brüder in Elsaß und Lothringen.“ In der darauf folgenden Zusammenfassung, die nach Art des Katechismus auswendig zu lernen ist, steht der Satz: „Eine starke Republik wird uns unsre Brüder in Elsaß und in Lothringen wiederbringen.“ Diese Lehre wird bekräftigt durch eine Erzählung, die in einen flammenden Aufruf zur Vergeltung ausgeht. Es ist der Schluß des Buches; also gewissermaßen der Schlußstein des ganzen Gebäudes der instruction morale et civique.

Ganz vergeblich werden diese Versuche, auf das jugendliche Gemüt einzuwirken, doch kaum sein. Es ist allerdings richtig, daß später die Not des Lebens wohl den meisten französischen Bürgern, wenn man so sagen darf, die Köpfe wieder zurecht setzt. Auch muß anerkannt werden, daß es Lehrbücher giebt, die nicht offen zum Rachekrieg auffordern. Aber mit Blindheit müßte der geschlagen sein, der sich da beruhigen wollte! Haben nicht erst die jüngsten Vorgänge wieder aufs deutlichste bewiesen, wie unstet Frankreichs höchste Gewalten sind? Erklärt würde der Krieg von wenigen werden; aber das ganze Volk würde ihn ohne Zaudern führen. Möchte sich doch jeder Deutsche die weise Festigkeit zum Vorbilde nehmen, die Jules Favre an Bismarck bewunderte, als die beiden Minister am 20. September 1870 auf dem Schlosse Rothschilds über einen Waffenstillstand verhandelten. Der Franzose malte in liberaler Überschwenglichkeit (oder war es einfältige List?) die Friedensliebe der jungen Republik, die nahe Verbrüderung der Völker. Aber die Beredsamkeit des Advokaten glitt an Bismarck ab „wie Wasser am Entenflügel.“ Er entgegnete kühl: „Sie täuschen sich. Und wenn wir Ihnen keinen Fuß breit Landes nähmen, Sie könnten die Niederlage nicht verwinden und würden Tag und Nacht auf Rache sinnen. Darum müssen wir unser Haus sichern.“

Digitized by Google

Die Versammlung deutscher Historiker in München

Von Ottokar Lorenz

(Schluß)

Nichts thut in unsrer Zeit so not, als die Achtung vor den Thatsachen. Unsre Unterrichtsmethoden sind viel zu sehr auf das Lehrsystem, auf die sogenannte Verstandesübung, auf das Reflektiren und Erörtern gerichtet, sodaß der Thatsachenrespekt in den meisten Wissenschaften wenig und am wenigsten in der Geschichte geübt zu werden pflegt. Die Versammlung der deutschen Historiker hat durch ihre Thesen dieser Sache die Krone aufgesetzt. Ich kann mir wohl denken, daß Herr Dove dem Wesen nach genau in der Richtung gesprochen haben wird, in der ich hier meine Bedenken vortrage. Es war eben ein Stehenbleiben auf halbem Wege, wenn man nicht vom Standpunkte der wahren historischen Erkenntnis das bestimmte Verlangen stellte, daß der Geschichtsunterricht, wo und wie er auch erteilt werden mag, immer nur dazu dasein dürfe, den Positivismus, die Thatsachenkenntnis zu befördern. Es wird unter die Aufgaben des nächsten Historikertages zu setzen sein, daß wir als berufne Kenner dieser Wissenschaft uns darüber äußern, welche positiven Kenntnisse dem gebildeten Manne auf den verschiednen Stufen historischen Unterrichts beizubringen sind und beigebracht werden können.

Insbesondre wird eine Historikerversammlung endlich einmal darüber sprechen müssen, ob es möglich sei, in einem gewissen Lebensalter und einem gewissen Zeitraum eine weltgeschichtliche Kenntnis von positiven Thatsachen in einem solchen Maß und solcher Ausdehnung zu vermitteln, daß dabei nicht nur ein wirksames Interesse, sondern auch ein nachhaltiges Wissen, Behalten und Können gewonnen wird. Dieses ist der Kern der Frage, um den sich im eigentlichsten Sinne der ganze heutige pädagogische Streit dreht. Es ist aber auch die Frage, die Fachkenner und Fachmänner, nicht aber Pädagogen zu beantworten haben. Es liegt darin zweierlei eingeschlossen: a) Welches ist der Umfang der Kenntnisse, die man in geschichtlichen Dingen einem Schüler, einem Studirenden und endlich einem Manne, der in den öffentlichen Angelegenheiten mitzuwirken hat, überhaupt zumuten kann? b) Und wenn es unmöglich wäre, solchen, die aus dem Geschichtsstudium nicht eine

Digitized by Google

Lebensaufgabe machen, den vollen Umfang dieser Kenntnisse zu empfehlen, welche Teile des ganzen dreitausendjährigen Verlaufes der Geschichte unsrer Kulturnationen dürfte man dann ausscheiden oder bevorzugen?

Ich will künftigen Erörterungen und Beschlüssen von Versammlungen, die ich von Herzen zu erleben wünsche, keineswegs vorgreifen. Es giebt erfahrenere Männer, als ich bin, die sagen mögen, ob sie es für ausgemacht oder auch nur für denkbar halten, daß in den Schulen, die Universitäten eingeschlossen, einem jungen Manne das, was man Weltgeschichte zu nennen sich gewöhnt hat, mit dem Erfolge gelehrt werden kann, daß er von dem Umfange dieses ungeheuern Wissens für immer Besitz ergreift. Auf Grund einer vierzigjährigen Erfahrung muß ich an einem solchen Erfolge nicht nur zweifeln, sondern ich würde auch jeder Behauptung dieser Art mit Beispielen entgegentreten können. Was auf diese Weise gewonnen wird, ist nicht nur Stückwerk, sondern was schlimmer ist, es ist ein widerwärtiger Besitz, für den ein ernstes, redliches und nachhaltiges Interesse gar nicht vorhanden sein kann. Es ist ein erzwungner und erlogener Besitz, der nur aus äußern Gründen vorgegeben wird, ein Besitz, der nicht die Wißbegierde stählt, nicht zu weiterer Arbeit aufmuntert, sondern schwächt und geschichtsüberdrüssig macht. Kein Mensch ist imstande, neben den Anforderungen, die Leben und Wissenschaft sonst noch an ihn stellen, sich in zehn Jahren eine weltgeschichtliche Kenntnis von irgend welchem Wert anzueignen. Was die deutschen Lehrpläne als Ziel des Unterrichts, was die Staatsprüfungen als Forderungen an künftige Lehrer in Bezug auf geschichtliches Wissen aufstellen, das habe ich erst nach dreißigjähriger ausschließlicher Beschäftigung mit Geschichte, also etwa in meinem vierzigsten Lebensjahre wirklich erreicht. Wenn ich früher, sei es am Ende meiner Gymnasialzeit oder meines Universitätsstudiums, auf Grund dieser Forderungen einem wirklichen Examen unterworfen worden wäre, so würde ich mich nach meiner festen Überzeugung für vollständig unfähig haben erklären müssen. Ich halte mich für verpflichtet, hinzuzufügen, daß in meiner langen Praxis unter den hunderten zum Teil ausgezeichneten jungen Männern, die ich für das Lehramt geprüft habe, nicht ein einziger war, der den Umfang jener geschichtlichen Kenntnisse wirklich besessen hätte, die man nach den bestehenden Schulplänen von deutschen Abiturienten verlangt!

Der Gedanke, daß es möglich sei, in der Geschichte auch nur die Thatsachen, die in einem dreibändigen Kompendium der Weltgeschichte stehen, wie sie in Schulen benutzt werden, am Schlusse der Gymnasialzeit frei und innerlich zu beherrschen, ist eine bewußte oder unbewußte Täuschung. Diese Täuschung erhält sich, weil die Eitelkeit zu groß ist, weil das Eingeständnis, den Umfang dieses ungeheuern Gegenstandes nicht zu beherrschen, für beschämend gehalten wird. Gleichsam in gegenseitigem Einverständnis nehmen es die meisten Menschen hin, daß das geschichtliche Wissen doch nicht zu erschöpfen sei, und daß es daher

Digitized by Google

zweckmäßig sein möchte, wenigstens der Jugend die Vorstellung zu geben, als ob sie das große Buch mit den sieben Siegeln durch die Vortrefflichkeit unsrer Unterrichtseinrichtungen wirklich in Empfang genommen hätte. Aber Täuschungen dieser Art können nicht bestehen. Die Menschen werden ihrer überdrüssig und sind es zum großen Teil schon heute. Deshalb erschien es auch als ein Bedürfnis der Zeit, daß sich die Historiker versammelten, um gerade über diese Dinge ihre Stimme vernehmen zu lassen. Überall hat man gehört, daß der Unterricht in der Geschichte reformbedürftig sei, daß man hier zu ändern, da hinzuzusetzen habe; es wird nur merkwürdigerweise von keiner Seite der eigentliche Schade ehrlich bezeichnet, nämlich die thörichte Forderung, sich eine geschichtliche Kenntnis anzueignen, die in keinem Verhältnis zu der dazu eingeräumten Zeit steht. Die Pädagogen reiten auf ihren Steckenpferden einher, und niemand wagt es, ihnen ins Gesicht zu sagen, daß sie selber die „weltgeschichtliche Wissenschaft" in dem angeblich gelehrten Umfang nicht entfernt besitzen und beherrschen und wahrscheinlich in den meisten Fällen nicht sehr glücklich mit den Schülern konkurriren könnten, wenn sich ein wirklich so allwissender Welthistoriker, wie ihn die pädagogische Phantasie aufstellt, mit ihnen in einem Examen beschäftigen wollte. In der deutschen Nation und ihrer Jugend aber entsteht mehr und mehr das Gefühl, daß, wenn man von ihr die Kenntnis der Geschichte von Assyrien und Babyloniern bis auf den Tod Kaiser Wilhelms verlangt, dies doch nur eine schwindelhafte Forderung sein könne. Die Mittelschule behauptet imstande zu sein, ihren Schülern diese zweifelhafte Wissenschaft mit auf den Lebensweg geben zu können; bleibt aber der Unterrichtstyrann bei seiner Forderung stehen, so wird es eben gehen wie mit den sibyllinischen Büchern, man wird drei verbrennen und wieder drei, und schließlich wird sich die Welt daran erinnern, daß Goethe gesagt hat: „Eigentlich kann ja doch niemand aus der Geschichte etwas lernen, denn sie enthält ja nur eine Masse von Thorheiten und Schlechtigkeiten."

Wenn man die verschiednen Teile der sogenannten Weltgeschichte zeitlich und räumlich trennt und unterscheidet, so kann man sich nicht darüber täuschen, daß in dem Unterricht aller Nationen stets eine sehr starke Auswahl des Stoffes getroffen worden ist. In frühern Zeiten ist es niemandem eingefallen, in den mittlern Schulen mehr als die alte Geschichte darzubieten. Seitdem man aber die Unwissenheit der Jugend in Bezug auf die Geschichte der neuern Völker zu beklagen begonnen hat, erschallt auf einmal der entgegengesetzte Ruf. Um von der alten Praxis eines ausgiebigen Unterrichts in der alten Geschichte nicht abgehen zu müssen, wird nun behauptet, wir erfüllten jetzt mit vortrefflichem Erfolg und in derselben Zeit die gesteigerten Forderungen unsrer Tage, und unsre Abiturienten wüßten die Weltgeschichte von Moses bis zu Kaiser Wilhelm am Schnürchen. Wäre man konsequent geblieben und hätte den alten Grundsatz verteidigt, lieber weniger, aber das wenige ernstlich zu treiben, so hätte

Digitized by Google

man mannichfaltige Gründe für die Beibehaltung des alten Gebrauchs geltend machen können. Die Frage wäre dann die, ob ein in der alten Geschichte gut bewanderter junger Mann so viel Interesse gewonnen habe, sich in seinem spätern Leben von selbst mit der modernen Welt und ihrer Geschichte zu befassen. Jahrhunderte befanden sich bei dieser Methode wohl, und noch in unsrer Zeit haben selbst die hervorragendsten Historiker in ihrer Jugend von nichts anderm als von der alten Geschichte etwas rechtes und ordentliches gehört. Wäre es dabei geblieben, so brauchte sich eine Versammlung von Historikern gar nicht die Mühe zu nehmen, sich in diese Schulfragen einzumischen. In sechs, sieben Jahren konnten sich junge Leute ohne Zweifel von den alten Völkern, Ariern und Semiten, gerade so viel aneignen, daß sie einen Schatz fürs Leben mitnahmen. Erst dadurch, daß seit einigen Jahrzehnten die Geschichte der neuern Völker immer mehr in den Vordergrund gerückt worden ist, entstand der jetzige Schulstreit, und die Frage, ob den gebildeten Ständen durch die Schule ein Wissen von der neuern und vor allem der neuesten Geschichte vermittelt werden soll.

Wenn, wie ich hoffe und wünsche, die Fachgenossen noch einmal zusammenkommen, so werden sie sich, wenn sie praktisch sein wollen, von drei Dingen für eins entscheiden müssen. Entweder sie halten einen weltgeschichtlichen Unterricht von Moses bis auf unsre Tage in einer Zahl von jährlich sechzig, siebzig oder achtzig Stunden für eine Sache der Möglichkeit; alsdann mag alles seinen pädagogisch breitgetretenen Weg weitergehen, und wir Fachleute handeln weise, wenn wir uns um die ganze Sache weiter nicht bekümmern — eine Auffassung, von der ich vermute, daß sie die bei der Münchner Versammlung weggebliebnen Historiker meist gehegt haben werden. Oder die Fachgenossen walten ihres Amtes, erklären sich nach reiflicher Überlegung und nach ihrer eignen Erfahrung darüber, wie viel Geschichte ein guter Lehrer einem sei es jungen oder alten Menschen in Zeit von etwa fünfhundertsechzig Stunden beizubringen imstande ist, und wenn sie sich nur für einen Teil dessen, was jetzt getrieben wird, verbürgen könnten, dann müßten sie drittens sich darüber entscheiden, ob sie die alte oder die neue Geschichte vorziehen wollen.

Ich hätte sehr gewünscht, man hätte sich auf dem Historikertage in München mit diesen Fragen beschäftigt; denn in solcher Formulirung könnte niemand bezweifeln, daß eine fachmännische Erörterung darüber am Platze wäre. Ich hoffe zuversichtlich, daß bei Wiederholungen solcher Versammlungen hierüber eingehender gesprochen werden wird, da das allgemeine Interesse für die Sache einmal erwacht zu sein scheint, und ich will meinerseits hier nicht vorgreifen. Ich erlaube mir nur die Bemerkung zu machen, daß mich mehrere Äußerungen, die nach den Zeitungsberichten bei den Münchner Verhandlungen gefallen sind, zwar etwas erschreckt, aber in meinen bekannten Ansichten nicht zu beirren vermocht haben. Ein mir sehr lieber und von mir hoch-

Digitized by Google

geschätzter Kollege soll wieder die Leichtigkeit und Einfachheit der alten Geschichte betont haben. Auch von ihren bildenden Elementen scheint wieder die Rede gewesen zu sein. Ich erkläre mich jetzt wie früher in dieser Sache sofort für geschlagen, wenn man unter alter Geschichte den Cornelius Nepos oder den Eutrop versteht. Wenn man aber zur alten Geschichte etwa auch das neu gefundne Buch des Aristoteles mitrechnet, so kann doch vernünftigerweise weder das Studium noch auch der Stoff, der behandelt wird, als etwas „einfaches" bezeichnet werden, es wäre denn, daß an eine zurechtgemachte Einfachheit des Gegenstandes gedacht würde, die nicht in der Sache, sondern in der Genügsamkeit des Lehrenden und des Lernenden liegt.

Indessen ist zuzugeben, daß die klassischen Autoren durch das Übergewicht ihres Betriebes eine Unterlage für den Unterricht der alten Geschichte darbieten, und es ließe sich überhaupt gar nichts einwenden, wenn alles beim alten geblieben wäre, wie es in dem hochgelahrten Gymnasio des Johannes Sturm vor dreihundert Jahren war. Die Lehrer sprächen nach wie vor von den Tugenden der guten republikanischen Zeit, von den scheußlichen Umtrieben der macedonischen Könige, von den Lastern der römischen Kaiser — wohlgemerkt im allgemeinen, denn die Kaiser im besondern sind wegen der schwierigen Genealogie etwas unbeliebt. Wenn dieser Standpunkt festgehalten würde, so erklärte ich für meine Person, mich auf die Gegenseite schlagen zu müssen, aber es würde mir nie einfallen, den Liebhabern der alten Geschichte meine aufrichtige Hochachtung zu versagen, namentlich wenn sie dafür sorgten, daß die jungen Leute wenigstens in diesem Teile mit einem recht gründlichen und festen Wissen ausgerüstet ins Leben träten. Zu meiner Entschuldigung würde ich mir nur erlauben hinzuzufügen, daß ich mich bei der Ansicht, für uns moderne Menschen lägen die Lebensschicksale der modernen Völker und insbesondre der Deutschen näher, immerhin in recht guter und das Gemüt beruhigender Gesellschaft befände. Goethe sagte: „Die römische Geschichte ist für uns eigentlich nicht mehr an der Zeit. Wir sind zu human geworden, als daß uns die Triumphe des Cäsar nicht widerstehen sollten. So auch die griechische Geschichte bietet wenig erfreuliches. Wo sich dieses Volk gegen äußere Feinde wendet, ist es zwar groß und glänzend, allein die Zerstückelung der Staaten und der ewige Krieg im Innern, wo der eine Grieche die Waffe gegen den andern kehrt, ist auch desto unerträglicher. Zudem ist die Geschichte unsrer eignen Tage durchaus groß und bedeutend; die Schlachten von Leipzig und Waterloo ragen so gewaltig hervor, daß jene von Marathon und ähnliche andre nachgerade verdunkelt werden. Auch sind unsre einzelnen Helden nicht zurückgeblieben: die französischen Marschälle und Blücher und Wellington sind denen des Altertums völlig an die Seite zu setzen." Von Goethe kann man gewiß nicht sagen, daß er ein Verächter des klassischen Altertums gewesen sei.

Digitized by Google

Ich komme nun auf die Hauptfrage der Münchner Versammlung zurück, wozu die Geschichte dienen soll. Professor Grauert soll mit seinen Bemerkungen eine gewisse Unruhe erregt haben. Nach den Berichten hat er gesagt, daß, wenn von der Dienstbarkeit der Geschichtswissenschaft die Rede sei, er sich noch zu viel höhern Dingen erbieten müßte. Ich weiß nicht, welche Kardinaltugenden da aufgezählt worden sind, zu deren Beförderung die Geschichte jedenfalls auch noch dienen könnte, aber ich finde diese Auffassung ganz gerechtfertigt. Fragt man einmal, wozu der Geschichtsunterricht diene oder dienen solle, so bin ich mit Schiller der Meinung, daß der Zweck, „zu welchem Ende man Universalgeschichte studire," gar nicht vielseitig genug gefaßt werden kann. Eins wäre vielleicht geeignet gewesen, bei der Abstimmung eine einstimmige Bejahung herbeizuführen, wenn man nämlich gefragt hätte: Dient der Geschichtsunterricht dazu, daß die Lernenden etwas rechtes und tüchtiges über die Vergangenheit von Staaten und Völkern erfahren und wissen? Würde dieser Satz bejaht, so hätte ich mich auch noch mit einem andern Redner sehr gut verständigen können, der behauptete, es brauche in diesen Dingen überhaupt nichts besser zu werden, als es ohnehin schon sei, weil die neuesten Thaten der Nation den Beweis geliefert hätten, daß unser nationales Geschichtsbewußtsein den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht habe. Ich wurde durch diese Äußerung an ein Gespräch mit Giesebrecht erinnert, der mir nach der Schlacht bei Gravelotte im Angesicht der eroberten Kanonen von Wörth, die in München aufgestellt waren, eine ganz ähnliche Bemerkung machte. Er hatte in der Sache ohne Zweifel Recht. Die Begeisterung damals durfte uns stolz machen. Er hatte aber offenbar die entgegengesetzte Meinung wie der Historikertag; denn er meinte damals und bei andern Gelegenheiten, und auch mit vollem Recht, daß seine Kaisergeschichte eben deshalb so wertvoll sei, weil sie ein wahrhaft patriotisches, nationales, aus seinem echt deutschen Herzen hervorgegangnes Buch ist, das, weil es aus dieser Gesinnung entsprungen ist, auch wieder Vaterlandsliebe, deutsche Gesinnung und vor allem Begeisterung für Reich und Kaisertum erweckt habe. Das war Giesebrechts Meinung. Ich zweifle nicht, daß die Herrn, die in München die Vaterlandsliebe betreffs der Geschichte niedergestimmt haben, in ihrem Innersten ähnliche Gedanken hegen; sie scheinen sie nur nicht so geschickt ans Tageslicht bringen zu können, wie es durch die Kaisergeschichte Giesebrechts geschehen ist. Doch glaube ich nicht, daß sich Giesebrecht dafür ausgesprochen hätte, man müsse allerlei großartige schulrätliche und ministerielle Veranstaltungen treffen, um beim Geschichtsunterricht vaterländische und staatliche Gesinnung zu wecken; er wird genau derselben Ansicht gewesen sein, der auch ich schon einige male Ausdruck gegeben habe, daß die Geschichte, wenn sie nur überhaupt mitgeteilt oder ich will lieber sagen, einfach erzählt wird, den historischen Sinn weckt, und dieser historische Sinn wieder, wenn er nur vorhanden ist, der Hauptsache

Digitized by Google

nach selbst nichts andres sein wird, als das Staatsbewußtsein und das Nationalgefühl. Das wußten die alten Griechen viel besser als unsre heutigen Schulmänner, sonst hätten sie nicht mit ihren Nationalfesten das Vorlesen von Geschichtsbüchern verbunden. Aber freilich hat Herodot die Perserkriege nicht mit den Augen eines Persers betrachtet, und es ist den „einfachen" Menschen des Altertums auch nicht eingefallen, ihren jungen Leuten jahraus jahrein Lobeshymnen auf die Könige David und Salomon statt auf Solon und Themistokles vorsingen zu lassen.

Die Geschichte hat die in ihr selbst beruhende Wirkung, daß der, der die Thatsachen überhaupt kennt, zur Teilnahme an ihnen gezwungen wird, nicht anders, als wie der Leser eines Romans an den Personen, die da vorgeführt werden, Interesse gewinnt; wenn er es nicht gewinnt, so legt er eben das Buch aus der Hand. Ich will nun hier nicht untersuchen, wie es in dieser Beziehung mit den Geschichtsbüchern steht; ich möchte aber glauben, wenn wirklich von Personen, Thatsachen, Handlungen, Schicksalen der Menschen die Rede ist, so werden die Bücher schon gern gelesen werden. Dagegen scheinen die Haupt- und Staatsaktionen und die „trefflichen pragmatischen Maximen" heute den jungen Leuten noch unangenehmer geworden zu sein als zu Goethes Zeit. Ist doch auch das sogenannte Verfassungsgerede, wobei man mit einer Anzahl von mißverstandnen Schlagwörtern möglichst viel zu sagen scheint und doch eigentlich nichts thatsächliches zu wissen braucht, so beliebt wie möglich. Diese Art von Geschichte scheint mir von mehreren Rednern auf der Münchner Versammlung mit Recht getadelt worden zu sein. Sie dient in der That zu gar nichts, als alte und junge Menschen zu langweilen. Wenn ich jederzeit die nationale Geschichte aller andern Geschichte vorgezogen habe, so habe ich immer nur die Geschichte gemeint, die sich mit den Thaten der hervorragenden Menschen beschäftigt, die die Staaten und Völker regiert und insbesondre der deutschen Nation im Laufe der Zeiten die Wege gebahnt und gewiesen haben.

Hier ist der Punkt, wo künftige Historikerversammlungen einsetzen müßten, wenn sie wirklich zu dem Zwecke, die historischen Studien zu befördern, zusammenkommen. Die erste und wichtigste Frage, die sie zu beantworten haben werden, und worüber nur der Fachmann ein entscheidendes Urteil haben kann, wird die sein: Sind die Kenntnisse geschichtlicher Thatsachen, die jetzt an den höhern Schulen erworben werden, genügend, den im öffentlichen Leben stehenden Gebildeten eine ausreichende Grundlage für ihr staatliches und gesellschaftliches Wirken zu bieten? Und daran wird sich weiter die Frage anschließen: Ist dieser Zweck am besten durch eine gründliche Kenntnis der Teile der Geschichte zu erreichen, die unsrer heutigen Zeit nahestehen und sie unmittelbar zu erklären geeignet sind, oder auf andre Weise? Werden die Fragen so gestellt, so wird ihre Beantwortung von sachmännischer Seite

Digitized by Google

gewiß jedermann willkommen sein. Die Folgerungen, die sich daraus ergeben, möge man dann ruhig der Schule selbst zu ziehen überlassen. Denn die Ratschläge, die solche Versammlungen dem einzelnen Lehrer geben wollen, sind gewöhnlich unfruchtbar. Das Referat des Herrn Direktor Martens enthält gewiß sehr viele beachtenswerte Winke, die seine Lehrer befolgen mögen. Für eine Versammlung taugen nur Grundsätze, über die man sich einigen kann. Wie es die Schule anzufangen hat, um die als richtig erkannten Ziele zu erreichen, darüber braucht sich kein Historikertag Sorge zu machen. Man kann das bei dem bewährten Geschick der deutschen Lehrerschaft ruhig den Schulen überlassen. Diese würden, wenn sie unter einem großen Teil wirklicher Geschichtskenner Einigkeit über die zu erreichenden Ziele sähen, ganz von selbst in die Richtung einlenken, die als ein Bedürfnis der Zeit erkannt ist.

Was ich aber nach den Berichten über die Münchner Versammlung anzunehmen sehr geneigt bin, ist das, daß die Fachgenossen im allgemeinen von Veränderungen der jetzt bestehenden Verhältnisse leider wenig wissen zu wollen scheinen. Wenn ich nicht irre, war die Stimmung vorherrschend die der Zufriedenheit mit dem Bestehenden. Das Bedürfnis, die geschichtlichen Studien einigermaßen zu reformiren, scheint, wenn ich es ehrlich sagen soll, durchaus nicht groß. Man scheint zu glauben, daß wir in diesen Dingen allen Nationen voran seien. Nach meiner Überzeugung müßte der Wunsch nach Änderungen im wissenschaftlichen Betriebe des geschichtlichen Unterrichts viel stärker sein, als es sich bei der Münchner Versammlung gezeigt hat, wenn eingreifende Reformen mit wirklichem Erfolg in naher Zeit durchgeführt werden sollten. Verständigerweise muß man sich mit der Thatsache abfinden, daß unser deutscher Geschichtsbetrieb im wesentlichen noch lange auf der Linie erhalten bleiben wird, die ihm seit etwa einem halben Jahrhundert durch eine mäßige Erweiterung des klassisch-geschichtlichen Unterrichts vorgezeichnet ist. Ich halte das auch durchaus für kein großes Unglück, denn ich bin überzeugt, daß das Interesse für das geschichtliche Leben und die geschichtliche Vergangenheit mehr und mehr aus andern und vielleicht stärkern Quellen fließt, als aus dem öffentlichen Unterricht. Ich glaube nicht, daß es jemals zu einer gänzlichen Mißachtung des historischen Geistes kommen wird, was ja auch von mancher Seite empfohlen wird. Das geschichtliche Bewußtsein der Nation wird im allgemeinen durch Thaten aufrecht erhalten, wie es sich aus Thaten entwickelt hat.

Sollte man aus der mehr ablehnenden Haltung der Münchner Versammlung die Überzeugung gewonnen haben, daß sich die Mittelschulen Deutschlands einer ausgiebigern Unterweisung der künftigen Männer des öffentlichen Lebens in Geschichte nicht unterziehen, so bleibt den Universitäten die Aufgabe, nach wie vor das mögliche dafür zu thun, daß neben den historischen Berufsstudien auch für die allgemeine historische Bildung gesorgt werde. Die oft erwähnte

Digitized by Google

Schwierigkeit, daß der Theolog, der Jurist und der Mediziner bei den ausgedehnten Spezialstudien heute nur wenig Zeit auf Gegenstände von allgemeinerm Interesse zu verwenden imstande ist, wird sich zwar schwer überwinden lassen; ich zweifle aber doch nicht, daß es einzelnen Dozenten gelingt und gelingen wird. Vielleicht werden sich jüngere Kollegen die Frage vorlegen, ob sich nicht durch eine andre Art von Vorlesungen der Prozentsatz der Studenten, die auf den Universitäten noch geschichtliches Interesse haben, einigermaßen heben ließe. Ich habe in dieser Beziehung einen Gedanken, den ich ebenfalls dem nächsten Historikertage zur Erwägung geben möchte. Die jüngere Generation von Fachkollegen würde nach meiner Meinung für historische Anregung und Aufklärung an den Universitäten gut wirken können, wenn man ihnen gestattete, in Bezug auf dieses für die meisten der Fakultäten völlig freie Liebhaberstudium etwas weniger strenge Formalitäten zu beobachten. Kleinere Cyklen von historischen Vorlesungen über einzelne interessante Themata sind an den englischen Universitäten ebenso wie am Collège de France immer üblich gewesen. In Deutschland hat sich bekanntlich die Einrichtung der Wandervorlesungen in ausgezeichneter Weise bewährt. Man liest mit Staunen, daß ein Mann wie Meister W. H. Riehl in einer Reihe von Jahren an hunderttausend Zuhörer gezählt hat, die er auf seinen Wanderjahrten für allerlei geschichtliche Dinge aufs lebhafteste interessirte. Unsrer heutigen studirenden Jugend wird nicht einmal dieser Genuß zu teil, sie steht abseits, während sich in den kaufmännischen Vereinen alles dazu drängt, anregende Vorlesungen zu hören.

Wenn an den Universitäten Gelegenheit gegeben wäre, für allgemeine Bildungszwecke insbesondre mit Rücksicht auf die öffentlichen und Staatsangelegenheiten kleine Kurse von vier, sechs, zehn Lektionen zu halten, die natürlich unentgeltlich sein müßten, so würde ohne Zweifel ein großer Zudrang zu dergleichen entstehen. Namentlich die jungen Dozenten hätten hier Gelegenheit, ihr Talent in freier Verwertung wissenschaftlich gewonnener Überzeugungen zu beweisen. Es würde sich dann auch wieder mehr Sinn für veredelte Formen des Vortrages einstellen, und der Umstand, daß sich Zuhörer aus allen Berufskreisen zu diesen kleinen Kursen einfänden, würde eine freie Popularisirung der historischen Wissenschaften von selbst ergeben. Es fehlt nicht an Mustern für diese Form. Was könnte man sich reizenderes, nützlicheres, wirksameres denken, als wenn Vorträge, wie sie Herr von Sybel vor Jahren in München vor einem gemischten Publikum über die Erhebung Europas gegen Napoleon gehalten hat, an einigen Winterabenden vor der studirenden Jugend einer Universität wiederholt würden! Hunderte, die vermöge ihrer doch in der That ernsten Berufsstudien heute nicht in der Lage sind, ein geschichtliches Privatkolleg, ja selbst ein in regelmäßiger Stundenfolge durch ein ganzes Semester sich hinschleppendes Publikum zu hören, würden aus dem kleinen historischen

Digitized by Google

Kursus eine Reihe wertvoller politischer Gedanken und geschichtlicher Eindrücke mit ins Leben nehmen. Die Einwendung, daß eine solche Einrichtung dem wissenschaftlichen Geiste des Universitätsstudiums widerspräche, kann ich durchaus nicht gelten lassen. Man hält fast an allen medizinischen Fakultäten drei- bis sechswöchentliche Kurse über die verschiedensten Materien, und man hört, daß gerade diese als wertvoll angesehen werden. Sollte die Wissenschaftlichkeit von der Dauer und der Stundenzahl der Vorlesungen abhängen?

Die Familie Humboldt

Daß aus Familienbriefen und Tagebuchblättern wesentlich neues über Wilhelm von Humboldt ans Licht kommen würde, dessen Bild schon jetzt als das des Inbegriffs der höchsten geistigen Potenz unter den Zeitgenossen Goethes und Schillers feststand, war nicht zu erwarten. Um so angenehmer fühlte man sich enttäuscht durch das Lebensbild seiner Tochter Gabriele, das, aus den Familienpapieren Wilhelm von Humboldts und seiner Kinder zusammengestellt, in der Mittlerschen Buchhandlung in Berlin erschienen ist.*) Es wird hier eine große Anzahl kleiner Züge mitgeteilt, die dazu beitragen, sein Bild zu beleben und ihn uns menschlich näher zu bringen.

Von dem Verkehr mit ihm im allgemeinen schreibt seine Tochter: „Man versteht nicht immer das, wovon gerade die Rede ist, weil es einen einzelnen Zweig des Wissens betrifft, allein immer ist etwas allgemeines mit berührt, was Stoff zum Denken giebt, und wenig Menschen üben daher solch einen wohlthuenden Einfluß aus wie er.“ Bewunderungswürdig erscheint er auch durch die Gleichmäßigkeit seiner Stimmung. Als er durch Hardenbergs Intriguen aus dem Ministerium gedrängt ist, und ganz Berlin von nichts als von seiner Entlassung spricht, ist er „liebenswürdiger als je, und froh, sich in der lange entbehrten Freiheit nach seinem Gefallen beschäftigen zu können.“ Seine erste Beschäftigung ist, seine Bücher zu ordnen, und beim Frühstück, mittags und abends hält er Frau und Kinder mit seinen witzigen Einfällen in steten Lachen. Gegen das Ende seines Lebens bittet er, ihm von Zeit zu Zeit, aber ganz nach Belieben, ein Paket Zeitungen nach Tegel zu schicken: „An den Buchstaben darin liegt mir nichts, aber als Löschpapier und zum Einpacken habe ich sie doch gern.“ Besonders thut ihm die Einsamkeit wohl;

*) Gabriele von Bülow, [die] Tochter Wilhelm von Humboldts. Ein Lebensbild. Aus den Familienpapieren Wilhelm von Humboldts und seiner Kinder. Berlin, E. S. Mittler und Sohn.

Digitized by Google

in Gastein ist er „in der göttlichsten Laune, weil auch nicht ein Mensch von wirklichen Bekannten hier ist; er möchte, sagt er, daß wenn ein Tag um ist, derselbe wieder anfange." Für den Verkehr mit Leuten, zu denen man kein Verhältnis gewinnen kann, hat er den Grundsatz: lieber gleich zu Anfang grob, denn einmal wird mans doch. Sein Humor verließ ihn auch dann nicht, als sich die Gebrechen vorzeitigen Alters schwer bei ihm bemerkbar machten. Als schon alle kleinen Verrichtungen des täglichen Lebens „sechsmal so lange als sonst dauern," schreibt er: „Ich befinde mich sehr wohl, und wenn ich einen Knopf langsam zuknöpfe, so denke ich dabei an viele Dinge. Zum Glück braucht man zum Denken keine Hände, und in Gedanken, die mich beschäftigen und mich, wenn auch in Wehmut, glücklich machen, lebe ich mehr als je."

Sein ganzes Herz gehört seiner Frau, Karoline von Dachröden, von der er sagt: „Ich kann gewiß mit Unparteilichkeit behaupten, daß sich nie vielleicht eine allgemeine Form in einem einzelnen so rein und vollkommen ausgesprochen hat als deutsche Weiblichkeit in dir." Das Geheimnis des höhern ehelichen Glückes beruht für ihn darauf, „daß man es versteht, einander gegenseitig die innere Freiheit des Gemütes zu erhalten und zu beleben, und sich gerade dadurch immer enger an einander schließt." Er rühmt von seiner Frau „den höchsten und freiesten Aufschwung der innern Empfindung und die größte Einfachheit und Natürlichkeit da, wo der Mensch die Außenwelt berührt."

Wunderbar ist es, wie dieser starke männliche Geist das Leben der Frauen für so viel höher und edler hält, als das der Männer: „sie knüpfen einfach die stärksten und zartesten Fäden des Lebens zusammen, und weiter kann es der Mann doch auch mit allen seinen Umwegen nicht bringen, er gelangt aber nur selten dahin." So zieht er denn überhaupt die Töchter den Söhnen vor: „Ich bin nun überhaupt unendlich mehr für die Töchter, man möchte noch so viele haben. Auf das Fortbestehen des Namens habe ich nie Wert gesetzt, mich gerade in einem Sohne wiederzufinden, hat mich auch nicht gereizt, aber eine Tochter ist ein unendlich beglückendes Wesen. Man kann so ganz mit ihr fühlen und findet sich wieder von ihr begegnet." So hatte er denn auch immer Zeit, sich mit seinen Enkeln abzugeben, zumal da ihn Tagesneuigkeiten wenig kümmerten und er nie eine Zeitung las, da er meinte, „das wichtige erfahre man auch so, und das übrige könne man sich schenken." Dafür verfolgte er mit dem größten Interesse den Sieg des Deutschen über das Englische bei den in London aufgewachsenen Kindern, die ihm nach einiger Zeit gestanden: „Ich verstehe du — du verstehst ich."

Leicht nahm sein stets reflektirender Geist das Leben nicht; von sich selbst konnte er daher gewiß mit Recht sagen: „Es begegnet dem Menschen selten etwas, ehe es sich nicht in seinem Innern vorher bewegt hat." So hat denn auch für ihn das Wort seine Berechtigung: „Es ist überhaupt immer meine Lebensansicht gewesen, daß es weit weniger darauf ankommt, welche Schicksale

Digitized by Google

und Lagen der Mensch hat, als darauf, daß er jede wahrhaft in sein inneres und äußeres Leben verwebt." So versteht man es, daß er in Gastein immer dieselben Wege zum Spaziergang benutzt: „Ich hänge so ungestörter meinen Ideen nach, und jeder Baum, jeder Berg wird einem lieber, den man täglich wiedersieht. Ich habe immer das Alte mehr als das Neue, die Erinnerung an Vergangnes mehr als die Beschäftigung mit der Zukunft geliebt, und jetzt ist das zehnfach stärker in mir."

Das rührendste an dem unvergleichlichen Gemälde von mannichfaltigstem Familienglück und Familienschmerz ist Humboldts Verhältnis zum Tode. Seit er zwei Kinder an der Cestiuspyramide begraben hat, weilen seine Gedanken unaufhörlich im Jenseits, und gar seit dem Tode seiner Frau ist sein inneres Leben mit nichts mehr beschäftigt, als mit der Hoffnung des Wiedersehens nach dem Tode. So schreibt er im Jahre 1832: „Daß man den Gedanken an geliebte Verstorbne so gar an keinen Ort heften kann, bewegt mich oft so schmerzlich. Das Grab vermehrt nur die Sehnsucht, weil es auf die Vergangenheit und die Erde zurückweist. In andern Momenten ist es aber ein beruhigender Gedanke, sich die Abgeschiednen nicht so an einem bestimmten fernen Ort denken zu müssen. Man ist nicht so gewiß und bestimmt von ihnen getrennt. Ihr Odem kann uns umgeben; da die Arten des Daseins so vielfach sein können, so mag ihnen eins zuteil werden, für das Nähe und Ferne verschwinden."

Gefühle, denen die eben angeführten Worte entsprechen, ziehen sich durch alles, was in dem Buche von ihm berichtet wird: überall zeigt er die reinste Liebe und unwandelbare Treue, und zwar mit einer Weichheit der Empfindung, neben der man die haarscharfe Verstandeskälte und die eisige Ironie, die ihn nach andern Berichten in diplomatischen Geschäften, besonders auf dem Wiener Kongreß ausgezeichnet haben, mit Genugthuung als die Waffe gewahrt, die an dem entgegengesetzten Pole seines innern Lebens gegen Lüge und Falschheit bereit lag. Man möchte förmlich bedauern, daß Talleyrand die Worte nicht gelesen hat, die er im Jahre 1829 in der Erinnerung an seine Frau schreibt: „Der Wehmut kann und soll man nicht wehren, aber sie ist kein Leiden zu nennen, sie ist süß und giebt dem in sich gekehrten Gemüt ein stillbeglückendes Gefühl. Was ich dir da sage, nehme ich aus meiner eignen Stimmung. Wie ich auch überall sie vermisse, und wie schmerzlich mich auch sehr oft diese Sehnsucht bewegt, so führt doch dies stille Leben wehmütiger Erinnerung, das uns hier in großer Einsamkeit hinfließt, auch eine große Süßigkeit mit sich. Ich bin in mir gewiß, daß es so fortdauern wird, und möchte es mit keinem andern vertauschen." Freilich würde Talleyrand den Mann, den er von seinem Standpunkte elendester diplomatischer Gaunerei aus auch damals nicht zu beurteilen vermochte, als er in ihm nur einen eingefleischten Sophisten sah, auch hier nicht verstanden haben; für seinesgleichen ist eine

Digitized by Google

Verbindung von Verstand und Gemüt, wie sie bei Humboldt zur Erscheinung kam, unfaßbar. Während er sich bemühte, die Ausdehnung der Geisteskräfte abzumessen, die Humboldt ihm gegenüber entfaltete, konnte er nicht bemerken, in welche Fernen ihm das innere und eigentliche Wesen eines Mannes entschwand, der dem Erzverräter gegenüber die Waffen zeigte, mit denen er sein besseres Selbst verteidigte.

Wilhelms Bruder Alexander erscheint in dem Buche als liebevoller Onkel und unerschöpflich anregender und geistreicher Erzähler. Für die Naturforschergesellschaft trifft er im Jahre 1828 weitläufige Einrichtungen und empfängt — und beantwortet! — mehr als sechzig Briefe von Gelehrten, die ihn bitten, ihnen Betten ohne Wanzen zu besorgen. Im Jahre 1839 ißt er an der königlichen Tafel „Trappenbraten, eine Art fliegendes Rindfleisch," und muß sich, als er für seine Nichte Platz im Schlosse zu verschaffen sucht, um die Feierlichkeiten bei der Beisetzung Friedrich Wilhelms III. anzusehen, die Antwort gefallen lassen: „Es is nischt, Alterchen, und wenn Sie ne kleene Excellenz wären!"

Von Friedrich Wilhelm IV. wird ein Brief mitgeteilt, der seinem Herzen alle Ehre macht. Humboldts Schwiegersohn hatte aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied erbeten, der König bittet ihn, vorläufig noch nicht definitiv zu beschließen, und sagt am Schlusse seines Schreibens: „Ich bitte Sie, nehmen Sie es nur recht ernst mit Ihrer Gesundheit, und macht Ihnen das Mühe, so denken Sie, Sie arbeiten für meinen Dienst."

Das Leben der beiden Töchter Adelheid und Gabriele, von denen die eine mit dem spätern General von Hedemann, die andre mit dem Legationsrat von Bülow vermählt war, spielt sich von der frühesten Kindheit an vor unsern Augen ab. Erzogen von einer Mutter, der die jüngere Tochter offenbar aus der Seele spricht, wenn sie jene Zeiten glücklich preist, in denen man „Stützen, die moderne Abhilfe einer modernen Schwäche ebenso wenig kannte, wie die schreckliche Erfindung der Kindergärtnerinnen, unter deren Leitung unsre armen Kinder heute sogar das Spielen methodisch lernen müssen," bewahrten sie sich in ihrem ganzen Leben eine Unbefangenheit des Denkens und Handelns, die in dem Briefwechsel zu wahrhaft erfrischendem Ausdruck kommt. Als kleines Kind erzählt Adelheid von ihrem Balkon in Marino den Kindern der Nachbarschaft, sie habe einen Mann und sechs Kinder, und wird wütend, als die — allerdings wegen ihrer Ungezogenheit bekannte — Straßenjugend des Städtchens ihr nicht glauben will. Als sie ein sehr wenig heiliger Mann aus dem Gefolge des bei Castel Gandolfo spazieren gehenden Papstes fragt, warum sie vor dem Papste hinkniee, da sie doch nicht an ihn glaube, antwortet sie zum Gelächter der Anwesenden: „Ich glaube an ihn, ihr aber nicht!"

Die jüngere Schwester bezauberte vom frühesten Alter an alle Welt. Als sie dem alten Blücher einen Blumenstrauß überreichte, drohte er, „die Kleene

Digitized by Google

zu entführen, meine Frau is so so alleene, da gäb es doch was niedliches im Hause, die schwarzen Ogen muß sie aber helle waschen, das ist Tagesbefehl." Als ihr Gemahl, Heinrich von Bülow, preußischer Gesandter in London geworden ist, wird sie mit einem Schlage in die große Welt versetzt und erwirbt schnell die Zuneigung und Achtung des englischen Hofes und der gesamten Hofgesellschaft. Aber auch als „Gesandtenweib," wie ihre Schwester sie stets nennt, ändert sie nichts in ihren Anschauungen: ihren Kindern gegenüber ist sie stets, trotz aller Ansprüche des aufregenden Londoner Lebens, die liebevollste Mutter, sodaß man dem ganzen Buche das Wort des Talmud, das Wilhelm von Humboldt zitirt, voransetzen könnte: „Der nur findet süß den Ton der Flöte oder der Zimbel, der nie das Geschwätz der Kinder gehört hat," und der Welt gegenüber zeigt sie ein eigentümliches Gemisch von Weltklugheit und Leichtlebigkeit, dem gegenüber auch der steifste Engländer machtlos war.

Als ihre Kinderfrau in London für das kleinste Kind ein seidnes Kleid als drawing-room dress verlangt, und zwar einerseits um nicht „den Spleen zu bekommen" und andrerseits „als Zeichen meiner Zufriedenheit mit ihr," giebt sie ihr ruhig nach, ohne freilich den Wunsch zu unterdrücken, doch noch einmal nach „einem andern, in den Moden vernünftigern Ort als London" zu kommen. Die englischen nurses bedürfen, klagt sie, mehr Bedienung als das Gesandtenweib. Sie stopft in London Strümpfe, aber im Versteck und mit klopfendem Herzen, aus Furcht, dabei entdeckt zu werden; „denn die Leute hätten allen Respekt verloren und mich obendrein für eine Heidin gehalten, da ich am Sonntag arbeitete." Mit der Dienerschaft darf sie nicht sprechen, denn die house-keeper ist ihr Sprachorgan. Solchen echt englischen Zuständen verdankt sie auch manchmal eine Überraschung: „So begegnete ich neulich oben dem Küchenmädchen, die zwar schon seit einem Jahre oder länger hier ist, die mein Auge aber noch nicht erblickt hatte, und die so wunderhübsch ist, daß ich nur gewünscht hätte, sie wäre nicht so erschrocken gewesen, damit ich sie länger hätte ansehen können; aber sie floh wie ein Reh, da sie sich in den obern Regionen eigentlich gar nicht sehen lassen darf. Ich wollte, sie könnte mir aus ihrer Unterwelt herauf etwas von ihrem schönen Teint abgeben." Vor allem erleichtert ihr die Güte ihres Herzens ihre Stellung gegen das Heer von Dienern und Dienerinnen, die „so gewohnt sind, wie Maschinen behandelt zu werden, daß die geringste Äußerung und Bezeugung, daß man sie nicht für solche hält, in ihnen unendliche Freude und Dankbarkeit erregt." Als sie einem zu einer bessern Stellung abgehenden Hausmädchen einige freundliche Worte mit auf den Weg gab, war diese „so gerührt, daß sie weinte — noch dazu ist sie ein Koloß an Größe und Stärke — und ihre Rührung gleich dem ganzen Hause mitteilte."

Die merkwürdigste Gestalt des Londoner Kleinlebens, das sie mit scharfem Blick verfolgt, ist der Koch, der in Verzweiflung ist, weil seiner Gebieterin, da

Digitized by Google

sie nicht mitspeisen kann, ein schöner Hase entgeht, den er für sie aufgehoben hatte, der alle Morgen „den Küchenzettel feierlich in der dritten Position mit einer tadellosen Verbeugung übergiebt“ und außerhalb des Hauses zu Fuß, zu Pferde oder im Kabriolet stets im elegantesten Anzug zu sehen ist. Schließlich „schwang er sich zum Opernsänger auf, und Bülows hatten einige Jahre später die Überraschung, ihn mit vielem Erfolg auftreten zu sehen und von der Bühne her eine besondre Verbeugung zu erhalten, die an Feierlichkeit der ehemaligen bei Überreichung des Küchenzettels nicht nachstand.“

Unwiderstehlich komisch ist die Geschichte von Humboldts Porträtirung durch Sir Thomas Lawrence. Er hatte den Kopf so weit vollendet, als er überhaupt seine Bilder zu vollenden pflegte. Nun befand sich aber der Kopf auf einem Körper, der unendlich viel größer war als Humboldt, und „Bülow will darin das Bild Lord Liverpools erkennen, behauptet wenigstens, ein Porträt von diesem in solchem braunen Rock zu kennen, und es ist sehr zu glauben, daß dies eine Kopie werden sollte, die man nachher vom Porträt des abgesetzten Ministers nicht mehr hat machen wollen. Daß hier nun zwei totige Minister über einander hausen müssen, ist komisch.“

Ihr richtiges Urteil und ihre gesunde Menschenkenntnis bewahrt sich Gabriele überall. Talleyrand ist ihr „eine widerwärtige Figur, die einen jedesmal von neuem wieder verwundert und mir sozusagen eine Art von Übelkeit erregt.“ Man sieht ihn nach diesen wenigen Worten ordentlich hereintreten, wie er, um die Schilderung eines andern Beobachters hinzuzufügen, „seinen unförmlichen, seitwärts etwas verschobnen Oberkörper auf zwei lahmen Füßen in den Salon schleppt. In seinem zusammengeschrumpften, erdfarbnen Gesichte lagen zwei kleine, nichtssagende Augen. Überaus ekelhaft zeigte sich der zahnlose, breitgeschlitzte Mund. Beim Diner legte er seinem rasenden Appetit durchaus keinen Zwang an und verschlang, was ihm vorkam. Er griff mit der Hand in die Schüssel und drehte eine eingemachte Pflaume in der Sauce herum, ehe er sie mit den dürren Fingern in den Mund beförderte. In den kurzen Pausen zwischen den Gerichten trug er die erklärteste Langeweile zur Schau; er sprach fast kein Wort, gähnte aber mehrmals mit einer Art von Geblök.“

Frau von Bülow überlebte ihren Gemahl, der den Anstrengungen seines Gesandtenpostens und des später von ihm verwalteten Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten nicht gewachsen war und im Jahre 1846 starb, sowie ihre sämtlichen Geschwister; sie hatte den Schmerz, die Bibliothek ihres Onkels Alexander und alles ihm sonst gehörige an den Kammerdiener Seyffert fallen und die Freude, die Denkmäler der Brüder vor der Universität enthüllen zu sehen. Von dem Inhalte des Buches ihres Lebens — denn als solches kann man das vorliegende bezeichnen — haben wir hier nur eine schwache Vorstellung geben können. In ihrer Jugend erlebte sie es, daß für

Digitized by Google

die in Rom geſtorbne Königin von Spanien bis zu ihrer Beiſetzung in St. Peter im Palaſte Barberini täglich gekocht und angeſpannt wurde, und im Alter trat ihr die hausbackenſte Berliner Wirklichkeit nahe, wenn die Joſe ihrer Tochter Gabriele zu dieſer ſagte: „Ach Jotte doch, Fräulein Jabrijelchen, Herr von Loën iſt doch jar zu löblich, und der älteſte Herr von Loën iſt ein rechter Menſchenfreund, und der jüngſte hat eine jar zu ſchöne Baßſtimme. Ach Jotte doch, das Wetter iſt ſo ſchlecht, die Wäſche ſieht ſo betrübt aus.“

Aus der Zahl der bedeutenden Männer, die ihrem Leben nahe traten — ein gutes Sachregiſter giebt darüber erwünſchte Auskunft —, führen wir nur noch Raoul Rochette an, dem Alexander von Humboldt in Tegel mehrere Antiken zeigen wollte, die ſich Frau von Hedemann aus Mangel an Raum und um für Einquartierung Platz zu ſchaffen, in einem ihrer nicht ſehr würdigen Raum proviſoriſch unterzubringen genötigt geſehen hatte. Die reizende Schilderung möge man in dem Buche ſelbſt nachleſen.

Das ganze Buch iſt mit eben ſo viel Geſchick als Sachkunde redigirt; nur S. 132 läßt Friederike Brun (deren „Römiſchem Leben“ hier ein Brief entnommen iſt) Frau von Bülow bei der Marguerita ſtatt bei der Margutta vorbei auf den Pincio hinauffahren.

Bilder aus dem Weſten

Von E. Below

4. Auf dem Weltfleiſchmarkt

Raum, Ellenbogenweite, Bewegungsfreiheit — damit iſt es leicht, neue Welten, neue Reiche und neue Geſellſchaftsordnungen zu gründen. Das waren ſo die letzten Worte des Doktors, als ich ihn verließ und daran mußte ich den nächſten Tag bei der Beſichtigung des großartigen Weltfleiſchmarktes von Kanſas City wieder lebhaft denken.

Der Berliner Zentralviehhof iſt ja ein Muſter von vorſchriftsmäßiger Ordnung und Reinlichkeit gegenüber den Stock-yards von Kanſas City; die hübſchen wohlgeordneten Straßen des Berliner Viehhofs, wo die einzelnen Fleiſcher ihr Vieh abliefern und abholen, die reinlichen Wartesäle der zu ſchlachtenden Schweine, Schafe und Rinder ſtellen ja alles derartige in Amerika in den Schatten, wo Angebot und Nachfrage kein Warten erlauben und

Digitized by Google

alles dreifach so rasch gehn muß als in Deutschland. Aber während der Berliner Zentralviehhof ein Muster dessen ist, was polizeiliche Ordnung vermag, ist der amerikanische Weltfleischmarkt ein Beispiel davon, bis zu welchen ungeahnten Graden der Lieferungsfähigkeit sich eine auf gemeinsame Interessen aufgebaute Einrichtung steigern kann, auch ohne viel polizeiliche Regelung, auch ohne Gängelung und Eingreifen des Staates, nur durch den Instinkt des Bedürfnisses und der Gegenseitigkeit.

Eine große Halbinsel oder Landzunge des Missouri, ein ganzer Stadtteil ist gefüllt mit den vierzehn Schlachthäusern und deren zugehörigen Fabriken, Guanowerken, Eishäusern, Kisten- und Blechbüchsenwerkstätten, Butterfabriken u. s. w. Je mehr wir uns diesem Gewirr von hochstöckigen, kastenförmigen weißen Häusern, von Bahnzügen, Fabrikschloten und Viehtransporttreppen näherten, um so zudringlicher umfing uns der Geruch von altem Talg und frischem Guano, vermischt mit dem verbrannten Horns. Alles, wo wir gingen und standen, atmete Fettduft. Man kam sich beinahe selbst wie mit einer Fettschicht überzogen vor. Der Konsul ging mit mir über ein halbes Dutzend Bahnstränge, wo große Güterwagen mit Gefriereinrichtung in langen Zügen der Füllung harrten, um dann auf die Flußbahn gebracht zu werden. Die Bahnsteige standen offen wie überall in Amerika. Ungehindert gingen wir durch bis in das Allerheiligste des Herrn Armour. Es war ein großer Komptoirsaal, der in sich etwa dreißig bis vierzig Abteilungen barg, so eingerichtet, wie man jetzt allgemein die großen Geschäftshäuser in England und in den Vereinigten Staaten einrichtet: ein großer, hoher Oberlichtsaal, mit langen Mittel- und einigen Seitengängen, von denen jeder rechts und links mehrere Sitz- und elegante Stehpulte nebst Sesseln und der nötigen Sprechzimmereinrichtung birgt. Alle sind durch lautlose Telegrapheneinrichtungen mit mehreren der Hauptpulte verbunden, sodaß es kein Kommandiren giebt; Depeschen und Briefe zum Registriren oder Abschreiben werden nicht herumgetragen, sondern bewegen sich oberhalb der Pulte an Schnüren und Drähten wie in kleinen Drahteisenbahnen ähnlich wie bei den Packet- und Geldbeförderern in den großen Verkaufsgeschäften. Man hört nur gedämpfte Stimmen hier, wo hunderte von Menschen angestrengt arbeiten. Selbst das Ticken der Schreibklaviere klingt gedämpft, leiser als das Kreischen der Federn, die es hier nur ausnahmsweise giebt. Wer nicht Schreibklaviere benutzt, bedient sich meist des Tintenstifts. Die Zahlplatten sind aus Glas oder Marmor, die Drahtgitter um die einzelnen Komptoirabteilungen zierlich bemalt und vergoldet. Alles ist solid und geschmackvoll. Man sieht keine altfränkischen Schränke, nur höchst elegante eiserne Geldschränke, die nachts in die Erdgeschosse versenkt werden, wo sie unter Wasser gesetzt werden können. Das Uhrwerk ihrer Schlösser ist so eingerichtet, daß selbst der Vertrauensmann den Schrank nur um die Stunde öffnen kann, auf die er es selbst am Abend vorher eingestellt hat.

Digitized by Google

An einem der Pulte saß Mr. Armour. Herr von Rahden führte mich bei ihm ein und stellte mich dem „Alten" vor.

Der Alte, the old man, das ist in Nordamerika wie bei uns der Ehrentitel jedes Prinzipals. Aber er entbehrt des mitleidigen Beigeschmackes, den wir ihm im Deutschen zu geben geneigt sind. Er kommt Alten wie Jungen zu, wenn sie Chefs sind.

In diesem Falle war der „Alte" ein wirklich schöner, ältlicher Herr mit interessantem, klugem Gesicht, etwas graugemischtem Haar, noch dunkeln buschigen Augenbrauen und tiefliegenden, dunkeln, scharfen Augen. Er trug nur den börsenmännisch zugeschnittnen Backenbart, der Mund war scharfgeschnitten, die dünnen Lippen, einem Sparbüchsenschlitz gleichend, wurden trotz ihres verbindlichen Lächelns, wenn sie nicht zum Sprechen geöffnet waren, festgeschlossen gehalten. Die Sprache war leise, gemessen, verbindlich, bestimmt, kurz, ohne Umschweife. Man hätte diese schöne, vornehme Sechzigergestalt mit ihrem leicht vorgeneigten Denkerkopf eher für einen Börsenfürsten oder Diplomaten als für einen Fleischereidirektor halten können.

Auf meinen Wunsch, nachdem ich die Einrichtung des Berliner Zentralviehhofs studirt hatte, nun auch dieses Zentrum des Weltfleischmarktes kennen zu lernen, ging Herr Armour mit der größten Bereitwilligkeit ein, nachdem ich ihm von der Berliner Musteranstalt einiges, das ihn interessirte, hatte erzählen müssen. Ich wurde der Führung eines jungen Engländers, des Inspektors der Schlachtsäle, anvertraut.

Wir traten in einen großen, halbdunkeln, von Blutgeruch erfüllten Raum. Doch halt: nur der, dessen Nerven stark genug sind, trete mit uns ein! Auch dem abgehärtetsten, der sich plötzlich in diese Blutatmosphäre versetzt sieht, können seltsame Gedanken durch den Kopf gehen beim Anblick dieses schrecklichsten aller Handwerke, auch einem, der jahrelang auf den Leichensälen einer Universitätsanatomie gearbeitet und zweiundzwanzig Schlachten und Gefechte als Schwadronarzt mitgemacht hat, kann dabei merkwürdig zu Mute werden.

Zumal wenn ein neugieriger Gast mit hereinschlüpft und allerhand Kreuz- und Querfragen aufwirft, die gar nicht zur Sache gehören! Das war der erste milde Frühlingssonnenstrahl, der sich durch den Thürspalt hereingestohlen hatte in diesen halbdunkeln, von Blut und Todesröcheln erfüllten Raum, in einer Lache hellroten Arterienblutes am Boden spielte und das brechende Auge eines eben geschlachteten großen Wiederkäuers beschien, als ob er fragen wollte: Laßt sehen, ob wirklich das Sterben für Tiere leichter ist als für Menschen! Zudringlich blickte er mir über die Schulter, als ich nun alle die praktischen Einrichtungen bewunderte.

Dort in der Mitte der großen Halle werden die zum Schlachten hereingeführten Ochsen mit dem Kopf an den Boden gefesselt, durch einen Beilhieb an die Stirn betäubt, dann in die Höhe gezogen und hängend entblutet. Alles

Digitized by Google

geht mit fast geräuschloser Geschäftsmäßigkeit vor sich in diesen von Blut dampfenden und täglich von dem letzten Lebensodem von mehr als fünfhundert großen Vierfüßlern erfüllten Räumen.

Wie viel Minuten wohl das Gehirn nach dem Augenblick des Schlachtens noch den Schmerz empfinden mag? fragte der Sonnenstrahl an meiner Seite. Wie der Kopf des Enthaupteten noch minutenlang nach den vorher verabredeten Zeichen den Fragenden mit den Augen nach rechts und links verfolgt — auch ohne Sprache und Luftröhre —, so ist gewiß auch bis zur völlig eingetretnen Blutleere des Hirns Schmerz vorhanden, auch nach dem letzten Todesschrei. Und wie lange mag das bei so großen Tieren dauern?

Ich wendete mich von dem unbequemen Frager ab, meinem freundlichen Führer, Mr. Twain, zu, der uns aus der Liste seines Taschenbuchs mitteilte, daß hier im vorigen Jahr, d. h. vom ersten November 1888 bis zum ersten November 1889, nicht weniger als 150 377 Stück Rindvieh geschlachtet worden seien.*)

Wenn Sie die handliche und äußerst praktische Art ansehen wollen, wie hier sechstausend Schweine täglich (das heißt sechshundert in einer Stunde, den Tag zu zehn Arbeitsstunden gerechnet) geschlachtet, gebrüht, zerteilt und zu Wurst verarbeitet werden, so bitte ich die Herren, sich mit mir unter der Hochbahnbrücke hinweg in dieses Gebäude dort zu begeben, sagte Mr. Twain.

Wir schritten mit ihm über Schienen hinweg, die noch rasselten von dem Gewicht eines Schweinefleischzuges, der sie gerade verlassen hatte. Über unsern Köpfen polterte auf der von eisernen Pfeilern getragnen Hochbahn ein endloser Wagenzug mit hunderten von quiekenden Schweinen beladen heran, und dort, jenseits der großen Rotunde, zog über die Dächer der vielen Schuppen wieder eine schwarze Schlange von etwa vierzig Güterwagen, die, wie uns Mr. Twain versicherte, nichts weiter enthielten als neugefertigte Blechbüchsen.

Bald standen wir vor dem Eingange zum Schweineschlachthause.

Wir sahen, wie oben Schweine aus einem eben angelangten Zuge auf eine geräumige hölzerne Plattform ausgeladen wurden. Arglos und fröhlich ließen sich die Tiere das gefallen. Sie ahnten auch nichts böses, als sie die anfangs recht breite Holzbrücke entlang getrieben wurden. Sie

*) Das macht auf die Woche über 3000, auf den Tag über 400. Kälber wurden in derselben Zeit 3341 geschlachtet und Schafe 41912. Am meisten wurde unter den Schweinen aufgeräumt: 600526 wurden in dem einen Jahre hier getötet. Diese Zahlen sind übrigens noch nicht das höchste, was diese Anstalt täglich und jährlich leisten kann. Wenn alle gegebnen Möglichkeiten bis zum äußersten ausgenutzt werden, können täglich 8000 Schweine, 1200 Ochsen und 500 Schafe geschlachtet werden. Denn die Anstalt nimmt ein Areal von 12 Acres ein, wovon 8 Acres allein mit Fabrikgebäuden bedeckt sind. Die Schuppen erstrecken sich über ein Areal von 18 Acres. Die Hofräume nehmen 30 Acres ein.

Digitized by Google

drängten sich sogar förmlich nach vorn, um aus dem größten Gewühl heraus in die geträumte Freiheit zu kommen. Aber die Brücke wurde immer enger, bis sie schließlich nur noch ein Schwein begehen konnte nahe am Eingange zur Todespforte. Der von den Ankömmlingen, der sich unter Grunzen und Quieken am meisten nach vorn gedrängt hatte, kam zuerst aus dem frohen, arglosen Diesseits in das schreckliche Jenseits, dessen Inneres wir nun betraten.

Wir mußten uns eine enge, schlüpfrige Holztreppe hinaufzwängen und kamen nun aus dem halbdunkeln Erdgeschoß in ein etwas höher gelegnes ziemlich enges Gelaß, den Raum, wo jene enge Brücke mündete. Hier waren zwei starke Neger beschäftigt mit folgenden sich stets wiederholenden Handgriffen. Der eine legte dem in dem schmalen Gange ihm zugetriebnen Tiere die von der Wand herabhängende Eisenkette um einen der Hinterfüße, der andre stach das plötzlich durch eine unsichtbare Maschinerie an der Wand in die Höhe gezogne Schwein ab und ließ es, während das Blut in den großen Kasten floß, in dem er stand, langsam an der um einen schräg herablaufenden Mastbaum geschlungnen Kette herabrutschen bis an die Ausgangsöffnung dieses Gelasses, wo schon zehn bis zwölf eben geschlachtete Schweine an den Hinterfüßen hängend dieselbe Rutschpartie im Verblnten durchgemacht hatten. Dort unten verschwand dann eins nach dem andern durch ein Loch in der Mauer und glitt hinein in eine Art langgestreckten Troges in einem Nebenraum, wo sich wiederum sieben Neger in folgende Arbeiten teilten, von denen jede auch nur aus ein paar Handgriffen bestand und ebenfalls nur immer höchstens einige Sekunden in Anspruch nahm. Am Boden des Troges war eine eiserne Kette, die die Schweine von einer Station zur andern zog, in stetig abwärts gleitender Bewegung. Sie stand in Verbindung mit jener ersten unheimlichen Kette, die dem Tier beim Empfang um seinen Hinterfuß gelegt worden war. Der lange, schräg abwärts laufende Trog war der Brühtrog, in dem die Toilette des Schweines bis zum Zerteilen vollendet wurde. Der erste Neger tauchte das Tier, das zwei Minuten vorher noch gelebt, aber meist nach dem Fesseln des Fußes keinen Laut mehr von sich gegeben hatte, in das kochende Wasser zum Abbrühen der Borsten. Der zweite, mit einer großen Scheere bewaffnet, entfernte die groben Borsten, die gesammelt wurden. Der dritte rasirte das entborstete Schwein glatt und kahl. Der vierte umschnitt dem von der Kette weitergezognen Tiere den Kopf kunstgerecht, daß der fünfte den zum Kochen fertigen Schweinskopf mit einem Beilhiebe abtrennen konnte. Der sechste besorgte das Öffnen und Entfernen der Eingeweide, und der letzte spaltete mit einem langen, rechteckig geformten Beil das ganze Tier der Länge nach meist nur mit einem gewaltigen Hiebe in zwei völlig gleiche Hälften. Das letzte geschah auf einem großen Schlachttisch. Sofort nach jedem Hiebe senkte der Neger dies meterlange Beil in kochendes Wasser, das beste Mittel, es scharf zu erhalten. Fast in demselben Takt, womit

Digitized by Google

in dem vorigen Raume die Tiere an der Kette in die Höhe gezogen wurden, geschah hier der spaltende Beilschlag, und während ich, das scharfe Beil bewundernd, die sechs Sekunden von einem zum andern Schlage zählte, wanderten im Nebenraume schon die Fleischstücke unter die Wurstmaschine, sodaß man sich des Eindrucks nicht erwehren konnte, das Wurstfleisch müsse nach den paar Minuten, die seit dem Töten des Tieres verflossen waren, noch Körperwärme haben.

So ging ununterbrochen das taktmäßige Klappklapp. Die Schneide des haarscharfen langen Beiles funkelte in dem Sonnenstrahl, der sich auch hier wieder durch einen Fensterritz in den halbdunkeln Raum verirrt hatte und das der Länge nach gespaltene rosig schimmernde Rückenmark weißgolden aufleuchten ließ.

Was ist kunstvoller, dachte ich, als der Bau der wunderbar verschlungnen Nervenleitungsbahnen von Hirn und Rückenmark, und hier werden sie mit einem Schlage vernichtet! Wie viel Millionen von Jahrtausenden hat Mutter Natur unermüdlich gearbeitet, dies nach Milliarden von fehlgeschlagnen Versuchen endlich zu Wege zu bringen! Wieviel solcher Versuche vom ersten kleinen Zellentierchen im Urschlamm des Meeresgrundes bis zur ersten richtigen Nervenzelle! Und welche Ewigkeit von Geduld gehörte erst dazu, aus den Uranfängen der Hirn- und Rückenmarksbildung der niedersten Wirbeltiere diese Verschlingung von zweckmäßig angeordneten Fasern und Strängen zu schaffen, die sich kreuzen, sich vereinen, sich trennen, Leitungen und Nebenleitungen herstellen und schließlich im Hirn das vollendetste Kunstwerk zeigen! Wer gab dem Menschen das Recht, hier so zerstörend einzugreifen? fragt man sich unwillkürlich. Nicht die Natur. Denn es ist wider unsre Natur. Das Recht des Stärkern ist nicht immer dem Gesetz der Natur entsprechend. Wird sich wohl die Natur für diese Widernatürlichkeit einst am Menschengeschlecht rächen? Beginnt vielleicht schon mit den Seuchen wie Trichinose und Aktinomykose im stillen dieses Rachewerk für die Abirrung von dem richtigen, natürlichen Instinkt in unsrer Nahrungs- und Lebensweise?

Doch wohin gerate ich wieder von dem im Sonnenschein schimmernden Rückenmarksstrange? Aufgemerkt! Mr. Twain teilt uns eben aus seinem Notizbuch mit, daß sich in diesen Tagen die Zahl der täglich wirklich geschlachteten Schweine auf 6664 belaufen hat, also über sechshundert in der Stunde (bei Zehnstundenarbeit), zehn in der Minute, was genau den sechs Sekunden entsprach, die ich nach dem Sekundenzeiger meiner Taschenuhr zwischen den Beilschlägen abgemessen hatte.

Wo bleibt da Berlin? fragte ich mich und dachte an die gemütliche Art, wie sich dort ein Mann mit einem Beil des Schlachtgeschäfts entledigte, indem er an den Koben ging, wo vier oder fünf Tiere beisammen waren, einem davon einen Schlag vor den Kopf gab und, wenn es nicht umfallen wollte,

Digitized by Google

einen zweiten; wo dann das Tier rite, wie ſichs für Deutſchland gehört, geſchlachtet wurde, wobei ſechsunddreißig Fleiſchproben auf Trichinen gemacht wurden, und zwar ſo, daß jeder der ſechs Fleiſchprobenbringer ſie an die Direktion ablieferte und dieſe ſie ſo an die am Fenſter ſitzenden Mikroſkopiker verteilte, daß keiner wiſſen konnte, von welchem Schwein die Proben waren, die er unterſuchte.

Nachdem ich die rieſigen Maſſen bewundert hatte, die von Armours täglich zu Markte gebracht werden, war ich nun doch neugierig, wie es hier mit der ärztlichen Unterſuchung des Fleiſches ſtünde. Ich beſchloß, mir darüber beſtimmte Aufklärung zu verſchaffen. Ehe ich jedoch mit Herrn Armour darüber verhandeln konnte, mußte ich alle die mit den Schlachthäuſern verbundnen Fabriken in Augenſchein nehmen (die voriges Jahr achtzehn Millionen Pfund Speck, 2,3 Millionen Pfund Fettöl, 5,7 Millionen Pfund Wurſt, 12,2 Millionen Pfund Büchſenfleiſch, 80,3 Millionen Pfund Pökelfleiſch, 34,6 Millionen Pfund Rauchfleiſch, 2,2 Millionen Pfund künſtliche Butter, 5,2 Millionen Pfund Guano und 6,4 Millionen Pfund Blechbüchſen fabrizirten und auf den Weltmarkt brachten).

Ich bewunderte die Ausdauer des Herrn von Rahden, der ſo tapfer alle die ſchlüpfrigen Treppen mit uns auf und ab ſtieg, als wir aus den Pökelkammern in die Räucherkammern und wieder von da in die Gefrierräume klommen. Ohne die vielen Fahrſtühle, die uns mitunter mühelos und geräuſchlos hinauf- und hinabbeförderten, wäre es wohl nicht möglich geweſen. Jeder Tritt war ſchwierig, denn in den Büchſenfleiſchfabriken, in der Pepſinfabrik, in der Butterfabrik, überall glitt man aus, hier auf verkrümelten Fleiſchreſten, dort auf Fettklümpchen. Zwar wurde vor uns fortwährend von Angeſtellten mit großen breiten Scheuer- und Gummibürſten der Cementfußboden und der Holzfußboden gereinigt und vom geringfügigſten Unrat geſäubert, aber man gewöhnt ſich trotzdem bei der ſtundenlangen Beſichtigung eine Art von Matroſenſchritt an. Als ich Herrn von Rahden, der doch nicht das Intereſſe an der Sache haben konnte wie der Arzt und Hygieniker, meine Bewunderung über ſeinen Eifer ausſprach, teilte er mir mit, daß er zwiſchen der mexikaniſchen Regierung und der der Vereinigten Staaten wegen Schweinetransport nach Mexiko unterhandle, wo dieſe Tiere faſt ungenießbar, mager und voll Finnen wären, was ich aus eigner langjähriger Erfahrung beſtätigen konnte.

Das Geldgeſchäft, ſagte er, das damit verbunden iſt, wäre nicht gering, nur muß man gehörig über alles, was damit zuſammenhängt, unterrichtet ſein, darum ſind dieſe Stunden der Belehrung, die ich hier zubringe, für mich von größter Wichtigkeit!

Ne quid respublica detrimenti capiat? fragte ich.

Mit Finnen und Trichinen? entgegnete er, ja Doktor, das iſt noch ein

Digitized by Google

dunkler Punkt bei der ganzen Sache, den müssen wir den Ärzten überlassen; so lange es keine internationale Sanitätspolizei, so lange es keinen Welthygieneverband giebt, waschen die Landpfleger von altersher ihre Hände in Unschuld.

Und mit vollem Recht! erwiderte ich, und sie werden es thun, so lange von dieser juristischen „Unschuld" die Welt regiert wird, statt, wie sichs gehörte, von den Naturgesetzen und deren Vertretern in deren Sinne!

Wir befanden uns jetzt in Räumen, wo meterhohe Berge feingehacktes Fleisch, Speck, Pfeffer und Salz aufgetürmt lagen, die vorher in Bottichen durcheinandergemischt waren und nun in frischgespülte Därme gefüllt wurden. In einem andern Raume stopfte eine große Maschinerie Blechdosen, die neu und spiegelblank hereingeschleudert wurden, mit frisch gekochtem Fleisch durch einen Stempeldruck, und zwar immer ein Dutzend solcher Dosen auf einmal. Die dazu nötigen Fleischmassen, in großen oder kleinen Würfeln, wurden von einem großen Fenster aus hereingeschoben aus einem dampfenden Nebenraum, wo Negerfrauen mit aufgestreiften Ärmeln mit Hacken und Auslesen des frischgekochten Fleisches beschäftigt waren. Die eine schob ganze Türme von Schafzungen durchs Fenster herein, die andre die für das Corned Meat ausgesuchten Fleischstücken, eine dritte größere Würfel für Armeekonserven u. s. w.

Woher kommen alle die Büchsen so neu und so blank? fragte ich.

Aus den Armourschen Zinnbergwerken aus Swansea in England kommt das Blech, und teils dorther, teils aus den Wäldern der Andenhochländer kommen die Bretter zu den Kisten. Die Bretter wurden fortwährend, aller zehn Minuten, von außen, wo sich ein Wagen nach dem andern seiner Holzbestände entledigte, in den anliegenden Saal hineingeschoben. Dort formten sich vor unsern Augen durch Maschinerie unter Hilfe von ein paar Handgriffen Kisten, Kistchen, Schachteln, Deckel; die toten Bretter hoben sich, zurechtgeschnitten und aneinandergepaßt, wie von selbst in die Höhe und bildeten Boden und Seitenflächen der Holzkiste; von oben herab senkte sich der Holzdeckel mit zwei andern Seitenflächen, die herunterklappten, und die Kiste zur Aufnahme für die gefüllten Blechbüchsen war fertig und wanderte in den obern Saal, wo sie ohne Verzug gefüllt und abgesendet wurde. Vielleicht noch während wir dastanden und uns darüber unterhielten, wanderte sie schon mit dem eben abgehenden Fleischzuge nach Chicago und Newyork, um von dort nach England und Deutschland verschifft zu werden und als wohlgeprüftes englisches trichinenfreies Büchsenfleisch deutsche Magen zu füllen.

Kindliche Unschuld der Welt in Sachen der Naturgeschichte! dachte ich, als ich mich nach diesem ermüdenden Tage zur Ruhe legte. Wozu braucht die Welt von heute, die Welt der Dollarhetze, auch noch Natur und Naturwissenschaften? Die Welt wäscht ihre Hände in Unschuld — das ist Sache der Herren Ärzte, sonst bleibt ja für die gar nichts mehr zu thun übrig.

Digitized by Google

wenn Trichinen, Finnen, Strahlenpilz und ähnliches von vornherein gänzlich aus der Nahrung verbannt werden sollten.

Und ich sah sie im Traume alle der Reihe nach ihre Hände waschen in dem großen Kübel, an dem geschrieben stand: Ignorantia. Da stand der Börsenfürst mit dem Sparbüchsenmunde, und der Konsul und der Neger mit dem Beil und der Neger mit der Kette warfen haufenweise in den großen Molochsrachen die Gold- und Silberdollars, die sie durch die Verwüstung ringsum erbeutet hatten. Denn ringsumher sah es wie ein blutiges Schlachtfeld aus: geopferte Menschen und Tiere lagen herum, so weit das Auge blicken konnte. Sie waren der wilden Geldjagd, der Unnatur und den Seuchen zum Opfer gefallen, und der Neger mit dem Beil troff von Schweiß und wischte die blutige Schneide ab und steckte das Beil in die rote Flüssigkeit in dem Bottich der Unschuld, und dort wusch der Kettenmann seine Hände und der Konsul, alle mit triumphirendem Lächeln um sich blickend und sich des Gewinnes freuend, den sie dem Moloch durch ihre blutige Arbeit in den Rachen schoben. Auf dem Beil aber standen die Worte: Geld ist Macht.

Da fiel ein Lichtstrahl mitten hinein in diese schauerliche Runde, es war mein Sonnenstrahl, der mich heute überallhin verfolgt hatte. Es war wie eine schöne Lichtgestalt, ein Genius in hellem Gewande und mit einem Banner, darauf standen die Worte: Wissen ist Macht. Und wohin sein Banner wehte, da erhoben sich die Leiber der Erschlagnen zu neuem Leben und stürzten den Molochsaltar, den Bottich der Unschuld um, und alles gerettete blickte dankbar zu dem Genius mit dem Banner empor. Auf die Frage, wie er sich nenne, antwortete er: Ich bin die — Das letzte Wort konnte ich nicht verstehen, und während ich noch darüber grübelte, wachte ich auf und dachte weiter darüber nach; es konnte nichts andres heißen als: die Welthygiene. Dann machte ich mich auf zur Fortsetzung meiner Besichtigung des Weltfleischmarktes.

Das zweite Tagewerk war nicht minder anstrengend als das erste. Alles, was ich noch zu besichtigen hatte, erwies sich als ebenso großartig in der Anlage, wie in der Erfindung und in der praktischen Ausführung. Zunächst sah ich die großen Gefrierräume. Sie erstrecken sich über $7^1/_8$ Acres Landes und können gegen 500 Tonnen in 24 Stunden aufnehmen. 9445 Güterwagen mit Fleisch, darunter 400 Eiswagen, sind jährlich unterwegs. Die Kühlvorrichtungen dienen einerseits dazu, das frisch geschlachtete Fleisch abzukühlen, andrerseits Wildpret, Geflügel u. s. w. nach Belieben in gefrornem Zustande aufzubewahren, wie auch Pökelfleisch und frisches Ochsen- und Hammelfleisch für den Hotelgebrauch und für den Bedarf auf den großen Dampfern gefroren zu erhalten. Bei meiner Nachfrage wegen der Abkühlung des frisch geschlachteten Schweinefleisches, das nach meiner Beobachtung noch im Wurstkessel Körpertemperatur haben müsse, wurde mir versichert,

Digitized by Google

daß auch das frisch geschlachtete Schweinefleisch 48 Stunden einer Abkühlung von 40 Grad Fahrenheit (= + 4 1/9 Grad Celsius) ausgesetzt werde, natürlich wenn Geschäft und Nachfrage diesen Zeitverlust gestatten. Doch ist der Verbrauch in manchen Tagen übergroß, wie gerade in den letzten, wo 40 bis 50000 Pfund Wurst täglich fertig gemacht werden mußten. In einzelnen Gefrierräumen wird beständig eine Temperatur von 20 Grad Fahrenheit (= — 11 Grad Celsius) gehalten; dort sah man steinharte Schweine- und Ochsenviertel, Hammelkeulen und gerupftes Geflügel aller Art, Rehböcke und Bärenschinken, die seit Jahren da als Vorrat hingen. Wenn man auf Dampfern oder in Hotels an allem Wildpret oder Geflügel zu gewissen Jahreszeiten immer denselben eigentümlichen „Hotelgeschmack" wahrnimmt, so braucht einen das also nicht zu wundern. Jedenfalls sind die beim Kochen oder Braten auftauenden Bazillen daran schuld.

Außer der Abkühlung spielt der Pökel- und Räucherprozeß eine wichtige Rolle. Nachdem das Schwein geschlachtet, gebrüht, rasirt, geköpft und geviertteilt ist, wird es, natürlich wenn es die überstürzte Nachfrage gestattet, achtundvierzig Stunden in den Kälteraum von 4 1/9 Grad Celsius gehängt und dann dreißig Tage lang bei 34 Grad Fahrenheit (= 1 Grad Celsius) Abkühlung gepökelt (mit Salpeter, Salz, Sago u. s. w.) und wenn es fürs Ausland bestimmt ist, fünf bis zehn Tage länger. 60000 bis 85000 Pfund hängen immer im Räucherhause, jedes Stück drei Tage lang, nachdem es achtzig Tage lang gepökelt ist.

Um dem Leser nicht den Appetit zu verderben, verweile ich nicht in dem Fertilizer, der Guanofabrik, sondern führe nur kurz an, ohne mich bei den großartigen mechanischen und chemischen Apparaten aufzuhalten, daß durch gewaltige Stampf- und Druckmaschinen alle Überschüsse wie Blut, Exkremente, Abfälle u. s. w. gemahlen und gepreßt werden und in Form von großen runden Broten von Siegellackfestigkeit und brauner Farbe als künstlicher Dünger in den Handel gebracht werden.

Beim Durchschreiten der vielen Säle, die der Kisten-, der Farben-, der Essenzenfabrikation dienten, kamen wir auch gelegentlich durch ein größeres chemisches Laboratorium, wo außer Fleischextrakt auch Pepsin hergestellt wurde auf dem Wege der „Präcipitation" und auch durch den Trockenprozeß. Dann standen wir wieder in einem langen Saal mit unabsehbar langen Tischen, auf denen hellgelbe und dunkelgelbe Teppiche in allen möglichen Schattirungen aufgerollt wurden. Dann wurden sie wie Teig mit Farbstoff durchgeknetet und wieder aufgerollt, zuletzt in Holzfässer gedrückt und verschlossen. Man gab uns davon zu kosten. Es war die schönste Grasbutter mit richtigem Maibuttergeschmack, wiewohl sie aus Nieren- und Darmfett hergestellt war. Die Farben lieferten die Farbenbüchsen auf den Regalen an der Wand, und die herzhaften Maikräutergerüche stammten von den unzähligen Essenzflaschen,

Digitized by Google

die das chemische Laboratorium lieferte. Der frische Heugeruch konnte ebenso gut auf Bestellung der Butter verliehen werden, wie die köstliche goldgelbe Farbe.

Nach Beendigung meiner Besichtigung hätte ich mir zu gern einige Fleischproben zur mikroskopischen Untersuchung auf Trichinen mitgenommen. Aber Herr Armour, dem ich diesen Wunsch mitteilte, fragte mich, ob ich mich nicht vorher erst einmal von der ärztlichen Kontrolle auf dem großen Viehhof (den berühmten Stock-Yards von Kansas City) überzeugen wolle, wo streng darauf geachtet würde, daß kein krankes Stück Vieh zum Schlachten zugelassen werde. Die Unterbrechung des üblichen Ganges der Dinge beim Schlachten zur Herausnahme von Fleischproben sei in einem so großartig angelegten Schlachthause eine Sache, die sehr überlegt werden müsse; ich möchte ihm wenigstens etwas Bedenkzeit lassen.

Um die Viehhöfe kennen zu lernen, mußte ich Bekanntschaft auf dem Gesundheitsamte machen. Ich sah: um zu meinem Ziele zu gelangen, brauchte ich Zeit, und da war es das bequemste, mir eine Wohnung zu suchen und mich ordentlich in Kansas City einzuleben, zumal da die Stadt so viel des Interessanten bot, daß sich diese Mehrausgabe für einen mehrmonatlichen Aufenthalt schon lohnte.

Streif- und Federzüge aus vergangnen Tagen

2

Einem jungen Frankfurter, der sein Gymnasium durchgemacht hat, liegen so ziemlich nach allen Himmelsrichtungen Hochschulen zur Auswahl so nahe, daß er die eine oder die andre besuchen könnte, ohne seinen Wohnort zu wechseln. So bequem hatten sie es freilich nicht, als neben Dampfbooten und Marktschiffen nur die Reichspostschnecke den Verkehr vermittelte, in der die Reisenden so eingeengt und eingezwängt saßen, daß sie auf der Station wie die Schildbürger kaum wußten, wem die verschiednen Beine gehörten. Und jede Fahrt von einer Stunde brachte in ein andres Land, war also eine Reise, zu der man sich für alle Fälle mit einem Paß ausrüsten mußte. Es war die Zeit, als vor dem Thurn-Taxisschen Palaste noch die lange Bank stand, auf die, wie man sagte, „alles geschoben wurde“ — nämlich in dem Palast, im bundestäglichen Karpfenteiche, in dem erst ein Jahrzehnt später Bismarck als Hecht auftauchen sollte; als auch noch nicht ein Parlament beisammensaß „zu fröhlichem Thun,“ Reichsverweser, Reichskanarienvogel und Reichsradieschen ernannte und so

Digitized by Google

lange über Grundrechte haderte, bis es keinen Grund mehr unter den Füßen hatte; als es für einen Ausländer, z. B. einen Offenbacher oder Hanauer, nur ein Mittel gab, das Frankfurter Bürgerrecht zu erwerben, nämlich die Verheiratung mit einer Bürgerstochter (und auch dann sollen ihm die republikanischen Behörden gewöhnlich mit ihrem größten Landsmanne zugerufen haben: du mußt es dreimal sagen! — damit er die Taxen dreimal entrichtete); als endlich sogar die Angehörigen des Hauses Rothschild nicht die Spazierwege um die alte Stadt, sondern nur die Fahrstraße daneben benutzen durften, und der Einfall, einen Juden zum Abgeordneten zu wählen, Entrüstung und Hohn hervorgerufen haben würde. Im übrigen bekümmerte man sich wenig um die damaligen Bewohner der so oft geschilderten „Gasse"; als sie vom Boden weichen mußte, war sie längst zum Schlupfwinkel für Elend und Laster geworden.

Die Nichtbeachtung der finstern Gasse mochte manches angenehme haben, mein Freund B. sollte jedoch die Kehrseite kennen lernen. Als er sich wegen des erwähnten unentbehrlichen Reiseerfordernisses auf der Frankfurter Polizei meldete, um die Universität Bonn beziehen zu können, ward ihm der überraschende Bescheid, er sei kein Frankfurter, obwohl er dort geboren war, denn daß sich sein Vater in Frankfurt niedergelassen habe, mache Vater und Sohn noch nicht heimatberechtigt; er möge sich nach Preußen wenden. Er schrieb denn auch an die Behörde in seines Vaters Heimat, aber auch die wollte von dem jungen Manne nichts wissen; der Vater hatte durch langjährige Abwesenheit sein Heimatrecht eingebüßt. Also weder Frankfurter, noch Preuße, sondern heimatlos! Der Fall war nicht ganz unerhört. Mancher Künstler, der nach langem Aufenthalt in Rom mit einer dort erworbnen Familie heimkehrte, wurde da belehrt, daß seine Nachkommenschaft kein Recht zu existiren habe. Wie war das Versäumte nachzuholen?

B. suchte bei einem Advokaten Rat, und der empfahl ihm, sich auf einem Umwege zu einem Vaterlande zu verhelfen. Und das that er. Er fuhr den Rhein hinab und meldete sich in der Kreisstadt zum einjährigen Dienste. Aber wieder kam eine traurige Antwort: er stand nicht in den Listen und konnte daher nicht angenommen werden. Doch der Rechtsfreund hatte auch das vorausgesehen, und seiner Weisung gemäß nahm Freund B. Audienz beim Regimentskommandanten und klagte ihm, daß ihm wegen eines Versehens seines Vaters die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches, die preußische Uniform zu tragen, versagt werden solle. Der alte Herr war ganz gerührt durch den patriotischen Schmerz des Jünglings und rief begeistert aus: Tröste dich, mein Sohn, die verfluchten Federfuchser wollen wir schon kriegen! Und sie kriegten sie wirklich. Leo wurde tauglich befunden und erdiente sich ein Vaterland, und zwar in Bonn, wo er gleichzeitig Collegia hörte. Lorbeeren zu pflücken, war dem jungen Kriegsknecht allerdings nicht be-

Digitized by Google

ſchieden; denn das Gewitter, das Thiers am politiſchen Himmel herauf-beſchworen hatte, entlud ſich in einer Kantate. Strophe: Sie ſollen ihn nicht haben! von Niklas Becker, Gegenſtrophe: Nous l'avons en votre Rhin allemand, von Alfred de Muſſet, Finale: Friedensmarſeillaiſe von Lamartine. Auch entdeckte man bald, daß er für die Schreibſtube tauglicher war, als für den Exerzierplatz.

Aber bald ſchwor er noch zu einer andern Fahne. Als er eine neue „Bude" ſuchte, wurde er von einer Dame mit einem Kinde empfangen, mietete das ihm zuſagende Zimmer, und um ſich mit der vermeintlichen Padrona gleich auf einen guten Fuß zu ſtellen, bewunderte er die Kleine und fragte, ob „Madame" noch mehr Kinder habe? Wir zwei Schweſtern ſind die einzigen, war die ſchnippiſche Antwort, die ihn belehrte, daß ihm ſeine Kurzſichtigkeit einen ſchlimmen Streich geſpielt hatte. Das junge Mädchen aber dachte: Iſt das ein gecktger Menſch! Sehe ich mit meinen ſechzehn Jahren aus, als ob ich eine zehnjährige Tochter haben könnte?

Mit der Zeit ſchaffte ſich aber Leo eine Brille an und lernte nun nicht nur das Alter Thereſens richtiger abſchätzen, ſondern bemerkte auch, daß ſie bildhübſch war. Das muß ſie in der That geweſen ſein, dafür ſprachen noch in ſpätern Jahren das goldblonde Haar, die freundlichen Augen und die geſunde Röte der Wangen. Sie wiederum trug dem Jüngling mit dem ſchwarzen Schnurrbarte den erſten Irrtum nicht lange nach, und der tägliche Verkehr führte, wie das ſchon öfter vorgekommen ſein ſoll, zu einem ſtillen und dann zu einem ausgeſprochnen Einverſtändnis. Damit war jedoch die Frau Mutter durchaus nicht einverſtanden. Eine Liebſchaft mit einem Studenten wäre unter keinen Umſtänden nach ihrem Geſchmack geweſen, und nun gar mit einem, der gar kein Chriſt, geſchweige denn ein rechtgläubiger war! Zu allem Überfluß hatte ſich bereits ein ſolider Bewerber gemeldet, ein junger Kaufmann aus Köln. Sie griff zu den Mitteln, die ſchon viele Mütter als verfehlt erkannt haben, wenn es zu ſpät war. Der Student erhielt die freundliche Aufforderung, ſich ſchleunigſt nach einer andern Wohnung umzuthun, die Tochter den gemeſſenen Befehl, ſich ihn aus dem Kopfe zu ſchlagen und dafür deſto fleißiger an den Kölner zu denken. Aber Thereſe ließ ſich nicht kommandiren, am wenigſten einen Liebhaber ausdisputiren, der ihr nicht gefiel, und das Geheimnis erhöhte natürlich den Reiz des Verhältniſſes zu ihrem Leo. Auch erfreute ſich die ſtille Liebe bald eines eifrigen Beſchützers.

Freund B. hatte nämlich litterariſche Neigungen, war Mitarbeiter eines damals am Rhein ſehr verbreiteten Blattes, des in Weſel erſcheinenden „Sprechers" geworden, und hatte gelegentlich den Redakteur zu ſeinem Vertrauten gemacht. Dieſer Redakteur war Roderich Benedix, ehemals Schauſpieler und vor kurzem mit ſeinen erſten dramatiſchen Arbeiten, dem Studentenſtücke „Das bemoſte Haupt" u. ſ. w., hervorgetreten. Der wußte

Digitized by Google

natürlich sofort, was in einem solchen Falle zu thun sei: Entführung, Flucht zu ihm nach Wesel, rührender Brief an die Mutter, Verzeihung, da doch nichts mehr zu ändern war, so wie jedes ordentliche Lustspiel ausgeht. Und dieses Lustspiel wurde auch sogleich in Szene gesetzt. Ein Brief, angeblich von einer befreundeten Familie in Köln, lud die jugendliche Liebhaberin dringend zu einem Besuch ein, was der Mutter sehr willkommen war, da es dem verschmähten Liebhaber Gelegenheit bot, den Nebenbuhler auszustechen, und sie bestand um so mehr auf der Abreise, je mehr Schwierigkeiten die Tochter zum Schein machte. In Köln sollte sie der Dichter und Regisseur erwarten, um sie nach Wesel und in die Arme des Bräutigams zu führen. Doch ein Zufall, wie sie leider häufiger vorkommen, als einem Lustspieldichter paßt, verdarb den schönen Plan. An der Landungsbrücke in Köln wurde nämlich Therese von dem zufällig vorübergehenden Verschmähten begrüßt, er schöpfte aus ihren verlegnen Antworten Verdacht und ließ sich trotz all ihrer Bemühungen nicht abhalten, sie zu der Familie, deren Name mißbraucht worden war, zu begleiten. Dort kam die Intrigue ans Licht, Therese erhielt zunächst Zimmerarrest, die Mutter wurde schleunigst benachrichtigt und kam unverzüglich an, verstärkt durch eine alte Tante.

Das junge Mädchen hatte zwar gebeichtet, und alle schweren Strafpredigten über sich ergehen lassen, war aber keineswegs entmutigt, bemühte sich vielmehr auf der Rückfahrt mit Ausdauer, seiner Eskorte die Zeit zu verkürzen. Nahmen die Alten einen Augenblick Platz, so war die Junge sogleich verschwunden; fortwährend wurden sie vom Schiffsschnabel zum Steuer, vom Steuer zum Radkasten gehetzt. Als im Speisesaal die Suppe aufgetragen war, erhob sich Thereschen und begab sich aufs Deck, und die Geplagten mußten das Mittagessen unberührt lassen, weil sie befürchteten, ihr Gefangner werde sich in dem ersten unbewachten Augenblick über Bord stürzen. Denn daß sie fest entschlossen war, nicht nachzugeben, hatte sie deutlich genug ausgesprochen. Doch wurde sie glücklich ins elterliche Haus zurückgebracht und war dort Zeuge des Entsetzens der beiden Alten beim Auspacken ihres Reisekoffers. Noch ein halbes Kind, hatte sie vor ihrer Flucht alles eingepackt, was ihr lieb war, Spielsachen so gut wie Bücher und auch die niedliche Wäsche aus ihrer frühesten Kindheit!

Nach und nach erkannte die Mutter den Widerstand als nutzlos, und es begannen die gütlichen Unterhandlungen. Leo sollte vor allem „etwas“ sein und natürlich in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche aufgenommen werden. Der ersten Bedingung suchte er dadurch zu genügen, daß er auf den Doktor losarbeitete. Allein der Doktorhut ist bekanntlich ein kostspieliges Kleidungsstück, und wenn er die Kosten hätte vom Honorar des „Sprechers“ bestreiten wollen, würde sich der Brautstand bedenklich in die Länge gezogen haben. Etwas bessere Aussicht eröffnete eine untergeordnetere litterarische

Digitized by Google

Thätigkeit, das Überſetzen, und Walter Scotts Geſchichte Napoleons wurde anerſehen, die Mittel für die Promotion zu beſchaffen. Als jedoch Leo ſchon tief in der Arbeit war, machte er die erſchreckende Entdeckung, daß er Scotts Weitſchweifigkeit zu hoch angeſchlagen habe: wie er auch zählen und rechnen mochte, die nötige Summe kam nicht heraus. Zum Glück gab es ſchon Geſchichten Napoleons in Menge, und ſo mußte der Dichter des Waverley zur Strafe dafür, daß er ſeinen ſchriftſtelleriſchen Ruf durch eine Kompilation aufs Spiel geſetzt hatte, lange Auszüge aus andern Büchern unfreiwillig auf ſeinen Namen nehmen. Erfahren hat er davon glücklicherweiſe nichts mehr. Nur der Verleger ſeufzte, daß er den Umfang des Werkes ſo unrichtig geſchätzt habe.

Ob der kirchliche Übertritt eben ſo große Umſtände gemacht hat, iſt mir nicht mehr erinnerlich; dagegen wohl, daß ein ſolches Ereignis damals nicht eben häufig vorkam — die Zeit Friedrich Wilhelms des Dritten, der das Proſelytenmachen nicht liebte und widerhaarige Kirchenfürſten ſogar „veranlaßte," wie es damals in der offiziellen Sprache hieß, ihren Wohnſitz in einer Feſtung aufzuſchlagen, war noch nicht lange vorüber, auch Ida Hahn-Hahn noch nicht alt genug, um unter Führung des Biſchofs Ketteler den Weg aus dem raffinirt-affektirten „Babylon" nach ihrem „Jeruſalem" anzutreten, in dem ſie auch Romane ſchrieb, aber keine Leſer mehr fand, — und daß dieſer Fall deshalb zu einer beſondern Feierlichkeit benutzt wurde. Dieſe wurde in einer ſchwäbiſchen Stadt veranſtaltet, und von nah und fern ſtrömten die Leute herbei, um Zeuge zu ſein, wie der Neophyt reumütig um Einlaß in die verſchloſſene Kirche bat u. ſ. w. Um ſich dankbar zu zeigen, ſchrieb der neue Chriſt die Geſchichte ſeiner Bekehrung, und das Buch fand ſo großen Anklang, daß ihn mehrere findige Verleger erſuchten, er möge einen ſo ſchönen Stoff doch gleich noch einmal verarbeiten. Das that er freilich nicht, aber dieſer Erfolg zeigte ihm ein Feld für fruchtbare Thätigkeit, das er dann fleißig bebaut und auf dem er es glücklich zum Ritter vom goldnen Sporn gebracht hat.

Die Bornſtädter Wurſtakten

Von Julius Dörr

Ort der Handlung: der Sitzungsſaal des Amtsgerichts zu Bornſtädt. Die Schöffen, zwei wackere Landleute, ſchauen ernſthaft drein; der Amtsrichter rückt die Halskrauſe ſeiner „Robe" zurecht und ruft: Unterſuchung wider Karl Pieper!

Ein fünfzehnjähriges Bürſchchen wird vom Gerichtsdiener hereingeführt und auf die Anklagebank geſchoben, deren Gitter der Beamte ſorgfältig verſchließt, obwohl Karl Pieper gar nicht ſo ausſieht, als wären

Digitized by Google

seinetwegen Vorsichtsmaßregeln geboten. Seine blauen Augen blicken ängstlich auf die Veranstaltungen, deren Gegenstand er ist, aber ein böses Gewissen bekunden sie nicht.

Der Amtsrichter zieht ein wohlbeleibtes Aktenheft näher: Die niederträchtige Geschichte! Hundertmal hat man den Bettel schon in der Hand gehabt!

Der Herr übertreibt zwar, aber Recht hat er: eine Menge teurer Arbeit liegt in dem Papierbündel ruhmlos begraben.

Unterrichten wir uns aus den Akten, ob unserm Karl Pieper die Tintenvergeudung zur Last fällt. Solche Hefte sind oft sehr lehrreich, der Laie glaubt gar nicht, was alles darin steht. Aber man muß sie zu lesen wissen. Auf Blatt 1 schreibt der Schenkwirt Klapper an die Staatsanwaltschaft, daß ihm Wein und Fleischwaren gestohlen worden seien. Der Dieb habe eine Fensterscheibe des Kellers zerschlagen und durch die Öffnung, vermutlich mit einer Drahtschlinge, die Flaschen herausgeangelt. Mindestens ein Dutzend der teuersten Sorten würden vermißt. Der Laufbursche Pieper, bei dem Nachbar, dem Apotheker Bläulich, im Dienst, habe die That zum Teil eingeräumt, zweifellos aber alle Diebereien verübt.

Die Staatsanwaltschaft bucht die neue Sache und sendet sie an die Polizeiverwaltung des Städtchens zur Feststellung des Thatbestandes. Klapper wird aufs Polizeibüreau geladen und dort zu Protokoll vernommen. Er sagt dasselbe aus, was er schon angezeigt hat, und bezeichnet den Kellner Fritz Biedermeyer als Zeugen. Karl Pieper hat nicht befragt werden können, da ihn sein Dienstherr entlassen hat; er ist in sein Heimatsdorf, Kleindewitz, zurückgekehrt. Mit dieser Auskunft gehen die Akten an die Staatsanwaltschaft zurück.

Dort werden sie wieder eingepackt und nach Meechow an den Amtsvorstand über Kleindewitz gesandt, um den Beschuldigten verantwortlich zu vernehmen. Der Amtsvorsteher ist ein vielbeschäftigter Landwirt; er denkt: Bote des Gerichts bist du nicht; die Herren mögen ihre Beamten schicken, sie haben ja genug. Nach wiederholter Erinnerung antwortet er, der Junge sei jetzt in Berlin, seine Wohnung nicht bekannt.

Der Staatsanwalt murrt — jedoch nicht in den Akten — über Kreisordnung und Ehrenämter und läßt an den Gendarmen Schulz IV schreiben. Da keine Citosache vorliegt, dreht sich die Erde verschiedne male um ihre Achse, bis das Schreiben durch Expedition, Kanzlei, Journal, Unterschriftsmappe und Botenmeisterei läuft. Das ist so Geschäftsordnung.

Bei Schulz IV kommt Schneide dahinter; im Heere lernt man rasch und pünktlich arbeiten. Er empfängt die Ordre morgens, reitet mittags nach Kleindewitz und sendet mit dem Abendzuge die Adresse ab.

Acht Tage später wandern die Akten nach Berlin mit der Randverfügung: Urschriftlich an das königliche Polizeipräsidium mit der Bitte um Vernehmung des Beschuldigten gemäß meiner Requisition an das Amt Meechow.

Digitized by Google

Karl Pieper wird vor die Revierpolizei gefordert und scharf verhört. Er beteuert hartnäckig seine Unschuld in Bezug auf Fensterzertrümmern, Drahtschlinge und Weinangeln. Eine Ende Wurst habe er entwendet, höchstens ein halbes Pfund im Werte von dreißig Pfennigen, aber durch eine schon zerbrochne Scheibe und durch Hineinlangen mit der Hand. Die Wurst habe bequem genug gelegen; er vermute, daß er einem andern zuvorgekommen sei, der sie zum spätern Ablangen vom Keller aus dahin gelegt habe. Dem Schenkwirt Klapper habe er in der Angst mehr gestanden, weil der starke Mann ihn mit Schlägen bedroht habe.

Bei dem Leugnen des Beschuldigten wird es notwendig, die Zeugen abzuhören. Der Kellner Biedermeyer ist ein Zugvogel; er hat längst den Bornstädter Staub von seinen Füßen geschüttelt. Es entwickelt sich also eine Jagd auf ihn. Die Akten wider Pieper — ein witziger Büreaugehilfe hat sie inzwischen die Wurstakten getauft — folgen ihm wie ein Steckbrief auf seinen verschlungnen Pfaden. Zweimal hat Biedermeyer den Dienst der Serviette schon wieder aufgegeben; am dritten Orte erreicht die Aktenharpune endlich ihr Ziel und kehrt mit Protokollbeute zurück.

Biedermeyer hat den pp. Pieper vor dem Keller herumlungern sehen, auch hat Pieper wiederholt geklagt, daß ihm sein Brotherr nicht satt zu essen gebe. Pieper hat den Diebstahl in Gegenwart Biedermeyers eingestanden, allerdings das Weinangeln und Fensterzerschlagen bestritten. Klapper hat den Jungen mit Schlägen bedroht, aber nicht geschlagen. Biedermeyer ist bereit, seine Aussage zu beeiden. Nachdem er versprochen hat, etwaigen Aufenthaltswechsel bei der Staatsanwaltschaft zu melden, ist er wieder entlassen worden.

Nun muß Apotheker Bläulich auf den Zeugenstand. Es ist eine niederträchtige Lüge, daß er seine Leute hungern lasse. Aber Karl Pieper hat einen Wolfsmagen, und Bläulich traut ihm die That durchaus zu, um so mehr, als er auch in Dewitz gemaust haben soll. Näheres weiß Herr Bläulich nicht.

Neues Indizium! Gendarm Schulz IV muß nochmals den Braunen satteln und in Kleindewitz „recherchiren." Wieder freuen wir uns seiner Fixigkeit und seiner geschäftskundigen Erledigung. Noch selbigen Tages geht seine Meldung ab: Karl Pieper ist der Sohn einer armen Tagelöhnerwitwe, das älteste von fünf Kindern. Die Mutter hat ihn einmal zum verbotnen Kartoffelnachstoppeln mitgenommen; dabei hat sie der Dewitzer Baron abgefaßt, aber wieder laufen lassen. Der Lehrer Rehwald giebt dem Karl das Zeugnis eines guten und ehrlichen Jungen.

Während all dieser Feststellungen hat die Sonne nicht stille gestanden. Als sich Karl Pieper die Klapperſche Wurst schmecken ließ, schien sie über blühenden Apfelbäumen; jetzt scheint sie über kahlen Ästen und Schneefeldern, denn es ist inzwischen Januar geworden.

Digitized by Google

Die Voruntersuchung gegen Karl Pieper ist geschlossen. Der Staatsanwalt stellt aktenmäßig fest, daß zu einer Anklage aus § 242 des Reichsstrafgesetzbuchs kein genügendes Beweismaterial oder vielmehr ein genügendes Beweismaterial nicht herbeizuschaffen gewesen sei; dagegen liege die im § 370 unter Nr. 5 a. a. O. vorgesehne Übertretung vor: Entwendung von Nahrungsmitteln zum alsbaldigen Gebrauche. Demgemäß wird die Sache dem Schöffengerichte in Bornstädt zur Aburteilung überwiesen.

Die Beamten der Staatsanwaltschaft jubeln, daß die lächerlich dick gewordnen Wurstakten zum letztenmale eingepackt werden. Schon sind sie zur Post, da trifft ein Brief Biedermeyers ein, der die Stellung wieder gewechselt hat und jetzt in Treuenbrietzen „in Kondition steht." Offenbar möchte der Schlaukopf gern als Zeuge eine Vergnügungsreise auf Staatskosten machen. Das Schreiben wandert nach Bornstädt und mit den Akten an den Herrn Amtsanwalt.

Das ist ein alter Offizier, der das Amt wegen des kleinen Zuschusses angenommen hat, den es zur Pension bringt. Zum Teufel! wettert er, da möchte man doch lieber die dreißig Pfennige für die Wurst ersetzen, als die vertrackten Akten durchochsen! Aber § 370 Nr. 5 verlangt Sühne; der alte Herr macht wütend einen saubern Auszug für die Amtsanwaltsregistratur und arbeitet auf dieser gediegnen Grundlage eine tadellose Anklage aus. Er beantragt Hauptverhandlung, Ladung des Angeschuldigten und des Zeugen Klapper zum Schöffentermin. Auf das Zeugnis Biedermeyers verzichtet er, mit sichtlichem Vergnügen, daß er dem Windhunde die Vergnügungsreise zu Wasser machen kann.

Karl Pieper zieht indes Zuckerrüben auf Gut Meechow, denn die Sonne steht wieder so hoch, daß diese nützlichen Pflanzen aufschießen können. Die dumme Wurstgeschichte hält er längst für abgethan, ist ihm doch seit dem Verhör in Berlin nicht bekannt geworden, daß sie noch „schwebe." Da kommt seine Mutter abends von Kleindewitz herüber, schilt, daß sie seinetwegen einen halben Arbeitstag versäumen müsse, und bringt eine gerichtliche Vorladung.

Was hast du nur wieder gemacht? sagt sie.

Der einfältigen Frau will die Möglichkeit durchaus nicht in den Kopf, daß es sich noch um die Wurst handeln könne. Was kommt, sehe ich, sagt sie beim Gehen, der Inspektor jagt dich aus der Arbeit, wenn du einen Tag wegbleibst.

Recht hat die Alte, denkt Karl Pieper und — versäumt den Termin.

Der Schöffenapparat ist zur Stelle, es fehlt nichts zum Urteilsspruch als der Angeschuldigte.

Der Amtsanwalt hat aus Ärger über die dicken Akten heimlich ein gutes Vorurteil für den Jungen gefaßt und sich vorgenommen, eine recht milde Strafe zu beantragen. Um so mehr erzürnt den Offizier das dreiste Aus-

Digitized by Google

bleiben. Der Junge ist doch ein Spitzbube; er fürchtet die Verhandlung, darum kommt er nicht. Soll denn die Lumperei niemals aus der Welt kommen? Er beantragt einen neuen Termin und Vorführung des Angeschuldigten.

Von Gerichtsferien weiß Karl Pieper nichts; er wundert sich daher etliche Monate, daß sein Ungehorsam so ungestraft hingeht. Da ereilt ihn unerwartet das Verhängnis. Am Mittage vor dem neuen Termin taucht der Gerichtsvollzieher bei den Meechower Kartoffelbuddlern auf und verhaftet Karl Pieper. Alle Leute zeigen mit Fingern auf ihn. Der Gutsherr hält zu Pferde in der Nähe, er sprengt herbei und fragt, was denn Schlimmes vorliege. Karl Pieper sagt weinend die Ursache, der Gerichtsvollzieher bestätigt sie.

Dem Gutsherrn schwillt die Zornader. Warum bist du Schlingel nicht zum Termin gegangen?

Karl Pieper stottert die Wahrheit.

Den Gutsherrn jammert des Jungen. Geh jetzt mit! Den Kopf können sie dir nicht abreißen. Die Arbeit behältst du. Herr Inspektor, daß einer nach Dewitz geht und die Mutter beruhigt!

Zu Anfang unsrer Geschichte haben wir den Staatsanwalt über die Unzulänglichkeit der Kreisordnung grollen hören: der Vortrag, den der Guts- und Amtsvorsteher jetzt seinem Rappen über die Justizreorganisation hielt, würde sich auch nicht zur Niederschrift in die Akten eignen. Er schimpft einmal wieder über die Sozialdemokraten, sagten die Frauen beim Kartoffellesen.

Karl Pieper hat die Arrestnacht ganz gut verschlafen. Den Kopf können sie dir nicht abreißen! hat der Herr gesagt; mit diesem Trost betritt er die Sünderbank.

Die Herren vom Gericht sehen aber so streng aus, und der Schnurrbart des Herrn Amtsanwalts steht so deutlich auf schlecht Wetter, daß ihm doch angst und bange wird. Als aber die Zeugen aufgerufen werden, bekommt er wieder Mut. Da kommt seine Mutter und sein alter Lehrer mit einem Mädchen aus Dewitz.

Lehrer Rehwald ist einer von der alten Art, die so ziemlich alles in ihrer kleinen Gemeinde sind: Schulze, Rechtsanwalt, Briefsteller und Doktor. Zu dem ist die Frau Pieper gestern in ihrer Herzensangst gelaufen, und der wackere Mann hat sich in aller Herrgottsfrühe mit ihr auf die Beine gemacht. Er muß glücklich etwas zu Gunsten Karl Piepers ausgeheckt haben, denn er blinkt ihm ermunternd zu: Kopf oben, Junge! Wir reißen dich heraus!

Die Verhandlung beginnt. Pieper, warum sind Sie nicht zum vorigen Termin erschienen? fragt der Amtsrichter hart.

Ich habe Schuld, jammert die Mutter, ich habs ihm in meiner Dummheit geraten.

Digitized by Google

Der Amtsrichter eröffnet ihr, daß er sie bei weiterer Störung unerbittlich entfernen lassen werde.

Karl Pieper sagt kleinlaut: Herr Bläulich hat mich wegen der Wurst weggejagt, und in Berlin ist es ebenso gekommen, als ich nach der Polizei mußte. Ich hatte Angst, daß ich in Meechow auch wieder aus der Arbeit käme, wenn ich zum Termin ginge.

Die Entwendung der Wurst räumen Sie ein?

Ja.

Sie haben sie gleich aufgegessen?

Ja, bis auf ein Bischen.

Der Schnurrbart des Amtsanwalts sieht schon nicht mehr so grimmig aus; der Amtsrichter fragt milder: Den Weindiebstahl leugnen Sie, weil er nicht bewiesen werden kann?

Nein, sagt Karl Pieper feuerrot, weil ichs nicht gewesen bin.

Der Richter nickt befriedigt: Der Junge lügt nicht. Er wendet sich an den Amtsanwalt: Ein Zeugenverhör ist hiernach unnötig, ich bitte um Ihren Strafantrag.

Da erhebt sich Lehrer Nehwald und bittet ums Wort. Herr Amtsrichter, ich bitte doch, das Stubenmädchen Marie Biermann abzuhören, damit kein Verdacht auf meinem Schüler haften bleibt. Das Mädchen kann über den Weindiebstahl Auskunft geben.

Allgemeines Erstaunen; Herr Klapper sperrt das Maul auf, der Amtsrichter blättert nervös in den Akten. Wie? Seit anderthalb Jahren arbeitet der geschulte Behördenapparat erfolglos, um den Dieb zu ermitteln, und nun bringt es ein Laie in wenigen Stunden heraus? Er fragt die Zeugin.

Bald nach dem Diebstahl, erzählt sie, zog ich zu Herrn Klapper. Eines Morgens, als ich die Kammer des Kellners ausfegte, rollte ein Knopf unter den alten Kleiderspind. Ich bückte mich und sah verschiedne Weinflaschen darunter versteckt. Sie werden wohl noch da liegen. Ich bin nach wenigen Wochen weggezogen, weil der Dienst beim Schenkwirt mir nicht gefiel, und habe zu niemandem über den Fund gesprochen, als heute früh zu meinem Lehrer.

Herr Amtsrichter, erklärt Nehwald, ich wußte, daß die Marie bei Klapper gedient hatte und suchte sie deshalb bei ihrer jetzigen Herrschaft auf. Es war eine schwache Hoffnung, und ich glaubte nicht, daß ich so viel Glück haben würde.

Der Amtsrichter blättert immer noch mißmutig in den Wurstpapieren. Herr Nehwald, Sie haben allerdings Glück gehabt. Herr Klapper, wie kamen Sie denn auf die Vermutung, daß der Wein vom Fenster aus mit einer Schlinge entwendet worden sei?

Digitized by Google

J, darauf hat mich ja der Kellner Biedermeyer gebracht. Der Halunke ist der Dieb gewesen!

Ja, der Halunke! platzt der Amtsanwalt ganz unvorschriftsmäßig heraus. Sein Schnurrbart zeigt ordentlich hellen Sonnenschein. Ich muß das Schuldig beantragen, aber in Anbetracht der Jugend, des Hungers und des ausgestandnen Arrestes bitte ich nur auf einen Verweis zu erkennen.

Das Schöffengericht zieht sich zur Beratung zurück und kehrt nach zwei Minuten wieder. Das Urteil lautet überraschend; es ist auf Freisprechung erkannt, und zwar, wie der Amtsrichter scharf betont: mit Stimmenmehrheit. Die scharfe Hervorhebung hat ihren guten Grund; sie soll besagen: Ich, der preußische Richter, habe nach dem Gesetze für das Schuldig gestimmt, aber die Schöffen sind ihrem Gefühle gefolgt. Sie haben dem Jungen wegen der Dummheit nicht einen Klex fürs ganze Leben anhängen wollen und haben mich überstimmt.

Wer will sie deswegen tadeln?

Der Amtsrichter hat es nicht gethan und der Amtsanwalt hat nicht appellirt. Er hat sich sogar herzlich gefreut, daß seine Milde noch übertrumpft worden ist, und dem braven Rehwald die Hand nebst einem Thaler für Karl Pieper gegeben. Auch Frau Pieper und Marie Biermann sind nicht leer ausgegangen; die Schöffen haben ihnen ihre Reisediäten geschenkt.

Hiermit schließen die Wurstakten beim Bornstädter Schöffengericht. Sie sind im Register gelöscht, ebenso wie die Kosten, und mit dem Vermerk versehen: Zu vernichten 1905.

Aber zum Stilleben im Repositorium sind sie doch nicht gekommen. Die Herren bei der Staatsanwaltschaft haben zu früh gejubelt. Seit vier Wochen sind die Wurstakten wieder dort, diesmal als „Adhibenda“ zu den neu angelegten Akten wider den Kellner Fritz Biedermeyer wegen Diebstahls. Von Treuenbrietzen sind sie schon zurückgekommen und werden nun weiter ruhelos durch Deutschland reisen, da der lebendige Biedermeyer immer etwas rascher fährt als die toten Akten. Mögen noch recht viele Leser die endgiltige Weglegung beider Akten erleben!

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Nachtrag. Erst nachträglich habe ich bemerkt, daß sich Professor Biedermann in einer schon früher erschienenen Schrift ebenfalls mit dem Historikertag und seinen Fragen beschäftigt hat. Man kann dem verehrten Veteran unsrer Geschichtsschreibung nicht dankbar genug für seine Teilnahme an dieser Sache sein. Sein Schriftchen hat mir nur von neuem die Überzeugung gegeben, wie angenehm und nützlich es für die historischen Studien wäre, wenn sich die Fachgenossen öfter darüber auszusprechen Gelegenheit hätten. Ich stimme mit Biedermann in Bezug auf die Ausführungen des Direktor Martens im allgemeinen wohl überein, nur möchte ich mich nicht so absprechend dagegen verhalten, da mir scheint, daß die meisten Meinungsunterschiede auf Wortmißverständnissen beruhen. Dahin gehört vor allem das, was auf dem Historikertag über das „Staatsbewußtsein" gesagt worden ist, worüber sich auch Biedermann eingehend äußert.

Man behauptet, die Betonung des Staatsbewußtseins in der Geschichte werde Gedanken und Empfindungen erregen, die allerlei Regierungsunfug und Mißbräuche hervorrufen könnten. Und Biedermann fügt hinzu, die Geschichte zeige sich unklar und widersprechend in Bezug auf den Begriff des Staatsbewußtseins. Ich gestehe, daß mir diese Einwendungen ganz neu und überraschend gewesen sind. Wenn es wahr wäre, daß das Geschichtsstudium Ursache der Unsicherheit sei, die über diesen höchst einfachen Begriff herrscht, so wäre es doch das beste, diese Wissenschaft ganz fallen zu lassen. Ich denke aber doch, daß das Wort Staatsbewußtsein nach der Analogie von Familienbewußtsein, Standesbewußtsein und andern Bewußtsein nichts andres besagt, als das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einem Staate. Wer es hat, fühlt sich infolgedessen mit größerer oder geringerer Stärke als ein Mitglied des Staats. Empfindet er sich gar nicht als solches, so treibt ihn das als Vaterlandslosen am besten zum Staate hinaus. Daß dieses höchst einfache Staatsbewußtsein nicht verloren gehe, dafür sorgt eben die Geschichte; wer sie studirt, erlangt ein höheres Staatsbewußtsein. Dieses halte ich für die einfache Lösung des Rätsels, das so viel Staub aufgewirbelt hat. Schade, daß das Grimmsche Wörterbuch den Artikel Staatsbewußtsein noch nicht enthält.

O L

Reichtum der Reichen und Volksvermögen. Der englische Schatzkanzler Harcourt will sein Defizit mit einem Zuschlage zur Einkommensteuer decken, die nur von den obern Dreihunderttausend erhoben wird. Zur Beschwichtigung des Sturmes, den ein solcher Vorschlag selbstverständlich erregt, wies er in seiner Budgetrede auf das stetige Wachstum der steuerpflichtigen Einkommen hin, wodurch zugleich das Geschrei der Pessimisten, als ginge es mit Englands Wohlstand rückwärts, widerlegt werde. Als wir das lasen, sagten wir uns: abwarten! Wahrscheinlich entspringt die Einkommenvermehrung nur der Steigerung der städtischen Bodenrente. Und richtig hat diese einen wesentlichen Anteil daran. Aus der Saturday Review vom 29. April erfahren wir, daß es zunächst die Rubrik „Einkommen von Häusern und Grundbesitz" ist, deren Zahlen gestiegen sind, „trotz des Niederganges der Landwirtschaft, indem der Mehrertrag der Hausmieten den Minder-

Digitized by Google

ertrag der Landwirtschaft nicht allein ausgleicht, sondern überwiegt." Das heißt also, obwohl sich das wirkliche, das Sacheinkommen des Volkes, der Bodenertrag vermindert hat, ist das Einkommen, das die städtischen Grundbesitzer von ihren Mietern ziehen, oder mit andern Worten, der Teil des Arbeitsertrages, den die Ärmern den Reichen abtreten müssen, größer geworden. Allerdings sind auch die Zahlen der Rubrik „Handel und professions" gestiegen, aber da zu den professions auch z. B. die Advokatenprofession gehört, so müßte man die Posten, aus denen sich die Zunahme zusammensetzt, erst im einzelnen kennen, um beurteilen zu können, ob er eine Zunahme des Volkseinkommens bedeutet.

Zur Seelenkunde. Seitdem die Naturwissenschaften exakt geworden sind, übt die Naturforschung eine um so stärkere Anziehungskraft auf alle positiven Geister aus, je mehr den Geisteswissenschaften der feste Grund und Boden abhanden zu kommen scheint. Mag auch, nachdem die Zeit der großen Entdeckungen vorüber ist, des Neuen, das der Naturforscher noch findet, nicht mehr gar viel, und dieses wenige von geringem praktischen Werte sein, er ist wenigstens sicher, irgend etwas zu finden, was vor ihm noch keiner gekannt hat, sei das nun ein neuer Planet, oder eine neue Seife, oder ein kugelsicherer Panzer. Nur eine kurze Zeit war es der wichtigsten der Geisteswissenschaften, der Psychologie, vergönnt, sich ebenfalls eines Fortschritts zu erfreuen: als sie sich mit der Physiologie und der Anatomie verbündete. Jetzt jedoch wissen wir ungefähr, welche Dienste das Gehirn, die Nerven, die Sinnesorgane der Seele leisten, das Dunkel aber, das uns das Wesen der Seele verbirgt, obwohl sie selber die Sonne ist, die das Weltall durchleuchtet, indem sie Ätherschwingungen in Licht- und Farbenempfindungen verwandelt, dieses Dunkel will nicht weichen, und so — fängt das Wiederkäuen an. Und alle Grübler von Buddha und Pythagoras an haben keine noch so mystische und phantastische Ansicht ausgeheckt, die heute nicht wiederbelebt würde, sodaß unsre heutige Philosophie dem Neuplatonismus ähnlich zu werden beginnt, wie denn unsre Zeit auch sonst mit der römischen Kaiserzeit viel Ähnlichkeit hat.

Eine Lieblingsmeinung scheint die Lehre von der Seelenwanderung werden zu sollen. Als wir dieser Tage ein Bündel psychologischer Schriften durchblätterten, fanden wir sie gleich in dreien. F. E. Günzel meint in ihrer Verbindung mit dem christlichen Glauben „eine ganz gesunde Basis" gewonnen zu haben für den Aufbau eines Dogmas, „das alle sogenannten Freidenker aufnehmen und vereinen kann [aufnehmen? das Dogma ist doch kein Haus; ein solches ist allenfalls die Kirche], ohne unsre Kultur zu gefährden und deren Fortschritt zu stören." (Was lehrt die Natur über das Schicksal unsrer Seele? Reflexionen auf biologischer Grundlage. Leipzig, Max Spohr). Und auf Seite 112 sagt er: „Giebt man eine individuelle Seele zu; muß auch [sic!] eine individuelle Seelenwanderung zugegeben werden durch alle Körperformen der Lebewelt; aber immer in aufsteigender Linie." Von der biologischen Begründung seiner Ansicht kann man sagen:

In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit.

Das wäre ja nun gerade der rechte Trank für das liebe Publikum, wenn nur der Verfasser nicht den unglücklichen Einfall gehabt hätte, seine Übungen in der Verskunst einzuflechten und dadurch den Respekt der Leser vor seiner Gelehrsamkeit zu gefährden. Der Anfang eines „Abendgebets" lautet:

Digitized by Google

Abends auf des Lagers Kissen
Streckt der müde Mensch sich still;
Schlägt ihm ruhig das Gewissen,
Bald wohl Schlaf er finden will.
Ruhen ließ er alle Arbeit,
Ruhn die Hast nach dem Gewinn;
Weil körperliche Thätigkeit
Drängt ihn zur Erholung hin.

Die menschliche Vernunft, so läßt sich ein andrer vernehmen (Zur Herrschaft der Seele. Ein Blick in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechts von Paul Robert. Leipzig, Otto Wigand, 1892) ist „eine werdende Seele, und auch die menschliche Seele ist nur eine Sprosse auf der Stufenleiter, die zu Gottes unendlicher Höhe den Geist hinanführt. In jenem Erlösungskampfe, der [sich!] im Weltall sich abspielt, erscheint das Bestreben des menschlichen Geistes, [sich!] der Herrschaft der Materie sich zu entwinden, nur als ein verbindendes Glied in einer unabsehbaren Kette, die für die menschliche Erkenntnis weder einen Anfang noch ein Ende hat. Das Endziel dieses Befreiungsprozesses ist die Entgeistigung der Materie." Da hätten wir die alten gnostischen Systeme wieder: Zweck und Endziel des Weltprozesses ist die Erlösung des νοῦς aus der ihn umklammernden ὕλη, in deren Umarmung er sich verirrt hat. „Das zeitliche Leben des Menschen — heißt es dann S. 30 — enthält die Summe der im Vorleben vernachlässigten Pflichten, die [sich!] der Seele nach ihrer Wiederverkörperung von neuem sich nahn."*) Seele ist „Geist, der zur Klarheit gelangt ist. Die Seele sucht und findet ihre Genesung nur in Gott." Daher predigt der Verfasser Entsagung, namentlich mit Rücksicht auf die grobe Diesseitigkeit des sozialdemokratischen Ideals. Doch erkennt er das Streben der untern Klassen nach Besserung ihrer Lage als berechtigt an und fordert eine Reform des Erbrechts, von der er die Besserung erwartet.

Wenn wir, lediglich der Seelenwanderung wegen, hier die Vergleichende Seelenkunde von Fritz Schultze (Leipzig, Ernst Günther, 1892) anreihen, so müssen wir den Verfasser, der Professor der Philosophie an der technischen Hochschule zu Dresden ist, ausdrücklich um Entschuldigung bitten; denn während die vorgenannten und die noch zu erwähnenden kleinen Schriften nur Dilettantenarbeiten sind, haben wir es hier mit einem wertvollen wissenschaftlichen Werke zu thun. Die vorliegende erste Hälfte des ersten Bandes enthält die physiologische Psychologie, deren Ergebnisse selbstverständlich im Großen und Ganzen mit denen von Wundt zusammentreffen. Die folgenden Hefte sollen behandeln: Die Psychologie der Pflanzen und Tiere, die Psychologie der Naturvölker, die Psychologie des Kindes, die Psychologie des Kulturmenschen und die Psychopathologie. Steht nach Robert die Seele über dem Geiste, so nach Schultze der Geist über der Seele. Seine Ansicht von der Seelenwanderung entwickelt er im zehnten Kapitel, das überschrieben ist: „Der Tod und die Unsterblichkeitslehre des biologischen Monismus. Eine metaphysische Phantasie." Einsam, sagt er, stehe dieses Kapitel unter den übrigen, die sich streng auf empirischem Gebiete hielten; man könne es überschlagen, ohne daß dadurch das Verständnis des nachfolgenden beeinträchtigt würde. Die Grundzüge der Hypothese, die er darin aufstellt, sind folgende. Das Weltganze besteht aus ewigen, unerschaffnen und unvergänglichen Atomen und aus eben solchen Seelenkeimen, die er Psychaden nennt. Beide sind verschieden von ein-

*) Das sich setzt der Verfasser beharrlich an die falsche Stelle.

Digitized by Google

ander — denn weder läßt sich das Körperliche aus dem Geistigen, noch das Geistige aus dem Körperlichen ableiten — aber einander verwandt, weil sie sonst nicht in Wechselwirkung mit einander treten könnten. Seele werden, es zum bewußten Leben bringen, kann die Psychade nur dann, wenn es ihr gelingt, sich aus Atomen einen Organismus aufzubauen. Das vollkommenste Organ schafft sie sich im menschlichen Gehirn, das ihr zum selbstbewußten vernünftigen Dasein verhilft. Die Seele des Kindes ist keineswegs eine Mischung der väterlichen und der mütterlichen Seele. Was Vater und Mutter beitragen, ist nur seelisch imprägnirter organischer Stoff. Das Kind hat seine eigne Seele, und der Zeugungsakt giebt nur einer körperlos herumirrenden Psychade Gelegenheit, sich zu verkörpern. Bei naturgemäßem Verlauf des Lebens scheiden Seele und Leib in Frieden von einander, dieser der Ruhe bedürftig, jene mit Erfahrungen gesättigt. Sie wird nun wieder Psychade, aber eine durch die Erfahrungen und Kämpfe ihres Lebens geläuterte, veredelte und an Wirkungskraft gewachsene. Aber dieses Kraftzuwachses ist sie sich in ihrem körperlosen Zustande nicht bewußt. Das Bewußtsein mit allen seinen Vorstellungen ist ans Gehirn gebunden und erlischt mit der Trennung von diesem. Demnach ist der Zustand der Seele nach dem Tode kein höherer, sondern ein niederer; die Seele ist eben wieder auf die Keimstufe hinabgesunken und lebt vorläufig unbewußt weiter; was sie in ihrer letzten Verkörperung an geistigem Inhalt gewonnen hat, das kann erst in der nächsten wieder wirklich werden. Demnach liegt der Weltzweck nicht im Jenseits, sondern im Diesseits: „Das (diesseitige) Leben selbst ist Zweck und höchste Form alles Seins und Werdens." Wie man sieht, erinnert diese Hypothese an die Leibnizische. Wenn aber Schultze meint, daß sein Unsterblichkeitsglaube dieselben Dienste leiste, insbesondre auch mit Beziehung auf die Idee der Gerechtigkeit, wie der christliche, so irrt er. Denn wird zwischen dem jetzigen und dem spätern Dasein der Faden des Bewußtseins zerrissen, so kann doch der spätere glückliche oder unglückliche Zustand nicht als Lohn oder Strafe für die Thaten des frühern Lebens empfunden werden. Und wer verbürgt mir, daß meine Psychade, mag ich mich noch so sehr vervollkommnet haben, bei ihrer nächsten Verkörperung Glück haben wird? Giebt es nicht unter den Proletariern sehr edle Menschen, also Menschen, die in ihrem frühern Leben ihre Psychade veredelt haben müssen?

Ebenfalls eine wissenschaftliche Arbeit, wenn sie auch an Umfang und Bedeutung der vorigen weit nachsteht, ist die Schrift: Seele und Geist in streng wissenschaftlicher Auffassung von Dr. Emanuel Jaesche (Leipzig, Otto Wigand, 1893). Der Verfasser stützt sich auf Wundt, den er jedoch gelegentlich bekämpft, baut aber auf dieser Grundlage ein eignes System auf. Er kommt zu dem Ergebnis, daß man vorläufig darauf verzichten müsse, alle Erscheinungen aus einer gemeinsamen Wurzel abzuleiten, und schon zufrieden sein dürfe, wenn es gelinge, innerhalb jeder der vier verschiednen Hauptgruppen „ein einheitliches Ding" zu finden, nämlich im wägbaren Stoff, in der belebten Welt, im Gebiet des „einfachen Bewußtseins," des Seelenlebens, und in dem des Selbstbewußtseins, des Geisteslebens. Als Ziel der irdischen Entwicklung bezeichnet er die Herrschaft des Menschen über die Natur, „aber recht verstanden, nicht über die äußere allein, sondern auch über die Natur im eignen Innern," also wohl über die Sinnlichkeit. Was die Religionen vergebens erstrebt haben, die Menschen zu einem großen geistigen Reiche zu vereinen, das, hofft er, werde auf dem Wege „wissenschaftlich festgestellter Erkenntnis" gelingen. Wenn nur das „wissenschaftlich festgestellte" nicht immer wieder umfiele!

Digitized by Google

Ein kurioser Kauz ist Dr. R. von Koeber, wenigstens wie er uns in der Schrift: Die Lebensfrage, eine erkenntnis-theoretische Studie (Leipzig, W. Friedrich), erscheint. Mit einer feurigen Verteidigung des echten Kant, wie ihn E. von Hartmann versteht, gegen die Neukantianer, zu denen sich, nebenbei bemerkt, auch Fritz Schultze rechnet, fängt er an, und mit Gespenstergeschichten, über die Kant gelacht haben würde, hört er auf. Ich glaube an kein Gespenst, hat der Weise von Königsberg gesagt, denn, glaube ich erst an ein Gespenst, so muß ich an alle Gespenster glauben. Übrigens teilen wir Koebers Glauben an die Wirklichkeit sowohl der diesseitigen wie der jenseitigen Welt, wenn wir auch Gespenstergeschichten zur Stützung dieses Glaubens nicht für notwendig halten.

Schließen wir gleich noch zwei Schriftchen an, die mehr ethischen als psychologischen Inhalts sind: Der sittliche Mensch, aus seinem psychologischen Gesetz entwickelt von Rudolf Wilhelmi (Leipzig, Otto Wigand, 1891) und Modernes Seelenleben von Richard Gumprecht (Leipzig, W. Friedrich). Wilhelmi findet, wie manche andre Leute auch, daß die sogenannten Sittengesetze der Juden und Christen, als Überbleibsel früherer Kulturstufen, weder Sinn noch Berechtigung mehr haben, und nur noch ein Hindernis bilden für die wahre Sittlichkeit. Diese sei nichts andres, als erleuchteter Egoismus. Unter Sittlichkeit versteht er „nicht die Befolgung waltender Gebräuche," sondern will „damit nur formal das Bedürfnis des geselligen Menschen nach ungestörter Eintracht bezeichnen," also etwa, wenn wirs recht verstehen, das Bedürfnis nach einer Ehe ohne Schwiegermutter. „Das sittliche Leben der Menschen ist freier Gütertausch." Das läßt sich hören, ist aber keineswegs so neu, wie der Verfasser meint. Was bisher immer noch zur Verwirklichung dieser utilitarischen Moral fehlte, war eine Interessenharmonie, die einen allerseits ganz freien Gütertausch ermöglicht hätte. Der Verfasser soll einmal erst deutsche und französische Chauvins, ost- und westdeutsche Agrarier, Agrarier und jüdische Kapitalisten, deutsche und italienische Weinbauern, die Schnapsbrenner, die Schnapstrinker und den Fiskus, Miquel und die Kölnische Zeitung, die Jungen und die Alten, Thümmel und die Jesuiten unter einen Hut bringen, und dann wollen wir nach seiner Art moralisch sein, daß es eine Lust ist. Vielleicht verhelfen uns die Sozialdemokraten dazu, an die er übrigens, so nahe es lag, nicht gedacht zu haben scheint. Gumprecht will „dem Pessimismus nicht das große Wort lassen," wenn aber trotzdem sein Buch „einen bittern Nachgeschmack hinterläßt," so glaubt er den Grund darin zu finden, daß „die Nachtseiten in unsrer Seele" in Wahrheit stärker entwickelt seien, als ihre Lichtseiten. Was er giebt, sind feuilletonistische Skizzen im Geiste und Tone Max Nordaus. „Da möchten wir nur wissen, was wir an der Gesellschaft noch moralisch zu vergiften finden sollten!" würden die Jesuiten ausrufen, wenn sie das Büchlein lasen.

Digitized by Google

Litteratur

Leitfaden zur Arbeiterversicherung des deutschen Reichs. Zusammengestellt für die Weltausstellung in Chicago vom Reichsversicherungsamt in Berlin, 1893

Es versteht sich von selbst, daß diese von der allerzuständigsten Behörde herausgegebne Schrift in Anordnung und Darstellung mustergiltig ist und ihren Zweck, den Amerikanern von unsern Leistungen für die Arbeiter den höchsten Begriff beizubringen, aufs vollkommenste erfüllt. Wenn aber die Verfasser darauf gerechnet haben sollten, daß ihre glänzende Beleuchtung des großen Gesetzgebungswerkes die deutschen Reichsbürger mit seinen anerkannten Mängeln versöhnen werde, dann täuschen sie sich. Die bairischen Bauern werden sich in ihrer stürmischen Agitation gegen das „Wappergesetz" nicht irre machen lassen, und andre Interessenten in ihren Beschwerden auch nicht. Wenn das deutsche Reich die Fürsorge für 18 Millionen seiner „Reichsbürger" und deren Angehörige in allerlei Nöten auf sich nimmt, so müssen freilich imposante Zahlen herauskommen; es braucht nur vollends die Fürsorge für alle 50 Millionen, und zwar nicht bloß in Notfällen, sondern im arbeitsfähigen Zustande auf sich zu nehmen, so werden die Zahlen noch weit imposanter. Danken wir Gott, daß heute immer noch ein bedeutender Teil der Leistungen unsers Volkes aus wenig imposanten Privatleistungen besteht! Zu einer grundsätzlichen Beurteilung unsrer Versicherungsgesetzgebung werden wohl über kurz oder lang die Anträge auf Abänderung und Verbesserung einmal Anlaß geben. Für heute nur einige Bemerkungen, die uns einzelne Stellen des amtlichen Schriftchens nahe legen.

Die Freude aller historisch und volkswirtschaftlich unterrichteten Menschenfreunde über die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 war wohlbegründet; verhieß doch dieser berühmte Erlaß die Zusammenfassung der „realen Kräfte" unsers Volkslebens in der Form korporativer Genossenschaften unter staatlichem Schutz und staatlicher Förderung. Was uns die Versicherungsgesetze gebracht haben, ist jedoch leider das gerade Gegenteil des Verheißnen: ein ungeheuer großer, schwerfälliger büreaukratischer Apparat. An Korporationen erinnert nur das einzige Wort „Berufsgenossenschaft," und diese Berufsgenossenschaften sind die merkwürdigsten Gebilde von der Welt. „Was die Beteiligung der versicherten Arbeiter an der berufsgenossenschaftlichen Organisation anlangt — heißt es auf S. 13 — so sind sie weder Mitglieder der Berufsgenossenschaften noch tragen sie zu deren Lasten etwas bei." Also Berufsgenossenschaften ohne Beteiligung der Berufsgenossen! Korporationen sind Verbände von Berufsgenossen zu Schutz und Trutz und zur wechselseitigen Selbsthilfe in allen Lebenslagen.

„Hiernach — heißt es im Anschluß an den Wortlaut der kaiserlichen Botschaft — sollte den Arbeitern in . . . Notlagen ein Anrecht auf eine standesgemäße, vor der Armenpflege bewahrende Fürsorge gesetzlich sichergestellt werden. Dies ließ sich nur durch allgemeine Zwangsversicherung auf öffentlich rechtlicher Grundlage erreichen." Nur durch Zwangsversicherung? O nein, es giebt weit wirksamere Mittel. Eine Wendung auf S. 10 weist uns auf ein solches hin, indem da von der Überzeugung gesprochen wird, „daß es die pflichtmäßige Aufgabe eines christlichen Staatswesens sei, für die Besitzlosen, die zugleich den größten und der Hilfe bedürftigsten Bestandteil der Bevölkerung bilden, durch positive Maßregeln zu sorgen." Pflicht-

Digitized by Google

mäßige Aufgabe, nicht sowohl eines christlichen Staatswesens, als vielmehr eines verständigen Volkes ist es, vor der furchtbaren Entdeckung, daß seine größere Hälfte aus Besitzlosen besteht, zu erschrecken und diesem durchaus naturwidrigen, allen alten und mittelalterlichen Völkern unbekannten Zustande um jeden Preis ein Ende zu machen, im Notfalle durch einen Eroberungskrieg zum Zwecke von Landerwerb. Darin eben besteht der verhängnisvolle Mißgriff der deutschen Versicherungsgesetzgebung, daß sie einen krankhaften und erst in unserm Jahrhundert gewordnen Zustand, der nur als Übergangszustand allenfalls eine Zeit lang ertragen werden kann, als natürlichen und für alle Zukunft giltigen geradezu anerkennt und einem großen Gesetzgebungswerke zu Grunde legt. Massen von besitzlosen Arbeitern, die zugleich herrenlos gewesen wären, hat es in frühern Zeiten niemals gegeben. Noch im Anfang unsers Jahrhunderts sind die ländlichen Arbeiter taglöhnernde Kleinbauern gewesen, und für den jungen Handwerker war die Besitzlosigkeit nur ein Übergangszustand; gelang es ihm nicht, ansässiger Bürger zu werden, so war das ein persönliches Unglück, aber es war nicht die Regel. Wenn die Gesetzgebung die Mehrzahl der Volksgenossen für unfähig erklärt, für sich selbst zu sorgen — sei es durch eigne private Thätigkeit, sei es in freier korporativer Vereinigung mit Berufsgenossen —, so erklärt sie damit das eigne Volk für Lumpengesindel. Wo es in frühern Zeiten besitzlose Arbeiter gab, da waren sie Sklaven. Und etwas andres können besitzlose Arbeiter auch gar nicht sein, denn persönliche Freiheit ohne Eigentum giebt es nicht, hat es niemals gegeben und wird es niemals geben. Dem Sklaven seinen Herrn nehmen, ohne ihm Eigentum dafür zu geben, heißt ihm die Existenz rauben. Zu tausenden sind im römischen Reiche Sklaven freigelassen worden, schon lange bevor das Christentum zur Herrschaft gelangte, aber nie, ohne daß der Freigelassene entweder vom Herrn mit einem Vermögen ausgestattet worden wäre oder ein im Sklavenstande erworbnes und erspartes mitgenommen hätte.

Die Sache ist um so schlimmer, als in dieses für unselbständig und hilflos erklärte Proletariat die Angehörigen von Berufsständen zwangsweise hineingestopft werden, die noch gar nicht so weit herunter sind, daß sie es nötig hätten. Dazu kommt dann noch das willkürliche Auseinanderreißen des Zusammengehörigen und Zusammenschmieden von Elementen, die einander nichts angehn, sodaß die Berufsstände vollends zerstört werden, der Klassengegensatz hingegen, den zu verhüten höchste Aufgabe der Staatsweisheit in der Gegenwart wäre, als eine unabänderliche Staatseinrichtung feierlich besiegelt wird: der Kaufmannsgehilfe gehört sortan nicht mehr zum Kaufmannsstande, sondern mit dem Cigarrenarbeiter, dem Erdarbeiter und der Dienstmagd zusammen in die größere Hälfte derer mit Einkommen unter zweitausend Mark, die der kleinern besitzenden Hälfte, den „Ausbeutern," mit dem vollen Bewußtsein des Interessengegensatzes gegenübersteht.

Daß büreaukratische Veranstaltungen für einzelne Zwecke mit besoldeten Beamten sehr viel kostspieliger arbeiten, als berufsgenossenschaftliche Körperschaften oder Gemeinden, die viele verschiedne Zwecke zugleich erfüllen, läßt sich natürlich nicht vermeiden. Zur Rechtfertigung der ungeheuerlich hohen Verwaltungskosten einiger „Berufsgenossenschaften" pflegt man auf die Privatversicherungsgesellschaften hinzuweisen, die es noch dreimal so teuer machten. Es wäre doch erst noch nachzurechnen, ob der Durchschnitt beider Arten von Anstalten wirklich einen so großen Unterschied in der Kostspieligkeit ergiebt. Wäre es aber auch der Fall, so würden damit die „Berufsgenossenschaften" noch nicht gerechtfertigt sein. Denn die Privatversicherungsgesellschaften sind weder Veranstaltungen der Selbsthilfe, noch Staatseinrichtungen fürs Gemeinwohl, sondern Unternehmungen von Aktiengesellschaften,

Digitized by Google

die möglichst hohe Dividenden herausschlagen wollen. Eine richtig organisirte Korporation hat gar keine Verwaltungskosten.

Am ungereimtesten ist es, besondre Veranstaltungen zu treffen für Fälle, die gar nicht oder nur ausnahmsweise vorkommen; hier muß das Mißverhältnis zwischen Leistung und Zurüstung, das in der Kostspieligkeit zum Ausdruck kommt, enorm sein. Wenn es Industrien giebt, in denen die Arbeiter zu tausenden gerädert, verbrannt oder vergiftet werden, so mag man zunächst nachsehen, ob solche Gewerbe überhaupt nötig sind, sodann, falls sie volkswirtschaftlich unentbehrlich sein sollten, ob sich die Gefahren für Leben, Glieder und Gesundheit nicht abstellen lassen; nicht aber soll man eine für solche Berufsarten allenfalls gerechtfertigte Einrichtung andern Berufsarten aufnötigen, bei denen Betriebsunfälle nahezu unmöglich und jedenfalls ganz außerordentliche Vorkommnisse sind.

Wie die Zustände nun einmal sind, hat ja die Zwangsversicherung vielen Nöten abgeholfen, sie lindert manches Leid und wird ohne Zweifel von tausenden gesegnet, aber mit Rücksicht auf die politischen und sozialen Wirkungen und Folgen konnte sie nur von den Sozialdemokraten mit ungetrübter Genugthuung begrüßt werden; denn diese sehen mit Recht darin den Verzicht des Staates auf Wiederherstellung der privatwirtschaftlich organisirten Gesellschaft und den ersten Schritt zur Verwirklichung des „Zukunftstaates."

Schwarzes Bret

Reußisches Amtsdeutsch. Nachdem die für den bisher grundbücherlich (!) noch nicht eingetragnen Grundbesitz der Stadtgemeinde Greiz an Straßen, Plätzen u. s. w., einschließlich des unter Parzelle Nr. 317 des die Flur Greiz inbegriffnen (!) Gölpschflußbettes nebst Brückenüberbau aufgestellten, seitens des hiesigen Gemeindevorstandes anerkannten Folien zur Einschreibung in das Grund- und Hypothekenbuch für die Stadt Greiz vorbereitet sind, wird solches mit dem Bemerken hierdurch öffentlich bekannt gemacht, daß die Entwürfe beregter (!) Folien für alle, die daran ein Interesse haben, an unterzeichneter Gerichtsstelle zur Einsicht bereit liegen, und werden hierbei zugleich alle, welche gegen den Inhalt dieser Entwürfe wegen ihnen an den darunter begriffnen Grundstücken etwa zustehender dringlicher oder aus Protestationen wider Veräußerung und Verpfändung und solche Akte ausschließenden Dispositionsbeschränkungen herzuleitender Rechte etwas einzuwenden haben, aufgefordert, diese Einwendungen bis 22. August bei der Grund- und Hypothekenbehörde anzuzeigen, widrigenfalls dieselben solcher Einwendungen dergestalt verlustig gehen werden, daß denselben gegen dritte (?) Besitzer und andre Realberechtigte, welche als solche in das Grund- und Hypothekenbuch eingetragen werden, keinerlei Wirkung beizumessen ist.

Wir erlauben uns die Anfrage an das Reichsgericht: Ist der Deutsche gesetzlich verpflichtet, eine solche Schandsprache zu verstehen? Oder kann er sich im Falle eines Prozesses darauf berufen, daß er diese Bekanntmachung zwar gelesen, aber nicht verstanden habe?

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Zwei Bücher über Politik

Wenn die höchste der Künste lehrbar wäre, dann müßte es heute bei der Überfülle ausgezeichneter Lehrmittel von tüchtigen Staatsmännern wimmeln. Vielleicht wimmelt es auch, und vielleicht steht es eben darum so erbärmlich um den modernen Staat, weil viel Köche den Brei verderben. Von Roscher gilt einigermaßen, was Schopenhauer von Goethe sagt, daß es ihm mehr auf die genaue Beschreibung der Dinge ankomme, als auf die Ergründung ihrer Ursachen. Er hätte daher sein Buch*) füglich eine Naturbeschreibung statt einer Naturlehre der Staatsformen nennen können. „Geschichtliche“ setzt er hinzu, weil er die verschiednen Staatsformen in der Reihenfolge beschreibt, wie sie im Verlauf der Geschichte auf einander zu folgen pflegen. Er handelt ab: das Urkönigtum, die Aristokratie (Ritter-, Priester- und Städtearistokratie), die absolute Monarchie, die Demokratie, Plutokratie und das Proletariat nebst Sozialismus und Kommunismus, endlich den Cäsarismus. Jellinek hat in der Neuen Freien Presse diese Zugrundelegung der alten Kategorien scharf getadelt; die Fülle politischer Lebensformen, wie sie namentlich die Neuzeit hervortreibe, lasse sich darin nicht unterbringen. Das können wir nicht finden; bei allen Wandlungen handelt es sich doch immer darum, welcher Anteil bei der Entscheidung über die öffentlichen Angelegenheiten dem Einen an der Spitze, den Vornehmen oder Reichen und der Masse zufallen soll. Jellinek meint, schon dadurch sei die Unhaltbarkeit von Roschers Auffassung erwiesen, daß nach ihm die drei Haupttypen gewöhnlich gemischt und fast nirgends rein vorkommen

*) Politik. Geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie von Wilhelm Roscher. Stuttgart, J. G. Cottas Nachfolger, 1892.

Digitized by Google

sollen, während es doch in der Natur gar keine gemischten Typen gebe. Ja, kennt denn Jellinek die Flügeleidechsen, Schnabeltiere und Maulesel nicht? Um gar nicht von der Darwinschen Ansicht zu reden, nach der es ja keine geschlossenen Gattungen giebt, also auch eigentlich keine Typen geben kann. Am meisten wird Roscher zum Vorwurf gemacht, daß er das moderne Verfassungsleben einfach ignorire; das Sachregister enthalte kaum einen Hinweis darauf. Und in der That, die Wörter Parlament, Kammern, Verfassung, Konstitution sucht man dort vergebens. Aber wir meinen gerade, mit hundert Bänden hätte das Parlamentswesen nicht so treffend charakterisirt werden können, wie mit diesem köstlichen Schweigen; Roscher hat offenbar gar nicht daran gedacht, daß es auf dem europäischen Kontinent (in England und Nordamerika erwähnt er die beiden Häuser) so etwas giebt wie eine Volksvertretung, und dieses Übersehen ist eben naturgeschichtlich begründet. Eher möchten wir es tadeln, daß er sich hie und da zu sehr von oberflächlichen Namensähnlichkeiten leiten läßt, z. B. wenn er in der Entwicklungsgeschichte des modernen Absolutismus Rußland und Iwan den Schrecklichen voranstellt, die doch Gott sei Dank noch nicht so ganz typisch sind für Mittel- und Westeuropa; jedenfalls beruht der russische Absolutismus auf ganz andern Grundlagen als der französische und der deutsche. Sodann wird der ungeheuer wichtige Unterschied von Ständestaat und Klassenstaat nicht gebührend hervorgehoben.

Wenn ein Mann von der Welt- und Lebenserfahrung Roschers — er zählt jetzt sechsundsiebzig Jahre —, der mit encyklopädischem Wissen hervorragende Darstellungsgabe verbindet, die Naturgeschichte der Staatsverfassungen und Staatsumwälzungen schreibt, so haben wir eine Fülle des Belehrenden und Interessanten zu erwarten, und diese Erwartung wird denn auch nicht getäuscht. Das Buch ist an keiner Stelle trocken und langweilig; wenig bekannte historische Einzelheiten wechseln mit überraschenden Parallelen, scharfsinnige Folgerungen mit beherzigenswerten Warnungen und Mahnungen, und die drei schön ausgeführten Charakterbilder Cäsars, Cromwells und Napoleons krönen das Ganze. Vielfach klingen uns unsre eignen Ansichten wieder, die freilich selbst zum Teil den frühern Werken Roschers ihren Ursprung verdanken, z. B. in der Erwägung auf S. 230: „Die neuerdings in so vielen Staaten durchgedrungne allgemeine Wehrpflicht hat offenbar einen wesentlichen (sic!) demokratischen Charakter, was selbst durch glänzende Siege wohl nur eine Zeit lang verdunkelt werden mag. Es sind deshalb für die beschränkten Monarchien von äußerster Bedeutung alle die Institute, die dem entgegenarbeiten können. Solches geschieht dann namentlich durch alles, was ein militärisches Standesgefühl und Standesbewußtsein zu erhalten dient. Am leichtesten wird das natürlich bei demjenigen Teile des Heeres erreicht, der noch jetzt aus lebenslänglichen Berufskriegern besteht: also bei den Offizieren; und es ist die Erziehung derselben in Kadettenkorps, das unter Umständen erlaubte Duell-

Digitized by Google

weſen, überhaupt die eigentümlich entwickelten Begriffe von Standesehre, das Verbot der Ziviltracht u. ſ. w. weſentlich aus dieſem Geſichtspunkt zu betrachten.“ In einer Anmerkung wird hinzugefügt: „Viele von dieſen Einrichtungen haben eine gewiſſe Ähnlichkeit mit den Beſtrebungen der römiſchen Kirche, in unſrer ſtandesloſen [vielmehr ſtändeloſen] Zeit einen geiſtlichen Stand wieder herzuſtellen, auch hier mit dem ſtrengſten Gehorſam gegenüber den Standesvorgeſetzten. So entſprechen z. B. den Kadettenkorps die Knabenſeminare, dem ſtrengen Heiratskonſenſe der Cölibat. In beiden Fällen privilegirte Gerichtsbarkeit [die aber für die katholiſche Geiſtlichkeit nur beanſprucht, nicht zugeſtanden wird], ſtete Uniformirung, womöglich gemeinſames Wohnen und Speiſen.“ Hier hätte ſich auch noch zeigen laſſen, wie ſich die im Jeſuitenorden gipfelnde abſolutiſtiſche und zentraliſirende Geſtaltung des römiſchen Kirchenweſens erſt ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert und durchaus in Wechſelwirkung mit der entſprechenden Umgeſtaltung der Staaten entwickelt hat, und zwiſchen dem Jeſuitenorden und manchen ihm innerlich verwandten Erſcheinungen des preußiſchen Weſens eine Parallele ziehen laſſen. Wie wenig im Völkerleben die Staatsverfaſſung bedeutet, wie viel, ja wie alles auf Land und Leute ankommt, das tritt recht anſchaulich in der Beſchreibung der ſchweizer Demokratie hervor. Einrichtungen, die einen Großſtaat mit verwickelter Kultur binnen zehn Jahren zu Grunde richten würden, haben dem Hirtenvölkchen der Urkantone nichts geſchadet und den jahrhundertelangen ruhigen Beſtand ſeines Gemeinweſens nicht im mindeſten gefährdet. Mit vierzehn Jahren iſt der Bub in Niedwalden zu wählen, in Zug und Uri ſogar zur Teilnahme an der geſetzgebenden Verſammlung berechtigt, natürlich auch heiratsfähig. Für die abſolute Gleichheit hätte Roſcher noch die Anekdote anführen können, daß, als einmal bei der Tagſatzung, die bekanntlich im Freien abgehalten wird, der Landamman ſeinen Regenſchirm aufſpannte, ein Bauer vortrat und ſagte: Du, thu dei Regedach abe, wir han au keins. Wenn Roſcher das gänzliche Fehlen von Strafanſtalten in den Urkantonen, und daß man in Schwyz Verbrecher manchmal nur darum geköpft habe, weil man ſie nicht einſperren konnte, zu den Schattenſeiten jener urzuſtändlichen Kleinſtaaten rechnet, ſo ſind wir andrer Meinung. Die Einſperrung iſt für den richtigen Mann eine weit härtere Strafe als der Tod, und wenn ſich der durchſchnittliche Deutſche von heute geduldig einſperren läßt, ſo iſt damit eben bloß bewieſen, daß es in Deutſchland keine echten Germanen mehr giebt; mit dem bloßen Singen von „Deutſchland, Deutſchland über alles“ oder mit dem Renommirknüppel wird das erſtorbne Urgermanentum kaum wieder lebendig gemacht werden können. Daß ein Menſch, der ſich aus Not oder Unbeſonnenheit oder Leidenſchaft eines Vergehens ſchuldig gemacht hat, zeitlebens das Brandmal: „hat ſchon geſeſſen“ mit ſich herumſchleppen muß, iſt vollends Barbarei. Die Gefängniſſe und Zuchthäuſer, die zahlloſen Geſtalten in Sträflingsjacken ſind

Digitized by Google

ein so häßlicher Schandfleck am modernen Staat, wie an der ehemaligen Republik Venedig ihre berüchtigten Staatsgefängnisse, ja ein noch häßlicherer. Denn das Opfer barbarischer Rechtspflege oder Staatskunst früherer Zeiten ward, wenn ihm das Glück der Befreiung noch einmal zu teil wurde, als Märtyrer geehrt, unsre heutige Strafjustiz aber macht alljährlich tausende von Menschen zu Verbrechern und Auswürflingen, die es noch nicht waren, als sie ihr in die Hände fielen. Von dem vor zwanzig Jahren verstorbnen Bey von Tunis erzählt man, er habe allwöchentlich selbst Gericht abgehalten in folgender Weise. Der Delinquent wurde vorgeführt, und ein Beamter trug den Fall vor, und zwar ganz kurz. Darauf sprach der Bey das Urteil, oder vielmehr er sprach gar nichts, sondern machte eine von drei Handbewegungen. Entweder er fuhr sich über den Hals oder machte die Bewegung des Geldaufzählens oder die Haubewegung. Die Köpfbewegung machte er nur selten, fast regelmäßig wurden den Armen Prügel, den Reichen Geldstrafen zudiktirt, und da alles sehr rasch ging, so wurde der Bey an einem Vormittage mit allen Delinquenten der Woche bequem fertig. Ob wir Europäer es wohl mit unsrer verwickelten, unbequemen und kostspieligen Rechtspflege viel weiter bringen als dieser alte Türke mit seiner einfachen, billigen und bequemen, und ob wir uns wohler dabei befinden als die Tunesier bei der ihren?

Aber kehren wir zu Roscher zurück und vernehmen wir noch kurz, was er zu den Schwierigkeiten meint, die den modernen Staat oder vielmehr die Staatsbürger am meisten bedrängen. Grundsätzlich befinden wir uns in vollster Übereinstimmung mit ihm: die Heilmittel gegen soziale und wirtschaftliche Schäden, die er empfiehlt, sind die auch von uns schon oft empfohlenen, und folgendes Programm einer Umgestaltung unsrer Staats- und Gesellschaftsverfassung ist auch das unsrige: „Es gehört zu den vornehmsten [?] Bedingungen eines gesunden Volkslebens, daß die einzelnen nicht bloß durch das weite, rücksichtslose, eben darum nur zu leicht entweder kalte oder drückende Band des Staates im allgemeinen als ein unüberseh licher Haufe zusammengefaßt werden, sondern zugleich innerhalb desselben zu eben so viel lebendigen Gruppen organisirt, wie es besondre, mehreren von ihnen gemeinsame Interessen giebt. Solche Gruppen stärken und sichern nicht bloß den in seiner Isolirung meist so schwachen, so vergänglichen Einzelmenschen, sondern sie bilden auch ein wichtiges Volkserziehungsmittel für Erwachsene: durch die nahe und doch wegen ihrer Gegenseitigkeit freiheitliche Beaufsichtigung der Mitglieder, so wie durch ihre, im kleinen Kreise beginnende, stete Übung von Rechten und Pflichten." (S. 570.)

Diese Übereinstimmung in den Grundsätzen aber darf uns nicht abhalten, ein paar Mängel in der Darstellung der Thatsachen hervorzuheben, die schon an sich sehr schwer wiegen, doppelt schwer aber bei einem Manne von solcher Autorität und Objektivität. In der — all zu kurzen — Kritik des Haupt-

Digitized by Google

werkes von Karl Marx verfährt Roscher ganz nach der in bürgerlichen Kreisen hergebrachten Schablone; die Hauptsache: die Geschichte der Anhäufung des englischen Kapitals, erwähnt er gar nicht, und was er so nebenbei von englischen Arbeiterzuständen sagt, scheint zu beweisen, daß er es grundsätzlich verschmäht, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen. Geradezu verblüffend wirken die zwei Sätze auf S. 586: „Was sich hier [in Beziehung auf Lohnerhöhung] durch Klugheit und Eintracht der niedern Stände erreichen läßt, hat die englische Geschichte des vorigen [!] Jahrhunderts bewiesen: im auffälligsten Gegensatze zu den irischen Verhältnissen. Die Engländer, ein Menschenalter nachher auch die Schotten, haben ihren hohen Lohn selbst verdient, die Irländer ihren niedrigen großenteils selbst verschuldet."

Nun sind aber von 1750 ab, wie die Leser der Grenzboten wissen, die Arbeitslöhne in England stetig gesunken und haben um 1830 ihren tiefsten Stand erreicht. Die seitdem eingetretene Steigerung haben die englischen Arbeiter allerdings selbst „verdient," aber wie! Sie haben sie in einem fünfzigjährigen Kampfe durchgesetzt, der mit Mord und Brand angefangen hat, mit Arbeitseinstellungen fortgeführt worden ist, der zu einer Organisation geführt hat, die nach einem kaum zwanzigjährigen Frieden heute von allen konservativen und unionistischen Organen Englands als eine unerträgliche, unbedingt zu brechende Tyrannei beklagt und mit unversöhnlicher Feindschaft bekämpft wird. Und nur etwa ein Siebentel der englischen Arbeiter ist des Glücks hoher Löhne und zugleich dauernder Beschäftigung teilhaftig geworden. Zudem lassen sich die irischen und die englischen Löhne deshalb gar nicht vergleichen, weil es sich in Irland, wo die Engländer alle und jede Industrie gewaltsam vernichtet haben, mit Ausnahme des von Engländern bewohnten Ulsters nur um ländliche Tagelöhne und Lumpenpächtereinkommen handelt, in England und Schottland dagegen um industrielle Löhne. Die englischen Ackerbautagelöhner sind heute noch so wenig organisirt und leben noch so elend wie die irischen, unter den Fabrik- und Grubenarbeitern Englands aber befinden sich viele Iren, die keine geringern Löhne beziehen als ihre englischen Kameraden. An dieser Stelle gleicht Roschers Naturgeschichte einer jener alten Landkarten, wo an Afrika die südliche Hälfte fehlt und China etwa so groß war wie Schwaben. Aus solcher Verkümmerung des Inselreiches auf dieser neuen Karte erklärt sich auch eine eigentümliche Bemerkung auf S. 587. Der drohenden plutokratisch-proletarischen Spaltung, meint Roscher, mit den von ihm angegebnen Mitteln vorzubeugen, sei heilige Pflicht aller, ganz besonders auch der Fabrikanten, es müßten denn, fährt er fort, „solche Unmenschen sein, wie man sie in Frankreich wohl hie und da bemerkt hat, welche z. B. den Sparkassen gram waren, um ihre Arbeiter nicht allzu unabhängig werden zu lassen." Kein Zweifel, Roscher hat, um sich sein Lichtbild von England nicht trüben zu lassen, nicht einmal Brentanos Geschichte der englischen Gewerkvereine in die Hand nehmen

Digitized by Google

mögen, denn sonst hätte er bei dem Worte „Unmenschen" doch nicht an Frankreich, sondern zu allererst an die englischen Fabrikungeheuer und ihre nach tausenden zählenden Kinderopfer gedacht, hätte an die Grubenbesitzer gedacht, die sich gegen das Verlangen der Bergleute, für ihre Kinder Schulen errichten zu dürfen, mit Händen und Füßen gewehrt haben, oder wenn es sich bloß um Kassen handelt, an den erbitterten Kampf des gesamten Unternehmertums gegen alle Arbeiterkassen, und wie noch am 16. Januar 1867 ein hoher Staatsbeamter, der Oberrichter Lord Cockburn, die Arbeiter ausdrücklich darauf hingewiesen hat, daß die Gewerkvereine keine Korporationsrechte besäßen, demnach auch kein gesetzmäßiges Eigentum erwerben könnten, Diebstahl an den Vereinskassen also — kein Diebstahl und nicht strafbar sein würde. Dieses Loch in der Landkarte halten wir für bedeutend schlimmer als das Übersehen des Parlamentarismus. Denn seine Soldaten bekommt der König von Preußen mit oder ohne Reichs- und Landtag jederzeit und auf alle Fälle, und ob bei dem fortwährenden Umschreiben unsrer Gesetzesbibliothek den Geheimräten ein paar hundert Abgeordnete helfen oder nicht, ist ziemlich gleichgiltig. Aber die Volkswirtschaft bleibt die unentbehrliche Grundlage für das politische Leben wie für alle höhere Kultur. Darum sind die volkswirtschaftlichen Fragen von entscheidender Bedeutung für das Schicksal der Staaten und Völker, das moderne Wirtschaftsleben aber ist ohne die genaue Kenntnis des englischen gar nicht zu verstehen.

Diese entschiedne Abwendung des Blickes von England macht dem Altmeister der deutschen Nationalökonomie jenen Optimismus in der Beurteilung der Zustände des niedern Volks möglich, der so charakteristisch für den modernen Liberalismus ist. Von diesem optimistischen Standpunkte aus polemisirt er auf S. 568 gegen einen „gefährlichen prinzipiellen Irrtum" H. Leos. Dieser „redet davon, daß sich ganz unvermeidlich sehr vieles Elend auf Erden finde, vorzugsweise für die niedern Klassen und in den großen Städten. Gewiß! Nun habe zum Glück die Macht der Gewohnheit alle diejenigen, die fortwährend durch dieses Elend berührt werden, mit einer heilsamen Schwielenhaut versehen, wodurch sie eine Menge von Dingen, die uns andern unerträglich sind, leicht ertragen. Auch wahr! Diese Schwielenhaut ihnen abzuziehen, sei die ärgste Grausamkeit. Hier liegt der Irrtum. Wäre jenes Elend gänzlich ohne Hoffnung des Besserwerdens, so hätte Leo Recht." Und hier liegt nun wiederum Roschers Irrtum, daß diese Hoffnung allgemein vorhanden sei. Nehmen wir einen Fall, wo die Schwielenhaut in der allerkörperlichsten Bedeutung nötig ist. Ende April brachte das Berliner Tageblatt folgenden Bericht, gegen den keine Einwendung erhoben worden ist, der also wahr und genau sein wird, zumal da ihn die in 130000 Exemplaren verbreitete Berliner Morgenzeitung und der Vorwärts abgedruckt haben: „In Bukow auf dem Rittergute werden etwa 40 polnische Weiber, sogenannte

Digitized by Google

Schnitter, beschäftigt. Diese Leute konnten ihre furchtbar schlechte Behandlung nicht mehr länger ertragen, denn sie werden viehisch gemißhandelt; sie beschlossen daher allesammen, zu fliehen, und führten dieses Vorhaben am Sonnabend aus, indem sie mit einem Zuge nach Berlin kamen, um hier Schutz zu suchen. Kaum wurde aber auf dem Gute die Flucht entdeckt, als ihnen sofort ein Telegramm hierher nachging, in dem der Kriminalpolizei aufgegeben wurde, die Flüchtlinge anzuhalten und zu verhaften. Es wurden sofort zwei grüne Wagen nach dem Bahnhof geschickt, und beim Eintreffen des Zuges, mit dem die Entflohenen ankamen, wurden sie samt und sonders als Gefangne nach dem Polizeipräsidium gebracht. Dieser Augenblick soll herzergreifend gewesen sein; die Leute verstehen kein Wort deutsch, und kein Dolmetscher war zugegen, der ihnen hätte zur Seite stehen können; dabei zeigten sie ihre blau und braun geschlagnen, mit fingerdicken Striemen bedeckten Körperteile." Was haben diese Leute für Hoffnung? Gar keine! Man lasse ihnen also ihre geistige Hornhaut, daß sie nicht erst Dummheiten machen und fliehen, sondern sich widerstandslos die körperliche anprügeln lassen. Roschers Ansicht ist richtig für die Völker im allgemeinen; das russische Volk kann sich niemals aus eigner Kraft zur Kultur erheben, weil es inwendig und auswendig mit Hornhaut und Schmutzkruste überzogen ist. Aber sie gilt nicht für die unterdrückten Klassen in zivilisirten Staaten, solange die herrschenden Klassen samt dem ihnen verbündeten Staate den Willen haben, diese im Zustande der Unterdrückung festzuhalten. Hier ist das Abziehen der Schwielenhaut durch Schulbildung und Lektüre nicht allein ganz zweckwidrig, sondern zugleich eine solche Grausamkeit, wie wenn ein böser Zauberer dem Stück Eisen, das er mit Feuer und Schmiedehammer bearbeitet, Empfindung einhauchen wollte.*) Auch daß Roscher die Bevölkerungsfrage, die für die Geschicke der mittel- und westeuropäischen Staaten über kurz oder lang verhängnisvoll werden muß, nicht besonders behandelt, erscheint uns als ein Mangel. Daß er ihre Bedeutung gar wohl kennt und würdigt, wissen wir nicht allein aus seinem großen Werke, sondern es geht auch aus gelegentlichen Äußerungen im vorliegenden Buche hervor. So rügt er es, daß die Arbeiter Kinder zeugen, ehe sie deren Unterhalt gesichert haben, und wendet sich gegen die phantastische Vorstellung des Amerikaners Henry George, wenn man nur seine Vorschläge annähme, dann werde die Erde eine ungemessene Zahl von Menschen ernähren können.

Ganz und gar stimmen wir den Sätzen bei, mit denen Roscher auf S. 566 seine Kritik des Sozialismus und Kommunismus beschließt. „Die

*) Eine Frage an die Altertumskundigen: Ist aus Bildern oder schriftlichen Nachrichten zu ersehen, daß römische Sklavinnen bei der Arbeit von den Aufsehern geprügelt worden wären? Viele römische Damen haben allerdings ihre Sklavinnen grausam behandelt, aber dafür, daß Frauen und Mädchen von Männern geprügelt worden wären, kennt der Verfasser dieses Aufsatzes kein Beispiel.

Digitized by Google

Annäherung an die Gütergemeinschaft soll von der Liebe der Reichen ausgehen, nicht von dem Hasse der Armen. Wenn alle Menschen wahre Christen wären, dann könnte die Gütergemeinschaft ohne Gefahr bestehen; dann würde freilich auch das Privateigentum keine Schattenseite mehr haben. In der Wirklichkeit halte ich es leider für sehr denkbar, daß uns die Zukunft noch bedeutende Annäherungen an die Pläne des heutigen Sozialismus bringen möchte, vielleicht noch mehr auf cäsaristischem als auf ochlokratischem Wege: durch eine sehr gesteigerte Besteuerung, Polizei, Zentralisirung, überhaupt Annäherung an die Staatsallmacht im Innern. Gehen aber diese Entwicklungen vor sich, ohne daß gleichzeitig eine großartige Reform des religiösen und sittlichen Volkslebens den Gemeinsinn verstärkt und veredelt hat, so würde ich eben sie für die vornehmsten [?] Ursachen, Wirkungen, Symptome des Verfalls der neuern Völker halten." Bei dem letzten Satze erstreckt sich unsre Beistimmung nur auf die Hälfte. Kann denn von Religion, Sittlichkeit und Gemeinsinn überhaupt noch die Rede sein, wo lauter Zwang und nichts als Zwang herrscht? Und beruht denn dieser Verfall nicht vielmehr auf äußern Verhältnissen, die sich vielleicht ändern lassen, als auf einer Entartung der Menschennatur? Giebt es nicht überall auch heute noch kreuzbrave, thatkräftige, einsichtige, zu allem Guten willige Menschen? Und würde es nicht zu den Aufgaben des im übrigen so vortrefflichen und so inhaltsreichen Buches gehört haben, die Mittel und Wege zu einer solchen Änderung wenigstens anzudeuten?

Der Franzose, der seinem Namen zu schließen deutschen Ursprungs ist, verfolgt in seinem Buche*) einen unmittelbar praktischen Zweck. Er kritisirt den gegenwärtigen gesellschaftlichen und politischen Zustand Europas mit besondrer Rücksicht auf Frankreich, weist seine Unhaltbarkeit nach und giebt die Heilmittel an. Die gewöhnlichen politischen Streitfragen behandelt er als Nichtigkeiten mit Verachtung. „Wir fahren fort, uns für Wahlangelegenheiten, für Unterrichtsfreiheit, über die Beziehungen zwischen Kirche und Staat, über die Formen der höchsten Gewalt zu erhitzen, als ob sich seit 1840 gar nichts ereignet hätte in Europa. Politik eines verstorbnen Geschlechts (politique d'outre-tombe), deren Gespenst die Einfältigen schreckt, während sich die Schlauen seiner bedienen, diese zu leiten." (S. 209.)

In der Einleitung entwickelt er seine politische Grundansicht. „Zwei Lehren teilen sich in die Herrschaft der Geister. Nach der einen haben die Menschen mit Freiheit über ihre Einrichtungen zu entscheiden und ihre Oberhäupter zu wählen, nach der andern ist es lediglich das Übergewicht der Gewalt, das beides bestimmt. Die Bewundrer des Absolutismus unterscheiden

*) La Politique. Principes, Critiques, Réformes par Th. Funck-Brentano, professeur à l'école libre des sciences politiques. Paris, Arthur Rousseau, 1892.

Digitized by Google

sich jedoch von den fanatischen Radikalen und Kommunisten nur dadurch, daß sie die Freiheit, deren sie sich selber erfreuen, mit Gewalt behaupten, während die andern jederzeit bereit sind, Gewalt anzuwenden, um die Freiheit, die sie fordern, zu erobern. Die zwischen den Extremen hin- und herschwankenden Mittelparteien nehmen zur Gewalt ihre Zuflucht, solange sie sich am Ruder befinden, und schreien nach Freiheit, solange sie nicht im Besitz der Gewalt sind. Das Gebiet des politischen Lebens ist zu weit, als daß es erlaubt wäre, es von einem so kindlichen Gesichtspunkte aus zu betrachten. Die beiden Pole, um die sich die Politik bewegt, sind nicht Macht und Freiheit, sondern persönliche und öffentliche Moral." Der Verfasser legt dar, wie sich seiner Ansicht nach die Sprache entwickelt, und fährt fort: „Genau auf dieselbe Weise haben sich die Menschen ihre politischen Einrichtungen geschaffen. Kleine gesellschaftliche Gruppen bildeten ebenso viele Kerne gesellschaftlicher Organisation. Diese Gruppen entstanden und erhielten sich dadurch, daß einer auf die Neigungen des andern verständnisvoll einging, daß sie sich zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse vereinigten und sich dabei einer gemeinsamen Leitung unterwarfen. Diese Leitung ermangelt anfänglich, ganz wie die im Entstehen begriffene Sprache, der Sicherheit und Festigkeit, wird aber mit der Zeit zur regelmäßigen Gewohnheit, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt, und aus der sich die öffentlichen Einrichtungen entwickeln." (S. 9.) „Wollen zwei Menschen durch gemeinsames Handeln einen Zweck erreichen, etwa einen Baum fällen oder einen großen Stein wälzen, so muß der eine die Arbeit leiten und der andre sich leiten lassen; handelt jeder nach seinem eignen Kopfe, so bringen sie nichts fertig. Diese Vereinigung zu gemeinsamem Handeln ist nur eine einfache Erfüllung des sittlichen Gebots: liebet einander und helfet einander! Sollen aber aus dem gemeinsamen Handeln bleibende Rechte und Pflichten entstehen, so muß es selbst zur dauernden Gewohnheit werden. Nur dann kann jeder von beiden auf den andern rechnen, wenn dem ersten die Leitung als sein natürliches Recht, dem zweiten der Gehorsam als seine natürliche Pflicht erscheint. An dem Tage, wo der zweite widerspenstig oder der erste lässig wird, werden sie mit einander in Streit geraten und zur Gewalt ihre Zuflucht nehmen, der eine, um seine Autorität, wie er es nennt, aufrecht zu erhalten, der andre, um wieder zu gewinnen, was er seine Freiheit nennt. Dieser einfache Fall veranschaulicht, welche Rolle die Moral, die Gewalt und die Freiheit in den Beziehungen der Menschen zu einander spielen." (S. 11.) Die Freiheit wird hier doch ein wenig zu niedrig geschätzt und zu dürftig aufgefaßt.

Auf solche Gewohnheiten also, die unter dem Druck der Nöte des Lebens aus einfacher sittlicher Empfindung hervorgehen, beruhen die Sitten, beruhen alle Rechte und Pflichten, beruhen die Staatseinrichtungen. Nur darf daraus nicht die falsche Folgerung gezogen werden, daß der Staat, weil er aus der

Digitized by Google

Wirksamkeit einzelner Moralgrundsätze entspringt, nun hinwiederum die Aufgabe habe, die Menschen tugendhaft zu machen. Kein Mensch hat ein Recht, vom andern Nachsicht oder Selbstverleugnung oder Aufopferung zu fordern; Tugenden lassen sich nicht durch Befehl erzwingen; wie das Genie, so entzieht sich auch die Tugend der öffentlichen Gewalt. (S. 16.) Diesen Zusammenhang zu verstehen, darauf kommt in der Politik alles an. Dieses Verständnis aber ist mehr Sache natürlicher Begabung als sorgfältiger Schulung. „Ein Schenkmädchen, wie Katharina die Zweite, hat das Zeug zu einem Staatsmann ersten Ranges, während kenntnisreiche Männer als Minister nichts als Dummheiten machen." (S. 37.) Der Verfasser hat da die erste mit der zweiten Katharina verwechselt, wie denn solche kleine thatsächliche Irrtümer, namentlich wo es sich um Deutschland handelt, bei ihm nichts seltnes sind, aber mit dem, was das verunglückte Beispiel zeigen soll, hat es trotzdem seine Richtigkeit. Es ist nach Funck vorzugsweise das Verkennen dieser einfachen Verhältnisse, was die verzwickte und unhaltbare Lage der heutigen europäischen Menschheit verschuldet; von diesem Standpunkte aus kritisirt er nun die Leistungen des modernen Staats auf den verschiednen Gebieten seiner Thätigkeit und macht Reformvorschläge. Er behandelt, immer vorzugsweise mit Rücksicht auf Frankreich, die Gesetzgebung, die Kongresse (der Antisklavereikongreß wird mit dem Hohn gegeißelt, den er verdient), die Arbeiterfrage, die soziale Frage, die Krisen der Industrie und des Handels, die Finanzen, das Unterrichtswesen, die Verarmung der mittlern und das Elend der untern Klassen, das Steuer- und Zollwesen, die Staatsschuld (deren Tilgung gehört zu den Forderungen Funcks, von denen er sagt, daß wenn sie nicht erfüllt würden, man den Völkern lasciate ogni speranza zurufen dürfe), die Beziehungen des Staats zu Religion und Kirche, die Beziehungen der europäischen Staaten unter einander und die Kolonialpolitik; den Schluß bildet das Kapitel: „Die sozialen und die politischen Hilfsquellen Frankreichs."

Der Reichtum des Buches an treffenden Beobachtungen und glücklichen, praktisch verwertbaren Gedanken ist so groß, daß eine Auslese schwer fällt. Wer würde Funck z. B. nicht beipflichten, wenn er auf S. 101 sagt: „Unter allen Formen des Wahlrechts ist das allgemeine, geheime und direkte unstreitig das beste, weil es die Wünsche des Volks am klarsten zum Ausdruck bringt. Aber diese Wünsche auf dem Wege der Gesetzgebung erfüllen zu wollen, würde unter allen Arten von Politik die allerschlechteste sein." Nicht die oft unverständigen Wünsche und Forderungen von Volksmassen und Interessentengruppen habe der Gesetzgeber zu erfüllen, sondern seine Aufgabe sei es, die Ursachen zu erforschen, aus denen ihre Nöte und ihre Unzufriedenheit entspringen, und diese Ursachen zu beseitigen. Nur an dreien der von Funck behandelten Gegenstände wollen wir zeigen, wie er den politischen Fragen gegenübersteht.

Digitized by Google

Freihandel und Schutzzoll, meint er, seien beides „Chimären." Da jedermann Produzent und Konsument zugleich sei, so könne keine Maßregel zu Gunsten irgendwelcher Produzenten ergriffen werden, wodurch sich nicht ganze Volksmassen als Konsumenten, und keine zu Gunsten der Konsumenten, wodurch sich nicht andre Volksmassen als Produzenten bedrückt fühlten. Bei sogenannter Handelsfreiheit sei der Landwirt keineswegs frei, sein Getreide zu verkaufen*), wenn es ihn mehr kostet, als es auf dem Markte gilt, und aller Zollschutz nütze dem Gewerbetreibenden nichts, wenn ihn der Staat mit Steuern erdrücke. Werde der Zuckerfabrikant durch Ausfuhrprämien in den Stand gesetzt, seinen Zucker im Auslande billiger zu verkaufen als daheim, wo er durch den Schutz verteuert wird, so werde das Volk im ganzen durch diese Art Schutz nicht bereichert, sondern geplündert, indem man die Ärmern eines Teils des ihnen gebührenden Zuckers beraube. Aufgabe der Steuer- und Zollpolitik sei, dem Kleingewerbe im Innern, der Großindustrie im Auslande lohnenden Absatz zu sichern, eine Aufgabe, von der es uns freilich zweifelhaft scheint, ob sie von der Politik überhaupt auf die Dauer gelöst werden kann; die Politik allein ist es auf keinen Fall imstande. Da ferner jedes Gewerbe durch Steuerdruck erschwert werde, so sei wohl zu beachten, was so oft übersehen werde, daß auch die Zölle nichts andres als Steuern seien, Steuern, die an der Grenze erhoben werden. Den vielgepriesenen Brauch der französischen Stadtgemeinden, ihr Geldbedürfnis mit einem hohen Oktroi zu bestreiten, verurteilt Funck als höchst drückend und ungerecht und wegen der kostspieligen Erhebung aufs schärfste. Vor allem habe sich die Steuer- und Zollpolitik davor zu hüten, daß sie die ohnehin mit beklagenswerter Schnelligkeit fortschreitende Zerstörung des Kleingewerbes noch beschleunige. Nicht allein schneidet, wie er richtig ausführt, eine Großindustrie, die das Kleingewerbe zerstört, sich selbst die Wurzeln ab, weil ihr nur ein kaufkräftiger Mittelstand einen zuverlässigen Stamm von beständigen Abnehmern sichern kann,*) sondern mit dem Kleingewerbe schwindet auch die Gesellschaftsmoral, und seine Zerstörung bedeutet die Auflösung des Staatsorganismus.

*) Vorläufig droht gerade den größten Großindustriellen und Grundbesitzern von der Zerstörung des Mittelstandes noch keine Gefahr. Der englische Landlord sieht den englischen Ackerbau gleichmütig zu Grunde gehen; denn mit den Überschüssen, die ihm die städtische Grundrente abwirft, kauft er in Nordamerika ganze Quadratmeilen, läßt sie von Tagelöhnern bearbeiten und verkauft den Weizen nach Europa — in welches Land, das ist ihm gleich; Brot aber hat nicht allein der Mann des Mittelstandes, sondern auch der Proletarier nötig. Für den einflußreichsten Teil der Großindustriellen aber sorgen die von ihnen beeinflußten Regierungen mit ihrer Rüstungspolitik, die ihnen alljährlich großartige Aufträge sichert. Daher sind diese Herren gleichgiltig gegen die Zerstörung des Mittelstandes. Eine gewisse Höhe des Vermögens erhebt über die Wechselfälle des Lebens — bis zur Katastrophe; die Katastrophe sucht man durch ein Mittel abzuwenden, das sie herbeizuführen am allerkräftigsten wirkt, durch — stete Vermehrung des Militärs.

Digitized by Google

Das ist nun der Punkt, von dem aus der Verfasser die Arbeiterfrage beurteilt, die sich, wie er ganz richtig bemerkt, nur durch die Zerstörung des Bauern- und des Handwerkerstandes zur sozialen Frage erweitern kann. „Einige hundert Großgrundbesitzer, Großindustrielle und Großhändler auf der einen, einige Millionen Lohnarbeiter und Gesinde auf der andern Seite sind gar keine Nation; sie sind nur zwei zusammenhanglose Haufen von Reichen und von Armen. Dagegen kann ein Volk, das nur aus Bauern, Handwerkern und kleinen Krämern besteht, die erste Nation der Welt werden. Was unterscheidet die Großindustrie vom Handwerk? Das eigentümliche der großen Unternehmen ist die Unmöglichkeit persönlicher Beziehungen zwischen dem Oberhaupt und seinen Leuten, während der Handwerksmeister, der kleine Kaufmann mit allen seinen Untergebnen täglich und stündlich intim verkehrt. Die großen Unternehmer haben keine Fühlung mit ihrem eignen Personal und zu niemand Beziehungen als zu einer meist ausländischen Kundschaft; einer engern Verbindung der Großindustriellen und Großhändler unter einander steht meistens der Interessengegensatz im Wege. Daher können sie kein Material abgeben für ein festes soziales Gefüge. Im Kleingewerbe dagegen sind die kleinen Kräfte, je schwächer sie sich vereinzelt fühlen, desto mehr auf gegenseitige Unterstützung angewiesen; Meister und Gehilfen fühlen sich solidarisch verbunden, beide ziehen wechselseitig Vorteil von einander, vervollkommnen sich gegenseitig und schaffen in Gemeinschaft mit allen übrigen Gewerbegenossen jene mächtigen örtlichen Industrien, die durch die Vollendung ihrer Erzeugnisse aller Konkurrenz des Auslandes trotzen." Der Verfasser hat hier ohne Zweifel das berühmte Pariser Kleingewerbe vor Auge, das nach dem Zeugnis auch deutscher Kenner bis vor kurzem diesen Charakter trug und sich nicht allein durch die Vollkommenheit seiner Produkte, sondern auch durch ein musterhaftes Familienleben und durch das schönste Verhältnis zwischen der Meistersfamilie und den Lehrlingen auszeichnete. In den letzten Jahren jedoch sind diese trefflichen Leute mehr und mehr von Unternehmern abhängig geworden; wie in England die Fabrik, so frißt in Frankreich, wie auch Funck ausführt, das Magazin das Kleingewerbe auf; die tüchtigen Pariser Handwerker sinken zu „Hausindustriellen" nach Art der schlesischen Weber und der thüringischen Spielzeugmacher herab. „Diese wohlgefügte Masse — fährt der Verfasser fort — bildet sowohl in wirtschaftlicher wie in sozialer Beziehung die eigentliche Grundlage des nationalen Lebens." (S. 219 bis 220.) Genauer gesprochen: die Hälfte der Grundlage; die andre Hälfte ist der Bauernstand. Daher gereicht es den Völkern zum Verderben, daß die Lehrlingschaft mehr und mehr der Lohnarbeit „jugendlicher Arbeiter" weicht. Die Lehrlingschaft bildet ein wichtiges Stück der geschichtlichen Überlieferung. Wie in den Familien Sitten, Grundsätze und Anschauungen vom Vater auf den Sohn, so werden in der Werkstatt mit den Kenntnissen nnd Fertigkeiten auch Sitten und Grundsätze vom Meister auf den

Digitized by Google

Lehrling vererbt. Verliert sich die Tradition aus dem Schoß der Familien, so geschieht es auf Kosten des Volkscharakters, und mit dem Ende der Lehrlingschaft versiegt die Lebenskraft des Handwerks. Ja die Tradition kann schon in einem einzigen Gewerbe nicht abreißen, ohne daß auch die übrigen Gewerbe von der Zersetzung ergriffen würden; das ist eine verhängnisvolle Wirkung der Solidarität zwischen den einzelnen Gliedern des sozialen Leibes. (S. 181.)

Demnach ist die ganze moderne Sozialpolitik nur Kurpfuscherei, und eine recht schädliche dazu. Was soll, fragt Funck, die Beschränkung der Arbeitszeit für einen Sinn haben? Wenn der Staat gewisse Vergnügungen verbietet, so läßt sich das unter Umständen rechtfertigen; aber wie kann man irgend jemand die Arbeit verbieten? Kriechen Kinder etwa zum Vergnügen in einen Kohlenschacht, oder arbeiten Frauen und Mädchen zum Vergnügen die Nacht hindurch in der Fabrik? Will ihnen der Staat die Arbeit verbieten, so muß er ihnen den Unterhalt gewähren, den sie sich durch ihre Arbeit verdienen. Die übrigen Gesetze aber, z. B. die Versicherungsgesetze, haben weiter keinen Erfolg, als daß sie den Gegensatz von reich und arm allen erst recht zum Bewußtsein bringen und den Krieg beider Parteien gegen einander förmlich organisiren. Die Zwangsversicherung steigert den Haß auf beiden Seiten; den der Armen, weil das, was gewährt werden kann, hinter den wach gerufnen Ansprüchen weit zurückbleibt, den der Reichen, weil sie es als eine Ungerechtigkeit empfinden, für wildfremde Menschen bezahlen zu müssen, die sie nicht kennen, die sie nichts angehen, und gegen die sie keine Verpflichtung fühlen. Nicht anders verhält es sich mit der Koalitionsfreiheit; das Endergebnis der englischen Gewerkvereinsentwicklung ist ein wohlorganisirter Krieg zwischen den beiden Klassen der Unternehmer und der Arbeiter, die einander mit unversöhnlichem Hasse gegenüber stehen. Demnach bleibt die Auflösung dieser neuen Klassen und die Wiederherstellung des Kleingewerbes die einzige Lösung der sozialen Frage; sollte diese nicht möglich sein, dann giebt es keine. Bei der fortschreitenden Zerstörung der Mittelklassen kommt noch folgender Umstand in Betracht. Bestünde die Fabrikarbeiterschaft nur aus Leuten, die nichts besseres kennen, und die sich nur zu untergeordneten und einförmigen Arbeiten eignen, dann würde sie, wenn auch vielleicht hie und da aus Not unzufrieden, so doch nicht grundsätzlich rebellisch sein. Aber in sie strömen fortwährend die Deklassirten ein, die der Zerstörungsprozeß des Mittelstandes von einer höhern Stufe hinabwirft, und die von Haus aus Ansprüche auf besseres machen. Ferner, auch das ist noch zu erwägen, giebt es sowohl unter den aus dem Bürgerstande wie unter den aus dem Proletariat stammenden Arbeitern solche, die zu einer höhern Art von Arbeit befähigt sind oder wenigstens zu sein glauben, und diese sind notwendigerweise unzufrieden. Von diesen beiden Klassen wird dann auch die zuerst genannte Klasse rebellisch gemacht, die es von selbst nicht geworden sein würde.

Digitized by Google

Was aber diese Rebellion ganz besonders befördert, das ist — die Schule. Wir geben nachstehend einen Auszug aus der vortrefflichen Abhandlung Funcks über diesen Gegenstand (S. 262). Zwar spricht er nur von der Schule seines Vaterlandes, aber was er sagt, paßt größtenteils auf die moderne Schule überhaupt und geht uns Deutsche um so mehr an, als sich die französische Unterrichtsverwaltung die deutschen Schuleinrichtungen vielfach zum Muster genommen hat.

Unterrichten und erziehen ist zweierlei. Der öffentliche Unterricht befindet sich in den Händen eines besondern Standes und kann daher vom Staate geleitet werden, während die öffentliche Erziehung nichts andres ist als der Kulturfortschritt der Völker, von deren Sitten und Gewohnheiten abhängt und sich der Politik vollständig entzieht. Die Erziehung eines jeden kann nur von seiner Familie und von seinem Berufsstande besorgt werden, von der Umgebung, in der er lebt; unterrichten kann der erste beste. Gewiß kann auch ein Schullehrer auf die Neigungen und Empfindungen seines Schülers Einfluß üben, aber zu glauben, daß er einen solchen Einfluß auf vierzig, sechzig oder hundert Schüler üben könne, ist leere Einbildung. Das äußerste, was die Regierung von ihm fordern kann, ist, daß er durch seine persönliche Haltung und seinen Wandel ein gutes Beispiel gebe; aber dieser Einfluß verschwindet unter den täglichen unmittelbaren Einwirkungen der Familienglieder und Kameraden des Zöglings. Unsre Katechismen der bürgerlichen Moral können so wenig wirkliche Moral lehren, als sie die schönen Empfindungen, von denen sie reden, zu erzeugen vermögen. Man mag Worte wie Aufopferung und Biederkeit mit so viel Kommentaren versehen, wie man will, sie bleiben leere Worte, wenn nicht dauernde Anleitung durch die tägliche Umgebung bewirkt, daß der Zögling diese Tugenden lebt. Weil uns die Formulirung eines Moralgrundsatzes vorzüglich gelungen erscheint, so bilden wir uns ein, wir brauchten den Kindern bloß den Satz einzuprägen, so hätten wir ihnen damit schon die Tugend eingeprägt. Es giebt Menschen, die von den edelsten Empfindungen beseelt sind, aber nicht eine einzige in Worten auszudrücken vermögen; das sind wirklich erzogene, wahrhaft gebildete Menschen. Andre kennen alle Moralgrundsätze und sind dabei jeder edeln Empfindung bar; diese sind nicht allein schlecht erzogen, sondern verderbt. Sie benutzen ihre Kenntnis der sittlichen Natur des Menschen dazu, die wirklich Sittlichen auszubeuten. Außer einer schlechten Erziehung haben sie auch noch einen abscheulichen Unterricht genossen. Mit einem solchen Unterrichte erziehen wir heutzutage ein Geschlecht von Sophisten, Politikern, Ränkeschmieden und Ausbeutern.

Und so wenig der Unterricht Empfindungen zu wecken vermag, die der Schüler nicht von Natur hat, so wenig vermag er geistige Anlagen zu entwickeln, die den Menschen abgehen. Der Unterricht vermag wohl die Anlagen,

Digitized by Google

die das Kind hat, zu entfalten, aber nicht ihm welche einzupfropfen, wenn es keine hat; wie übertriebne Leibesübungen die gesündesten Glieder verrenken können, so zerrütten die übertriebnen Übungen unsrer Schulen die begabtesten Köpfe. Möchte man doch der Einbildung entsagen, daß wir durch Häufung des Unterrichtsstoffs und der Prüfungen aus allen Knaben Genies machen könnten! Ein Genie, das in der Schule nichts als lesen, schreiben und rechnen gelernt hat, wird ein Pascal, und alle möglichen Kenntnisse, die man einem Dummkopf einbläut, ändern nichts daran, daß er ein Dummkopf ist und bleibt. Jede Kenntnis, die nicht im richtigen Verhältnis zu unsern Fähigkeiten steht, wirkt nicht als Hebel, sondern nur als Fessel unsrer geistigen Entwicklung. Demnach wirken unsre Schulen verderblich von der niedrigsten bis zur höchsten Stufe; nach zwanzigjähriger Abhetzung des Schülers sind seine Ideen dermaßen zerhämmert, daß nur noch Splitter davon übrig bleiben, und sein Denkvermögen ist zum Stumpf verstümmelt. Der falsche Fortschritt macht das ganze Volk so nervös wie den einzelnen; und wie bei diesen, so kann auch beim Volke das Ende nur eine Gehirnlähmung sein, die sich durch Größenwahn ankündigt; jeder einzelne wird dazu gedrillt, sich für einen König, für ein Genie, für unsern Herrgott zu halten.

Vierundneunzig Prozent unsrer Volksschüler sind Kinder von kleinen Leuten und dazu verurteilt, selbst zeitlebens kleine und arme Leute zu bleiben. Indem wir ihnen Naturwissenschaften, Geschichte und Geographie, Moral samt Rechtskunde und Volkswirtschaft lehren, können wir damit weiter nichts erreichen, als daß wir bei den einen die Einbildungskraft überreizen und den andern das Bedürfnis nach höherer Ausbildung einpflanzen. Da aber die ungeheure Mehrheit zu einer mechanischen oft sehr unangenehmen Arbeit zeitlebens verurteilt bleibt, so können die geweckten Bedürfnisse und Ansprüche nicht befriedigt werden, und ihre Berufsarbeit erscheint ihnen unerträglich. Zwar zur Unwissenheit und Unbildung früherer Zeiten dürfen wir nicht zurückkehren, der Unterricht muß obligatorisch und allgemein bleiben, aber er muß sich auf die Elemente und die Einführung ins wirkliche Leben beschränken und sich den Bedürfnissen des zukünftigen Standes des Schülers anpassen, daher nicht allein für Stadt und Land, sondern auch für die verschiednen Gegenden, z. B. für die Wein oder Getreide bauenden verschieden sein.

Der heutige Unterricht trägt ganz wesentlich dazu bei, das Kind seiner häuslichen und natürlichen Umgebung, seinem zukünftigen Berufe zu entfremden, die Armen vom Lande in die Stadt, in der Stadt aus dem niedern in einen höhern Beruf zu locken, den Kleingewerbestand aufzulösen; gerade die Arbeiter mit der besten Schulbildung sind die Führer in allen revolutionären Bewegungen. Ja sogar das Bedürfnis nach einer Ernährungsweise, die der Arme nicht erschwingen kann, erzieht man seinen Kindern an. Denn stramme geistige Arbeit erfordert sehr stickstoffhaltige Nahrung; das Kind des Armen,

Digitized by Google

das zu energischer Denkthätigkeit gezwungen wird, kann leicht der Auszehrung verfallen, wenn es diese kostspieligere Nahrung nicht bekommt. Ähnlich verhält es sich mit dem Unterricht auf der mittlern und auf der höchsten Stufe. Er ist für die Ausnahme eingerichtet, nicht, wie er es sollte, für die Masse der Schüler. Die Prüfungen sind eine Pest. Wenn man verlangt, daß der eine Examinand alles das zusammen wisse, was seine sämtlichen Examinatoren wissen, so ist das nicht mehr öffentliche Volksaufklärung, sondern öffentliche Volksverdummung; der Schüler muß durch diese Geistestortur dumm werden. Auf die Vorschläge des Verfassers zu einer anderweitigen Gestaltung des französischen Unterrichtswesens können wir nicht eingehen.

Die internationale Lage betrachtet Funck von dem bekannten französischen Standpunkte aus: alle Schwierigkeiten entspringen aus der Annexion von Elsaß-Lothringen; darüber noch Worte zu verlieren, wäre Raumverschwendung. Nur eine Bemerkung, die nicht dem von jener fixen Idee beherrschten Gedankenkreise angehört, wollen wir anführen. „Die bevorstehende Überschwemmung Europas durch die Russen wird nicht Wirkung einer ehrgeizigen Politik sein — die russischen Staatsmänner denken gar nicht daran —, sondern eine Wirkung des sozialen Zustandes Rußlands. Nachdem sich Europa durch seine nationalen Leidenschaften und seine blödsinnigen Kriege außer stand gesetzt hat, dem großen Moskowiterreiche die zur Bildung eines Mittelstandes erforderlichen geistigen und moralischen Hilfsmittel zuzuführen, wird die russische Bevölkerung mit Hilfe der materiellen Hilfsmittel, die ihm der Westen in der Gestalt von Anleihen u. s. w. zu spenden fortfährt, diesen dereinst überfluten. An dem Tage, wo Rußland seine Nihilisten zu Statthaltern deutscher und französischer Provinzen ernennen wird, wird es keine Nihilisten mehr haben. Das wird das Ende seiner sozialen Frage — und auch der unsern sein." (S. 317.)

Man sieht, die tüchtigen Geister aller Kulturvölker suchen das Heil in derselben Richtung. Sollten ihre Ideen unfähig sein, die Massen zu ergreifen und sich in ihnen zu verkörpern?

Digitized by Google

Land und Leute in Oſtfriesland

Von G. F. Gödel

Eala fria Fresena

er einmal am Strande von Norderney geluſtwandelt iſt, der hat gewiß auch an der Villa des oſtfrieſiſchen Grafen zu Inn- und Knyphauſen die Inſchrift geleſen: Eala fria Fresena! Die Worte ſind altfrieſiſch, gehören alſo einer Sprache an, die ſeit fünfhundert Jahren von der niederſächſiſch-frieſiſchen Mundart verdrängt worden iſt. Was ſie bedeuten? Sonderbare Schwärmer wollen das Eala mit „Heil“ überſetzen. Aber das hätte ihnen ſchon ein Blick auf die der altfrieſiſchen ſo nahe verwandte angelſächſiſche Sprache verbieten ſollen, in der Luk. 7, 14 (Jüngling, ich ſage dir, ſtehe auf!) überſetzt iſt: Eala geonge aris! Eala iſt eine Interjektion, die wir alle in der Form helah! kennen; man könnte auch wie die Kieler oha! ſagen oder hollah! oder noch moderner hurrah! Die Inſchrift bedeutet alſo: Hurrah, freier Frieſe! und bildet den altfrieſiſchen Weck-, Kampf- und Streitruf, das Feldgeſchrei, mit dem die alten Recken zu ihren Heldenthaten auszogen, zu ihren Streichen ausholten. Wer den Ruf in wogender Feldſchlacht oder im grimmen Orlog zur See vernahm, der konnte gewiß ſein, daß es da Hiebe ſetzte, deutſche Hiebe von deutſchen Männern, und das waren keine kartoffelneſſenden, branntweintrinkenden, ſondern gerſtengrützeeſſende, methtrinkende Männer mit Mark in den Knochen und Kraft in den Fäuſten. Wo ſo einer hintraf, da wuchs kein Gras mehr.

Ein trefflicher, rein deutſcher Stamm, dieſe Oſtfrieſen; ein prächtiges Volk mit einer reichen und lehrreichen Geſchichte. Warum kennt man in Deutſchland, ach, daß ich ſagen muß: auch in Oſtfriesland! ſo wenig davon? Warum drängen ſich die andern Stämme an dieſem „ſo kalt und fremd vorüber“? Als im Jahre 1867 in Worms die Hauptverſammlung des Guſtav-Adolf-Vereins tagte, ſtand in einem Zeitungsbericht zu leſen, es wären Gäſte anweſend geweſen aus ganz Deutſchland, aus Belgien, Holland, der Schweiz, Italien, Öſterreich-Ungarn „und ſogar aus dem fernen Oſtfriesland.“ Mit wie wenig Geographie läßt ſich doch eine Zeitung ſchreiben! Wie herzlich habe ich den damaligen Vertreter Oſtfrieslands über dieſes „ſogar“ lachen hören! Und doch hat dieſes zeitungſchreibende kindliche Gemüt wahrer ge-

Digitized by Google

sprochen, als es selbst ahnte. Man kann diesem „sogar“ wirklich eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Äußerlich betrachtet ist es freilich mehr als quintanerhaft. Aber wer wird am Äußern kleben? Ostfriesland ist in der That tausend Jahre lang so vom deutschen Reiche geschieden gewesen, daß man wohl von dem fernen Ostfriesland sprechen konnte.

Seit unvordenklichen Zeiten haben sich die Ostfriesen für etwas ganz apartes gehalten und sich selbst aufs schärfste von den „Deutschen“ unterschieden. Ich gehe nach Deutschland — so hieß es allgemein im Sprachgebrauch, wenn einer irgendwo die Grenzen gegen Niedersachsen überschritt. Deutschland und Friesland waren benachbarte Länder, etwa wie es Spanien und Portugal sind, und wenn man anfängt, sich in die zahlreich vorhandnen Urkunden aus der Häuptlingszeit zu vertiefen, so faßt man sich zuerst unwillkürlich an die Stirn, weil man meint, man träume, wenn man liest frysk en dúdsk; aber überall und bei allen Gelegenheiten wird immer wieder dieser Unterschied gemacht. Und das waren nicht etwa bloß Redensarten weitschweifiger Vertragsurkunden mit vorsichtigen Bestimmungen, Unterscheidungen, Verwahrungen und Vorbehalten, nein, es war bitterer Ernst mit dieser Unterscheidung. Eala fria Fresena — das war die Losung, und die ward eifersüchtig aufrecht erhalten gegen jedermann, und wären es Kaiser und Reich oder selbst der Papst gewesen. Als Sigismund von Konstanz aus mit großen Freiheiten lockte, lachte man ihn einfach aus: was der Kaiser geben könne, das habe man längst. Sigismund und seine edle Konstanzer Versammlung waren freilich auch wenig verlockend; das haben bald darauf dem Meineidigen die Böhmen deutlich genug zu verstehen gegeben. Und nach dem Papst fragten die Friesen von jeher nicht viel. Die Keulenschläge bei Dokkum, unter denen Bonifacius fiel, waren keine besonders verheißungsvolle Anbahnung der Beziehungen, und die vielfachen Kämpfe mit den etwas hab- und händelsüchtigen Münsterschen Bischöfen trugen auch nicht dazu bei, sie herzlicher zu machen. Man ließ sich von Rom wenig sagen. Nicht einmal die Ehelosigkeit der Priester hat der Papst bei diesem hartnäckigen Geschlechte ganz durchführen können; es gab immer einzelne rechtmäßig verheiratete Geistliche. Einer, namens Johannes, hat in seinem aus Aurich vom 7. Oktober 1402 datirten Testament als ein echter, d. h. ehelicher Vater für seine Kinder gesorgt. Und wenn Ruseler in seinem bekannten Drama die Stedinger als fromme, aber trotzige, freiheitliebende und auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtige Leute schildert, so hebt er eben die Eigenschaften hervor, die sie aus ihrer alten ostfriesischen Heimat mitgebracht hatten; sie waren Leute, die sich um keinen Kaiser noch Papst kümmerten, weil sie sich, wie sie sagten, das von ihnen bewohnte Land ganz allein durch ihrer Hände Arbeit geschaffen hätten und weder Papst noch Kaiser ihnen dabei geholfen hätte.

Ist es da ein Wunder, daß die Ostfriesen, da sie sich äußerlich so unab-

Digitized by Google

hängig und abgeschlossen hielten, auch innerlich verschlossen wurden, zurückhaltend, still, in sich gekehrt, vorsichtig, mißtrauisch, schweigsam? Schweigsamkeit ist bis auf diesen Tag die berechtigte Eigentümlichkeit der Ostfriesen. Zu ihrer Erklärung dienen allerdings auch physikalische Ursachen. Vor allem hat gewiß das Meer Einfluß gehabt, an dessen Küsten der Ostfriese wohnt, und auf dessen Wassern er sein Wesen treibt, das gewaltige, stürmische, düstere, graue deutsche Meer. Wohl kann es auch sonnig und wonnig lachen, sodaß einem auf seinen Wogen das Blau von oben und das Blau von unten tief ins Herz hineinscheint, und wer es so trifft, etwa an einem Hochsommertage auf der Fahrt nach der deutschen Insel Helgoland, der kann von Glück sagen und nimmt gewiß in seiner Seele ein Bild mit hinweg, das sich nie wieder ganz verwischen läßt. Aber man trifft es selbst im Juli nicht immer so. Und was soll der seefahrende Mann gar vom November sagen! Da ist es auf der Nordsee entweder so neblig, daß man sich ganz weltverloren vorkommt, oder es weht mit solcher Heftigkeit, daß einem der Sturm jedes Wort mit Gewalt vom Munde wegnimmt. Wozu soll man da noch reden? Da braucht es nicht der Worte, sondern der Thaten, da muß mit fester, sichrer Hand zugegriffen werden. Still und stumm steht der Mann am Ruder, still und stumm entern die Matrosen auf, lautlos thun sie ihre Pflicht in der heulenden, pfeifenden Takelage. „Jene Ruhe, die den Seemann in allen Lagen seines Lebens kennzeichnet," sie hat der Ostfriese von jeher besessen, denn der Hauptteil der Bevölkerung war ehemals seemännisch. In den Tagen, wo auf den Landstraßen „Deutschlands" das Raubrittertum blüte, trieben in „Ostfriesland" auch Leute das seemännische Handwerk, die gar keine Seeleute, sondern entweder Seeräuber von Beruf oder gelegentlich Seeräuber aus Neigung, jedenfalls aber Seeräuber waren, auch wenn sie daneben noch ein ehrliches Gewerbe trieben und einem „erlaubten Nahrungszweig" nachgingen. Es war aber auch zu verlockend, einmal zu untersuchen, was wohl die Schiffe der Osterlinge auf ihrem Wege nach oder von London für kostbare Ladung mit sich führten. Noch früher aber, in den Tagen Karls des Großen, in den Zeiten der Römer, da waren alle Leute, die überhaupt an der See wohnten, auch Seeleute. Und was für welche! Es waren Leute von jener Kühnheit und Unerschrockenheit, die auch in Kampf und Gefahr, in Sturm und Wagengebraus ihren Mann steht, ja der das Ringen mit den empörten Elementen Lust und Freude ist. Das haben die alten Römer, denen es in diesen flutenden und ebbenden deutschen Gewässern ohnehin nicht recht geheuer war, oft genug mit Schrecken erfahren. Und der Schrecken hatte eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem kimbrischen, der ihnen so gut im Gedächtnis geblieben war. So viel sich aber auch seit jenen Tagen geändert hat, das Meer ist dasselbe geblieben, und etwas von der alten Schweigsamkeit hat sich auch erhalten. Mag der Neapolitaner unter seinem ewig blauen Himmel an seinem ewig blauen Meere ewig schwatzen

Digitized by Google

und lachen, dieses düstre Meer, dieser umwölkte Himmel, diese harte Arbeit machen ernst und schweigsam. „So war es nicht Mangel an Seetüchtigkeit — sagt Vizeadmiral Batsch —, die den Dreizack des Nordens an Holland auslieferte; die schwierigen Ufer der Nordsee mit ihren Watten und Sänden, sie ließen für ein weiches, müßiggängerisches Strandleben, wie an der Riviera des Mittelmeeres, keinen Raum; ein Gebiet, von dem der griechische Reisende und Geschichtsschreiber Pytheas sagen konnte, die Natur dieses unwirtlichen Gestades müsse seinen Ursprung einem eigentümlichen Gemisch von Nebel und Schlickstoff verdanken, duldete nur harte Arbeit und mühevolles Ringen, wo es galt, auch nur für das nackte Dasein die Mittel zu schaffen."

Aber auch am Lande war der Ostfriese von jeher nicht auf Rosen gebettet, auch da brauchte er die seemännische Ruhe und Besonnenheit. Hatte er doch immer wieder das dem Meere abgerungne Land gegen das Meer zu verteidigen. Als die Fluten noch seine auf „Warfen," natürlichen oder künstlich aufgeworfenen Anhöhen, erbauten Hütten ringsherum bespülten, da galt es, rechtzeitig, ehe die Flut kam, „sein Schäfchen ins Trockene zu bringen," auf die Warf zu retten; im übrigen mußte man geduldig abwarten, bis sich die wilden Wasser wieder verlaufen hatten. Als man aber erst angriffsweise gegen das Meer vorging und ihm den feinen, fetten Marsch- (marisk-, Meer-) Boden durch Deiche streitig machte, da begann ein nimmer endender Kampf. Da galt es bei jeder Springflut und vollends bei jeder Sturmflut auf der Hut sein. Denn ein gebrochner Deich ist schlimmer als gar keiner. Darum mußte man, wenn Not an den Mann ging, einen beginnenden Deichbruch mit dem eignen Leibe dichten. Das macht Männer, Männer, die wissen was sie sollen und was sie wollen, Männer, die Unmögliches möglich machen, Männer, die zu sterben verstehen. Aber auch schweigsame Männer, denn es galt, den Mund zu und den Atem anzuhalten und aufs schärfste auf jedes gurgelnde Geräusch zu horchen, das etwa die feindlichen Wogen an der Sohle des Deiches verursachten.

In ihrer Schweigsamkeit sind die Ostfriesen aber auch durch den Boden, auf dem sie wohnen, bestärkt worden. Ostfriesland ist eine große Ebne, es ist wie ein Pfannkuchen, sagt der Volksmund; der Rand (die Marsch) ist das beste dran. Wenn es nicht Marsch ist, dann ist es Moor, aber Ebne ist es auf alle Fälle, und noch heute, trotz sehr vermehrter Bevölkerung und zahlreicher neu angelegter Moorkolonieen und Fehne, eine recht einsame Ebne. In dieser weiten, schweigenden Einsamkeit erschrickt der Mensch vor seiner eignen Stimme. Das Reden besorgt schon ein andrer, der Wind, der fort und fort über die weiten, schutzlosen Flächen saust, „der Boreas, der mit vollen Backen aus Südwest bläst," wie einmal eine hiesige Zeitung so schön schrieb. Wenn der — ich meine nicht den Boreas, sondern den Südwest — seinen Mund aufthut, dann muß der arme Mensch den seinen halten. Dazu

Digitized by Google

kommt noch der schwere Luftdruck von oben und der schwere Kleiboden von unten, der sich wie Blei an die (nicht unbedeutenden) Sohlen — man lebt hier auf großem Fuße! — hängt. Kurz, man begreift es wohl, wie diese Leute so langsam und gemessen in ihren Bewegungen, so langsam und nachdrücklich bei ihrer Arbeit, so langsam und einsilbig in ihrem Reden geworden sind.

Einsilbig bitte ich übrigens wörtlich zu nehmen. Der Ostfriese ist zwar von Alters her nicht einsilbig angelegt gewesen, aber er hat sich nach und nach künstlich zur Einsilbigkeit entwickelt. Statt Lübeck sagt er nämlich Lück; statt Nachen Ak; statt Slede Sle (Schlitten); statt Rede Re (Reede). Die häufig verbunden vorkommenden Vornamen Katharine Christine hat er zwar nicht ganz in eine Silbe pressen können, aber kurz genug ist es doch geworden: Rinste. Bei solcher Neigung zur Kürze ist es fast ein tragisches Geschick zu nennen, daß bei jedem Bau eines neuen Siels, bei jeder neuen Eindeichung eines Groden (Polders), bei jedem neu angelegten Fehn ein neuer Name herbei muß. Und da sich die neuen natürlich von den alten unterscheiden müssen, so muß die Unterscheidung manchmal etwas weitläufig und umständlich ausfallen. So entstehen Neuharlingersiel, Westeraccumersiel, Neuenderaltengroden, Kleinsüdercharlottenpolder, Stickelkampersehn, Westermarschaltendeich und unzählige ähnliche Namen, und sie sind alle so gut wie gar nicht abzukürzen! Der Pfälzer kürzt sein Niederschönwattenwag zu Schimmedewog ab; der Oldenburger nennt seinen Stolz, nämlich Dorf, Park und Schloß Rastede, kurzweg Rost; und auch der Ostfriese hat bei Nordernyeoog eine schüchterne Abkürzung in Norderney gewagt; aber was soll er mit Bunderinteressentenpolder anfangen?

Weil wir sie aber begreifen, so verzeihen wir auch diese Schweigsamkeit, die ein weniger wohlwollender Beurteiler Maulfaulheit nennen würde. Eins aber ist bei allem Wohlwollen unverzeihlich. Die Leute thun, wenn sie auch wirklich einmal etwas sagen wollen, den Mund nicht auf, sondern quetschen ihr geliebtes Plattdeutsch so undeutlich durch die Zähne, daß ein Schwabe oder Baier, der plötzlich hierher verschlagen würde, denken könnte, er sei in die Mandschurei oder auf Borneo geraten. Muß ich doch offen eingestehen, daß ich selber Mühe genug habe, zwei mit einander plattdeutsch redende „Eingeborne“ zu verstehen, obwohl mir theoretisch kaum eine der gangbaren Vokabeln des Niedersächsisch-Friesischen unbekannt sein dürfte. Unmöglich können es die alten Friesen ebenso gemacht haben. Die müssen eine sehr wohlklingende Sprache gehabt haben, denn diese Sprache hatte viele Wörter mit offner Endsilbe — da muß doch der Mund aufgemacht worden sein! Der altfriesische Gau z. B., wo die neue deutsche Reichskriegshafenstadt liegt, hieß Hriostringia, nebenbei bemerkt fünfsilbig, jetzt heißt er Rüstringen. Man spreche beide Wörter aus und vergleiche! Man vergleiche weiter forda mit Furt, forsta mit Fürst,

Digitized by Google

frana mit Frohn (Herr, Schulze), foremunda mit Vormund u. s. w. Und wie frei und offen klingt die altfriesische Infinitivendung a, verglichen mit unserm en! Ich greife aus der Nähe der genannten Hauptwörter einige Zeitwörter heraus: forgadera, versammeln; foribranga, vorbringen; foriwerna, verweigern; forgunga, vergehen. Wer wird nicht durch den Klang dieser Wörter unwillkürlich an die Sprache jener Angeln und Sachsen erinnert, die sich jenseits des Meeres eine neue Heimat schufen? Die große Verwandtschaft beider Sprachen zeigt, wie nahe sich die beiden Völker standen, die sie sprachen. So haben sie gewiß auch eine ähnliche Aussprache gehabt. Nun fehlt leider altfriesische Poesie. Dafür ist aber das Angelsächsische desto reicher daran. Aber wer könnte sich die gewaltige Sprache des Beowulf mit geschlossenem Munde gesprochen denken? Freilich wird im Beowulf der Mund Vord-hord, d. h. Hort des Wortes genannt. Aber damit ist gewiß nicht gesagt, daß die Alten beim Sprechen das Gehege der Zähne so wenig geöffnet hätten wie heutigen Tages ihre Söhne, sondern es ist nur die alte, trotzige, überlegte, vorsichtige, nordische Schweigsamkeit damit angedeutet. Der fromme Mönch aber, dessen Redaktion wir das Heldenlied verdanken, hatte offenbar in dem Briefe des Jakobus das Kapitel von der Zunge mit Erfolg studirt, und er ließ das Wort in pädagogischem Interesse stehen, eine kurze wirkungsvolle Warnung vor Zungensünden. Die heutigen Vettern in Ostfriesland bedürfen ihrer kaum. Sie sind von einer solchen Vorsicht im Gebrauch des „unruhigen Übels," daß es einem, der ihre Art nicht ganz genau kennt, geradezu peinlich werden kann.

Nimm an, du wärest irgendo in einem Bauernhause zum Essen geladen. Dann merke dir ja, daß nicht genötigt wird, und scheue dich nicht, trotzdem tapfer zuzugreifen. In Westfalen sagt der Hausherr, wenn die Gäste alle sitzen und es ist aufgetragen, wenigstens: So, nu plagt euch! In Schwaben wird man mit den Worten ermuntert: D' Unkeschte sind scho g'macht! Hier aber giebts nur einen stummen Wink, zuzulangen. Der Hausherr sieht den Gast an und bewegt den Daumen der rechten Hand nach den Speisen hin. Das ist alles. Dann aber schlägt die Schweigsamkeit auch hier eine tüchtige Klinge. Früher pflegte man sogar zu sagen, man müsse essen, als ob alle Bäume Galgen wären, also flott drauf los. Das war freilich die Zeit, wo noch alle aus einer Schüssel aßen.

Oder du gehst über Land, und an deinem Wege siehst du einen Landmann Kartoffeln ernten. Na, werden Kartoffeln ausgemacht? sagst du im Vorbeigehen, um dem arbeitenden Manne eine Freude zu machen. Wäre das am Rhein oder in Sachsen, da würde der Kartoffelbauer sofort anbeißen; du würdest merken, daß er bloß darauf gewartet hat, angeredet zu werden. Denn alsbald würde er losschießen: Ja, es wird jetzt Zeit, der Herbst ist da, sie müssen jetzt in den Keller, sie sind so wie so nicht zum besten geraten, na,

Digitized by Google

dafür hats denn auch mehr Obst gegeben; wo machen Sie denn hin? Sie wollen wohl in die Stadt? Und wenn du nicht schleunigst machst, daß du weiter kommst, so überschüttet er dich mit einem Wasserfall von Beredsamkeit. Hierzulande ist das ganz anders. Der kartoffelnausmachende ostfriesische Bauer an deinem Wege hat so wenig erwartet, von dir angeredet zu werden, daß ihn dein freundliches Wort ganz unvorbereitet trifft. Er läßt sich freilich nicht verblüffen. Wann hätte ein Friese bei solcher Gelegenheit je seine Ruhe verloren? Aber bis er die Leitung vom Ohr nach dem Sitze des Auffassungsvermögens eingeschaltet hat, und ihm endlich zum Bewußtsein kommt, daß jemand etwas zu ihm gesagt hat, weiß er ganz gewiß nicht mehr, was du gesagt hast, und so ringt sich denn zunächst ein langgedehntes häh? aus seinem „Worthort" hervor. Aber bis er das häh? heraus hat, wärest du schon über alle Berge, wenn hier von Bergen die Rede sein könnte. Er aber hält dich wahrscheinlich für einen unausstehlichen Schwätzer und schickt wenigstens im Geiste einige von seinen kurzen, treffenden, wenig schmeichelhaften Sprichwörtern hinter dir her, die vom proten handeln. Proten heißt nämlich sprechen, aber es scheint mir, als ob es eine leise tadelnde Nebenbedeutung hätte und eigentlich mehr schwätzen als sprechen bedeutete. Vielleicht ist es sogar — wie schwatzen — lautmalend und mit dem neuhochdeutschen „brodeln" verwandt, und dann wäre das Sprichwort überaus treffend: „He prot'd af'n metwurst, de an beide enden apen is." Jedenfalls wußte Wilhelm von Oranien, was er that. Der war bekanntlich aus Dillenburg im Nassauischen, und die Nassauer sind bekanntlich auch ein redseliges Völkchen. Aber Graf Wilhelm lernte, ein Moltke vor Moltke, das „Swigen," und das mag den Friesen, die seinen Fahnen folgten, nicht schlecht imponirt haben. Im Haag hat man dem großen Schweiger ein wohlverdientes Denkmal gesetzt.

Du darfst aber nun nicht etwa denken, der Kartoffelmann an deinem Wege habe dich nicht beachtet. O, er hat dich genau aufs Korn genommen! Der gesprächige Rheinländer oder Sachse hätte dich längst vergessen, während der schweigsame Ostfriese noch lange über deine Erscheinung und über den Eindruck, den sie auf ihn gemacht hat, nachsinnt. Im stillen und auf seine Art denkt er sogar scharf und tief, und grübelt über den schwierigsten Problemen. Er bleibt nichts weniger als unbewegt von den großen Gedanken einer Zeit. Sollte es etwas langsam gehen, so bewegen sie ihn um so tiefer und gründlicher, und der Entschluß ist dann um so entschiedner, kräftiger, nachhaltiger. Darum bleibt der Friese auch in keinem Stück hinter irgend einem der deutschen Stämme zurück. Ostfriesland war eins der ersten Länder, wo die Reformation eingeführt wurde. Trefflich hatten von Holland her die „Brüder des gemeinsamen Lebens" den Boden für die Kirchenverbesserung vorbereitet, wie denn überhaupt die geistig so regsamen Niederlande jener Tage einen so nachhaltigen Einfluß auf das Nachbarland ausgeübt haben, daß noch vor einem Menschen-

Digitized by Google

alter in manchen Kirchen holländisch gepredigt wurde. Aber mit der gewohnten Nüchternheit seines Stammes prüfte Graf Edzard der Große von Ostfriesland erst genau, wer in dem Streit Wittenbergs gegen Rom Recht habe, ehe er sich auf Luthers Seite schlug. Dann aber that er es auch entschieden und überzeugungstreu. Darum hat er es wohl verdient, daß man in dem Pantheon der Evangelischen, in der vor kurzem neu geweihten Schloßkirche zu Wittenberg, auch sein Wappen angebracht hat. Über ihn und seine Regierung berichtet ausführlich die „Volledige Chronick van Oostfriesland van den Edelen, Welgeborenen en Gestrengen Heere Heer Eggerik Beninga." Der Verfasser dieser Chronik stammt aus dem alten Häuptlingsgeschlecht der Allena von Osterhusen und Grimmersum, das infolge einer Heirat mit einer reichen Erbtochter den Namen Beninga angenommen hatte. Beninga lebte von 1490 bis 1562 und diente als Drost dem Grafen Edzard und seinem Sohne, dem Grafen Enno. „Naa de Dood, sagt Harkenroth, der die Chronik 1723 neu herausgab, van Graaf Enno is hy Raad en Daad geweest by des selfs Weduwe Gravinne Anna, en heeft altyt sig so weeten te gedragen, dat hy to Hove geleden en het gemeen seer nüttelik geweest is." Beninga hat also unter drei Fürsten die Geschichte, die er schreibt, selbst machen helfen. Von der Einführung der Reformation in Ostfriesland schreibt er — ich übersetze seine Worte mit möglichster Treue ins Hochdeutsche —: „Anno 1519, dieweil Martinus Luther gegen Papst Leo X. auf Latein angefangen hat zu schreiben, anfangs gegen den Ablaß und die Dekretalen, und weil die Päpste etliche hundert Jahre das reine Wort Gottes, wie es die Apostel verkündigten, durch ihre falsche Lehre und nach ihrem eignen Gutdünken jämmerlich gedämpft und verdunkelt hatten, hat er heftig dagegen geschrieben, wodurch mancher von Gott erleuchtet worden und so weit gekommen ist, daß Gottes Wort an vielen Orten durch die Vorsehung des Allmächtigen rein verkündigt und gepredigt ward, und sobald Martinus seine Schriften in deutschem Druck ausgehen ließ, und Graf Edzard Schrift und Gegenschrift gegen einander, auch die des Papstes, mit Fleiß durchgesehen hatte, hat er zunächst erlaubt und zugelassen, daß diese Schriften in seiner Grafschaft gekauft und verkauft würden, und so ist der im ganzen Reiche als ein verständiger Mann geachtete Graf Edzard von Tag zu Tag von dem Allmächtigen erleuchtet worden und hat durch einen Prediger Heinrich Brun das reine unverfälschte Wort Gottes zu Aurich in der Stadt verkündigen lassen, welcher Prediger sich erboten, gegen jedermann seine Predigt aus göttlicher Schrift zu verteidigen und mit seinem Halse zu beweisen."

Während aber solches in Aurich geschah, war Emden, das von jeher wenig nach dem „Regierhause" Cirksena gefragt hatte, schon auf eigne Faust vorgegangen und hatte der neuen Lehre dieselbe Freiheit der Verkündigung gewährt wie der alten. Der Erfolg war, daß Emden bald weit und

Digitized by Google

breit als „Herberge der Gerechtigkeit" berühmt ward, als eine Freistatt für die um des Glaubens und Gewissens willen verfolgten aus aller Herren Ländern. Und wie jede Wohlthat ihren Lohn findet, so verdankte diese alte, nachher durch Unverstand und Gleichgiltigkeit so schmählich vernachlässigte, durch Engherzigkeit und Thorheit bös an die Wand gedrückte, um ihren schönen, herrlichen Seehafen betrogne, in ihrem Handel traurig lahm gelegte Stadt damals den beherbergten Fremden einen gewaltigen Aufschwung. Es waren ja überall nicht die schlechtesten, die um ihres Glaubens willen fliehen mußten. Wo sie hinkamen, da brachten sie Segen mit. Ein Mann wie der Pole Johannes a Lasco, der Reformator Ostfrieslands, genoß die ostfriesische Gastfreundschaft nicht sowohl empfangend als vielmehr gebend und königlich lohnend.

Was nun gar die Schule, besonders die Volksschule betrifft, so steht Ostfriesland an der Spitze aller deutschen Stämme und ist ganz Europa mit gutem Beispiel vorangegangen. Hier ward zuerst Ernst gemacht mit der allgemeinen Schulpflicht, und sie blieb nicht bloß auf dem Papier stehen, sondern wurde energisch gehandhabt. Auch hier haben sich die „Brüder vom gemeinsamen Leben," die sich mitten in der Welt ohne Mönchsgelübde und klösterliche Abgeschiedenheit der Laster und der Roheit ihrer Zeit erwehrten, ein großes, unbestreitbares Verdienst erworben. Für höhere Schulen sorgte der Staat im eignen Interesse von selbst, weil er Beamte brauchte. Sie aber regten ihn an, auch für niedere Schulen zu sorgen, und so haben sie den Boden bereitet, in dem der Volksschulgedanke Luthers rasch und kräftig Wurzel schlagen konnte. Schon eine „Ordinanz" des Grafen Enno II. vom Jahre 1529 redet von „duitsche scholen beide vor de knechten und megede," ja selbst von Dörfern, „dar to voren ein schole inne geweſt." Dieselbe Ordinanz ververfügt: „Dat vordan ein idermann seine Kinder to schole sette, beide in unsen steden und dorfen, darmede de jöget (Jugend) so jammerlick nicht verdorven werde." Als Lehrer sollen keine „supers" (Säufer), noch „süs (sonst) lose luide" angenommen werden. Kein Wunder, daß bei solchen Anfängen das Schulwesen einen fröhlichen Fortgang nahm, den selbst die Stürme des dreißigjährigen Krieges, die schrecklich und verheerend über das blühende Land einherbrausten und es zur Wüste machten, nicht ganz zu hemmen, geschweige denn auf längere Zeit zu stören vermochten. Es muß daher wohl ein Mißverständnis obgewaltet haben, als vor einigen Jahren hierzulande ein Hauptmann seine Reservisten vergeblich nach dem Namen Kaiser Wilhelms II. fragte. Entweder haben die Reservisten den Hauptmann, oder der Hauptmann hat die Reservisten mißverstanden. Vielleicht war er auch zufällig an Leute aus einer Moorkolonie geraten. Aber das sind keine Friesen, sondern fahrende Leute, von irgendwoher zugewandert und im Torfmoor angesiedelt. Die erkennt der Ostfriese nicht für voll an, ja er hat sie auf dem Strich und hängt ihnen gern etwas an. So sagen ihnen die Eingebornen nach, daß, wenn ein junges

Digitized by Google

Paar aus dem Moor auf den Mittag zur Trauung beſtellt ſei, ſeine Freunde am Morgen hingingen und ihm ſchnell das Haus bauten aus ein paar Stangen und Torfſoden. Freilich muß dann das junge Paar „durch den Schornſtein ins Haus.“ Es iſt wahr, daß dieſe Leute recht armſelige Hütten bewohnen, aber es ſind eben, wie geſagt, Fremde, deren Bildung von der fahrenden Zeit her lückenhaft iſt. Der Oſtfrieſe ſelbſt war von jeher ein Lerner, ein Freund der Wiſſenſchaften. Wie hätte ſonſt der einfache Landpfarrer von Oſteel, David Fabricius, ſo ausgezeichnete aſtronomiſche Kenntniſſe erwerben können? Tycho de Brahe und Kepler würdigten ihn ihrer Freundſchaft, und er hat in der That große, ſelbſtändige Verdienſte um die aſtronomiſche Wiſſenſchaft.

Aber nicht nur ein Lerner, auch ein Denker iſt der Oſtfrieſe, ein Philoſoph mit kritiſchen Neigungen, manchmal etwas peſſimiſtiſch angehaucht, ja ein Zweifler von der carteſianiſchen Art, wie ſich denn Carteſius lange in der Nachbarſchaft aufgehalten, ſogar unter dem Sohne des großen Schweigers Kriegsdienſte gethan hat. Klingt es nicht ganz nach Descartes, wenn der Oſtfrieſe ſagt: „Wetſt du wol, wat du wis (gewiß) wetſt? dat du di de nöſe net afbitſt!“ Und wenn je einer mit Carteſius ſagen konnte: „Ich denke, darum bin ich,“ ſo war und iſt es unſer ſchweigſamer Freund. Darum iſt er eben auch bei all ſeiner Schweigſamkeit nicht eigentlich langweilig. Denn das wenige, was er ſagt, hat Hand und Fuß, er drückt ſich kurz, treffend und witzig aus. Kein Wunder, daß er auch dem Haß gegen ſeine Feinde ungenirten, deutlichen Ausdruck gegeben hat, er ließ ihn ſogar in Stein hauen. Das berühmte Emder Urkundenbuch des Bürgermeiſters Timon Rudolphi, das Trifolium aureum berichtet, in einer Inſchrift am „Neuen Thor“ zu Emden ſei der Biſchof von Münſter Chriſtian Bernhard von Galen hostis ille mitratus genannt worden, „der Feind mit der Mitra.“ Ein kurzes Wort, aber es liegt in ihm der ganze kräftige Haß, den jahrelange Fehde erzeugte, und zugleich eine beißende Satire auf den ſtreitſüchtigen Inhaber eines friedlichen Amtes. Er war in der That, „ſo lange er lebte, ein Haſſer und Schädiger der Emder,“ Emdanorum donec vixit osor ac rosor. Aber er kam an die Unrechten! Sie waren Leute von zähem Freiheitsſinn und — ſtachen ihre Deiche durch. Da mußte mancher weſtfäliſchen Mutter Sohn mehr Salzwaſſer ſchlucken, als ihm bekömmlich war, und mancher Ertrinkende mochte denken: Hätte ich mich doch auf dieſe naſſe Geſchichte nicht eingelaſſen! „Laten is god tegen 't hangen,“ ſagt der Oſtfrieſe, „laſſen iſt gut gegen das Gehängtwerden.“ Es iſt auch gut gegen das Erſäufſtwerden, und noch gegen manches andre. Schon lange ſucht z. B. die Welt nach einem wirkſamen Mittel gegen den Katzenjammer. Hier iſt es endlich: laten!

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Allerlei vom Reiſen

n müſſige, neugierige, aufgeblaſene, eitle und milzſüchtige Reiſende teilte Yorick ſeine Mitreiſenden ein, denen er in den Gaſthöfen und Diligencen des Kontinents begegnete, ſo weit ſie nicht „Reiſende aus Notwendigkeit“ oder geſchäftlichen Abſichten waren. Seitdem hat das neunzehnte Jahrhundert eine neue Gattung hervorgebracht, die alle andern aus dem Felde geſchlagen und ſich das breite und plumpe Übergewicht erobert hat, das ſind die Reiſenden aus Mo[illegible] von denen die aus Sport nur eine Unterabteilung ſind. Die Mode iſt bekanntlich ein Ding, das mit ernſthafter Überlegung und vernünftigen Abſichten möglichſt wenig zu thun hat. Das iſt es denn auch, was den üblichen Modereiſenden unſrer Zeit von allen andern unterſcheidet, denn alle frühern, ſelbſt „der müſſige Reiſende,“ ließen ſich, wie wiederum Yorick ſelber bezeugt, doch immer noch „deshalb von Boots- und Poſtknechten durch die ziviliſirten Reiche dieſes Erdbodens ſchleppen, weil ſie Kenntniſſe und Wiſſen erlangen wollten.“ Davon iſt bei den Modereiſenden nicht mehr die Rede.

Ohne Widerſpruch wird freilich der Satz nicht bleiben, daß für die große Mehrheit der modernen Reiſenden die Erweiterung des Geſichtskreiſes aufgehört habe, der Reiſezweck zu ſein. Aber es iſt ſo. Man behauptet auch in der That gar nicht mehr, daß man reiſe, um ſich zu bilden. Wer wird denn auch in unſrer herrlichen Zeit der allgemeinen Bildung, wo einem jede Köchin kündigen würde, der man ſich etwa zu ſagen erlaubte, daß ſie nicht auf der oberſten Stufe der Bildung ſtehe, eingeſtehen, daß er durch Reiſen etwas lernen könne? Nein, man giebt ganz andre Gründe für ſeine Reiſen an — die Badereiſen laſſe ich hier beiſeite —: man reiſt, weil man es ſich leiſten kann, weil man es ſeiner pekuniären Stellung ſchuldig iſt, oder anders ausgedrückt: Buchholzens reiſen, weil es Bergfeldts ärgert. Andre meinen, ſie würden ſich „amüſiren.“ Ach, welche Enttäuſchungen erleben ſie! Hätten ſie doch lieber dasſelbe Geld in Frühſchoppen, Schaumtorte und Zirkusbeſuch angelegt! Natürlich behaupten ſie aber hinterher doch, ſie hätten ſich „köſtlich amüſirt,“ es ſei „himmliſch“ in Italien u. ſ. w. Da braucht man nur einmal die Probe zu machen und wenn ſie ſo recht in allgemeinen Redensarten ſchwelgen, ganz leiſe anzufangen auf Italien zu räſonniren — mit welchem

Digitized by Google

Eifer fallen sie da ein, bis das ganze Elend des angeblichen „Amüsements“ zu Tage kommt! Und wenn sie das erste mal wirklich noch mit der Hoffnung, sich zu „amüsiren,“ abgereist waren, das zweite mal ist kein Zweifel mehr, daß auch sie bloß noch aus Mode reisen. Nur eine Klasse giebts, die sich wirklich „amüsirt,“ das sind die, die unterwegs besser leben als zu Hause, gern Bekanntschaften machen, Toiletten sehen, in die Konzerte gehen u. s. w. Aber was hat das mit dem Reisen zu thun? Hier macht es eben die Ferienstimmung und die etwas größere Opulenz einiger Wochen, und die gönnen wir ihnen von Herzen.

Aber man sieht doch auf Reisen so viel schönes, großes, bedeutendes, man muß doch etwas lernen! Nein; man sträubt sich mit Händen und Beinen dagegen, etwas zu lernen, auch nur sehen zu lernen. Wo bliebe denn auch die Bildung, wenn man der Frau, den Kindern, den Mitreisenden oder auch bloß sich selber eingestehen müßte, daß man noch etwas lernen und neu an sich erfahren könne? Das geht nicht. Das ist denn auch der Grund für das widerwärtige Benehmen der meisten Reisenden. Darum tritt man allem bedeutenden, das man sieht, mit bornirter Überlegenheit entgegen, witzelt um so eifriger darüber, je ernsthaftere Anforderungen die Dinge stellen, und ist hinterher gerade so klug wie zuvor. Wie viel besser waren doch die Leute dran, die in einer Zeit lebten, wo ihnen noch nicht Familienjournale, Wandervorträge und ähnliche Lackirmittel einen unklaren Schimmer von allem möglichen beigebracht hatten, wo sie, wenn sie reisten, ohne Halbwisserei an das Einzelne wie das Ganze hinantraten und sich stets von neuem freudig überrascht mit Ernst und Liebe daran machten, zu verstehen und auf sich wirken zu lassen! Wie viel tausendmal größer ist das Vergnügen, der Schilderung in den naiven Aufzeichnungen eines über Venedig gereisten ehrsamen Pilgers des fünfzehnten Jahrhunderts zu lauschen, als den Erzählungen eines modernen „vielgereisten“ Kommerzienrats!

Wir können unsre Behauptung, daß es beim Reisen nicht mehr auf die Erweiterung des Gesichtskreises ankomme, auch durch eine Art gelehrter Empirie begründen. Der Leser begleite uns einmal in die Räume einer größern Bibliothek. Da stehen seit dem sechzehnten Jahrhundert alle die mehr oder minder handlichen, gar nicht schlechten Anleitungen, wie man reisen soll — nicht, um gut durchzukommen, diese giebts natürlich auch —, sondern um etwas dauerndes davon zu haben, von Zwingers Methodus apodemica und der Nürnberger Ars peregrinandi an bis zu Haeffelins Discours de l'influence des voiages sur les progrès des arts u. a. Über die Schwelle unsrer Zeit haben sie sich nicht gewagt, nicht wagen dürfen. Denn Neumeyers Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen und Isfels Istruzioni per viaggiatori nebst den entsprechenden französischen Werken darf man nicht hierher rechnen, das sind wuchtige Bücher zur Vorbereitung für Forschungs-

Digitized by Google

reisende; auch Burckhardts Cicerone nicht, der ein Spezialwerk ist, nur zum Genuß in den Museen verhelfen will und — erschreckend wenig dazu benutzt wird. Man will eben gar nicht; tausende und abertausende kaufen zwar den Bädeker, aber benutzen nur die praktischen Führerangaben darin; wer die doch so vortrefflich klaren und knappen kunstgeschichtlichen Einleitungen von Anton Springer gelesen hat, ist geradezu als ein weißer Rabe zu betrachten. Die meisten haben es allerdings vorgehabt und es auf die Eisenbahnfahrt oder auf öde Stunden im Gasthof verschoben; da sind sie aber schließlich doch nicht dazu gekommen.

Freilich giebt es auch noch Leute, die das Herz voll Sehnsucht und mit glühenden Wangen sich alles in der Stille aneignen, was als tüchtige Vorbereitung auf eine bedeutendere Reise gelten kann. Solche findet man unter Primanern, Studenten, Lehrern und Lehrerinnen, angehenden Pastoren, jungen an den Kontorsessel gebannten Kaufleuten, überhaupt unter Leuten, die dann aus Mangel an Geldüberfluß vielleicht gar nicht dazu kommen. Die Hauptmasse der Reisenden sind aber doch die andern.

Ich bitte den Leser, den ich keineswegs bloß nach der Regel über die „Anwesenden" ausnehme, sondern den ich darum, weil er Grenzbotenleser ist, auf meiner Seite vermute, sich einmal an das Publikum zu erinnern, mit dem er auf Reisen zusammengepfercht worden ist — man kann es ja leider nur viel zu wenig vermeiden, die Gespräche im Bahnwagen und auf dem Dampfschiff mit anzuhören —, sich zu erinnern, was da für Reiseeindrücke ausgetauscht werden! Du, Männchen, das war mal ein netter Kellner in Desenzano — Nee, wenn das ein Beefsteak sein sollte! — Ja, Mailand, das is ne famose Stadt! Schon der Bahnhof! — Verona, nee, da waren wir nicht, das heißt wir sind gleich durchgefahren — Was die in Interlaken für Betten hatten! Nee, wenn ich kein ordentliches Federbette kriegen kann — Nee, in der Schackothek waren wir nicht, wir hatten uns gleich vorgenommen, bloß in die Kunstausstellung zu gehen — Na, ich danke! Einmal sind wir in ein italienisches Hotel gegangen. Einmal und nie wieder! — In Basel auf der Münsterterrasse — ach, wo der betrunkene Kerl auf der Bank eingeschlafen war? — Meyers, die sind schöne dumm gewesen mit ihrem Italienisch lernen; wir sind überall mit Deutsch durchgekommen! — Papa, guck doch mal aus! ruft die fünfzehnjährige Tochter. Dem Papa fällt es gar nicht ein; er will sich und seiner Familie einen Aufenthalt in der Schweiz leisten, was geht es ihn an, wenn es schon zwischen München und Lindau schön ist? — Station Hirschsprung! ruft der Schaffner auf der badischen Höllenthalbahn, da oben können die Herrschaften den Hirsch sehen! Der Zug hält inmitten einer großartigen Gebirgsscenerie, senkrechte Felsen engen von beiden Seiten den Paß zu einer Klamm ein, durch die rauschend und Kühle atmend der Wildbach strömt, mächtige, langbärtige Schwarzwaldtannen streben

Digitized by Google

von winzigen Vorsprüngen an den grauen Wänden empor, ihre Wurzeln mit suchendem Anklammern umherstreckend, Moos, Frauenhaar, Farnwedel hängen feucht an dem überrieselten Gestein herab, und alles drängt sich an die Fenster, um — nach dem blechernen Hirsch zu spähen, den der Verschönerungsverein auf eine der Felszacken gestellt hat, und macht sich nach der Weiterfahrt noch eine Viertelstunde lang mit der ganzen überlegnen Befriedigung des Philisters über den kurzsichtigen Professor der Philologie lustig, der geglaubt hat, da stehe ein wirklicher Hirsch! — So, Sie waren auch in Herrenchiemsee? Haben Sie auch gesehen, daß der Führer die eine Thür nicht aufgemacht hat? Da wirds wohl gewesen sein? — Meinen Sie? — Wer wird sich nur die Blöße geben, zu fragen, was da gewesen sein soll. Die beiden Damen tuscheln geheimnisvoll weiter, während die blauen Wasser des Chiemsees am Bug aufschäumen und die sinkende Sonne die Schindeldächer und Baumgruppen der Fraueninsel übergoldet und mit breitem Schein auf dem Hochgern liegt und auf der ragenden Kampenwand, und überall auf dem Dampfer zischelts und räsonnirts über den armen König, und nur hie und da ist einer, der ehrlich äußert, wie ihn all der leere Prunk und Glanz der Schloßsäle mit Bewunderung erfüllt habe. Aber dazu reichts kaum bei einem, sich in die eigenthümliche, zugleich aus überreizter Laune und aus Resignation geborene Stimmung zu vertiefen, die auf menschenfernem Eiland dieses neue Versailles hat entstehen lassen wollen. — Was ist denn das da drüben? fragt zwischendurch ein andrer. — Die Fraueninsel. — Ist da auch was los? — Nein. — Da soll übrigens ein ulkiges Fremdenbuch sein, bemerkt ein dritter. — Na, jetzt ists zu spät. Sonst ist also nichts dort los? — Wie gesagt, nein. — Möge der gütige Himmel der kleinen Gemeinde auf der Fraueninsel noch lange gewähren, daß solcher Stumpfsinn weiter gedeihe, und wenn hier und dort das unglückseligerweise einmal für eine illustrirte Zeitung ausgebeutete Maler- und Dichterbuch Neugierige zu Attacken auf die Insel verleitet, wo sonst „nichts los ist," daß dann die grobe Unzugänglichkeit des Stammtisches unter den beiden Linden auch fernerhin dagegen schütze!

Und wenn nun all diese Ausflügler wieder nach Hause kommen, was ist ihnen dann geblieben? Des modernen Menschen Reise währt dreißig, wenns hoch kommt fünfundvierzig Tage, und wenns köstlich gewesen, das heißt wenn nichts passirt ist, so ists Langeweile und Ärger gewesen. Mitgebracht fürs Leben, gelernt haben sie nichts. Zur Landschaft mögen sie in den Alpen oder in Norwegen ein sie befriedigendes Verhältnis gewonnen haben, feinerer landschaftlicher Reiz wird ihnen auch dort verborgen geblieben sein, die italische Landschaft hat sie enttäuscht; dem Volke sind sie nirgends näher getreten, sondern immer nur den Ausbeutern (sie kamen eben immer nur an die Orte altbetriebner oder schnellgelernter Fremdenindustrie), die peinliche Unkenntnis der Sprache hat sie an jedem Verkehr über die gewerbsmäßigen Fremdenspediteure

Digitized by Google

hinaus gehindert, darum scheint ihnen sogar der deutsch-schweizerische Gastwirt sympathischer als der Italiener und der, so weit er nicht gerade manifestirt oder Zeitungsartikel schreibt, grundliebenswürdige Franzose. Gegessen haben sie fast nur in dem „von Deutschen frequentirten" Gasthofe und nur hie und da einmal etwas landesübliches probirt, um sich darüber lustig zu machen. Die Weine Italiens hatten sie sich in der Art der süßen griechischen Weine vorgestellt und haben sie nun mit Verwunderung „sauer" gefunden, was sie gar nicht sind (diese Weinenttäuschung erlebt übrigens der an die süße, fuselige Weinpanscherei gewöhnte Norddeutsche schon am Rhein und in Baden). Von den Sehenswürdigkeiten, die sie massenhaft zu sich genommen haben, haften ein paar Glanznummern der Natur, wie die blaue Grotte, der Rheinfall — wenn der Rhein nämlich tüchtig Wasser hat, sonst war auch da ihre Erwartung in falsche Bahn gelenkt — oder die Bastei, von menschlichen Leistungen die augenfälligsten, wie der Trocadero, kühne Bahnbauten, glänzende Vergnügungsorte, der schiefe Turm in Pisa und — der Mailänder Dom, sonst vielleicht noch Juliens Grab in Verona und das Nürnberger Bratwurstglöckle. Die Bauten, Denkmäler, Kleinodien dagegen, deren Ruhm noch aus älterer, feinsinnigerer Zeit stammt, sind ihnen unbehaglich gewesen, wie die Museen und Galerien auch, und wenn sie sich trotzdem verpflichtet fühlen, etwas darüber zu sagen, so wissen sie doch nur noch, daß in den sogenannten Stanzen ein Bild sei, wo Apollo verrückterweise eine Geige spiele, und finden, am gräßlichsten seien „die Botticellis" gewesen, die Bädeker so herausstreicht. Nee, da lob ich mir doch die drei Parzen von Thumann und „Verlassen" von Bodenhausen. Ach, und wieviel Unanständiges haben sie gesehen, besonders die Damen, unanſ—tändig mit ſ—pitzem ſt, diese niederdeutsche Spezialität aus den Landen der Tingeltangel und der Prüderie. Von dem wüsten Zeug der „historischen" Führererklärungen ist natürlich auch nichts mehr übrig, aber dies und nur dies empfinden sie gelegentlich im geheimen als einen Mangel in dem Erfolg ihrer Reise. Und doch ist, daß sie das wieder vergessen haben, vielleicht noch das Beste dabei.

Aber die Unfähigkeit, mit Erfolg zu reisen kann doch nicht darin allein wurzeln, daß der moderne Bildungsprotz überall ängstlich vermeidet, ehrliche Wißbegier zu bekennen und statt dessen sich selber produzirt. Das allein würde doch die Thatsache noch nicht erklären, daß gerade der Berliner von allen der ungeschickteste und verständnisloseste Reisende ist. Denn jener Bildungsdusel ist leider nicht auf die Berliner beschränkt, und andrerseits ist auch der naivere und von Renommisterei fremde Ausnahmeberliner nicht besser daran. Darum müssen wir annehmen, daß der Berliner in seiner Eigenschaft als Großstädter besonders schlecht zum erfolgreichen Reisen geeignet sei, und daß ihn stärker als den Nichtgroßstädter objektive Schwierigkeiten hindern. Wir müssen also, um diese festzustellen, ihn einmal besonders ins Auge fassen. Am deutlichsten

Digitized by Google

läßt sich das Verhalten unsrer Spreeathener auf Reisen und Touren mit ihnen in Deutschland selber beobachten; im Auslande hebt sich der Gegensatz zu andern Deutschen nicht so scharf ab.

Ich habe einst mit lieben Freunden aus Berlin, tüchtigen, gescheiten, daneben natürlich etwas schnoddrigen Leuten, als Student vom wunderschönen Heidelberg aus Odenwald- und Schwarzwaldtouren gemacht, und wenn wir uns verregnet und halb verirrt in das elendeste kleine Einödhaus flüchteten, wo nebenbei ein bischen Gastwirtschaft für Landbriefträger und Waldarbeiter betrieben wurde — damals blühte das Sommerfrischen- und Luftkurortwesen noch nicht so auf diesen weltentrückten Höhen —, da forderten sie dann stets ein Glas Bier und ein belegtes Butterbrot. Das war gerade so, als wollte jemand auf Rügen ein Viertel „Neuen" und ein saures Leberle verlangen. Was half alles predigen, ein Zwetschgenwasser könnten sie haben und ein paar Eier, vielleicht eine Landjägerwurst oder „Servila" (Cervelat, eine kleine kugelige Fleischwurst) und ein Glas nicht vom schlechtesten Landwein — nein, es wurde forträsonnirt, und bei der nächsten derartigen Einkehr ging es gerade wieder so. In Tirol nicht weit von Wörgl und Kufstein saßen wir einmal in der Kantine eines kleinen Bergwerks oder vielmehr daran, nämlich auf dem schmalen Bret, das als Bank außen an dem Verschlag befestigt war, und ließen die Beine über den fast hundert Meter tiefen Abgrund baumeln. Die Arbeiter, die auch gerade frühstückten, waren freundlich zusammengerückt, und wie sie, schnitten auch wir mit dem Taschenmesser in das gemeinsame Brot und stocherten außerdem in einem opulenten Spiegeleiermahl herum. Gerade wurde auch ein Fäßchen schäumenden Biers angesteckt — da bestellt so ein Unglücksmensch vom grünen Strand der Spree — Brauselimonade! Und dann der Lärm, weil keine dawar! Daß ein Berliner zu irgend einer andern Mundart je das geringste Verhältnis gewönne, kommt auch kaum vor, es ist das beste, sie versuchens gar nicht, denn die mit lauter falschen Sch-Lauten vermengte Jüdelei, die sie dann für „süddeutsch" ausgeben (die großen Unterschiede der bairischen, der alamannischen und der fränkischen Mundart merken sie gar nicht), genügt, einen geradezu wild zu machen. Das widerwärtigste und unzuträglichste aber ist das ewige und sich nie genug thuende Witzeln und spöttische Fragen über alles und jedes, was ander ists als in Berlin und Steglitz, seis Speise und Trank, seis Lebensgewohnheit, seis einfacher, offner Sinn, und vor allem über das, was wirklich besser ist. Seit Jahren schon ist mir aufgefallen, daß immer im späten September und im Oktober ein Hauch erneuter Preußenabneigung durch die Baiern und ihre kleine lokale Presse geht, und daß man auch sonst in süddeutschen Landen gerade um diese Zeit das alte böse Wort vom „hungrige Preiß" wieder zu hören bekommt. Wie soll das gerade um diese Zeit entstehen, wenn nicht als unwillkürlicher Nachruf an den eben wieder abgezognen Schwarm des Berliner und verwandten Sommerfrischler- und Touristentums?

Digitized by Google

Noch eine Eigenschaft des Norddeutschen, gegen die sich ja sonst nichts sagen läßt, trägt zu solchen Ärgernissen bei: daß er nämlich nicht so leichtherzig und ohne alle Renommisterei ein paar Groschen mehr als nötig ausgiebt, wie das der Süddeutsche thut, und daß er beim Bezahlen gern viel fragt und nachfragt und wieder fragt und sich wundert, statt selber vorher zu rechnen, wie es der des Landesbrauchs kundige Autochthone und jeder gewandtere Fremde thut. Aber das würde noch nicht viel schaden, wenn nicht die infame Gewohnheit des Berliners dazukäme, dort, wo noch der Väter biedre Sitten und Preise herrschen, zu fragen, aber wohlweislich immer erst, wenn er schon bezahlt hat: Nu sagen Se mal, wie können Se eijentlich bei die Preise bestehen? Dann ärgert sich natürlich der Herr Wirt zum Auerhahn oder zum Rebstock oder zum goldnen Lamm, daß er nicht mehr gefordert hat, trägt aber diesen Ärger dem Fremden nach und nimmt sich vor, das nächste Jahr seinen Gästen nicht wieder so einfältig vorzukommen.

Das meiste offne Vergnügen an allem fremden Wesen und die ehrlichste, oft freilich etwas komisch herauskommende Bemühung, sich ihm anzupassen, findet man auf Reisen bei dem Sachsen. Wie mag das kommen? Am Ende ist es wohl derselbe Zug, der die Sachsen auch zu so höflichen Leuten macht — Ausnahmen bestätigen die Regel. Dagegen sind die Sachsen, wenigstens nach unsern vielleicht unzulänglichen Beobachtungen, auch die, die am leichtesten etwas kleinlich werden und ihren ganzen Reiseplan, die Wahl ihres Seebades u. s. w. möglichst nach der Billigkeit und dem, was fürs Geld geboten wird, einrichten.

Doch nun zu der Erklärung, weshalb gerade der Berliner so besonders ungenießbar als Reisender ist. Daran ist, wir deuteten es schon an, zwar auch sein Gefühl der Überlegenheit im allgemeinen schuld, dann aber als objektive Ursache doch auch seine besondre Lage. Berlin ist eine große Stadt geworden; anderthalb Millionen Menschen leben dort mit gleicher Ausdrucksweise und trotz aller sozialen Unterschiede, trotz aller Verschiedenheit des Anteils und des ihnen zugänglichen Raffinements doch im ganzen mit den gleichen materiellen Begriffen und Neigungen. Dazu kommt, daß nicht bloß der geborne Berliner Begriffe wie „Eisbein“ oder „ein Echtes“ mit der absolut gewährleisteten Sicherheit, verstanden zu werden, gebraucht, er hört auch fortwährend, daß die zahllosen Ostpreußen, Mecklenburger u. s. w. und kaum minder auch die West- und Süddeutschen in Berlin diese Ausdrücke ohne weiteres mitgebrauchen, er hört von ihnen selten einmal ein andres Wort. Ferner bringt es die Eigentümlichkeit des Berliner Gassenpublikums und Schusterbubentums mit sich, daß man auch in „Kreisen,“ denen feinere kulinarische Genüsse verschlossen bleiben, diese Genüsse doch vom Hörensagen recht genau kennt und die aristokratischen oder bourgeoismäßigen Bezeichnungen dafür gern parodistisch verwendet. Durch alles das muß sich dem Berliner die Meinung einprägen,

daß seine Terminologie und sein Geschmack im Essen, Trinken und in der äußern Lebensweise das absolut richtige und sie nicht ohne weiteres zu verstehen und sich ihnen anzupassen ein Zeichen von Schwerfälligkeit und zurückgebliebner Bildung sei. Und so hält er sich für vollkommen berechtigt, sich über abweichendes nur lustig zu machen. Das übt er denn auch fleißig überall in Deutschland; im Auslande ist er daran ja etwas gehindert, aber für Italien hat das Berlinertum diese heillose Manier auch schon anzuwenden begonnen.

Wir haben hier immer nur das Reisen in Deutschland und Italien, daneben in Tirol und in der Schweiz im Auge, aus dem einfachen Grunde, weil wir von dem reisenden deutschen Durchschnittspublikum reden, das sich hauptsächlich über diese vier Länder ergießt. Bald wird freilich der skandinavische Norden vor Italien zu nennen sein, und die Nordlandfahrten sind eine Mode, die jeder Vernünftige aufs nachdrücklichste unterstützen sollte. Nicht bloß um Italien zu bewahren (wenn es auch dortigen Gastwirten schweizerischer oder deutscher Abkunft etwas Schaden bringt), sondern auch des reisenden Publikums wegen, denn dieses hat von den Fjorden Norwegens und andern drastischen und leichtverständlichen Schönheiten des Nordens unbedingt einen frohern Genuß, als von dem Anblick der Campagna und der sixtinischen Kapelle. Wenigstens so lange, als es für Italien so wenig reif ist wie jetzt. Ohne eine stärkere Ablenkung des großen Reiseſtroms nach dem Norden und vielleicht bald auch nach England und Schottland werden wir sicherlich in Italien über kurz oder lang dieselbe leidige Anpassung an das Berlinertum beginnen sehen, wie sie jetzt München mit seinen neuen prunkvollen „Restaurants," seinen vernordeutschten Speisekarten und der immer fühlbarer werdenden Preissteigerung vornimmt, und wie sie z. B. die deutschen Seebäder u. a. sogar durch die Einführung der Berliner „Weißen" und ähnlicher Spezialitäten schon seit einer Reihe von Jahren vorgenommen haben. Überdies scheint ja an den Norwegern, wenigstens nach Ausweis ihrer Litteratur, nicht allzuviel zu verderben zu sein.

Was könnte nun aber geschehen, damit etwas vernünftiger und wieder mit etwas mehr Erfolg für den Reisenden selber gereist würde? In einer der alten methodischen Anleitungen zum Reisen, dem bei Weygand in Leipzig 1784 erschienenen „Handbuch für Reisende aus allen Ständen," steht auf S. 4 der Satz: „Nach meiner Meinung hat man nicht eher ein Recht, die Ausländer aufzusuchen und ihnen Rechenschaft von ihren Denkmälern und Einsichten abzufordern, bis man ihnen selbst klare Begriffe von den Künstlern seiner eignen Nation, von den Vorzügen seines Vaterlandes, von seinen Sitten und den Grundsätzen seiner Staatsverwaltung in Tausch bieten kann." Es ließe sich da noch manches hinzusetzen, aber eben das, wovor in dem Handbuche gewarnt wird, daß man etwa zu früh und zu unvorbereitet in die Weite schweift, hat die Übelstände hervorgebracht, und die schönen Eisenbahnen haben seitdem die

Digitized by Google

Sache gewaltig verschlimmert. Es fehlt uns eben an jeglicher Methode zu reisen. Wir ersticken fast in pädagogischen Erörterungen; alle einzelnen Lehrgegenständchen, alle nützlichen und praktischen Thätigkeiten haben ihre mit einander streitenden und wetteifernden Theorien und Lehrgänge; nur eine so wichtige „Disziplin“ wie das Reisen wird ohne die Frage gelassen: Wie soll man reisen? oder gar bloß auf die Menge, auf die Kilometerzahl gerichtet. Wer nach Chicago zur Weltausstellung fährt, kommt natürlich als ein ganz andrer Kerl zurück, als der, der sich etwa „nur“ eine Reise nach Nürnberg oder München leistet. So meint er selber, und — „man“ im Durchschnitt auch. Und dabei kommt der eine vielleicht um nichts als die verworrene Erinnerung an allerhand Trubel bereichert und um etliche hundert Dollars leichter zurück, während der andre Geist und Herz mit wertvollen und für das ganze Leben nachwirkenden Genüssen erfüllt hat.

(Schluß folgt)

Neue Novellen

Gut ist es doch, daß wir als Quintaner die Geschichte des Damastes von Eleusis, des gefürchteten Prokrustes, gehört haben, der seine kurzen Gäste auf seinem Bett zu Tode streckte, seinen langen Gästen aber Arme und Beine abhackte, bis sie für das verwünschte Lager gerade paßten. Der grimmige Ausstrecker ist zwar schon von Theseus erschlagen worden und brauchte uns gegenwärtig keine Sorge mehr zu machen. Aber seine ruchlose Thätigkeit wird fleißig weiter geübt, und es ist fast unglaublich, wo man überall den Spuren des Ungeheuers begegnen muß. Gestreckt und gekürzt, gestreckt, bis alle Glieder aus den Fugen gehen, gekürzt, bis der letzte Blutstropfen aus dem Leibe ist, werden vor allen Dingen litterarische Arbeiten. Namentlich die Erzähler können berichten, daß fast jede Redaktion ein andres Prokrustesbett ist. Die eine braucht Fortsetzungen, die genau ein Vierteljahr lang dauern, die andre kann nichts „annehmen,“ was sich nicht in dem Rahmen von zwölf bis sechzehn Spalten hält; die „Schriftleitung“ großer Zeitungen findet es angemessen, nur Erzählungen zu drucken, denen man wenigstens ihrem Umfange nach den Titel Roman verleihen kann (die meisten modernen „Einbänder“ sind nichts als „gestreckte“ Novellen), die „Schriftleitung“ wöchentlich einmal erscheinender Blätter empfiehlt den Autoren „die graziöse, von den amerikanischen Novellisten zur klassischen Form durchgebildete short story“ (die in Wahrheit

Digitized by Google

wieder nichts andres ist als eine zum Feuilletonartikel „verkürzte" Novelle). Angesichts der dreitausend und ich weiß nicht wie viel Novellisten, die der Kürschnersche Litteraturkalender erbarmungslos verzeichnet, haben die Herren ja die Auswahl, und nicht darüber braucht man zu erstaunen, daß unter den obwaltenden Umständen auf dem Gebiete der Novelle soviel jämmerlich Äußerliches, ganz und gar Lebloses, fratzenhaft Verzerrtes und unheimlich Widerwärtiges zu Tage kommt, sondern eher darüber, daß dazwischen immer noch soviel Gutes, Frisches und in irgend einer Weise Fesselndes vorhanden ist. Von dem großen Talent ganz abgesehen, das wohl in Gefahr steht, gewisse Verirrungen und Launen der Zeit zu teilen, sie aber auch jederzeit leichter wieder abschüttelt als der mäßiger Begabte, der sich der Manier untergeordnet hat, bleibt es erfreulich, zu sehen, daß sich inmitten all des natürlichen und des künstlich gezüchteten Pessimismus ein Stück Lebensfreude und Behagen, inmitten des Zuges zum Grellen und Häßlichen ein unausrottbarer Drang zum Anmutigen, inmitten der Bevorzugung abnormer, krankhafter Seelenzustände ein lebhaftes Gefühl für das Einfache und Gesunde bei Erzählern erhalten hat, die man keineswegs den ersten Künstlern ihres Gebiets zurechnen darf. Sind wir doch mit all dem Geschrei und Getreibe des letzten Jahrzehnts, mit der reflektirten Aufbauschung einer Genialität, die schon an und für sich geschwollen ist, mit dem blasirten Verlangen nach dem Neuen und Unerhörten, an dessen Stelle dann in der Regel das Absurde und innerlich Unmögliche tritt, mit der ganzen öden Gleichgiltigkeit gegen ein bischen warmen Lebenshauch, gegen ein Körnchen gesunden Menschenverstandes und ein paar Züge echter Natur (die von dem, was man heutzutage wirklich und wahr zu nennen beliebt, freilich himmelweit verschieden ist) glücklich dahin gediehen, daß die Frage nach dem künstlerischen Verdienst von Novellen und Erzählungen sich nur noch schüchtern und ganz zuletzt hervorwagt. Künstlerische Anlage, Stimmung, innere Ruhe, Vollendung des Vortrags — guter Gott! wie rigoristisch erscheint die Forderung nach solchen letzten und höchsten Dingen zu einer Zeit, wo die Grundlagen aller erzählenden Poesie, die Fabulirlust, die frisch gestaltende Phantasie, der helle Blick für Menschen und Zustände in Frage stehen. Und wo wir ihnen doch noch begegnen, da regt sich zunächst die Freude, daß sie vorhanden sind, und wenn man einer Novellensammlung oder selbst nur einer einzelnen Novelle auch noch nachrühmen darf, daß sie von leidlichen Proportionen, weder gestreckt noch abgehackt sei, so schweigt man einstweilen gern von allem, was darüber hinaus zu wünschen bleibt.

Künstlerische Vollendung und tiefere Poesie weisen nun allerdings die Vier Novellen von B. Mercator (Gotha, Fr. Andreas Perthes, 1892) nicht auf, aber an dem hellen Auge für den Sonnenschein in dem mühseligen Alltagsleben und an frischer Erzählungslust fehlt es dem Verfasser (oder ist es

Digitized by Google

eine Verfasserin?) nicht. Von den vier Geschichten des Bandes „Allein zu Hause," „Englische Zöglinge," „Meine Tante Urgemütlich," „Das Weihnachtswunder" ist die zweite und längste (die durch das Prokrustesbett keiner Redaktion hindurchgegangen zu sein scheint) zugleich die beste und lebensvollste, was bekanntlich nicht immer zusammentrifft. Die Novelle „Englische Zöglinge" ist eines jener Bilder aus der alleranspruchlosesten Wirklichkeit, die durch warme, frische Empfindung und lebendigen Humor doppelt verklärt und damit überaus wirksam sind. Niemand, der die Erzählung liest und nicht bloß anblättert, wird das Rektorhaus mit seiner lebendigen Kinderwelt, die Gestalten von Mr. Hodgkinson junior und Miß Lucy Millins und den glorioſen Verlauf des Versuchs, englische Goldströme in ein deutsches Schulmeisterheim zu leiten, je wieder vergessen, und eine Geschichte, deren Erfindung in die Erinnerung übergeht, muß einen tüchtigen Kern enthalten.

Aus ganz anderm Geiste geboren, vornehmer und feiner geschrieben, der modernen Grundstimmung des Ekels am Leben und des trübseligen Verzagens an der Kraft des Herzens viel näher verwandt, zeigen sich die beiden Novellensammlungen Überall dasselbe, Novellen von Villamaria (Berlin, Gebrüder Paetel, 1892), und Welke Blätter, Novellen von Franz Wolff (mit Randzeichnungen von Leopold Bürger; Leipzig, Oswald Mutze, 1893). Um die Grundstimmung, aus der die Dichter das Leben sehen und darstellen, läßt sich schlecht mit ihnen rechten, nur das eine steht von vornherein fest, daß auch die elegische Auffassung und Weltspiegelung nicht immer aus der wahren Natur eines Dichters oder Erzählers stammt, sondern, wie die optimistische, die gottvertrauende und jede andre eine Sache der Mode, der Überlieferung, der Nachahmung sein kann. Villamaria versieht ihre Novellen mit dem resignirten Vorwort: „Überall dasselbe im eignen Leben und in der Welt um uns her: Für treues Erinnern — Gleichgiltigkeit und Vergessen. Für selbstlose opferfreudige Liebe — Verrat und Untreue. Statt des Rechtes — Willkür. So war es, und so wird es sein: Überall dasselbe." Franz Wolff aber schickt den „Welken Blättern" eine Herbsttagsstimmung voraus: „Die Landschaft lag im [in dem!] goldnen Lichte gebadet, welches [das!] die Herbstsonne über sie ausgoß. Die letzten Schmetterlinge wiegten sich über den spärlichen Wiesenblumen, unter denen die Herbstzeitlose prangte. Über der Erde lag der Zauber der im Entschlafen begriffnen Natur. Tiefe Stille, nur der Wind rauschte durch die hochragenden Waldbäume und sang seine urewigen Lieder. Welke Blätter, die er auf seiner raschen Wanderung gepflückt [hatte], wirbelten vorüber, sanken zu Boden, um im Moose zu modern, wurden emporgetrieben zu schwindelnder Höhe, um in blauer Luft zu verschwinden; wie das Menschenleben im Strome des gewaltigen Schicksals. Und es raunte und flüsterte in klagenden und jauchzenden Tönen, alle die Blätter erzählten, was sie geschaut [hatten]. Jedes Blatt die Geschichte eines Menschenlebens." Schon

Digitized by Google

in diesen Prologen liegt der Unterschied, um nicht zu sagen der Gegensatz angedeutet, der zwischen den beiden Novellisten besteht, bei Villamaria hat die Resignation einen Anflug und Nachgeschmack von Bitterkeit, bei Wolff tönt sie lyrischer aus. Unter den sieben Novellen Villamarias, die sämtlich durch Feinheit und Sauberkeit der Darstellung ausgezeichnet sind, findet sich eine jene Tiergeschichten „Der Roman eines Storches," die unsern vom Weltleid vollgesognen Dichtern so vortrefflich zu dem Gleichnis für den unbarmherzigen Kampf ums Dasein und zum Erweis des Satzes dienen, daß Macht vor Recht geht, und eine historische Novelle oder besser ein Stimmungsbild mit historischem altnordischem Hintergrund „Schön Gerda." Die andern fünf, „Erinnerungen," „Das Bild der Ersten," „Die Gäste des Prälaten," „Zwei Schwestern," „Vor Onkels Geheimschrank," spielen in der Gegenwart. Wir möchten den Novellen „Das Bild der Ersten" und „Die Gäste des Prälaten" den Vorzug vor den andern geben, andre werden anders empfinden, um so mehr, als die gerühmten Vorzüge keiner der Novellen ganz fehlen, die allgemeine Empfindung die gleiche bleibt. Wolffs einzelne „Welke Blätter" nennen sich: „Eichenblatt," „Akazienblatt," „Blatt der wilden Rose," „Hollunderblatt," „Lindenblatt," und die Schicksale, die sie darstellen, sind im ganzen weniger leidvoll und herb, als die in den Novellen Villamarias. Den Grundton giebt hier die uralte Betrachtung, daß das Leben freilich kurz ist, daß wir alle sterben müssen, daß aber doch noch unendlich viel darauf ankommt, wie einer seine Spanne Zeit ausgefüllt hat. Erfindung und Ausführung gehen über das Maß des im guten Sinne Üblichen nicht hinaus, die Einzelheiten entbehren der scharfen plastischen Realität, die in „Überall dasselbe" vorwaltet, aber ein Hauch von Poesie liegt über dem „Hollunderblatt" und „Lindenblatt," über dem „Blatt der wilden Rose" sogar ein Hauch frischen Humors.

Auch die Novellen Vom Tode von Georg Freiherrn von Ompteda (Georg Egestorff) mit einer Originalvignette von Franz Stuck (Berlin, F. Fontane und Comp.) entstammen, wie schon ihr Titel verrät, keiner heitern Lebensanschauung und Empfindung. Zwar die Einleitung, in der ein resignirt Sterbender seine Gedanken vom Tode philosophisch gefaßt vorträgt, verheißt, daß uns der Tod als der Genius mit der umgestürzten verlöschenden Fackel „als ein schöner Knabe, ernst, aber mild und freundlich" erscheinen soll, aber die weitern Erzählungen ersparen uns das untröstliche Schmerzgefühl und das Grauen nicht, daß die philosophische Auffassung hinwegwischen will. An sich verdient der Gedanke des Verfassers, in altitalienischer Weise ein bestimmtes Thema, eine gewisse Seite des menschlichen Lebens in verschiednen Novellen zu behandeln, entschiednes Lob, und es unterliegt keinem Zweifel, daß das Thema „Vom Tode" ausgiebig genug wäre, mehr als acht Erzählungen abwechselnd innerlich reich und fesselnd zu gestalten. Aber nur wenige von den Phantasiebildern Omptedas lenken in die lebendige Darstellung der furchtbaren

Digitized by Google

Eintönigkeit des Todes und der Mannichfaltigkeit seiner Wirkungen auf die einstweilen Weiterlebenden ein. Unter diesen scheint uns die Skizze „Warum weinen?“ das stärkste Zeugnis von dem wirklichen Talent des Verfassers, die bestausgeführte, menschlich ergreifendste seiner Erzählungen. „Gute Nacht, Mutter!“ ist ein lyrisches Gedicht in ungebundner Rede, ein paar andre („Gefunden“ und „Einsamer Tod“) hinterlassen den Eindruck, als ob sie zu den willkürlich verkürzten Lebensbildern gehörten, die das moderne Redaktionsbedürfnis auf vier oder fünf Spalten zusammenpreßt. Die Geschichten „Dr. John Henry Scellet“ und „Mein Tod“ gehören zur Gattung der gespenstischen Träume, und namentlich die letzte weckt mehr ein Gefühl des Ekels als der Teilnahme. Die Novelle Cogito, ergo sum, in der sich ein Irrsinniger aus dem Fenster stürzt und auf dem Steinpflaster zerschmettert, um gewiß zu werden, daß er nicht träumt, entstammt jener modernen Lebensdarstellung, die gleichsam mit unwiderstehlicher Gewalt von pathologischen Erscheinungen angezogen wird und zwischen Armenhaus, Zuchthaus und Irrenhaus hin- und herpendelt. Dafür ist denn doch Ompteda zu gut und zu begabt. Auch in der Form erhebt er sich da, wo er in warmen, lebendigen Fluß der Darstellung kommt, hoch über die manieristischen Greuel der sogenannten exakten Beobachtung, die die Atelierkunststücke naturalistischer Skizzenmaler in die Litteratur überträgt, und die, wenn er ihr gelegentlich doch einmal huldigt, Stilproben wie folgende erzeugt: „Man vernimmt einen Schritt auf dem Trottoir ... Jemand pfeift ... Der Ton verklingt ... Ein leiser Luftzug regt sich ... Es rauscht in den Zweigen der Akazie schräg gegenüber ... Dann hört der Wind auf ... Fallende Tropfen treffen tickend, regelmäßig die Diele ... Es rinnt vom Tische herab ... Immer seltner ... Größer die Zwischenräume ... Es hört auf ... Atemlose Stille ...“

Die Novellettensammlung Zuletzt gelacht und andre Novelletten von Ida Boy-Ed (Leipzig, Karl Reißner, 1893) verschafft uns die Bekanntschaft einer neuerdings vielgenannten Schriftstellerin, die sogar schon mit Marie Ebner-Eschenbach verglichen worden ist. Das ist nun freilich hoch gegriffen. Aber frische Phantasie, Lebenskenntnis und Lebensfülle, die Fähigkeit, mit wenigen Zügen ein deutliches und charakteristisches Menschenbild vor unser Auge zu stellen, auch ein feines Gefühl für die Widersprüche im Treiben der Welt und im eignen Herzen, ein glücklicher Instinkt für jene ausgleichenden Mächte des Lebens, durch die Mißgeschicke, Enttäuschungen und selbst bittere Schmerzen überwunden werden, sind Ida Boy-Ed zu eigen. Neben dunkeln, herzbeklemmenden Bildern aus der häßlichsten Wirklichkeit, wie es gleich die Anfangsnovelle „Zuletzt gelacht“ und weiterhin „Die Gnadenkapelle“ sind, stehen so hübsche Erfindungen und Einfälle, wie die Novellette „Xantippe,“ (sic?) die wirkliche und wahrhaftige Xanthippe, des weisen Sokrates vielberufne Ehegattin, die sich die keifende Stimme nur angewöhnt hat, weil sie ihren Philo-

Digitized by Google

sophen immer lauter und lauter um das notwendige Wirtschaftsgeld mahnen muß, und die prächtige Geschichte „Immer jung," in der die gefeierte Soubrette eines kleinen Hoftheaters dazu verurteilt ist, immer schlank zu bleiben, muntere Liebhaberinnenrollen zu spielen, während sie schon eine verheiratete Tochter hat und sich endlich den ersehnten Übertritt ins Fach der heitern Mütter nur dadurch verschaffen kann, daß sie die Geburt ihres ersten Enkels im Wochenblatt anzeigt und dabei den Trumpf ausspielt, sich als Großmama und erste Liebhaberin am herzoglichen Hoftheater zugleich zu unterzeichnen. Unter den ernsten Novellen sind die Familiengeschichte „Sehr glücklich," eigentlich ein ganzer Roman, der auf eine Novelle verkürzt ist, und „Eine Weihnachtsgeschichte" hervorzuheben, überall aber eine gewisse Sauberkeit der Darstellung, die bei den beliebten Feuilletonschriftstellern eben auch seltner wird.

Der „Spezialität" der Soldatengeschichten, die neben einigen andern novellistischen „Spezialitäten" in den letzten Jahrzehnten allzueifrig gepflegt worden ist, gehört das Buch Rittmeister Isegrimm und andre Erzählungen aus dem Soldatenleben von Gustav Harrven (Wien, Verlagsanstalt Reichswehr, 1892) an. Im Grunde sehen sich alle diese Soldatengeschichten so ähnlich wie die Uniformen eines und desselben Regiments. Die Besonderheit der Harrvenschen liegt in der Hervorkehrung der Verhältnisse der kaiserlich österreichischen Armee, die in ihrer bunten Mischung von Nationalitäten, ihren weit auseinanderliegenden und grundverschiednen Garnisonen, in gewissen Eigentümlichkeiten ihres Offizierkorps allerdings Besonderheiten genug hat. Im Interesse eines größern Wertes und einer einheitlichern Wirkung des Buches muß man bedauern, daß „Ein akademischer Besuch" nach Frankreich, die tragische Geschichte „Auf Arbeitsurlaub" gar nach Rußland hinüberspringt. Aber auch die österreichischen Soldatenerzählungen zeigen sich an Wert sehr ungleich. Während z. B. „Rittmeister Isegrimm," „Der ewige Strohwitwer" und „Eine reiche Partie" die guten und tüchtigen Eigenschaften und Lebensaugenblicke soldatischer Helden hervorkehren, müssen Novellen wie „Damenbesuch," „Der Kasernrattler" u. a. zur flachsten und unerquicklichsten Unterhaltungslitteratur gerechnet werden. Es ist einmal herkömmlich, daß der unternehmende Leutnant in jedes saubre Stubenmädel und jede vollbusige Köchin verliebt dargestellt wird, aber schon der Abwechslung halber sollte nicht immer nur der siegreiche Ausgang solcher Unternehmungslust gezeigt, sondern gelegentlich auch ein mit ein paar kräftigen Ohrfeigen abgeschlagner Sturm, der doch auch der Wirklichkeit entspräche, zum Gegenstande sittenbildlicher Schilderung gemacht werden.

Mit einer ganzen Reihe andrer uns vorliegender Novellenbände würden wir mehr und mehr in das Gebiet der schlimm gestreckten und noch schlimmer verkürzten „aktuellen" Erzählung hineingeraten. Daß auf diesem Gebiete die dürftigste Aussaat an Talent und Lebensernst unheimlich üppig ins Kraut

Digitized by Google

schießt, wissen unsre Leser längst; wozu also erst noch Titel aufzählen und vor Büchern warnen, die jeder Mensch, der nicht bloß zum jämmerlichsten Stundentotschlag liest, wegwirft, ehe er auf der dritten Seite angelangt ist? Wenn von Überproduktion in der Litteratur die Rede ist, sollte nie vergessen werden, daß diese Überproduktion wahrhaftig nicht in einem Überschuß schöpferischen Vermögens und poetischer Kraft ihre Ursache hat.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Nord-Ostseekanal. Ein großartiges Werk, worin sich ein Stück unsers nationalen Lebens und Strebens verkörpert, und das ohne Zweifel vielen Geschlechtern unsrer Nachkommen Segen bringen wird, wirkt auf den Blick des patriotischen Beschauers gleich einer erquickenden Oase in unsrer stürmischen Wüste unfruchtbaren Parteigezänks und einer fast nicht minder unfruchtbaren Gesetzgeberei. Daher heißen wir eine Schrift, die uns ein solches Werk, das größte von allen, deren wir uns rühmen können, vor Augen stellt, willkommen. Wir meinen die Schrift: Der Nord-Ostseekanal. Seine Entstehungsgeschichte, sein Bau und seine Bedeutung in wirtschaftlicher und militärischer Hinsicht. Von C. Befeke. Mit drei Karten, sowie zahlreichen Skizzen, Tabellen und graphischen Darstellungen. (Kiel und Leipzig, Lipsius u. Tischer, 1893.) Besonders anziehend sind die zwei großen, klar und kräftig ausgeführten Karten, die den Nord-Ostseeverkehr und die Strandungen an der dänischen Küste darstellen.

Die Postagenten. Der Abgeordnete von der Schulenburg (konservativ) hat in einer Reichstagssitzung im März d. J. eine Angelegenheit zur Sprache gebracht, die allgemeines Interesse beansprucht. Sie betrifft eine wunde Seite unsrer sonst mit Recht vielgerühmten deutschen Reichspost.

Ein sehr großer Teil unsers Postbetriebes liegt in den Händen von „Postagenten," den Vorstehern der kleinen Postanstalten auf dem platten Lande und in den kleinen Orten. Die Zahl solcher kleinen Postanstalten, der „Postagenturen," hat sich seit einigen Jahren sehr vergrößert, sodaß sie bereits die der Postämter überholt hat.*)

Eine Postagentur hat außer dem Postagenten keinen andern Beamten, abgesehen etwa von einem Briefträger und einem oder mehreren Landbriefträgern. Die amtliche Stellung dieser Postagenten ist sehr eigentümlich. Ein Postagent ist — wenigstens in der Regel — von Haus aus kein Postbeamter. Wenn irgendwo eine Postagentur eingerichtet werden soll, so sieht sich die Postverwaltung in der betreffenden Ortschaft nach einer Persönlichkeit um, die sich für die Verwaltung dieser Agentur zu eignen scheint. Geordnete Verhältnisse, gute Volksschulbildung und eine Beschäftigung, die sich zur Not mit der eines Postagenten verträgt, z. B. die betreffende Persönlichkeit ans Haus bindet, das sind neben den sonstigen An-

*) Diese und die folgenden Angaben stützen sich namentlich auf Verhältnisse, wie sie uns in der Provinz Schleswig-Holstein bekannt geworden sind; nach der Interpellation im Reichstage darf aber angenommen werden, daß die Angaben allgemeine Giltigkeit haben.

Digitized by Google

forderungen, die man an einen ehrenwerten Staatsbürger stellt, die Eigenschaften, die den Träger zur Übernahme einer Postagentur geeignet erscheinen lassen.

Zur Einrichtung der Agentur wird nun ein andrer Postbeamter, meist ein Postassistent geschickt, der so lange die Geschäfte zu verrichten und dabei den Agenten anzuweisen hat, bis dieser selbst dazu imstande ist. Das dauert Wochen, und wenn mit der Agentur zugleich Telegraphie verbunden ist, wie es meist der Fall ist, so dauert es Monate.

Die Postagenten sind nun Reichsbeamte, aber doch auch wieder nicht, sie werden mit dreimonatlicher Kündigung angestellt und sind nicht pensionsberechtigt. In Bezug auf die monatliche Abrechnung sind sie dem nächsten Postamte unterstellt. Im übrigen haben sie vollständigen Postbetrieb, sodaß sie dem Publikum gegenüber alle postdienstlichen Geschäfte ebenso vollständig erledigen können, wie es auf einem größern Postamte geschieht.

Die täglichen „Dienststunden" der Postagenten umfassen einen Zeitraum von sechs Stunden, sie verlangen allerdings währenddessen für gewöhnlich keine ununterbrochne Thätigkeit, sodaß der Agent auch hin und wieder Zeit findet, andre, außerpostdienstliche Geschäfte zu verrichten. Dafür kommt es aber häufig vor, daß seine Zeit außerhalb der Dienststunden durch Postgeschäfte in Anspruch genommen wird. Dies gilt namentlich von den größern Agenturen, bei denen täglich drei und vier Posten ankommen und ebenso viele abgehen.

Die Verantwortung für die vorschriftsmäßige Beobachtung und Erledigung der Postgeschäfte (einschließlich des Depeschenverkehrs), des Brief-, Packet- und Zeitungsverkehrs, des Postanweisungsverkehrs, der Vermittlung sonstiger Wertsendungen, des Abganges der Posten u. s. w., trägt der Postagent. In Bezug auf den direkten Bargeldverkehr, also namentlich den Postanweisungsverkehr, besteht allerdings die Vorschrift, daß der Kassenbarbetrag einer Postagentur nicht über sechshundert Mark betragen darf, und daß ein Mehr an das zustehende Postamt abgeführt werden muß. Aber einerseits läßt sich diese Abführung nicht immer sofort bewerkstelligen, da doch nicht selten Postanweisungsbeträge eingeliefert werden, die die Höhe von sechshundert Mark überschreiten, und andrerseits kommen noch viel größere Summen in Geldbriefen oder andern deklarirten Barsendungen in die Hände des Postagenten. Für alles das trägt der Postagent die volle Verantwortung.

Und für diese durchschnittlich etwa fünf- bis sechsstündige tägliche Arbeit eines mit guter Volksschulbildung ausgerüsteten Mannes, der die nötigen Postfachkenntnisse (einschließlich der Kenntnis des Telegraphirens) erst hat erlernen müssen, der in Hinsicht auf vorschriftsmäßige Beobachtung und Erledigung der Post- (und Telegraphen-) Geschäfte und in Hinsicht auf die anvertrauten Geldbeträge eine so hohe Verantwortung trägt, der ferner ein geeignetes Postdienstzimmer ohne Extravergütung hergeben muß, der auch für Schreibutensilien keine Vergütung bekommt, zahlt die Postverwaltung einen jährlichen Gehalt von durchschnittlich 400 bis 450 Mark!

Noch ein Umstand kommt in Betracht. In der Regel sind bei einer Postagentur ein oder mehrere Landbriefträger, auch wohl Postboten beschäftigt, die — wenigstens die fest angestellten Landbriefträger — einen jährlichen durchschnittlichen Gehalt von etwa 800 Mark haben. Der Postagent ist diesen Unterbeamten gegenüber Vorgesetzter, hat eine viel verantwortlichere Stellung, sein Dienst erfordert viel mehr geistige Arbeit und ist in vielen Fällen nicht kürzer, aber — sein Gehalt ist geringer als der jener Unterbeamten! Daß infolge dieser schiefen

Digitized by Google

Stellung der Postagenten die Subordination vielfach leiden muß, und zwar auf Kosten des Postbetriebes, ist doch klar.

Zur Rechtfertigung unsrer Postverwaltung läßt sich ja anführen, daß sich trotz der geringen Vergütung stets geeignete Kräfte zur Genüge anbieten; aber von einem andern Standpunkte muß man doch sagen, daß unsre Reichspostverwaltung bei ihren jährlichen Überschüssen nicht nötig hätte, in solcher Weise ihren Beamten gegenüber — und die Postagenten sind ihre Beamten — mit dem Gehalt zu kargen.

Die Interpellation des Abgeordneten von der Schulenburg, betreffend die Erhöhung des Gehaltes der Postagenten, hat daher in den weitesten Kreisen Zustimmung gefunden, und die Erklärung des Staatssekretärs v. Stephan, daß er mit der Erhöhung einverstanden sei, falls sie im Einverständnis mit der Finanzverwaltung geschehen könnte, hat wohl allgemeine Befriedigung hervorgerufen.

Christentum und Staat. Im Verlage der Wochenschrift „Die christliche Welt" erscheinen jetzt auch „Hefte zur Christlichen Welt," von denen besonders das neunte unser Interesse erregt, weil es einen auch von uns wiederholt beleuchteten Gegenstand, und zwar ganz in unserm Sinne behandelt. Es ist betitelt: Christentum und Staat. Evangelische Gedanken zum neuen konservativen Programm von Gustav Habermann, Pfarrer in Zwinge. (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1893.) Die Veranlassung zu der Schrift hat das bekannte konservative Programm vom 8. Dezember 1892 gegeben. Der Verfasser erörtert im ersten Abschnitt den Begriff des christlichen Staates und kritisirt dann im zweiten von dem gewonnenen Standpunkte aus die einzelnen Forderungen des Programms. Am Schluß jedes Abschnitts wird das Ergebnis in einigen kurzen Sätzen zusammengefaßt. Die erste Hälfte des Endergebnisses des ersten Teils lautet: „Der ›christliche Staat‹ ist eine contradictio in adjecto, denn Christentum und Staat sind grundsätzlich verschieden. Der Staat mit seinem Rechtszwange, seiner Beschränktheit und seiner Äußerlichkeit kann niemals zu einer Form echt christlichen Lebens werden. Die Forderung eines christlichen Staates ist zu bekämpfen, damit dem Staate seine selbständige Bedeutung gewahrt und damit die Gemeinde Christi vor Verstaatlichung verschont bleibe. Das Ziel des Staates ist lediglich die äußere Wohlfahrt seiner Bürger. Der Staat hat aber bei seiner Gesetzgebung und Verwaltung auf die christliche Art des Volkes Rücksicht zu nehmen." Möchte die treffliche, klar und fesselnd geschriebne Broschüre in den weitesten und namentlich in den maßgebenden Kreisen Beachtung finden!

Vom Gemüte. Was ist der Mensch? Wenn wir auf die jetzt herrschenden Meinungen horchen — nach der einen ein Naturprodukt, nach der andern ein Glied des Staates, nach beiden seinem Werte nach ein Nichts und seinem Schicksal nach ein Opfer für Zwecke, die ihn nichts angehen. Beide betrügen ihn. Der Naturalismus lockt ihn mit einer Aussicht auf Sinnengenuß, die sich für die Masse desto weniger verwirklichen läßt, je mehr der Naturalismus zur Herrschaft gelangt, und der Staat verspricht den Menschen zu versittlichen, macht ihn aber mit seinen Zwangsmitteln täglich verlogner und boshafter. Schließlich verbünden sich beide Mächte, die große Masse als Fabrikrohstoff und Kanonenfutter zu verwenden, während sie der herrschenden Minderheit eine Lage sichern, wo sich das pessimistische Ergebnis der Weltentwicklung, in milder Wehmut und mit dem Aroma einer echten Havana genossen, schon ertragen läßt.

Digitized by Google

In dem Gesurr und Geschnurr der natürlichen und der künstlichen Maschinen nun, die den zweibeinigen Wurm täglich zermalmen, in dem Geschnarr und Geschnauz der Staatsgewaltigen, die ihn mit ihrem „du sollst!“ und „du sollst nicht!“ hin und her schrecken, irren immer noch einige Philosophen mit der Diogenesläterne umher, den verloren gegangnen Menschen zu suchen. Zwei recht liebenswürdigen Menschensuchern sind wir dieser Tage begegnet. Hugo Delff, der vom Bruder Eckhard und andern Mystikern herkommt, erzählt uns in seiner Philosophie des Gemüts (Husum, C. F. Delff, 1893) etwa folgendes. Die Philosophie ist Anwendung der Vernunft, die Vernunft aber Thätigkeit des Gemüts, das in dieser Thätigkeit sein eignes Wesen: Güte, Wahrheit und Schönheit inne wird und diese Ideen aus seiner eignen Tiefe herausschöpfend und ins Licht der bewußten Betrachtung bringend das Äußere aus dem Innern erklärt. In den Individualgeistern den absoluten Geist suchend, findet die Vernunft Gott als das ewige Urgemüt, als die „lebendige Allinnigkeit,“ als „die lebendige Macht des Idealen.“ Religion ist demnach „das Urphänomen des Gemüts,“ und Philosophie im Grunde genommen nichts andres als durch Nachdenken über ihre Natur ins klare gekommne Religion. Daher ist auch wirkliche Sittlichkeit ohne Religion nicht denkbar. Denn nur der ist wahrhaft sittlich, der das Gute als sein ihm mit Gott gemeinsames eigentliches Wesen erkannt hat. Einem bloßen äußerlichen „du sollst,“ dem Machtgebote des starren Gesetzes gegenüber wäre der Titanentrotz gerechtfertigt; Prometheus und Faust sind dem edeln Menschen sympathischer als ein Pharisäer. Die Ausführung dieses Systems enthält viele glückliche Gedanken, z. B., daß, wenn es eine Hölle gäbe, die Teufel sich in ihrem Schwefelfeuer als in ihrem Elemente wohl fühlen würden, und daß das Gute zwar auch ohne das Schöne, die ihm zukommende Erscheinungsform, seinen Wert behält, das Schöne für sich allein aber, ohne seinen Inhalt, der im Guten besteht, als bloße Form leer, und nicht bloß wertlos, sondern als Erreger sinnlicher Leidenschaft gefährlich ist. Bedauerlicherweise hat sich die berechtigte Mystik des Verfassers neuerdings in die unberechtigte der Spiritisten verirrt; der Anhang, in dem die Entstehung von ätherischen und Astralleibern erklärt werden soll, wird ein ungünstiges Vorurteil gegen das Buch erwecken und wäre besser weggeblieben.

Dem Verfasser verwandt bei aller Verschiedenheit der Methode ist Dr. Max Diez, der sich an Kant, Schiller und Hegel anlehnt. Fest im Idealismus gegründet, lehrt seine (bei Fr. Frommann in Stuttgart 1892) erschienene Theorie des Gefühls zur Begründung der Ästhetik, daß die Kunst das Ideal des Gefühls sei, wie die Wissenschaft das des Denkens und die Sittlichkeit das des Wollens,*) und daß im Schönen das Gute und das Wahre genossen werde. Als Schönes aber in diesem höhern Sinne läßt er nicht schon die leere schöne Form gelten, sondern nur das Erhabne und das Anmutige. „In der freien Bewegung des Erhabnen spüre ich das Sittliche als wirkliche Kraft, als Leben in mir“; im Anmutigen, in dem freundlichen, liebevollen Hineinschmiegen des einen Geistes in einen andern, werde das sittliche Streben als befriedigt empfunden. Nicht um tote Abstraktionen ist es dem Verfasser zu thun; „die Ästhetik soll ihre Thore weit aufmachen für das, was den Künstler zum Künstler macht, das Leben, das Lebensgefühl.“ Echte Kunst steht ihm immer in innigster Verbindung und Wechselwirkung einerseits mit dem Leben der Gegenwart, andrerseits mit der echten Philosophie.

*) Auf eine Kritik der anfechtbaren Ausdrucksweise, statt des Schönen, Wahren und Guten die Kunst, die Wissenschaft und die Sittlichkeit als Ideale zu bezeichnen, lassen wir uns nicht ein.

Digitized by Google

„Richard Wagner atmet Schopenhauer und Gabriel Max Spiritismus wie Uhde Sozialismus. . . . Es gäbe keine Philosophie Schellings und Hegels ohne die Dichtung Goethes und Schillers und keine Dichtung Goethes und Schillers ohne die Philosophie Rousseaus.“ Bei der innigen Verbindung, in die der Verfasser die drei großen Ideen bringt, erweitert sich seine Begründung der Ästhetik zu einem System der Philosophie.

Wer war Franz Schubert? Im Jahre 1817 erhielt die Buch- und Musikalienhandlung von Breitkopf und Härtel in Leipzig aus Wien von einem gewissen Franz Schubert eine Komposition von Goethes Erlkönig zum Druck und Verlag angeboten. Aus Wien? Von Franz Schubert? Das ging nicht mit rechten Dingen zu. Franz Schubert lebte ja in Dresden, er war dort wohlbestallter „königlicher Kirchenkompositeur,“ ein würdiger Mann von neunundvierzig Jahren, wie hätte der auf solche Allotria verfallen sollen? Die Verlagshandlung schickte diesem also das Manuskript zu und bat um Aufklärung. Darauf erhielt sie folgende Antwort:

Ich muß Ihnen melden, daß ich vor ohngefähr zehn Tagen einen von Ihnen mir schätzbaren Brief erhalten, wo mir Dieselben ein von mir sein sollendes Manuskript, der Erlkönig von Goethe, überschickten. Zu meinem größten Erstaunen melde ich, daß diese Kantate niemals von mir componirt worden. Ich werde selbige in meiner Verwahrung behalten, um etwan zu erfahren, wer dergleichen Machwerk an Ihnen auf eine so unhöfliche Art übersendet hat, und um auch den Padron zu entdecken, der meinen Namen so gemißbraucht. Übrigens bin ich Ihnen für Dero gütige Übersendung freundschaftlich verbunden und verbleibe mit vollkommster Hochachtung u. s. w.

Ob die Verlagshandlung darauf das „Machwerk“ zurückgefordert und doch gedruckt hat, davon schweigt die Geschichte. Jedenfalls kennt den königlich sächsischen Hofkompositeur keine Menschenseele mehr, und sein junger, damals noch unbekannter Wiener Namensvetter zählt zu den größten Genien der Menschheit.

Wir entnehmen diese köstliche, bisher unbekannte Anekdote einem Aufsatze, den Max Friedländer, der unermüdliche Forscher über Schuberts Leben und Werke, in dem neuesten Hefte der Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft veröffentlicht hat: „Fälschungen in Schuberts Liedern.“ Der Verfasser deckt dort auf, in welchem Umfange sich teils Sänger, teils Herausgeber an Schuberts Liedern versündigt haben. Unter den Sängern war es namentlich Vogl, der eine Menge der Schubertschen Lieder mit Schleifern, Doppelschlägen, Trillern und Rouladen versehen hat, mit denen sie dann auch gedruckt und jahrzehntelang immer wieder nachgedruckt worden sind. Unter den Herausgebern aber war der ärgste Sünder Diabelli. Er hat — es ist fast unglaublich, und doch weist es Friedländer nach — eine ganze Reihe von Schubertschen Liedern, wie „Fülleſt wieder Busch und Thal,“ „O gieb vom weichen Pfühle“ u. a., mit Einleitungen versehen von solcher Trivialität, daß es eigentlich unbegreiflich ist, wie das bis jetzt hat unbemerkt bleiben können.

Schade, daß Friedländer seine wichtigen Entdeckungen nicht etwas anmutiger vorträgt. Gleich auf der ersten Seite schreibt er folgende Sätze: „In der deutschen Litteratur haben wir ein ganz ähnliches Beispiel von starker Willkür seitens (!) des berufnen (?) Herausgebers erlebt (!): die Umarbeitung und Stilisirung der Höltyschen Oden durch Voß. Ein volles Säkulum (!) verging, ehe die richtige Form von Höltys Dichtungen zur Wiederherstellung kam“ (!). Und der häßlichen, leider

Digitized by Google

immer mehr umsichgreifenden Unsitte, die in Zusammensetzungen wie Goethe-lieder, Liszt-briefe, Dürerzeichnungen und ähnlichem liegt, ist er mit Haut und Haaren verfallen; er spricht nicht bloß von Schubertausgaben, Schubertsammlungen, Schubertdrucken, Schubertherausgebern und Schubertfreunden, sondern sogar von Schubertdichtern; das sollen Dichter sein, von denen Schubert Liedertexte komponirt hat. Über nichts sollte schöner geschrieben werden, als über Kunst. Aber wie geht diese Fähigkeit verloren!

Wir benutzen übrigens diese Gelegenheit, unsre Leser einmal auf die Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft aufmerksam zu machen. Sie ist freilich eine rein fachwissenschaftliche Zeitschrift; aber sie bringt doch kein Heft, das nicht irgend etwas enthielte, was auch für die weitern Kreise aller ernstern Musikfreunde von Interesse wäre. So findet sich gleich in dem vorliegenden Hefte noch ein zweiter höchst anziehender Aufsatz, den nur wenige hier vermuten werden: ein Aufsatz von Karl Scherer über die Jugendzeit der berühmten Sängerin Gertrud Elisabeth Schmeling (später Mara), namentlich über ihren Aufenthalt in Leipzig. Er ist geschrieben auf Grund einer größern Sammlung von Briefen aus dem Nachlaß Raspes, die auf der ständischen Bibliothek in Kassel aufbewahrt werden, und bringt eine Fülle neuer Nachrichten über die vielgefeierte junge Künstlerin. Namentlich wer sich für den „jungen Goethe“ und die Personen, mit denen dieser in Berührung gekommen ist, interessirt, darf den Aufsatz nicht ungelesen lassen.

Litteratur

Die Philosophie der Geschichte. Von R. Rocholl. Zweiter Band. Der positive Aufbau. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1893

Die göttliche Komödie des neunzehnten Jahrhunderts! Zwar nicht in Terzinen, aber in der bilderreichen, von Begeisterung durchglühten, aphoristischen und darum hie und da ein wenig dunkeln Sprache des Propheten entrollt uns der Verfasser das Drama der Menschheit vom biblischen Standpunkte aus. Aber nicht etwa mit der Willkür apokalyptischer Träumer, sondern nach der Methode des gewissenhaften Gelehrten. Es ist, wie S. 598 gezeigt wird, die Methode Leverriers. Die Störungen, die dieser in den Bahnen einer gewissen Gruppe von Gestirnen beobachtete, führte ihn zu der Annahme, es müsse dort ein noch unentdecktes Gestirn vorhanden sein, das diese Störungen bewirke. Er berechnete, wie sich bei dieser Annahme die übrigen Gestirne verhalten müßten, und das Ergebnis stimmte mit ihrem wirklichen Verhalten überein. An der herausgerechneten Stelle fand dann Galle den Planeten. „Ähnlich haben wir von Anbeginn das in der Geschichte der Menschheit und ihrer kosmischen Umhüllung uns entgegentretende Irrationale, wir haben die Bildungen wie die Mißbildungen und Störungen im regelmäßigen Ablauf auf eine aus ihnen selbst unerklärliche Ursache zurückzuführen uns genötigt gesehen. Wir haben ebenso auf den Eintritt eines uns verhüllten Faktors für die Erklärung hindeuten müssen. Wir haben den ethnologischen Ort innerhalb der Geschichte bezeichnen können, an welchem dieser Faktor gesucht werden müsse, wenn jene Störungen und Mißbildungen innerhalb des Geschichtsganzen erklärt werden sollen. . . . Wir vertrauten uns dann den Thatsachen an, die uns die Kirche entgegenbrachte. Wir thaten es »wie zur Probe.« Und wir fanden

Digitized by Google

in der Erscheinung des von der Kirche uns verkündeten Mittlers den gesuchten zentralen astronomischen Punkt." Lehne man diese Thatsachen ab, so gebe es keine anderweitige Erklärung, daher, so lautet das Schlußwort, sei seine Geschichtsphilosophie nicht eine, sondern die Philosophie der Geschichte. Der Aufgabe, von dem gewonnenen Punkte aus die historischen Erscheinungen zu erklären, unterzieht er sich mit vollständiger Beherrschung der naturwissenschaftlichen, geographischen, ethnographischen und geschichtlichen Thatsachen. Die Ergebnisse der modernen Philosophie arbeitet er teils in seinen Gedankenbau hinein, theils scheidet er sie als unhaltbare und überwundne Meinungen aus. So erhalten wir ein nach einfachem Plane festgefügtes Drama in drei Akten. „In das Chaos des Anfangs trat, die Spannungen lösend und die Bewegung schließend, endlich der Mensch, und damit Bild und Thema für Ablauf einer Geschichte der Menschheit. In das Chaos der Mitte, die Zeit des Zusammenbruchs der alten Gedankenbaue, trat der Gottmensch, Versöhner, Mittler und Mitte, Sonne und Maßstab einer neuen Menschheit, die in und aus ihm sich erbauen sollte. Und in das Chaos des Endes tritt er nun wieder, den Kampf stillend, das sichtende, richtende Wort sprechend. Aus dem Zusammenbruch aller Weltkulturen sammelt er das um sich, was in ihm den Mittler und das mystische Haupt fand, was als Abbild nach ihm dem Urbild, sich formen ließ, und so sich selbst und die Erde baute und bewahrte. Er kommt, und damit schlägt dieses Hauses letzte Stunde." (S. 500.)

Den Fortschritt läßt Rocholl gelten für Wissenschaft, Technik und Kunst. Was die Moral anlangt, so schreitet nach ihm nur die äußerliche, konventionelle fort; der Mensch wird legaler, nicht sittlicher. Und dieser äußerliche Fortschritt wird durch den Umstand aufgewogen, daß unter der festen Decke gesetzlich unzwungener Wohlanständigkeit und glatter Formen die Äußerungen der niedern Natur des Menschen mehr und mehr einen teuflischen Charakter annehmen, während sie bei kindlichen Völkern, wie heute noch bei Kindern, nur tierisch, eben deshalb aber harmlos und unschuldig waren. Die Endkatastrophe scheint ihm nahe bevorzustehen. Der Völkerstrom und die Kulturbewegung haben, von Osten nach Westen vordringend, die Erde umkreist, jetzt biegen sie in ihren Anfang zurück. Auf dem Dache der Welt, dem Hochlande von Pamir, von wo die junge Menschheit herabgestiegen ist, werden nächstens Mongolen und Arier um die Existenz ringen. „Halten wir also fest, daß der Zusammensturz unsrer unterhöhlten Weltkultur täglich eintreten könnte. Halten wir aber ebenso fest, daß mehr als ein Rückschlag durch die erhaltenden Mächte und ihren Zusammenschluß in Aussicht zu nehmen ist, daß die Macht des Kapitals durch das germanisch gedachte Ständetum einmal zurückgestaut werde, und Sicherung gesunder Gliederung und Bewegung, also gesunder Freiheit, neu gegeben sei. Immerhin werden wir hinsichtlich der Schlußkatastrophe nicht zweifelhaft sein und uns nicht täuschen lassen können. Denn eine letzte Zeit kommt.... Es öffnet sich immer deutlicher die Kluft zwischen der heiligen und der bloßen weltlichen Kultur.... So wird der letzte Kampf eröffnet, indem der Abgrund, der beide trennt, sich öffnet. Dort prägt sich immer deutlicher und düsterer das niedere Bild aus. Hier erscheint immer leuchtender und herrlicher das heilige Bild des Haupts und Mittlers, tausendfach gebrochen und farbenreich wiederstrahlend. Denn die Träger dieses Bildes, bereitet unter der Obhut und unter den Formen und im Gehäuse katholischer Einheit oder protestantischer Vielheit,*) sie werden endlich der Gemeinsamkeit froh werden, wenn

*) Rocholl ist Protestant und ein entschiedner Gegner des Jesuitismus, den er als Weiterbildung des Talmudismus charakterisirt.

Digitized by Google

auch das Entsetzen sie nicht einen müßte. Denn es wird dort in der nackten Fäulnis die Freiheit des Fleisches, die Hefe des Griechentums, verkündet werden, und es wird gleichzeitig der Tanz um das goldene Kalb rasen. Und aus der fauligsten Masse, in die aus dem ganzen Erdkreise, von Europa wie von China her alle Elemente abgelebter Kulturen*) wie die flüssige Pest der Leichen strömen, werden so entsetzliche Dinge steigen, daß wir für diese aufwärts höhnenden Gebilde weder Begriff noch Namen besitzen." (S. 492 bis 493.)

Was wir dazu sagen? Nämlich zur Grundansicht des Verfassers, denn im einzelnen müssen wir ihm meistens beistimmen. Nun, wir sagen weder ja noch nein. Nicht ja, weil zur Beistimmung eine eigentümliche Gemütsverfassung und Geistesrichtung gehört, die uns abgeht. Nicht nein, weil wir die heilsamen Wirkungen, die das Buch auf viele zu üben geeignet ist, nicht abschwächen möchten. Nur ein Punkt scheint uns so bedenklich, daß wir vor unbedachtsamer Beistimmung ausdrücklich warnen müssen. Wenn Rocholl nicht bloß den gegenwärtigen Zustand der Natur, sondern schon die Existenz der Materie als das Schellingsche Nichtseinsollende auf die jenseitige Katastrophe in der Geisterwelt zurückführt, so geht das entschieden über das biblische Christentum hinaus und mündet in manichäischen Gnostizismus. Es ist nicht seine Meinung, daß der Teufel, an dessen Persönlichkeit er übrigens festhält, der Weltschöpfer sei, aber wenn man seiner Meinung diesen harten Ausdruck geben wollte, so würde er kaum das Recht haben, sich darüber zu beschweren.

In Sprache und Druck stören manche Sonderbarkeiten. Auf S. 138 wird das Wort Gleichung in der Bedeutung von Gleichnis gebraucht. Byzanz wird von S. 300 ab ein Dutzendmal Bycauz, von S. 357 ab aber richtig geschrieben. Dieses Bykanz wird wohl ein gelehrter Setzer verbrochen und der flüchtige Korrektor erst auf S. 357 bemerkt haben. Bei den Anmerkungen passen öfter die Ziffern nicht. So steht z. B. hinter einem Satze auf S. 384 eine 40. Die Anmerkung 40 aber verweist auf die S. 473, wohin sie auch wirklich gehört.

Schwarzes Bret

Einzelne Buchhändler versteifen sich neuerdings darauf, nicht mehr von litterarischen Neuigkeiten, sondern von litterarischen Neuheiten zu reden; ja es ist sogar von gewisser Seite darauf angetragen worden, diesen Ausdruck in die Amtssprache des Buchhandels einzuführen. Geschähe das, dann wären wir wieder um eine der schönsten Sprachverirrungen reicher. Das Wort Neuigkeit enthält einen konkreten Begriff, es bezeichnet, und zwar schon seit Jahrhunderten, jede neue Erscheinung, sei es auf politischem, auf kaufmännischem, auf litterarischem oder sonst welchem Gebiete; das Wort Neuheit dagegen ist ein abstrakter Begriff, es bezeichnet den Zustand des Neuseins. Man könnte daher z. B. von einem Buche mit feiner Unterscheidung sagen, es sei eine Neuigkeit, die ihren Erfolg nur ihrer Neuheit verdanke (nicht ihrem Werte). Nun haben allerdings in neuerer Zeit Schneider, Putzmacherinnen und andre sprachgewaltige Leute auch angefangen von Neuheiten zu reden. Sie preisen sogar, das Französische nachäffend, in ihren Schaufenstern und Reklamen irgend eine Ware als höchste Neuheit oder als letzte Neuheit an. Aber das sollten doch die Buchhändler getrost diesen Bildungskreisen überlassen. Lessing, Goethe und Schiller würden es als völlig undeutsch empfunden haben, wenn zu ihrer Zeit jemand ein Buch eine Neuheit genannt hätte.

*) Außer dem Griechentum im Stadium seiner Entartung, der Buddhismus und — im Spiritismus und Hypnotismus — der schamanische Gespensterglaube und Ahnenkultus.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Der Mangel an geschichtlichem Sinn

Ein Wort zur Militärvorlage

Die Regenten haben von Ständen, die aus Eigentümern bestehen, nichts zu fürchten, mehr von der Neuerungssucht jüngerer, der Lauigkeit und dem Mietlingsgeiste älterer öffentlicher Beamten und von der alle Sittlichkeit verschlingenden Weichlichkeit und dem Egoismus, der alle Stände ergreift. — Wir haben diese bekannten Worte des tapfern Reichsfreiherrn vom Stein, die sich in einem Berichte von ihm an den König von Preußen vom 30. Oktober 1804 finden, nur wegen des letzten Drittels hierhergesetzt. Ohne Zweifel sind unter den Bedenken, die gegen die geplante Heeresverstärkung und gegen die damit verbundnen großen Mehrausgaben geäußert worden sind, manche von ehrlichen und sachlichen Erwägungen eingegeben. Auch soll nicht behauptet werden, daß der Gegnerschaft, mag sie kommen, woher sie will, bewußte Unredlichkeit vorgeworfen werden könne. Aber auf der andern Seite ist doch auch nicht zu leugnen, daß alles, was der Freisinn und seine Umgebung gegen das Gesetz vorgebracht haben, im letzten Grunde auf die Weichlichkeit und den Egoismus zurückgeführt werden muß, von denen in den Worten Steins die Rede ist.

Erstens ist es eine unwahre Behauptung, daß die verlangte Mehrbewilligung für das Heer die Kräfte des Volkes übersteige. Es kommt nur darauf an, die richtigen Quellen sprudeln zu lassen, die gar nicht so tief liegen und in ausgiebiger Reichlichkeit vorhanden sind. Zweitens kann wohl behauptet, aber von niemand bewiesen werden, daß dem Erwerbsleben des Volkes mit dem Gesetz Eintrag geschehe. Im Gegenteil, die vom Staate gemachten Ausgaben kommen dem arbeitenden Volke wieder zu gute, wenn nicht unmittelbar, so doch mit der Zeit. Um das einzusehen, braucht man nur auf die neuesten Flürscheimschen volkswirtschaftlichen Erörterungen hinzuweisen.

Digitized by Google

Doch davon soll hier nicht die Rede sein. Darlegungen zur materiellen Seite der Sache sind so zahlreich und so gründlich gemacht worden, daß wir sie uns hier ersparen können.

Es giebt Imponderabilien, die auf keine Wagschale gelegt werden können, aus denen aber doch das Leben der Völker seine eigentliche Kraft schöpft. Die Erfahrung lehrt uns, daß noch kein Volk an der Selbstauferlegung auch der größten Lasten zu Grunde gegangen ist, wohl aber, daß das Verderben einzog, sobald man anfing, die vermeintlich ermüdeten Glieder zu einem behaglichern Dasein zu strecken. Nur das Volk hat wahrhaften Anspruch auf ein unabhängiges Leben, das in freiester Selbstbestimmung mit immer erneuerter Auffrischung seiner sittlichen Kräfte in den Kampf ums Dasein hinabsteigt. Wenn nach der Darwinschen Lehre bei den Geschlechtern der Tiere die möglichste Ausbildung der körperlichen Eigenschaften den Sieg verleiht, so liegt für die mit Vernunft begabte Menschheit die Entscheidung in der höchsten Potenzirung der sittlichen Freiheit. Dabei muß es bleiben trotz Friedrich Nietzsche und allen, die mit ihm auf einer Fahrt sind. Jedenfalls hat in dem noch immer von allen gegen alle geführten Kriege das Volk am schlechtesten bestanden, das die Güter des Lebens bloß zum guten Auskommen sammelte.

Von höchster Stelle ist die Mahnung ergangen, den Blick für die Zukunft aus der Betrachtung der Vergangenheit zu schärfen. Es war eine Aufforderung, die mit vollem Rechte nicht bloß an die Schule und deren Thätigkeit gerichtet war, sondern die sich die ganze Nation in allen ihren Ständen und Berufsarten, in allen ihren Teilen und Abstufungen zu Gemüte führen sollte. Der geschichtliche Sinn fehlt in dem Volke der Denker an allen Ecken und Enden. Es ist eine Thatsache, daß überall, wo die Thätigkeit des Volks, sei es im einzelnen oder in Verbänden, an die Öffentlichkeit tritt, sie nicht von den vernünftigen Erwägungen ausgeht, die man als Abstraktion aus der Geschichte bezeichnen könnte, sondern daß sie von den Reizen und Antrieben bestimmt wird, die gerade im Augenblicke wirksam sind. Der menschlichen Natur nach ist das nun zwar in der Regel das richtige; im gewöhnlichen Laufe der Dinge wird sich, wenn Menschen zu handeln haben, keine weite Ausschau nach den Ideen halten lassen, sondern das Leben wird sich nach den augenblicklich bestimmenden Antrieben und den gebietenden Forderungen strecken, ohne daß es gleich in eine gefahrvolle Entfernung von der Zweckmäßigkeit gerät, die, man mag sagen, was man will, doch immer der Grund und die Voraussetzung aller menschlichen Dinge bleibt. Aber wenn auch der tägliche Kurs mit Recht von dem Gesetze der gewohnheitsmäßigen Praxis bestimmt wird, so giebt es doch Dinge von hervorragender Wichtigkeit, die niemals ohne den Hinblick auf das allgemeine behandelt werden sollten. Alle Vergangenheit, in die unser Blick hineinfällt, weist uns auf ein solches Verfahren hin. Entweder beriefen sich die Gesetzgeber der ältesten Zeiten auf

Digitized by Google

unmittelbare göttliche Offenbarung, oder die Nationen schickten, als dieser fromme Betrug nicht mehr möglich war, Gesandtschaften in fremde Länder, um sich über den Geist in den Gesetzen andrer zu vergewissern und damit der eignen Weisheit zu Hilfe zu kommen. Wenn Kriege geführt werden sollten, so wandte man sich fragend an die Orakel, und während der Führung selbst standen die Vorgänge einer frühern Zeit und die Beispiele, die hervorragende Männer der Vergangenheit gegeben hatten, im höchsten Ansehen. In unsrer Zeit ist das sehr anders geworden, und das hängt aufs engste mit dem ungeheuern Umfang zusammen, den unser Wissen angenommen hat. Je wissensstolzer wir sind, um so weniger bekümmern wir uns um das Gesetz, das dem Wechsel der Erscheinung zu Grunde liegt. Die gegenwärtige Zeit steht unter der Herrschaft des Verstandes: vorwärts auf den Spuren, die die sinnliche Erfahrung und die Beobachtung im einzelnen machen! In größter Verachtung dagegen steht bei den Geschlechtern der Gegenwart die reine Anschauung, die den Fortschritt der Ideen zum Gegenstande hat.

Man begegnet dieser Verachtung überall. Sie ist nicht bloß in der Wissenschaft und schlägt dort den Geist mit Keulen tot, sondern droht auch mit dem Naturalismus die Kunst zu ersticken, sie beherrscht eben so sehr die Parlamente wie die sie paraphrasirende Journalistik. Nehmen wir einen der jüngsten Kämpfer auf diesem Tummelplatze der Gedanken, der zu schönen Hoffnungen berechtigte; ist nicht Grund zu fürchten, daß sich diese Hoffnungen in eben so viele Irrtümer verkehren werden? Wenn der Herausgeber der neu gegründeten „Zukunft" noch immer in Christus nichts andres sehen kann als den Gründer eines Sozialismus, der seinen Hauptzweck in der Ausebnung irdischer Ungleichheiten erblickt, wenn er bei aller Begeisterung für den Fürsten Bismarck und aller Erkenntnis seines Wesens am Schluß aus diesem großen Manne wenig andres herauslesen kann, als den Beweis für die Nietzschische Theorie des aristokratischen Radikalismus, so ist das, so weit man bis jetzt sehen kann, kaum mehr, als was die andern auch leisten, nur daß hier zur Abwechslung die Fanfaren von der andern Seite her ertönen. Der vielgenannte Apostata hat eine scharfe Dialektik und einen ungewöhnlich glänzenden Witz, Eigenschaften, die in seiner Rasse nicht selten sind, aber es wäre zu wünschen, daß er neben beiden eine etwas größere Dosis von historischer Anschauung hätte. Man sollte es nicht glauben, aber es steht in einer der Märznummern der „Zukunft" wirklich zu lesen, daß Graf Caprivi die Sicherung des deutschen Reiches statt in der Steigerung der Wehrkraft der Nation, die doch nicht ins unendliche fortgeführt werden könne, lieber in der jedesmal geeigneten Schließung von Bündnissen suchen solle. O heiliger Cornelius Nepos vom deutschen Gymnasium, der du schon dem Quartaner Mießnick das Wissen beibringst, daß auf Koalitionen so viel Wert zu legen ist wie auf den Stab Pharaos, der, wenn er ihn nicht ganz fest hält, dem Träger in die

Digitized by Google

eigne Hand fährt! Und hat denn Bismarck selbst jemals die Bündnisse höher gestellt als das eigne Schwert? Ist er es nicht, der das Wort von der Bündnisfähigkeit erfunden hat, einem Begriff, der gleichbedeutend ist mit der aufs äußerste angespannten Angriffs- und Wehrkraft eines Volkes?

Wenn solches am grünen Holze geschieht, was Wunder, wenn im Reichstage, wo die graue Theorie geradezu Orgien feiert, der Doktrinarismus und das Fraktionsinteresse fast jeden lebenskräftigen Trieb gleich beim ersten Versuche des Hervorbrechens wieder zurücktreibt. Einige der wenigen von konservativer und mittelparteilicher Seite zur Militärvorlage gehaltenen Reden, die einigermaßen den hohen staatsmännischen Schwung zeigten, der an bessere Zeiten erinnerte, war die des Abgeordneten von Bennigsen; aber wie matt und wie wenig lebensfreudig klangen seine Auslassungen gegen das heiße Pathos seiner frühern Tage! Es war ein leise und melancholisch ausklingendes Echo des hellen fröhlichen Schlachtrufs aus der Zeit, als der Begründer des Nationalvereins dem hannoverschen Welfenreiche das Rückgrat zerschlug. Es ist, als ob sich die Männer von heute ihrer Thaten von damals schämten, nicht zwar sie ausgeführt zu haben, sondern als wenn die sie tragende Begeisterung, die doch das beste an ihnen war, zu jugendlich überschäumend gewesen wäre; oder als wenn die Fragen der Gegenwart in einer andern, ruhigern Weise gelöst werden könnten, als die, die vor einem Menschenalter die Gemüter beschäftigten. Aber die Sprödigkeit und Härte des Stoffs verlangt dieselbe Glut, um ihn zum Schmelzen zu bringen. Wie war es doch damals, als vor dreißig Jahren in der schweren Zeit des Verfassungskonflikts die hannoverschen Liberalen denen des preußischen Abgeordnetenhauses zurufen durften, daß sie bessere Preußen seien, als die Brandenburger und Pommern selbst? Wer will beweisen, daß die nationale Not damals größer gewesen sei als jetzt, um die Verfassungs- und andre Fragen vor ihr zurücktreten zu lassen? Die Umstände mögen verschieden sein, aber im Grunde sind die Forderungen der Zeit genau dieselben, wie sie es Anfang der sechziger Jahre waren. Man sollte sich, um das zu erkennen, den ruhigen und klaren Blick durch das Geschrei und das Gekläff des Tages nicht trüben lassen, sondern je lauter dieses wird, ihn um so mehr geschärft erhalten, damit er durch alle die Wirrnisse und den absichtlich aufgewirbelten Staub in den Kern der Dinge hineinschaue. Vor allem aber müßte man sich aus dieser Vertiefung die Wahrheit heraufholen, daß bei aller Gleichheit dem Wesen nach die Zeit in ihrem Fortschreiten insofern eine andre geworden ist, als die Volkszahl und die Volkskraft, die letztere allein schon durch ihre Übung, eine ungewöhnliche Steigerung erfahren haben, und daß damit auch der Anspruch auf vermehrte Leistung nicht bloß berechtigt, sondern sogar notwendig ist. Welcher Statistiker aber wäre so vermessen, über diese gesteigerte Leistungsfähigkeit, so weit sie nur von der Kraftübung abhängig ist, in Zahlen annähernd richtige Angaben machen zu wollen?

Digitized by Google

Es wäre ein Unterfangen, wie wenn der Physiker das Mehr der nach allen Seiten ausgeübten Mannestraft — es ist hier aber nicht die physische gemeint — vor der des sich noch entwickelnden Jünglings durch Analyse oder durch Messen und Wägen feststellen wollte. Die Wahrheit dieser Sätze liegt auf der Hand. Aber so einleuchtend ihr Inhalt auch sein mag, so würde sich, wenn die Probe gemacht werden könnte, doch herausstellen, daß nur ein ganz geringer Prozentsatz selbst der sogenannten denkenden Menschen nicht über die bloß theoretische Anerkennung dieses Inhalts hinausgedrungen ist. Es ist eben etwas andres, die formale Richtigkeit eines Satzes zuzugeben, und etwas andres, seine Wahrheit von innen heraus anzuschauen und sie gleichsam an sich selbst zu erleben. Das ist es ja, was man den Mangel an geschichtlichem Sinn nennen könnte, ein Mangel, der vielleicht gut und vernünftig ist, wie alles im Haushalte der Natur. Denn wäre es nicht so, so müßte der Fortschritt der Menschheit ein rasender sein; er geht aber so langsam, daß die neuere Philosophie die Entwicklung des Vernunfterkennens überhaupt leugnet.

Die Geschichte ist nicht da, um den wenn auch noch so langsamen Fortschritt der Ideen zu verzeichnen, sondern sie bedeutet höchstens „den Lärm um die letzten Neuigkeiten." Mit diesen Worten hat irgendwo Friedrich Nietzsche den Grad der Achtung festgestellt, in dem gewöhnlich historische Vorgänge in der Menschenwelt stehen. Freilich ist es das entsetzliche Grau des nahenden Wahnsinns, was dieses und vieles andre dem unglücklichen Manne in die Feder diktirt hat, aber es ist doch etwas wahres daran. Es wird der Schule zum Vorwurf gemacht, daß sie mit den Ereignissen und den Daten der Geschichte nur klappere, es ist aber außerhalb ihrer Wände nicht anders. In unsern Parlamenten ist die Klage laut geworden, daß die Lehrerschaft den wissensdurstigen Söhnen der Nation Steine statt des Brotes gebe, aber was verabreichen sie denn selber dem Volke? Der deutsche Philister weiß ganz genau, wie es in der Schule mit der Geschichte gemacht werden müßte, aber wenn man ihm selber ein Bild aus der Vergangenheit zur Selbstspieglung vorhält, dann weiß er mit derselben Unfehlbarkeit, daß „das nicht hierher gehört," und ruft: „Zur Sache!"

Die Philisterei ist es vor allem, die der Philosophie den Beweis liefert, daß es keine Freiheit des Willens giebt. Denn die Reize, die auf die Begierden gehen, haben jeden Augenblick die erstaunlichste Wirkung, während die Vorhaltungen der Vernunft gerade im Alltagslaufe des Lebens überall zu beweisen scheinen, daß Wollen nicht gelernt werden könne. Und doch so wenig erkennbar für den Augenblick und so langsam das vernunftmäßige Erkennen vorwärts schreitet, so häufig wir uns getäuscht, ja an uns selber getäuscht sehen, sollten wir deshalb jemals aufhören, an seiner Förderung mit allen Kräften thätig zu sein? Der Hohn, vielleicht das Mitleid einer anspruchs-

Digitized by Google

vollen Philosophie, die Geringschätzung eines sich selbst genügenden Gelehrtentums, die Stupidität des Philisters, die Bosheit des Gegners — sollten sie uns auch nur einen Augenblick kümmern? Wenn die Geschichte in Wirklichkeit bis dahin eine schlechte Lehrmeisterin gewesen ist, so können wir deshalb doch nicht sagen, daß die Schuld an ihr liege. Das vernünftige, das sie berichtet, sollte es nicht auf den, der Vernunft hat und sie gebraucht, wirken, das unvernünftige, das sie ebenfalls auf ihren Blättern verzeichnet, ihn nicht abschrecken können?

Die deutsche Nation steht vor der wichtigsten Entscheidung von allen, an die sie jemals wegen ihrer Zukunft getreten ist. Die Kriege von 1866 und 1870 waren nur die Vorfragen, die Hauptfrage, die Erörterung, ob Deutschland sein darf oder nicht, wird erst in dem nächsten europäischen Kriege entschieden werden. Es ist das dieselbe Entscheidung, vor der einst alle die Staaten gestanden haben, die den starken Willen hatten, ihr Dasein nur durch die eignen Interessen bestimmen zu lassen. Sollten wir da nicht mit vollem Recht und in erster Linie nach dem fragen, was in ähnlicher Lage die Völker vor uns gethan haben, und wenn wir diese Frage unzähligemale gestellt hätten, sollten wir nicht immer von neuem zu untersuchen anfangen, was der Kern der Sache in jener Zeit war, das allgemeine, was damals bestimmend war oder hätte sein sollen und deshalb auch der kategorische Imperativ für uns sein muß?

Die griechische Geschichte ist bis zum Überdruß umgewälzt und bis zum Ekel gelernt worden, aber dieser Überdruß und dieser Ekel liegen nicht in dem Stoff, sondern in dem Mangel unsers Erkennens. Nur wenn wir bis zum untersten Grunde vorgedrungen sind, geht uns Licht und Leben auf, gewinnen wir Freude an dem Bilde, das sich unsern Blicken entrollt. Immer von neuem treten wir dann davor hin, weil wir in seinen Zügen unser eignes Wesen erkennen, und weil wir aus der toten Vergangenheit Leben in der Gegenwart zu erwecken vermögen. Als Themistokles seine Mitbürger zwang, sich ihrer Lauriumaktien zu Gunsten der Kriegsbedürfnisse des Staats zu begeben, da begann die Zeit einer nationalen Hochflut, die kaum ihresgleichen hat. Sie berechtigte zu den höchsten Hoffnungen und hätte in das Ziel der Einigung und Beherrschung von Griechenland auslaufen müssen, wenn sie nicht politisch unter dem Doktrinarismus der Demokratie von Perikles Gnaden ins Stocken geraten wäre. Als dann der größte aller Athener, Alkibiades, seinen Mitbürgern wieder neue hohe Ziele wies, aber auch dem entsprechend große Anstrengungen von ihnen verlangte, da fiel er nicht allein durch die Koalition der aristokratischen Heißsporne und der radikalen Demokratie, sondern ganz besonders durch die Philisterei der Besitzenden, die ihren Geldsack und ihre Behaglichkeit gefährdet sahen. So erfüllten sich die Geschicke Griechenlands, und als später trotz der von Athen ausstrahlenden Ruhe Krieg von Makedonien

Digitized by Google

kam, da konnte kein Feuer demosthenischer Beredsamkeit die Glut in den ledernen Herzen wieder entfachen.

Wir sollten die Blicke häufiger rückwärts lenken, in die Geschichte der Völker, die vor uns waren. „Was ist uns Hekuba?“ rufen uns zwar die Modernen zu, die alles nur aus unsrer Zeit haben und lernen wollen. Die Thoren, die von der grundfalschen Lehre neuester Philosophie ausgehen, daß sich die Ideale der Menschheit mit dem Fortschreiten der Zeit in stetiger Veränderung befänden. Als ob sich diese Wandlung nicht allein auf die Form bezöge, und als ob nicht die Grundzüge alles menschlichen Strebens immer dieselben blieben! Gerade jene alte Troianerkönigin könnte mit ihrer Thränenflut und ihrem unendlichen Schmerze uns einen Fingerzeig dafür geben, daß ein Volk in der Erziehung seiner Söhne nicht streng genug sein kann. Nicht darauf kommt es an, ihnen ein möglichst bequemes Dasein zu sichern, sondern sie zu der Erkenntnis zu erziehen, daß Ruhe und Behaglichkeit nur möglich sind auf dem Grunde eines in seinem Bestande gesicherten Vaterlandes.

Wir Deutschen sind ja auf der einen Seite sehr bescheiden, aber auf der andern lassen wir uns gern einreden, daß wir vor andern Nationen etwas von dem wären, was das Salz der Erde genannt worden ist. Wenn das der Fall ist, so wollen wir nur ja zusehen, daß das Salz nicht dumm werde. Stärken wir seine Würzkraft aus allen uns zugänglichen Quellen, vor allem aber aus den Lehren der Geschichte. Es ist nicht wahr, daß sie bloß Spielereien für den Menschengeist seien, wir können und sollen aus ihnen lernen, zu wollen. Da sich das Krämervolk der Karthager nicht von seinem Gelde trennen konnte, so ließ es in zwei großen Kriegen seine besten Männer im Stich, Vater und Sohn, obgleich diese nach der bessern Seite hin die Verkörperung der karthagischen Volksseele waren, und sank in Trümmer. Auch die Thränen, die Scipio auf den Trümmern Karthagos weinte, geben zu denken. Nicht bloß das böse Beispiel, das sein Adoptivgroßvater den römischen Großen gegeben hatte, war ihm ein Beweis, daß Rom einst durch die Macht des Geldes und durch Wohlleben zu Falle kommen werde. Es ist viel über die Gründe des Verfalles des römischen Reichs geschrieben worden: der Hauptgrund liegt darin, daß den Römern der Republik das Geld der Wertmesser der Dinge geworden war.

Vor nichts soll sich ein Volk mehr hüten, als in dem tobenden Kampfe des Geistes mit der Materie sich auf die Seite der Materie ziehen zu lassen. Nicht das kann unsre Aufgabe sein, Reichtümer aufzuhäufen, sondern die Volkskraft zu mehren, die nicht aus dem täglichen Brot als solchem hervorgeht, sondern aus dem Kampf ums tägliche Brot. Sie steht im umgekehrten Verhältnis zur Summe des angesammelten Kapitals: je geringer diese, um so stärker jene. Übermäßig angesammeltes Kapital bedeutet im Körper eines Staats nichts andres, als schwellende Fettschichten auf dem Leibe eines Ge-

Digitized by Google

mästeten. Aber damit geraten wir wieder in die Nähe dessen, wovon hier nicht die Rede sein soll; wer will, kann sich darüber bei Flürscheim aufs beste Rats erholen. Hier soll nur gesagt werden, daß das durch Fleiß und Sparsamkeit angesammelte womöglich jeden Augenblick wieder in Fluß gebracht werden muß zur Anregung und Auffrischung der Kräfte, auf deren lebensvoller Bethätigung allein die Hoffnung fröhlichen Gedeihens beruht.

Heraus denn, deutsches Volk, mit dem, was du hast, mag es dir nun in Form von Anleihen oder in der Form von Bier- und Branntwein-, von Börsen- und andern Steuern abgeknöpft werden! Es soll ja nicht angelegt werden zur Erzeugung von Werten, die Motten und Rost fressen, sondern zu immer höherer Anhäufung des Schatzes, aus dem, wie aus einem immer lebendigen Quell, dein nationales Leben hervorfließt! Will der Teufel jemand fangen, so hüllt er sich in das Gewand, das für seine jeweiligen Absichten passend ist. Wenn jetzt, wie immer bei ähnlichen Gelegenheiten, viele Propheten in deiner Mitte auftreten und behaupten, daß du in deinen Leistungen schon an die Grenze des möglichen gekommen seist, und daß dich die neuen Forderungen darüber hinausführen müßten, so glaube ihnen nicht, glaube ihnen deshalb nicht, weil sie sich an das wenden, was schwach und sterblich in dir ist, weil sie dir schmeicheln und dich bethören wollen, als wenn sie dir wie vom Berge der Verheißung ein Land zeigten, in dem nur Milch und Honig fließt.

Aber dieses Land ist nicht das Leben, das der Deutsche führen soll, sondern das liegt, wie einst die Erdenfahrt des Herakles, in Mühseligkeit und Beladenheit. Einmal muß es aber doch aufhören! hört man so häufig auf den Bierbänken der Kneipenpolitiker. Nein, es wird nicht und es soll auch gar nicht aufhören. Mit Freudigkeit sollen wir, wo es notthut, neue Lasten auf unsre Schultern nehmen, um zu verhindern, daß wir in der Freude des Daseins uns selber vergessen.

Die deutsche Armee soll vermehrt und endlich mit ungeheuern Mitteln in die Verfassung gebracht werden, die einst als höchstes Ideal dem schöpferischen Geiste Scharnhorsts vorschwebte. Das heißt nicht, daß irgend eine beliebige Institution des Landes einer Reform entgegengeführt werden soll, auch nicht allein, daß mit dieser Änderung einer von außen drohenden Gefahr begegnet werden soll, sondern daß der Einrichtung unsers Staates der folgerichtige Abschluß gegeben werden soll, der das teuerste Kleinod unsers Lebens ist, der nicht allein in siegreichen Kriegen ein glänzendes Kleinod war, sondern es zu jeder Zeit und auch im Frieden ist. Denn das deutsche Heer ist nicht eine, sondern es ist die Schule, durch die das ganze nationale Dasein hindurch geht, um die denkbar beste Erziehung zu erlangen. Es ist auch schon vorbildlich die Form des Sozialismus, in die wir im bürgerlichen Leben erst noch hineinwachsen sollen — auch hineinwachsen müssen, wenn wir die Zeichen der Zeit verstehen.

Digitized by Google

Die deutsche Philologenversammlung in Wien

n dem Lärm des Wahlkampfs hat man in Deutschland kaum Zeit gehabt, auf eine festliche Veranstaltung zu achten, die das benachbarte und verbündete Österreich während der Pfingstwoche bot, und die auch aus allen Teilen des deutschen Reiches zahlreiche Teilnehmer angezogen hatte: die zweiundvierzigste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien. Während die großen Wiener Blätter jeden Tag spaltenlange Berichte darüber brachten, begegnete man in den deutschen Zeitungen außerhalb Österreichs kaum einer flüchtigen Bemerkung. Und doch verdient diese Versammlung eine besondre Beachtung, weil sie unter den Zusammenkünften dieser Art in der That nach dem allgemeinen Urteile derer, die ihr beigewohnt haben, bei weitem die eigentümlichste und glänzendste gewesen ist. Zwar die Zahl der Teilnehmer (917) ist wohl von der Leipziger Versammlung von 1872 noch um etwas übertroffen worden, was bei der sehr viel günstigeru Lage Leipzigs nicht zu verwundern ist. Dafür hat diese Veranstaltung niemals so zahlreiche fremde, nichtdeutsche Teilnehmer mit den Deutschen diesseits und jenseits der Reichsgrenze friedlich vereinigt, wie in Wien. Während die Tschechen aus Böhmen und Mähren allerdings nur spärlich vertreten waren, hatten andre Kronländer der westlichen wie der östlichen Reichshälfte zahlreiche Teilnehmer gesandt. In beträchtlicher Stärke waren die Polen aus Galizien, die Kroaten und auch die Ungarn herbeigekommen; selbst die Serben, Bulgaren und Rumänen fehlten nicht ganz. Aufs lebendigste trat hierin nicht nur die Vielheit der Völker des habsburgischen Reiches hervor, sondern auch die einigende Macht der Wissenschaft und die führende Stellung, die trotz aller politischen Selbständigkeitsbestrebungen die deutsche Wissenschaft in dem vielsprachigen Österreich und weit über seine Grenzen hinaus die ganze untere Donau entlang und bis tief in die Balkanhalbinsel hinein behauptet. Nicht Rußland beherrscht in dieser Beziehung die Balkanvölker, sondern die deutsche, durch Österreich vermittelte Bildung, und nicht Budapest ist der geistige Mittelpunkt dieses weiten Länderkreises, sondern das deutsche Wien. Das trat auch darin zu Tage, daß in den Verhandlungen und Festschriften nirgends eine andre lebende Sprache zu Worte kam als die deutsche. Nur der Vertreter der Universität Budapest

Digitized by Google

sprach in der Eröffnungsversammlung und beim Festmahle lateinisch, und derselben Sprache bediente sich in der Schlußsitzung der Vertreter von Agram. Und wie lebendig dies Bewußtsein der versöhnenden und einigenden Macht der Wissenschaft und zwar gerade der philologisch-historischen Wissenschaft war, das trat klar zu Tage. Als der treffliche erste Präsident der Versammlung, Professor Dr. W. von Hartel, der immer, sei es im Ernst, sei es im Scherz, das rechte Wort zu finden wußte, beim Festmahle in dem Trinkspruche auf die Kaiser von Österreich und Deutschland diese Thatsache scharf betonte, da unterbrach ihn minutenlanger Beifall, und die Deutschen klatschten nicht minder lebhaft als die Polen und Ungarn, die mitten zwischen ihnen saßen. Auch sonst war der persönliche Verkehr der verschiedenen Nationalitäten durchaus freundschaftlich, und er wurde unterstützt durch das gute Deutsch, das die meisten der nichtdeutschen Mitglieder sprachen. Dazwischen klangen allerdings beständig auch polnische, tschechische, serbische, bulgarische und ungarische Laute, und mit dem deutschen „Hoch!" und dem internationalen „Bravo!" mischte sich vernehmlich das magyarische „Eljen!" Das Gepräge der Versammlung noch charakteristischer zu gestalten, dazu trug auch die Anwesenheit zahlreicher Geistlichen das ihre bei. Die großen Stifter Niederösterreichs, die teilweise höhere Lehranstalten unterhalten und leiten, hatten ihre Vertreter eben so gesendet wie die höhere weltliche Geistlichkeit, und neben dem schwarzen Ordensgewande der Benediktiner und der regulirten Chorherren war das Weiß der Cistercienser erschienen.

Aber noch etwas andres trat erhebend hervor. Die Deutschen aus dem Reiche fühlten sich in Wien nicht als Ausländer, sondern wie zu Hause. Nicht nur die anheimelnde, gewinnende Art der Wiener Bevölkerung brachte diesen Eindruck hervor, sondern auch die Empfindung, daß der Gedanke des unauflöslichen Bündnisses zwischen Deutschland und Österreich den Gebildeten beider Reiche, vielleicht die enragirten Tschechen ausgenommen, in Fleisch und Blut übergegangen sei. Nichts wurde wärmer in jenem Trinkspruche Hartels aufgenommen, als die Bemerkung von der Unerschütterlichkeit dieses Bündnisses, und als die Töne der österreichischen Hymne „Gott erhalte Franz den Kaiser!" verklungen waren, und die Militärkapelle das „Heil dir im Siegerkranz!" anstimmte, da wurden die stolzen Klänge von dem jubelnden Beifalle der Österreicher beinahe übertönt, und manchem traten dabei die Thränen in die Augen.

Ähnliches wird sich bei ähnlichen Vereinigungen immer wiederholen; aber in einem Punkte hat Wien alles bisher gebotne weit hinter sich gelassen und wird darin kaum jemals wieder zu erreichen sein, das ist der großartige, vornehme Zug, der durch alles hindurchging. Welch eine herrliche Stadt ist doch dies Wien in den letzten zwanzig Jahren geworden! Um den uralten, lebenerfüllten Kern, der sich mit engen Straßen, hohen Häusern und zahllosen Kirchen um die ehrwürdige, ragende Pyramide des Stephansdomes

Digitized by Google

drängt, hat sich in der Ringstraße eine Reihe von großartig gedachten und großartig ausgeführten Prachtbauten geschlungen. Plätze wie der zwischen den beiden Hofmuseen und der neu erstehenden Hofburg um das Standbild Maria Theresias mit dem Blick auf die grünen Baummassen des Hof- und des Volksgartens und der zwischen dem mächtigen gotischen Rathaus des Dombaumeisters Schmidt, dem klassisch-hellenischen Parlamentsgebäude Hansens, dem imposanten Renaissancebau der Universität von Ferstel und dem entzückenden Hofburgtheater Sempers haben in Europa schwerlich ihres gleichen. Da hat man nicht mit dem Raume gegeizt wie in andern großen Städten, wo zuweilen die schönsten Werke der Architektur so eng zusammengepfercht werden an schmalen Straßen und winzigen Plätzen, daß man sie überhaupt nicht ordentlich sehen kann; da ist alles weiträumig, großartig, kaiserlich, und mit der Schönheit der Bauformen wetteifert das wundervolle Material, das aus den Marmorbrüchen des Untersberges u. a. in verschwenderischer Fülle zur Verfügung gestellt worden ist. Wem ist wohl nicht, wenn er aus dem herrlichen, in buntem Marmor und Goldbronze glänzenden Mittelbau des kunsthistorischen Hofmuseums hinaustrat oder auf der hohen Rampe des Parlamentsgebäudes stand, das alte Wort auf die Lippen gekommen:

S' giebt nur a Kaiserstadt,
s' giebt nur a Wien!

Schon in dieser unvergleichlichen Umgebung zu verweilen und in dem marmorprangenden Treppenhause oder in den luftigen Bogengängen des Universitätsgebäudes, wo die Sitzungen des Kongresses stattfanden, zu wandeln, hatte etwas erhebendes.

Und dieser Eindruck steigerte sich noch durch die fast erdrückende und verwirrende Fülle der gebotnen Veranstaltungen. Neben den allgemeinen Versammlungen arbeiteten nicht weniger als elf Sektionen, und eine erstaunliche Fülle von wissenschaftlichen Festschriften (35!), teilweise in der gewähltesten Ausstattung und von hohem Werte, wurde von den Behörden, den Universitäten, der Akademie, den österreichischen Mittelschulen u. s. w. über die Versammlung ausgeschüttet. Hier konnte der Reichsdeutsche eine recht ehrliche und herzliche Hochachtung vor den Leistungen der Wissenschaft und der Gelehrtenschulen in Österreich gewinnen, auf die man diesseits der Grenze oft mit einer gewissen Geringschätzung herabzublicken pflegt, obwohl doch diese Anstalten teilweise, namentlich in den mehrsprachigen Ländern, unter viel schwierigern Verhältnissen zu arbeiten haben als die unsern. Besonders erfreulich war es, dabei zu sehen, wie emsig die Österreicher daran sind, den alten, so lange unter türkischer Barbarei begrabnen Kulturboden Bosniens nach jeder Richtung hin wissenschaftlich zu durchforschen. Dazu waren alle die reichen Sammlungen, die Wien für Kunst und Wissenschaft darbietet, den Mitgliedern des Kongresses fast unbeschränkt geöffnet, sogar mehrere besondre Ausstellungen veranstaltet,

Digitized by Google

eine archäologische im österreichischen Museum, eine andre, die die größten Schätze umfaßte, in der Hofbibliothek, und die mannichfachsten Anstalten waren zur Erholung getroffen worden.

Am Freitag (26. Mai) Nachmittag führten die Schüler das Gymnasiums in Baden Jugendspiele auf, am Abend desselben Tages öffneten sich das Hofburgtheater, die Oper und das Volkstheater den Gästen, am Sonnabend ging es hinaus auf den Kahlenberg zur „Maifeier" des Wiener Männergesangvereins, und von dieser Höhe oder noch besser von dem historischen Leopoldsberge aus bot sich der Blick hier auf die dunkeln Bergzüge des Wiener Waldes, dort auf die weite Donauebne, den mächtigen Strom und die Häusermassen der Hauptstadt. Endlich am Sonntag führte ein Sonderzug den einen Teil der Mitglieder hinauf zur Gebirgswelt des Semmering, die Mehrzahl aber fuhr die Donau hinab nach Deutsch-Altenburg, um von da aus unter sachkundiger Führung die ansehnlichen Reste des Römerlagers und der Römerstadt Carnuntum zu besichtigen, wo vor kurzem ein ansehnliches Amphitheater und ein Teil der antiken Stadt beim Schlosse von Petronell ausgegraben worden sind, beides hoch oben auf dem Steilrande des rechten Donauufers, unter dem die grauweißlichen Wassermassen des Stromes zwischen waldbedeckten sumpfigen Inseln und Ufern gerade noch so wild und unbezähmbar dahinschießen wie zur Römerzeit, während im Osten kahle Felshöhen und der Thebener Kogel, der Ausläufer der kleinen Karpaten, das Bild des weiten Stromthales und der Ebne darüber wirkungsvoll begrenzen. Alle diese Veranstaltungen waren stets ebenso umsichtig angeordnet wie liebenswürdig dargeboten, was freilich in Wien wohl keiner besondern Bemerkung bedarf.

Aber was schließlich den größten Eindruck machte, das war die wahrhaft vornehme Art, in der Stadt und Regierung wetteiferten, die Versammlung zu ehren. Der Magistrat von Wien bot ihren Mitgliedern in den hochgewölbten Prachträumen seines Rathauses ein solennes Frühstück dar, der Kultus- und Unterrichtsminister Freiherr Gautsch von Frankenthurn begrüßte sie in der Eröffnungssitzung mit einer gehaltvollen und feinsinnigen Ansprache und empfing sie am Abend des Mittwoch in seinem Hotel, zugleich mit den Spitzen aller Behörden, und vor allem lud der Kaiser selbst sie für Donnerstag Abend in seine Residenz. Die Hofburg war in Gala. Husarenposten hielten an den Einfahrten des Josephsplatzes; in dem hohen blumengeschmückten Treppenhause der Botschafterstiege, in den Vorzimmern und den endlosen Gängen zu den Sälen, die alle mit den kostbarsten alten Gobelins behangen waren, paradirten die Schloßgarden in ihrer dunkeln Uniform neben den scharlachroten Arciereleibgarden, und in dem großen weißgoldnen, ebenfalls mit Gobelins geschmückten, im milden elektrischen Licht strahlenden Redoutensaale begrüßte der Kaiser seine Gäste, begleitet von allen Erzherzögen, den Ministern und andern Würdenträgern, dem deutschen Botschafter mit seinem ganzen Personal,

Digitized by Google

dem sächsischen und dem bairischen Gesandten u. a. m. Fast zwei Stunden lang verweilte der Monarch im Kreise der Versammlung, während eine Militärkapelle eine Reihe ausgesuchter Musikstücke vortrug, und ließ sich unermüdlich durch den Kultusminister einzelne Mitglieder vorstellen, wobei im Verhältnis die Gäste aus dem Reiche wohl mehr berücksichtigt wurden als die Österreicher. Noch niemals hat ein Fürst eine wissenschaftliche Versammlung in solcher Weise ausgezeichnet wie Kaiser Franz Joseph diese deutsche Philologenversammlung, und man geht wohl nicht zu weit, wenn man annimmt, daß er, der erlauchte Erbe eines alten, gerade an solchen Traditionen besonders reichen Hauses und der Beherrscher von Ländern einer uralten Kultur, damit ebensowohl seine Wertschätzung der Wissenschaft und der Gelehrtenschule zum Ausdruck bringen, als den unauflöslichen geistigen Zusammenhang zwischen Deutschland und Österreich betonen wollte. Es war eine im hervorragenden Sinne deutschfreundliche Kundgebung, die allen Teilnehmern in dankbarer Erinnerung bleiben wird und ganz im allgemeinen die aufmerksamste Beachtung verdient.

Mit solchen unvergeßlichen Eindrücken entließ Wien seine Gäste in die Heimat, bis nach Bremen und Köln, Serajewo und Sofia. Sie hatten etwas erlebt, was wohl geeignet ist, über das Wirrsal und die Verstimmung der Gegenwart in eine reinere und freiere Luft emporzuheben. Das eine ist die Überzeugung von der unauflöslichen Verbindung des deutschen Reichs und Österreich-Ungarns, unauflöslich, weil sie der Geschichte, der nationalen Gemeinsamkeit und der gemeinsamen Kultur entspricht, das zweite die Gewißheit, daß die Herrschaft der deutschen Bildung und Wissenschaft unerschütterlich feststeht im ganzen Südosten und immer weitere Kreise zieht, das dritte der Gedanke, daß die beste Kraft der Völker sich nicht äußert in dem oft so unfruchtbaren, verbitternden Parteistreit der Parlamente, sondern daß sie vielmehr vor allem wirksam ist in der stillen Kulturarbeit, die neben der Kirche die Wissenschaft und die Schule leisten. Bei allem Hader der Parteien und der Nationalitäten geht diese Arbeit ruhig fort, und sie verbürgt die Zukunft.

Digitized by Google

Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardis

Zwei Besuche am Hofe des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha

1

In der periodischen Presse ist wiederholt davon die Rede gewesen, daß der im Jahre 1887 verstorbne ausgezeichnete Militärschriftsteller und Historiker Theodor von Bernhardi ausführliche Tagebücher über die letzten vier Jahrzehnte seines vielbewegten Lebens hinterlassen hat, deren Veröffentlichung von der Hirzelschen Buchhandlung in Leipzig vorbereitet wird.

Wir sind in der Lage, zwei Abschnitte davon zum Abdruck zu bringen, die als Beiträge zur Geschichte eines der denkwürdigsten Abschnitte deutscher und europäischer Entwicklung auf besondres Interesse Anspruch erheben dürfen und eine nicht ganz unbedeutende Zahl bisher unbekannt gebliebner Thatsachen ans Licht ziehen.

Zum Verständnis der Umstände, die den zu Anfang der fünfziger Jahre aus Rußland nach Preußen zurückgekehrten und alsbald durch seine „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des russischen Generals Grafen Toll“ rühmlich bekannt gewordnen Verfasser an den zum Mittelpunkte zahlreicher deutscher Patrioten gewordnen Gothaer Hof führten, sei in Kürze das Folgende bemerkt.

Ohne an dem politischen Leben unmittelbar Anteil genommen zu haben, war Bernhardi, der als Privatmann auf seinem Gute Kunnersdorf in Schlesien lebte, als Anhänger gemäßigt liberaler Anschauungen mit zweien der bekanntesten und angesehensten Führer der damaligen altliberalen Partei, den Abgeordneten von Saucken-Julienfelde und von Vincke-Olbendorf in nähere Beziehung getreten. Karl Friedrich Ludwig von Vincke (seit 1850 Obristleutnant a. D.) hatte als Jugendgefährte und Vertrauensmann des damaligen Prinzen von Preußen (unsers unvergeßlichen Kaisers Wilhelm) Gelegenheit gehabt, drei nicht für den Druck bestimmte handschriftliche Abhandlungen Bernhardis (über das russische Heer im Frühjahr 1854, über die Lage Rußlands beim Ausbruch des orientalischen Krieges und über die Regierung des Kaisers Nikolaus (des im Krimkriege verstorbnen, in den damaligen Militär- und Adelskreisen des deutschen Nordens schwärmerisch verehrten Monarchen) kennen zu lernen und ihrem Inhalt so lebhaftes Interesse abgewonnen, daß er zunächst die Denkschrift über den Kaiser Nikolaus dem damaligen „Prinzen von Preußen“ und dessen Gemahlin mitteilte und dann die persönliche Bekanntschaft des Verfassers suchte.*) Gleich hier sei bemerkt, daß der genaue und ebenso unbe-

*) Von diesen Arbeiten ist bisher nur eine, die Abhandlung über das russische Heer im Frühjahr 1854, in Bernhardis „Vermischten Schriften“ veröffentlicht worden (Berlin, G. Reimer, 1879).

Digitized by Google

fangne wie scharfsichtige Beobachter die russischen Zustände unter Gesichtspunkten beurteilt hatte, die der Mehrzahl gebildeter Deutschen der damaligen Zeit durchaus neu waren, zu den überkommnen Anschauungen in ausgesprochnem Gegensatz standen und darum tiefgehenden Eindruck machten. Unser späterer Kaiser und dessen Gemahlin hatten sich den Verfasser vorstellen lassen und mit ihm wiederholte und eingehende Unterredungen über die damals im Mittelpunkte der allgemeinen Aufmerksamkeit stehenden Reformen Alexanders II. geführt.

Durch die Vermittlung Vinckes war Bernhardi mit mehreren Häuptern der damaligen liberal-konstitutionellen Partei in Berührung gekommen und in die Pläne gezogen worden, mit denen sich diese während des letzten Regierungsjahres König Friedrich Wilhelms IV. trugen. Wesentlich auf dem Standpunkte des sogenannten altliberalen Programms stehend, teilte Bernhardi die Anschauungen seiner neuen Freunde doch nur bedingungsweise. Neben ausgesprochner Abneigung gegen alles, was nach doktrinärem Wesen schmeckte, betonte er mit einem damals ungewohnten Nachdruck die Notwendigkeit einer in großem Stile gehaltnen und nach gesamteuropäischen Gesichtspunkten bestimmten preußischen auswärtigen Politik. Die nationale Zusammenfassung Deutschlands unter preußischer Führung wurde von ihm nicht nur als patriotische Pflicht, sondern ebenso als Forderung der Selbsterhaltung behandelt und schon aus diesem Grunde auf die Erhöhung der preußischen und deutschen Wehrkraft großes Gewicht gelegt. Wohlbekannt mit den radikalen Abneigungen gegen ein festgegründetes Militärsystem, sah Bernhardi bereits damals in der Demokratie ein Hindernis der nationalen Sache, die jedes Paktiren der gemäßigten Liberalen mit den sogenannten fortgeschrittenen Elementen verbieten sollte.

Durch seinen Freund von Saucken-Julienfelde dem Herzog Ernst von Koburg-Gotha genannt, war Bernhardi von diesem zu einem Besuch in Reinhardsbrunn eingeladen worden. Der Verlauf dieses Besuchs wird auf den nachstehenden Blättern mit einer Ausführlichkeit geschildert, die durchblicken läßt, daß die empfangnen Eindrücke frisch und unmittelbar zu Papier gebracht worden sind.

Beiläufig mag daran erinnert werden, daß der hier geschilderte Zeitpunkt drei Monate vor der definitiven Übernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen und ein Jahr vor Beginn des italienisch-österreichischen Krieges lag. Napoleon III. — der zweiundeinhalb Jahre zuvor den Krimkrieg beendet hatte — stand auf dem Höhepunkte seiner Macht und galt für den mächtigsten Fürsten Europas, während der über Deutschland gebreitete Bann der sogenannten Reaktionszeit langsam und allmählich zu weichen und einer hoffnungsreichern Auffassung der Dinge Platz zu machen begann.

Gotha, 7. August 1858. Vor allen Dingen lag mir daran, den Sachsen-Koburg-Gothaischen Hofrat Gustav Freytag kennen zu lernen. Fahre hinaus nach Siebeleben, wo er ein hübsches Landhaus besitzt und wohnt (Winter in Leipzig).

Gustav Freytag ist groß von Wuchs; blondes Haar, blonder Stutzbart; markirte Züge, etwas stumpfe Nase; tiefliegende, kleine blaue Augen, er sieht geistreich aus. Er empfängt mich etwas steif. Ich thue natürlich nicht, als ob ich das bemerkte, spreche ruhig und bringe sobald als möglich an, daß ich auf eine durch Saucken überbrachte Einladung des Herzogs hergekommen bin. Daran erkennt G. Freytag einen Gesinnungsgenossen, und zwar einen eingeweihten, und ändert Ton und Haltung bedeutend, geht nun erst wirklich

Digitized by Google

auf das Gespräch ein, das lebhaft und interessant wird. Wir sprechen zunächst über Schlesien (wo er her ist) und dortige Zustände; er fragt nach den Wahlen, die von großer Bedeutung seien, nach dem jetzt herrschenden Ton und dem Verhalten des Adels. Die sittliche Verkommenheit mancher der reichen und vornehmen, der fürstlichen und quasi fürstlichen Häuser ist ihm zur Genüge bekannt. Er meint aber, zu Zeiten, deren selbst er sich noch erinnere, sei in Breslau noch eine gewisse Nachwirkung der schlesischen Schule und ihrer Blüte fühlbar gewesen, der Zeit, wo Schlesien der Hauptsitz der deutschen Litteratur war. Davon ist nichts mehr übrig. Der Adel ist vielmehr, um seine Standesinteressen besorgt, die er vor allen Dingen retten möchte, jeder geistigen Regsamkeit und somit aller wahren Bildung eigentlich abhold und hält sich fern von jeder Berührung z. B. mit der Universität.

Das Gespräch kommt von hier aus bald auf das, was in unsern Tagen jedem ernsten Mann vor allem am Herzen liegen muß: auf Politik, und da kann sich G. Freytag sehr frei aussprechen, da sein Herzog als guter deutscher Patriot nach der Einheit Deutschlands strebt und bereit ist, seine eigne Stellung dafür aufzuopfern. „Hier können Sie das alle Tage hören! — sagt G. Freytag —, alle Anordnungen werden eingestandnerweise als provisorische getroffen, und es wird dabei immer Rücksicht darauf genommen, wie es dann bei einer gänzlich veränderten allgemeinen Lage weiter werden soll. Es wird dabei immer gesagt: So lange wir noch unabhängig sind, machen wir es so und so; später muß es dann so und so anders werden."

Davon ausgehend, daß die Einheit Deutschlands durch Preußen herbeigeführt werden muß, daß Preußen die Bestimmung hat, die kleinen deutschen Staaten dereinst „aufzusaugen," tadelt G. Freytag vielfach die Politik, die Preußen seit Jahren befolgt. Sagt manches treffende über den Prinzen von Preußen.

Besonders aber meint er, es sei so leicht, die Einwohner der kleinen Staaten an sich heranzuziehen — für Preußen nämlich —, indem man ihnen Hilfe und Beistand leiste überall, wo die Kräfte des eignen kleinen Staats nicht ausreichten, und sie so mehr und mehr daran zu gewöhnen, daß sie in Preußen den eigentlichen Mittelpunkt ihres politischen (staatlichen) Lebens sähen und von dorther die Leitung in allen größern Angelegenheiten erwarteten. Leider geschehe aber vielfach gerade das Gegenteil. Die Bevölkerung der kleinen Staaten werde oft unsanft zurückgestoßen, wo sie auf Preußen baue, und verspottet ob der Kleinstaaterei. Man spreche es vonseiten unsrer Regierung sogar mitunter ausdrücklich aus, daß Preußen an den kleinen Staaten nichts gelegen sein könne (daran ist leider sehr viel wahres).

Es wäre sehr zu wünschen, daß die Truppenkontingente an den großen Übungen der preußischen Armee teilnähmen; einesteils würden die kleinen Truppenkontingente dadurch kriegstüchtiger, andrerseits würde Preußens Ein-

Digitized by Google

fluß wachsen, wenn sich diese Kontingente als Teile der preußischen Armee betrachten lernten. Man könnte dann weiter gehen, den brauchbaren Offizieren der kleinen Fürsten Aussichten auf eine weitere Laufbahn in der preußischen Armee eröffnen u. s. w. Das alles scheitert an den Kosten. Die Landstände der kleinen Staaten wollen das Geld nicht hergeben zu den außerordentlichen Ausgaben, die durch Teilnahme an den preußischen Manövern entstehen. Sie wenden ein (was auch in gewissem Sinne ganz richtig ist): Die Militärmacht der ganz kleinen Staaten habe doch ein für allemal keine Bedeutung; es sei nicht der Mühe wert, mehr als das unumgänglich notwendige darauf zu verwenden. Was wäre es nun großes, wenn Preußen einfach die Verpflegung der kleinen Kontingente übernähme? Die Ausgabe von zehn- bis zwölftausend Thalern wäre für Preußen nicht bedeutend und würde sich mehr als bezahlt machen.

Weiter führt G. Freytag als einzelnes an: Warum untersagt man in Preußen die Zirkulation der Noten der Gothaer Bank? Diese Bank, die höchst solide begründet ist und unter der Leitung von Mathy in der solidesten Weise operirt, sieht sich dadurch in ihren Unternehmungen auf das betrübendste gelähmt.

Ich lasse natürlich das allgemeine gelten; die kleinen Kontingente haben, führe ich an, indessen doch sehr gewonnen, seitdem sie unter Kommando tüchtiger preußischer Stabsoffiziere gestellt sind. Was die Bank betrifft, so war es doch eine Notwendigkeit, mancherlei schlechte, unfundirte Papiere, mit denen Preußen überschwemmt wurde, namentlich die hessischen Kassenscheine auszuschließen. Und bei Namen konnte man sie doch nicht wohl nennen, zum Gegenstand einer Ausnahmemaßregel konnte man sie nicht machen; so war das allgemeine Verbot fremden Papiergeldes unvermeidlich.

Nun gut! wendet G. Freytag ein, so mochte man sie denn im allgemeinen und ganzen verbieten; dann aber die Papiere einzelner solider Anstalten, namentlich der Gothaer Bank, vermöge besondern Kontrakts auf ausdrücklich stipulirte Bedingungen als Ausnahme wieder zulassen.

Ich erfahre, daß Usedom den Herzog schon im Anfang des Sommers zu Koburg besucht hat und dann mit dem Prinzen von Preußen in Baden und Ostende gewesen ist.

Indem wir über Politik und die allgemeine Weltlage sprechen, sagt G. Freytag in plötzlicher Erinnerung: „Halt! Haben Sie nicht einmal einen Aufsatz über den Kaiser Nikolaus und seine Regierung geschrieben, der dem Prinzen von Preußen mitgeteilt worden ist, und der ihn so ergriffen hat, daß er verlangt hat, er solle nicht gedruckt werden?“

„Allerdings habe ich einen solchen Aufsatz geschrieben und dem Prinzen mitgeteilt; der Aufsatz war von Hause aus nicht für den Druck, sondern eben nur für den Prinzen bestimmt; übrigens hat der Prinz keineswegs den Druck

Digitized by Google

der Schrift untersagt; er hat nur gegen mich den persönlichen Wunsch ausgesprochen, daß er nicht gedruckt werde. Ich habe ihm darauf geantwortet, der Aufsatz sei nicht für den Druck bestimmt gewesen; nach meinen Ansichten von dem, was sich ziemt und was nicht, hätte ich ihn wohl bei Lebzeiten des Kaisers Nikolaus der Öffentlichkeit übergeben können, nicht aber unmittelbar nach seinem Tode. Aber woher wissen Sie von der Sache? ich hatte Grund zu glauben, daß sie niemandem weiter bekannt sei."

Lächelnd erwidert G. Freytag: von wem er das alles erfahren habe, das könne er mir nicht sagen; nur um einer nahe liegenden Vermutung zu begegnen, fügt er hinzu: „Der Herzog ist es nicht!"

Rückfahrt nach Gotha — Souper im Deutschen Hause. Der Wirt hatte mir gesagt, der Herzog werde morgen aus Reinhardsbrunn zur Stadt kommen, erstens zur Kirche, um einen neuangestellten Prediger zu hören, und dann um die Großherzogin Marie Pawlowna von Weimar zu sehen, die Gotha auf der Durchreise nach Eisenach berührt. G. Freytag wollte das alles nicht recht glauben. Auf seinen Rat neue Erkundigungen eingezogen, zum Kastellan geschickt, der soll mich benachrichtigen.

8. August. Schönes Wetter. G. Freytag kommt früh zu mir und bleibt ein paar Stunden. Der Herzog kommt wirklich heute (am Sonntag) zur Stadt, um in die Kirche zu gehen und sich Vortrag in Geschäften halten zu lassen, nicht aber um die russisch-weimarische Großherzogin zu sehen; diese und der Herzog gehen vielmehr einander aus dem Wege, da sie natürlich entschieden für Rußland Partei nimmt, des Herzogs Verbindungen und Sympathien dagegen in England liegen.

Vielerlei von Politik und Geschichte gesprochen. Freytag begleitet das, was ich sage, mehrfach mit einem halblaut ausgesprochnen: „Sehr wahr! Sehr richtig!" Besonders ist ihm merkwürdig, was ich über Friedrich den Großen und Napoleon sagte: daß ich nämlich Friedrich unbedingt für den größern Feldherrn hielte aus Gründen, die ich ihm auseinander setzte, und die ihm sehr überzeugend schienen.

Später, um zwölf Uhr, dem Herzog meine Aufwartung gemacht; nicht in dem alten großen Schloß — das bewohnt er nie —, sondern im „Palais," einem hübschen, nicht sehr großen, landhausartigen Gebäude am Eingang der Stadt vom Bahnhof her. Nach kurzem Warten in einem unteren Saal wurde ich die Treppe hinauf zu ihm in eine Art von Kabinett geführt.

Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha ist ein wirklich schöner Mann, der ungewöhnlich geistreich aussieht; vierzig Jahre alt, aber jünger als seine Jahre; man sollte glauben, er stehe kaum in der Mitte der Dreißiger. Er nimmt mich sehr freundlich auf, erwähnt Usedom unter denen, die ihm von mir gesprochen haben, und bestätigt, daß ihn Usedom zu Anfang des Sommers in Koburg besucht hat und dann dem Prinzen von Preußen nach Baden gefolgt ist.

Digitized by Google

Er fragt, wie es in Beziehung auf die Wahlen in Schlesien und in ganz Preußen stehe, und bemerkt dazu, die diesmaligen Wahlen hätten eine sehr große europäische Wichtigkeit; von dem Erfolg dieser Wahlen werde es abhängen, inwiefern man in England glauben werde, sich auf Preußen verlassen zu können, und wie weit sich England überhaupt mit Preußen einlassen werde.

Er entläßt mich mit den Worten, er müsse jetzt Vorträge annehmen und einer Sitzung präsidiren, hoffe aber demnächst ausführlicher mit mir zu sprechen: „Zwischen fünf und sechs Uhr erwarte ich Sie in Reinhardsbrunn!"

Spaziergang zum Schloß Friedenstein. Man begreift, daß der Herzog da oben nicht wohnt. Das große Gebäude sieht sehr unwohnlich aus. Es ist alt, hat sehr viele Fenster; die Fensterreihen liegen aber so nahe unter einander, daß man schon von außen sieht, wie niedrig die Zimmer im Innern sein müssen.

Die Stadt liegt hinter dem Schloß auf einer abschüssigen Fläche, die sich, dem Lauf der Leina folgend, zu einem kleinen Bach hinabsenkt. Unmittelbar hinter dem Schloß ein langer, schmaler, abschüssiger Marktplatz, zu dem vom Schloß her Treppen hinunterführen. Hübsche Parkanlagen um das Schloß her, von denen sich ein schmaler Spaziergang zwischen der Stadt und den Vorstädten herumzieht.

Fahrt im offnen Wagen über Wahlwinkel und Rödichen nach Reinhardsbrunn. Das Schloß, ehemals Benediktinerabtei, aber aus rotem Sandstein vom Grund aus neu erbaut — und der Gasthof einige hundert Schritt davon, durch Gebüsch versteckt, sodaß man ihn vom Schloß aus nicht sieht — liegen gar schön in dem waldbegrenzten Wiesenthal mit seinen Parkanlagen und Teichen. Heute, am Sonntag, ist das Bild bunt und festlich belebt. Es sind aus nah und fern unzählige Spaziergänger da — vom Gasthof her schallt Musik — in den Anlagen wimmelt es von angeputzten Frauen und Mädchen und ihren Begleitern. Am Thorweg des Schlosses empfängt mich der Kastellan und führt mich auf einen mit Hirschgeweihen gezierten Korridor in das mir bestimmte Zimmer. Es meldet sich ein Diener, der mir zur Bedienung bestimmt ist: ein rabenschwarzer Mohr namens Philipp.

G. Freytag kommt und setzt mich sehr gewissenhaft au fait von allen Persönlichkeiten des hiesigen Hofs und von den Größen, die eben hier verweilen. Nach seiner Anleitung mache ich denn auch noch vor Tisch die nötigen Besuche im Schloß: Rittmeister von Treskow vom siebenten preußischen Kürassierregiment, dessen Chef der Herzog ist, Adjutant des Herzogs; Hofmarschall von Gruben; Mr. Barnard, englischer Chargé d'affaires, ein alter Mann, der den Herzog und seine Brüder schon als Kinder gekannt hat und fast als ein Mitglied der Familie behandelt wird. Bei diesen dreien en papier.

Wirklich sehe ich den Oberstallmeister von Alvensleben; den finde ich auf ein kräftiges „Herein!" im Schlafrock auf einer Couchette, von der er in

Digitized by Google

einiger Verlegenheit heruntergekugelt, um eine aufrechte Stellung zu gewinnen, mit einem Schreiber und Rechnungen beschäftigt. Herr von Meyern (Alvensslebens Schwiegersohn), vertrauter Privatsekretär des Herzogs; ein schöner Mann von einigen dreißig Jahren, der sehr geistreich aussieht.

Mein schwarzer Diener kündigt mir an: Diner ist um sechs Uhr befohlen im Frack. Weißes Halstuch sei nicht nötig, fügt der schwarze Mann hinzu. Es ist nicht ganz leicht, sich durch alle Gänge und Treppchen des Schlosses zurecht zu finden.

Im Vorspeisesaal lernte ich nun auch die andern Herren persönlich kennen. Treskow ist ein harmloser Mann, der mit den Damen auf dem Fuße gegenseitiger, sehr unschuldiger kleiner Neckereien steht, von der Art, die keinen großen Aufwand von Geist erfordern; sein früh ergrautes Haar ist sorgfältig schön braun gefärbt, mit der gewöhnlichen metallischen Straffheit und kleinen roten Lichtern. Hofmarschall von Gruben, ein regelrechter Kavalier kleiner, nicht großer Höfe, eher Landjunker als Weltmann. Barnard, ein greises, aber rüstiges kleines Männchen, das seine Rolle als quasi Mitglied der Familie sehr gut spielt, alle Familiarität annimmt und erwidert, ohne je über die Grenze hinaus zu gehen, ohne sich je bei seiner anscheinenden Ungenirtheit eine wirkliche Freiheit zu nehmen.

An Besuch ist da zur Jagd: ein Graf von Erbach, weiß nicht von welcher Linie, mit einem Stern geschmückt; ein junger Fürst Leiningen, Vetter der Königin von England und bisher Offizier in der englischen Garde, ein junger Mann mit hübschen hellblauen Augen, der ungemein gutmütig, aber auch wenigstens ebenso unbedeutend aussieht; endlich ein gewesener Jäger, ein Engländer, Mr. Hughan (ausgesprochen Hune), der das Unglück gehabt hat, auf einer Hirschjagd in den schottischen Hochlanden sehr erhitzt mit dem Pferde in einen etwas kühlen Bergstrom zu stürzen; die eine Seite ist ihm seitdem gelähmt. Sehr gentlemanlike, früh verheiratet, früh Witwer; der Herzog kennt ihn gut von London her, wo er sein Haus viel besucht hat.

Unter den Damen steht in gewissem Sinne seine einundzwanzigjährige Tochter, Miß Gianetta, oben an als berühmte und gefeierte Schönheit, und sie ist wirklich blendend schön! Brünett in der eigentümlichen Weise, wie eben nur Engländerinnen sind, mit fein gebogner römischer Nase, geistreichen Augen und Rabenlocken um die schöngewölbte Stirn; ein Korallenschmuck steht ihr reizend. Sie soll auch sehr geistreich sein und beschäftigt sich mit Kunst und Wissenschaft in einer Weise, die eben auch wieder nur bei Engländerinnen vorkommt. So hat sie im Dogenpalast zu Venedig mit ihrem Vater zusammen Berichte der venetianischen Gesandten aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert abgeschrieben. Zufällig findet sich für mich keine Gelegenheit, ihr vorgestellt zu werden. Den übrigen Damen stellt mich G. Freytag vor, wie sich eben die Gelegenheit dazu bietet. Frau von Meyern, jeune

Digitized by Google

encore, eine stattliche, angenehme Blondine, ihrem Vater sehr ähnlich. Hofdame Fräulein von Thümmel; G. Freytags eigne Frau, ci-devant Gräfin Dyherrn. Miß Gianetta hat noch zwei jüngere Schwestern, die aber weniger in Betracht kommen.

Nun erscheint der Herzog und — die Herzogin, von deren Dasein ich seltsamerweise bis dahin keine Ahnung hatte! Der Herzog selbst stellt mich ihr vor. Eine geborne Prinzessin von Baden. Fragt mich über die Zustände in Rußland, die jetzt ein besondres Interesse für sie hätten, da ihre jüngere Schwester dort ihre neue Heimat findet (als Gemahlin des Großfürsten Michael Nikolaijewitsch). Ich halte mich im allgemeinen, kann aber doch eben nichts tröstliches darüber sagen, da ich natürlich dem Herzog ernsthaft darüber sprechen will und mir selbst nicht widersprechen darf.

Der Speisesaal ist hübsch. Ich sitze dem Herzog gegenüber, zwischen Sammer und G. Freytag. Die schöne Miß Gianetta sitzt neben dem Herzog.

Der Herzog ist wirklich das, was sein Äußeres ankündigt: er ist in einem hohen Grade geistreich; er ist sehr viel mehr als das: er ist geistreich, strebsam, verlangt nach einem Wirkungskreise, der der Mühe wert ist, und hat ein Urteil für das, was der Mühe wert ist. Er scheint überhaupt in vielfacher Beziehung ein treffendes und schnelles Urteil zu haben, so weit Intuition reicht, und man kann ihm Energie zutrauen, besonders wo es auf einen augenblicklichen Entschluß ankommt.

Von den Mängeln einer fürstlichen Bildung ist er aber wohl auch nicht ganz frei — darüber belehrt einen schon das erste Zusammensein; auch er hat den fürstlichen Mangel an Stetigkeit, das Bedürfnis und die Gewohnheit, in ewiger Bewegung, ewiger Zerstreuung zu leben. Er treibt zu vielerlei. Wie geistreiche Fürsten sehr häufig, glaubt er, mancherlei Dinge, deren jedes das ganze Leben eines Menschen erfordert, noch nebenher treiben zu können. Seine Stellung als preußischer General ist ihm besonders wichtig. Er beteiligt sich jedesmal bei den Manövern des vierten Armeekorps, zu dem sein preußisches Kürassierregiment gehört. Sein Hauptinteresse im Leben ist aber Eingreifen in die große europäische Politik, wozu ihm sein Verhältnis als Schwager der Königin von England die Möglichkeit gewährt. Dann ist er aber auch ein leidenschaftlicher Jäger und verwendet viel Zeit auf die Jagd, und außerdem ist er ein leidenschaftlicher Musiker und komponirt Opern. So ist denn auch in allem, was er sagt, sehr viel Geist, eine feine Beobachtungsgabe; aber es steckt oft keine eigentliche, folgerichtige Arbeit des Geistes dahinter.

Nach Tisch ins Freie. In der Dämmerung und bis ins Dunkle hinein in dem Blumengarten, einem kleinen eingezäunten, für Fremde nicht zugänglichen Raum mit einem kleinen Springbrunnen. Hier macht uns der Herzog, im Kreise der Herren stehend, gar interessante Mitteilung. Aus dem, was er erzählt, kann ich entnehmen, daß ihm, als deutschem Patrioten, vor allen

Digitized by Google

Dingen an der Einheit Deutschlands gelegen ist, und daß ihm weniger darauf ankommt, auf welche Weise sie gerade zu stande kommt; geht es damit auf die eine Weise nicht, so soll es eben auf eine andre gehen. Es ergiebt sich, daß er es schon auf mancherlei Weise versucht, aber schließlich immer wieder zu der Überzeugung zurückgekehrt ist, daß sie eben nur durch Preußen zu stande kommen kann.

Nachdem unser König 1849 die Kaiserkrone abgelehnt hatte, hat der Herzog viel in Wien verkehrt und sich bemüht, es dahin zu bringen, daß Österreich sich an die Spitze Deutschlands stelle und entschieden darauf hinarbeite, Deutschland unter dem kaiserlichen Szepter zu vereinigen. Er fand aber damit durchaus gar keinen Anklang. Der Gedanke war den dortigen Regierenden viel zu groß; er ging über den Horizont der Leute weit hinaus und kam ihnen abenteuerlich vor. „Die Aufgabe übersteigt ihren geistigen Mut," sie wollen nicht, weder der Kaiser noch die Minister. Sie wollen nur mit sich zu thun haben und scheuen sich davor, ganz in alle Interessen Deutschlands verflochten zu werden.

(Darnach wäre Österreichs deutsche Politik eine wesentlich negative, die sich die Aufgabe stellt, zu verhindern, daß die Einheit Deutschlands unter Preußens Fahne zu stande kommt. Das positive Element liefe so ziemlich darauf hinaus, die Kräfte Deutschlands für die Sonderzwecke Österreichs auszubeuten, gelegentlich, anstatt die Kräfte Österreichs der Sache Deutschlands zu weihen.)

Ich: Es ist in dem österreichischen Wesen vieles, was ich nicht begreifen kann; ein unlösbarer innerer Widerspruch: im allgemeinen die laut angekündigte Absicht, „den Staat zu regeneriren," vieles, was man revolutionär nennen könnte, und dann wieder vieles, was mit diesen Bestrebungen in dem entschiedensten und seltsamsten Widerspruch steht, wie namentlich und vor allem das Konkordat.

Der Herzog: Das Konkordat rührt weder vom Kaiser, noch von seinen Ministern her; das hat die Erzherzogin Sophie mit ihren Pfaffen zusammen ausgeheckt. Es war schon zwei Jahre vor seiner Annahme vollkommen fertig. Der Herzog kannte es und hatte eine Abschrift davon; er sprach damals mit dem Minister Bach über den unerhörten Inhalt und äußerte, etwas so augenscheinlich verderbliches werde doch nicht zur Ausführung kommen? Bach versicherte: So lange er Minister sei, werde es nicht vom Kaiser unterschrieben werden, nicht zur Ausführung kommen. Am Ende aber gelang es der Erzherzogin Sophie und den Pfaffen doch, den Minister Bach zu gewinnen. Wie? das weiß der Herzog nicht, aber er deutet an, daß Bach Parvenü ist und kein Vermögen hat. Aus seiner Ministerstellung verdrängt, sinkt er, ohne Vermögen, ohne Familienanhang, in das vollkommenste Nichts zurück. Kurz, Bach wurde gewonnen; das Konkordat wurde dem Kaiser „unterbreitet."

Digitized by Google

Das Gespräch wendet sich auf Napoleon III.; da wird es für Erbach (der den Herzog du nennt) ganz besonders interessant, und er fordert eine Charakteristik dieses merkwürdigen Mannes.

Der Herzog: Das eigentlich charakteristische an Napoleon III. ist, daß er durchaus gar keine Phantasie hat; er sieht alles ungemein nüchtern an, auch die Gefahr, und darum imponirt sie ihm auch nicht. Die Phantasie vergrößert ihm nichts; auch die Gefahr nicht. Er ist so: wenn man ihm eine brennende Granate in die Hand giebt und ihm dabei sagt, in achtundfünfzig Sekunden werde sie platzen, dann denkt er: so! da habe ich also sechsundfünfzig Sekunden Zeit, sie mir zu betrachten, und dreht sie dann auch wirklich in der Hand sechsundfünfzig Sekunden lang herum, sie von allen Seiten zu besehen und wegzuwerfen, wenn es wirklich nötig ist.

Überhaupt hat er durchaus gar nichts Geniales; im Gegenteil, er begreift ungemein langsam. Er weiß das auch selbst; wenn man ihm etwas vortragen soll, fordert er selbst auf: Expliquez-moi cela bien, parlez lentement, je suis très-lent! Man muß denn auch, wenn man ihm etwas begreiflich machen will, in seinem Vortrag sehr regelrecht, folgerichtig und methodisch zu Werke gehen, Schritt vor Schritt, von Stufe zu Stufe; man darf kein Glied überspringen in der Kette der Schlüsse, die einer aus dem andern folgen. Dabei wird man dann gleich gewahr, wenn er die Sache gefaßt und begriffen hat; denn in dem Augenblick geht eine sehr merkliche Veränderung in seinen Gesichtszügen vor. Überspringt man dagegen ein einziges Glied in der Kette von Schlüssen, deren er bedarf, um auf den rechten Punkt zu kommen, dann ist es aus. Er verliert dann den Faden und kann nicht weiter folgen; er wird zerstreut, sein Blick leer und unsicher umherschweifend; er hört nicht mehr auf das, was für ihn keinen Sinn mehr hat.

Mit diesem Phlegma, diesem Mangel an Phantasie, dieser Leidenschaftlosigkeit scheint er ganz unverwundbar; und dennoch hat er eine Achillesferse. Er hat das Gefühl, daß er ein Parvenü ist, glaubt sich sehr leicht als Parvenü behandelt und ist dann unversöhnlich beleidigt. Geht ein Fürst aus altanerkanntem Hause ganz unbefangen mit ihm um, wie mit seinesgleichen, so vermag er ohne weiteres sehr viel über ihn und kann ihn zu vielem bringen. Aber der rechte Ton ist gar schwer zu treffen! Es gehört eben die vollkommenste Unbefangenheit dazu; eine zu große Familiarität verletzt diesen Napoleon den Dritten als Nichtachtung, ein zeremoniöses irgend steifes Wesen noch mehr. Er sieht darin mit Argwohn und Mißtrauen ein Zeichen, daß man ihn als Eindringling, als einen Fremden im Kreise der regierenden Herren und Fürsten behandelt.

Der Herzog hat daher der ersten Zusammenkunft Napoleons III. mit seinem Bruder, dem Prinzen Albert, aus der Entfernung mit großer Spannung zugesehen. Das Zustandekommen des französisch-englischen Bündnisses

Digitized by Google

gegen Rußland hing von dem Erfolg dieser Zusammenkunft ab. Mißfiel dem Kaiser irgend etwas in dem Wesen des Prinzen-Gemahls, erregte irgend etwas seinen Argwohn, so war an ein Bündnis nicht zu denken. Doch wollte der Herzog seinen Bruder nicht warnen, um nicht eben eine Befangenheit zu veranlassen, die schädlich werden konnte. Die Sache lief aber sehr gut ab; Prinz Albert traf den richtigen Ton.

Die Kriecherei der Russen dagegen, der überschwengliche Weihrauch, den sie ihm streuten nach dem Kriege in der Krim, hat Napoleon III. „degoutirt," und darum ist aus der Annäherung zwischen Rußland und Frankreich auch nicht das geworden, was man vielfach wünschte.

Wir werden zum Thee in den Salon der Herzogin beschieden. Das Gespräch war eben wieder auf österreichische Verhältnisse gekommen. Ich sagte, indem wir in der Dunkelheit über den Schloßhof schritten: „Ich habe es aus dem Munde des Marschalls Oudinot (i. e. durch meinen Stiefvater), daß der Erzherzog Karl 1809 nach den unglücklichen Schlachten in Baiern bei Napoleon Schritte gethan hat, um Rheinbundkönig von Böhmen zu werden; ich möchte wissen, ob das wahr ist?"

Der Herzog: „Ja freilich ist es wahr! Und der Erzherzog Johann wollte König von Ungarn werden; darum kam er seinem Bruder bei Wagram nicht zu Hilfe."

Im Salon Whistpartie des Herzogs, en trois mit einem mort: der Herzog, Alvensleben und ich. Um wenige Silbergroschen, es wird dabei geplaudert und das ganze nicht übermäßig wichtig genommen. Ich kündige gleich an, daß ich schlecht spiele, aber der Herzog kann es nicht um ein Haar besser. Die Damen machen samt den übrigen Herren am andern Ende cercle um die Herzogin.

Ich saß nachher noch lange mit Treskow — der mein Stubennachbar ist — und Sammer zusammen und mußte ihnen von russischen Zuständen und dem Kaiser Nikolaus erzählen, was sie außerordentlich interessirte.

9. August. Um sieben Uhr früh Thee in meinem Zimmer. Entschiednes Regenwetter. Man kann heute nicht auf die Jagd gehen; ich muß den Tag nützen, die Zwecke zu fördern, die mich eigentlich hergeführt haben.

Um zehn Uhr zweites gemeinschaftliches Frühstück im Speisesaal.

Ich benutze, ehe man sich zu Tisch setzt, einen Augenblick, wo ich mit dem Herzog in einer Fenstervertiefung alleinstehe, unsre Wahlen und überhaupt ernste Anliegen zu berühren. Er sagt, ich solle nach dem Frühstück zu ihm kommen in sein Kabinett. So habe ich denn auch ein tête-à-tête von mehr als zwei Stunden mit ihm.

Ich spreche zuerst von unsern Wahlen und setze auseinander, daß wir zwar das mögliche thun, daß aber ein vollständiger Erfolg doch kaum zu hoffen ist für diesmal. Die Junkerpartei hat sich in solcher Weise eingenistet, in

Digitized by Google

solchem Grade alle einflußreichen Stellen und Ämter in die Hände ihrer Partei gebracht, daß es nicht leicht ist, gegen die Macht anzukämpfen, die sie besitzt. Alle Landräte sind Leute der reaktionären Partei; die Bürgermeister der kleinen Städte sind ebenfalls wenigstens sehr geschmeidige Subjekte, die den Mantel nach dem Winde hängen und thun, was ihnen vom Landrat und Regierungspräsidenten befohlen wird. Überhaupt ist es nicht so leicht, eine komplizirte große Staatsmaschine aus dem Geleise herauszuheben, in dem sie seit einer Reihe von Jahren durch alle möglichen Mittel erhalten worden ist; namentlich bei der jetzigen Unsicherheit unsrer Zustände. Die Wahlen werden jedenfalls so ausfallen, daß sie uns vor weitern Rückschritten bewahren, und die Möglichkeit gewähren, für die nächste Legislaturperiode vollkommen befriedigende Wahlen vorzubereiten. Mehr aber ist für diesmal mit Sicherheit nicht zu erwarten.

Sehr wichtig ist nun aber zunächst, daß man auch in England die Sachlage so sieht, wie sie wirklich ist; nicht zu viel von den gegenwärtigen Wahlen erwartet und nicht infolge dessen, wenn sie nicht ganz den hoch gespannten Erwartungen entsprechen, auch dies teilweise Mißlingen wieder überschätzt; nicht daraufhin das Vertrauen zu Preußen und die Hoffnung auf Preußen verliert; nicht den Gedanken aufgiebt, in Preußen Englands Stütze auf dem Festlande zu suchen.

Ich fordre den Herzog auf, der Königin Viktoria, seinem Bruder Albert und den englischen Staatsmännern, die er demnächst sehen wird, auseinanderzusetzen, daß diesmal ein vollständiger Erfolg nicht zu erwarten ist; daß ein teilweises Mißlingen aber auch gar nichts für die Zukunft beweist, wenig auf sich hat im ganzen, und die Politik Englands in Beziehung auf Preußen nicht bestimmen darf. Der Herzog verspricht mir das, nachdem er sehr aufmerksam zugehört hat.

Weniger Glück habe ich mit meinem zweiten Anliegen. Ich spreche von dem jungen Prinzen Friedrich Wilhelm. Der ist sehr liebenswürdig, hat manche schöne Eigenschaften, zeigt hin und wieder, daß er den Übermut der Junkerpartei nicht duldet; aber er lebt sorglos, beschäftigt sich mit den Interessen, die eben der Augenblick bringt. Einfluß auf ihn kann nur der Herzog üben, der als Onkel, wie wir alle wissen, das volle Vertrauen der Prinzessin Viktoria besitzt.

Jeder Versuch wäre durchaus vergeblich, erwiderte der Herzog.

Der Herzog fragt nach dem Benehmen des Prinzen Friedrich Wilhelm in Schlesien, nach meinen Beziehungen zu ihm, nach meiner Denkschrift über den Kaiser Nikolaus, die auf den Prinzen von Preußen Eindruck gemacht hat, will aber auch nicht sagen, durch wen er davon gehört hat. Findet es bedenklich, daß die Prinzessin von Preußen eine Abschrift behalten hat. Fragt, ob auch der junge Prinz diese Denkschrift gelesen hat? Ich: Er sagt ja! Die

Digitized by Google

Prinzessin von Preußen hat ihm ihre Abschrift geschickt und ihm empfohlen, sie zu lesen.

Der Herzog spricht auch von dem Prinzen Friedrich Karl, läßt sich erzählen, wie und weshalb der sein Kommando verloren hat, und wundert sich über die Geschichte.

Welche Gelegenheiten hat Friedrich Wilhelm IV. aus den Händen gelassen! Darüber erfahre ich neues! Als im Jahre 1854 daran gearbeitet wurde (unter Alfred Pourtalès), Preußen im Verein mit Österreich und den Westmächten zum Krieg, wenigstens zu einer kriegerischen Demonstration gegen Rußland zu bewegen, reiste der Herzog viel zwischen den verschiednen Höfen hin und her, um die Sache zu stande zu bringen. Der Plan war im allgemeinen fertig. Eine österreichische Armee von vier Armeekorps, in Galizien aufgestellt, wollte der Kaiser Franz Josef in Person befehligen. Im Norden sollten vier preußische Armeekorps unter dem Prinzen von Preußen auftreten. In der Mitte zwischen beiden (also in Schlesien?) zwei deutsche Bundeskorps unter den Befehlen eben des Herzogs von Koburg selbst. Griesheim entwarf den Operationsplan für das preußische Heer. Der österreichische Feldzeugmeister Heß sollte das Ganze leiten.

Der Herzog meint, es wäre gar nicht zum Kriege gekommen. Der Druck wäre so gewaltig geworden, daß Rußland unbedingt nachgegeben hätte. (Das ist die Frage.)

Der Preis, der für eine solche kriegerische Demonstration Preußens geboten wurde, war sehr hoch. England überließ das Geschäft, für diesen Bund zu werben und zu kaufen, den Preis festzustellen u. s. w., durchaus und sehr gern der französischen Regierung. Von dieser, mit Englands Zustimmung beauftragt, kam der Herzog nach Berlin und bot für Preußens Beitritt zum Bunde: man wolle die neue Erbfolgeordnung in Dänemark und den Gesamtstaat wieder aufheben, die weibliche Erbfolge in Dänemark, die männliche in den Herzogtümern herstellen, die Trennung der Herzogtümer von Dänemark herbeiführen, Schleswig und Holstein ganz mit Deutschland vereinigen. (Daß Flensburg deutsche Bundesfestung wurde, Eckernförde Bundeshafen, und daß beide Orte preußische Besatzung erhielten, verstand sich darnach von selbst.) Der König geriet in die äußerste Verlegenheit, besonders da die Königin nicht zur Stelle war, und er sie nicht fragen konnte, was er zu thun habe. Der Herzog erklärte: Das sei er beauftragt zu bieten; als guter deutscher Patriot aber könne er dem König im Vertrauen sagen, Preußen könne noch mehr fordern, und das werde eben auch bewilligt werden. Der König könne geradezu Schleswig und Holstein und ihre Einverleibung in den preußischen Staat verlangen, sie werde zu Paris und London auch zugestanden. Der Augustenburger lasse sich mit einem Teil der Domänen abfinden; das wisse er (der Herzog). Wenn er nach Paris telegraphire: „Preußen verlangt

Digitized by Google

Schleswig und Holstein für sich," erhalte er umgehend die Antwort: C'est bien! Das wisse er, und könne dafür bürgen.

In höchster Verlegenheit ging der König im Zimmer auf und ab. Am Ende blieb er vor dem Herzog stehen und verlangte als Preis für Preußens Beitritt zu dem Bunde Hannover! (Sein Verstand sagte ihm, daß ein König von Preußen solche Anerbietungen nicht ablehnen darf; aber er hat nicht die Entschlossenheit, etwas zu wollen und zu wagen, und möchte gern aus dem Handel kommen, ohne daß er zu Thaten gezwungen werde, und ohne daß man ihm nachsagen könne, er habe abgelehnt; da verlangt er mit Berechnung etwas unmögliches, damit sich die Sache zerschlägt!)

Darauf gab es natürlich keine Antwort. Diese Forderung konnte gar nicht nach Paris und London gemeldet werden. Später fragte dann der König durch den Telegraphen in Petersburg an, was er antworten solle!

Der Herzog giebt zu verstehen, daß die Welt alle diese Dinge dereinst sehr genau erfahren werde, d. h. daß er Memoiren schreibt.

(Schluß folgt)

Dichtende Frauen

Mein Gott! Wie ernst doch die Frauen die Liebe nehmen! Dieses Wort schnappte ich jüngst an einem Tische wohlweiser Politiker auf, der in meinem Junggesellenspeisezimmer allabendlich zwischen der sechsten und zehnten „Halben" die soziale Frage zu lösen pflegt. Weiß Gott! meinte mein Freund und Leidens-, wollte sagen Speisegenoß, weiß Gott, das ist einmal eine politische Bemerkung! Die erste, die man von da drüben gehört hat.

Mir fiel diese politische Bemerkung wieder ein, als ich jüngst den Stoß Bücher durchsah, die der Zufall, wenn es einen solchen giebt, auf meinem Schreibtisch zusammengeweht hatte. Fein broschirte, aber doch recht stattliche Bändchen! Lauter Verse! Höchst unpolitisch. Lauter Frauenzimmerverse! O weh! Und natürlich lauter Liebe? Natürlich lauter Liebe! Wo steckt da die Politik?

Ich weiß nicht! Aber mir ist vor diesen Druckseiten ohne Zahlen, ohne fettgedruckte Parteischlagwörter und parlamentarische Zwischenrufe politischer zu Mute geworden, als vor zehn Bänden Reichstagsverhandlungen und hundert Jahrgängen „begründet von Eugen Richter." Was heißt das, wenn Frauen dichten? Zunächst nichts weiter, als daß sie Verse machen, wie ein Manns-

Digitized by Google

bild auch. Natürlich um dem das Geschäft zu verderben? In Versen? Ich glaube nicht. Dann stricken sie lieber Romane. Nein! Wenn Frauen dichten, andauernd und mit Vorbedacht dichten, nicht etwa im Flügelkleide, als Backfisch fürs Tagebuch oder das Stammbuch der Freundinnen, dann pflegt das seine ganz besondern Gründe zu haben. Nun mehren sich die dichtenden Frauen in unsern politischen Zeiten ganz unverhältnismäßig und in immer steigender Progression. Also müssen sich doch auch die ganz besondern Gründe in immer steigendem Maße geltend machen. Da wage ich denn zu behaupten, daß diese Gründe, die Gründe für eine so unpolitische Thatsache, in hohem Maße politisch sind.

Ich rücke nicht mit der Statistik ins Feld. Ich glaube nicht, daß diese moderne Wissenschaft — ihre moderne Exaktheit in allen Ehren! — unter den Hilfswissenschaften der Politik sonderlich im Vordergrunde stehe. Die Millionen Frauen, die Alldeutschland den Männern über hat, imponiren mir gar nicht. Ich glaube nicht, daß sich meine dichtenden Frauen darunter befinden. Dieser weibliche Überschuß, der keinen Mann bekommen kann, weil streng arithmetisch keiner für ihn da ist, geht uns gar nichts an. Wenn er nicht bloß auf dem Papier steht, wenn er wirklich lebt und atmet, so möchte wenigstens ich nichts mit ihm zu thun haben. Daß die Statistik keinen Mann für sie hat, daran liegt es nicht, wenn die Frauen heutzutage so viel dichten. Im Gegenteil, ich möchte eher behaupten, daß es daran liege, daß die heutige Gesellschaft keine Frauen für die Männer hat, sondern Frauen „an und für sich." Was das für Wesen sind, werden wir gleich sehen. So viel steht fest, daß unsre Zeit die Tendenz hat, die Frau aus der Welt zu schaffen, wohlverstanden die fräuliche Frau, die Frau für den Mann. In absehbarer Zeit wird man die letzte zu Grabe getragen haben, die letzte Edle, die uns mit Verständnis das Vesperbrot zu streichen verstand und uns mit unpolitischen Kopfnüssen empfing, wenn wir mit zerrissenen Unaussprechlichen nach Hause kamen. An ihre Stelle tritt das politisch reife Weib, die Frau „an sich," die Frau, die hoch über allen „Butterbröten" Verständnis für die „Fragen ihrer Zeit" hat oder vielmehr „besitzt."

Die Dichtung, man mag in Statistikerkreisen so übel von ihr denken, wie man will, zeigt dennoch für die Messung gewisser Erscheinungen am Gesellschaftskörper einen unbestreitbaren, durch nichts zu ersetzenden Wert. Diese Erscheinungen betreffen nichts geringeres als das jeweilige Allgemeinbefinden der Menschheit. Die Dichtung ist eine Art Gradmesser dieses Allgemeinbefindens. Sie ist ein untrüglicher „Pulsometer" für die jeweilige Grundstimmung der Menschheit, ihr Glauben und Wünschen, Hoffen und Meinen. Daß nun Frauen dichten, ist sonst eine Ausnahme. Es ist kein Zeichen politischen Wohlbefindens, wenn es wie heute Regel wird, wenn das „Ewigweibliche" so stark mitschwingt beim Ausdruck des stürmisch wechselnden Menschheitsgefühls. Das Weib soll

Digitized by Google

den klaren, reinen Grundakkord darstellen, in dem sich jene auf- und abwogenden Harmonien immer wieder auflösen. Sie ist von Natur Empfängerin des Gedichts. Sie ist „die Ruh, der Friede mild, die Sehnsucht sie, und was sie stillt." Die Dichterin dagegen ist kein beneidenswertes Geschöpf. Sie ist aus ihrer Natur herausgeschleudert. Der kalte, unfruchtbare Lorbeer wird ihr nie ersetzen, was sie aufgiebt. Arme Sappho!

Maria Janitschek halten wir für keine Sappho.*) Oder höchstens für eine Sappho des Zeitungszeitalters. Das ist ein gar wunderliches Gemisch von eigentümlich barocker Art. Aber vor allen Dingen, diese Dame thut uns leid. Sie muß sich sehr unglücklich fühlen. Denn etwa anzunehmen, daß sie bloß „so thue," weil es ihr gut steht, verbietet uns doch das unumstößliche Vertrauen auf alles, was so unpolitisch ist, Verse zu machen. Ihre Dichtung ist ein „nächtiges Elend." Ihr Herz kann nicht schlafen und weint. Die Dichterin sitzt auf dem Bettrand und beginnt zu singen, wie Mütter ihr krankes Kindlein zum Schlummer bringen:

Wer mich singen hört, muß weinen,
Vergißts sein Lebtag nicht.
Das sagte ein alter Bettler
Mit schauerndem Angesicht,
Und entfloh von meiner Thür,
Entfloh ...

Armes Kinderherz, das einem alten Bettler solchen Schauer einflößt, daß es entflieht! Säße an deinem Bettrand eine liebe, gute Mutter, dein „wildes, zerströmendes Schluchzen" wiche minder elenden Tönen. Die Dichterin ängstigt sich sogar für die armen Wesen, die uns möglicherweise unentstanden, unverstanden in einer vierten Dimension umschweben und ihre Unkörperlichkeit traurig empfinden. Sie hat viel von ihnen zu leiden, wie sie in den Strophen berichtet, die „Unbegriffnes" überschrieben sind, mit folgendem sehr begreiflichen Eingang:

Mein Geist war müd vom vielen Denken,
Vom langen Sichinsichselbstversenken [!],
Warf die Feder weg, trat aus dem Haus,
Wohin, war mir gleichgiltig, nur hinaus.

In der That, in diesen Gedichten wird unheimlich viel gedacht. So viel und so unheimlich, daß man mitunter fast versucht wäre, zu wünschen, die Dichterin möchte lieber erst dann dichten, wenn sie gedacht hat. Was denkt es nicht alles, das gute Mädchen „Sela," offenbar die „Seele," die mit des Psalmisten „Sela" beileibe nichts zu thun haben will! Dem lieben Ding ist „das Röckchen zu kurz geworden," so erklärt das erste Gedicht. Papa und Mama wollen ihr kein längeres anschaffen. Backfisch will sie nicht mehr

*) Gesammelte Gedichte. Stuttgart, Union. Zweite, vermehrte Auflage.

Digitized by Google

bleiben. Flugs läuft sie mit Rami, ihrem Herzallerliebsten in die weite Welt, um Studien in der vergleichenden Religionswissenschaft zu machen. Wer „Rami" ist, wissen wir nicht. Der Religionslehrer keinesfalls. Er stirbt an Entkräftung, und kein Glaube kann sie, die Entkräftete, darüber trösten, nur das Wort eines „alten — entkräfteten — Weisen ihres Stammes," das gleichwohl fett gedruckt ist:

Es flieht die Seele
In der Scheidung Stunde in den Busen
Des von ihr am meist geliebten Menschen.
Erdwärts ist ihr Himmel, und je treuer
Du des Toten denkst, um so viel höher
Sind die Wonnen seines Himmelreiches.

Und nun denkt Sela, denkt zum Hinwerden, ja zum „Zerschmettertwerden," um in ihrer Ausdrucksweise zu reden. Aber sie denkt an alles andre, nur nicht an ihren armen „Rami"; Rami müßte denn die Verkörperung von allem möglichen und noch einigem andern sein, ein Allerweltstausendsassa, vielleicht der Gedanke in höchsteigner Person. Sie denkt, wie es dem Cäsar zu Mute ist, wenn er die Luft verspürt, einmal inkognito über die Friedrichstraße zu gehen, was sicher sehr schwer möglich ist. Sie denkt, was sich Semiramis denkt, da sie einem unverheirateten jungen Manne einen einsamen Besuch macht, um ihn zu überzeugen, daß „das reine Weib der heiligen Sonne gleicht," der „goldnen Schwester von Semiramis." Ja sie denkt sogar, was „Jehovah" nicht denken kann, daß es denkbar ist: nämlich, daß einer ist, der da „ist wie er." Es ist natürlich ein junger Mann

von Antlitz schön gleich jenen,
Die frevler Stolz einst aus dem Himmel stürzte.
Geheimnisvoll verwirrenden Zauber strömt
Sein gleißend Schlangenauge auf die Geister.
Triumph ist seine Sprache.

Er stellt sich vor. „Ich heiße Wahn." Seine gesellschaftliche Stellung: „Welterhalter." Jehovah läßt sich die Belehrung gefallen, daß er bisher mit Unrecht gedacht hat, mehr zu sein als simpler „Weltschöpfer." Sela denkt eben weiter, als Jehovah denkt.

Es ist gar kein Wunder, daß eine junge Dame, die so viel denkt, auch viel „begreift." Sie „schaut die Gottheit, ehvor sie der Vernichtung sich vermählt, kraft unsers Glaubens Verheißung." Wem verheißt denn dieses Schauen unsers Glaubens Verheißung? Ach, das gehört ja nicht hierher. Also sie schaut, „verhüllt weinend sich bei jenem Anblick"

und
Die Sterbliche — begriff.

Was begriff sie denn? Hören wir ihre Mahnung:

Digitized by Google

O Kinder, seid gehorsam
Und gut, nur um des Guten willen, denn
Ich sage euch, kein Lohn harrt eurer [rer!!] dort.

Doch nicht immer wird es uns so leicht, zu sagen, was sie „begriff." Was z. B. die „Zweiflerin" begriff, als

Weiße Dämmerung
Lag auf der Erde,
Alles war unsichtbar
Und eingehüllt,
Wie in den Odem
Eines mächtigen Mundes [!]

das wissen wir nicht zu sagen. Sie sieht, wie „ein sinnender Mann »menschengestaltig« zertritt im Weiterwandeln das winzige Sternengewimmel, das seine strahlenden Ferse umdrängt."

Ein Schrei drang empor,
Das Weib sank
Auf seine Stirne
Und betete an
Und — begriff ...

Ei nun! Sie ist ja, wie wir schon wissen, in so engem Verkehr mit dem „Unbegriffnen." Sie wirds schon begreifen. Wir begreifen manches nicht in diesen Gedichten. Da ist z. B. eine Rechtfertigung, nein doch! eine Apotheose des Kindesmords, die uns nicht bloß juristisch unhaltbar dünkt. Was fiel dieser „Myrrha" ein, deren „kühn gewölbte Brust in sorgenloser Majestät hinatmet," obgleich ihr eben gebornes Kind „aus Mutterliebe — starb," was fiel diesem ionischen Mitgliede der Ibsengemeinde ein? Ihr Herr Gemahl trinkt einmal über den Durst, sie wittert einen ihr unsympathischen „Duft, der seinem Haar entströmt," und deshalb gleich Kinder morden, dem „Gesetz der Vererbung" gleich vorbeugen? Bitte, Gnädige, das ist doch stark! Trotz des mildernden Ibsenparagraphen (allgemeine Ideenverwirrung und Gefühlsverrohung aus krankhafter Affektation), das ist stark! Hier hören wir lieber auf, mit Ihnen zu empfinden. Sie scheinen uns ein wenig grausam zu sein. Nach einem andern Gedichte ist „Weibesschönheit" nur da, damit sie genossen und dann zerstört werde, und zwar gleich durchs Messer wie bei * * *

Er jauchzte weinend:
Götter Dank! Die Form ist euch gerettet!

Es ist ein wahres Glück, daß Sie dem weiblichen Geschlechte anzugehören scheinen. Bei einem Manne würde solch ein Gedicht in unsrer Zeit die schlimmsten Verdachtsgründe aufregen. Sie schildern auch die Vaterlandsliebe. Die kann nach Ihnen durch nichts ausgelöscht werden. „Da giebts nichts!" (S. 120). Sehr schön! Aber müssen Sie sich denn gerade diesen „Aurel" zum Exempel wählen, dem Sie erst die Augen ausstechen,

Digitized by Google

dann Arme und Beine abschneiden lassen, damit er sich als grauenhafter Stumpf aus der Verbannung ins Vaterland zurückwälze, wo ihm endlich „des Königs heilige Majestät" in „brünstiger" Anerkennung den Kopf abschlägt? Sie schildern das Gattenglück eines Künstlerpaares — „sie waren Kinder" —, das nach Jahresfrist verhungert. Und dabei war die Magd auch noch so eine schlechte Person, immer „listig lächelnd" ihr Marktgeld zu verlangen, während die Frau Kunstmalerin bei ihrem Gemahl „im mattgedämpften Purpurlicht plaudernd und phantasirend" saß. Die Magd scheint mir nicht so grausam. Warum kümmert sich die Frau nicht um ihre Wirtschaft? Warum „schafft sich" Clemens gleich „ein reizend Atelier" mit Purpurlicht und wohnt nicht lieber einige Zeit etwas einfacher? Warum zeichnet er nicht einige Zeit Illustrationen, bis er „Böcklin" wird? Nein, das „Kind" ist zu vornehm, und Clemens porträtirt nicht einmal, er hält schon das für unter seiner Würde. Wir hatten bisher angenommen, daß es einen solchen Kind—lichen Künstler, der unter solchen Umständen heiratet, gar nicht gebe. Daß Sie uns mit ihm bekannt machen, noch dazu als mit einem Mustergatten, halten wir für grausam.

Sappho hatte den Vorzug, keine modernen „Revuen" zu lesen, sie blieb verschont von Litteraturgeschichtsfimpelei, zu ihrer Zeit gab es keine Zeitungen. Sappho hatte also unstreitbar im „Milieu" viel vor Maria Janitschek voraus. Aber selbst fin du siècle in Berlin, München, Stuttgart oder Leipzig würde es Sappho vorziehen, nicht Maria Janitschek zu sein. Sie würde sich zu gut fühlen, bloß so ein Zeichen der Zeit zu sein, wo „die Frauen dichten." Sie würde dieses fieberhafte Sichemporarbeiten zu verrückten und verzweifelten Ideen als traurig, ja als unheimlich empfinden. Sie würde milde lächeln, wenn diese „wahnsinnhaftige" Geistesüberhitzung mit einemmale durch ein Wort aus dem Salon, dem Toilettenzimmer, ja dem Tageblättchen unterbrochen wird. Sie würde Bildungen wie „ehvor," „reglos," „wahnsinnhaftig," „Greisheit," „Bangnis" u. dgl. nicht überflüssig häufen. Aus ganz bestimmten Gründen nicht. Sie würde Eva nicht „ein Geschöpf mit langer, goldner Mähne" nennen, „weit schöner als des Leuen schlankes Weib, des Tigers buntgesprenkelte Genossin." Sie würde der Nacht zu viel Ehrfurcht oder Grauen, vornehmlich zu viel Anschauungskraft entgegenbringen, als daß sie sie, unter welchen Umständen es auch sei, die „Hündin Gottes" nennen könnte. Nein, „da giebts nichts."

Ergreift uns bei dieser äußersten Erscheinungsform der dichtenden Frau in besonders starkem Maße das bange politische Gefühl, das wir in der Einleitung erörterten, so wird dies etwas gemildert durch eine poetische Bekanntschaft, wie die Heribertas von Poschinger.*) Sie hat aber offenbar Hin-

*) Lieder der Waldfrau. München, Alberts Separatkonto, 1893.

Digitized by Google

neigung zu dem Wesen ihrer „starkgeistigen" Schwester in Apoll. Auch sie fühlt sich nicht sonderlich wohl in diesem Jammerthal und giebt dem alsbald etwas unverhältnismäßigen Ausdruck. Das Bild vom Herzen als „krankem Kinde" kehrt hier bedeutsam für die Frauendichtung wieder (181). Die „Erkenntnis" (177), die sie sich aus dem Leben abgezogen hat, ist die denkbar finsterste. Sie beklagt das an ihrer Mutter Grab an ihrem Geburtstag (189). Sie kann es nicht ändern. Die Mutter wenigstens ist nicht schuld daran. Zwei rührende Blätter (153 f.) gelten diesem großen Verlust ihres Daseins. Die Beziehung auf freudlose, abgestorbne Einsamkeit kehrt mehrfach wieder, zuweilen rein in einem Bilde, wie in dem der Dichterin augenscheinlich vertrauten von dem im Rodeland vergessen stehen gebliebnen Eichbaum. Gedichte wie „Nirgends," „Am Kreuz" vervollständigen diese Bekenntnisse nach Seiten der Heimat und der Erlebnisse des Herzens:

Am Kreuz im Walde geh ich jetzt
Vorbei mit müden Schritten.
Ich hab für nichts zu danken mehr
Und nichts mehr zu erbitten.

Das liebende Weib mag immerhin am Kreuze flehen, ein treuloses Herz ihr wieder zuzuwenden. Muß sie denn deshalb aber gleich vom „Fluch der Liebe" sprechen, wenn es ihr versagt ward, und nun bloß noch eins vom Kreuz erflehen: „die Kraft zum Hasse" (105)? Das sind doch, so gestellt, nur billige frauenhafte Antithesen. Im ganzen versöhnt doch hier die Beschränkung auf den Gefühlsausdruck des eigensten Erlebens und das mitunter wohlgelungne Stimmungs- und Traumbild. Die Überschreitung dieser Grenzen ist glücklicherweise nicht häufig. Die Totenklagen um den unglücklichen Baiernkönig kann man dem Landeskinde wohl nachempfinden. Aber was sollen noch so gut gemeinte soziale Droh- und Mahnrufe, wenn sie in einem schiefen Bilde ausgedrückt sind, wie im „Almosen" (71), oder nichtssagend, wie in den „Philistern" (160), oder gar lächerlich, wie bei der in „der Christin Sohn" lediglich verliebten „Jüdin" (129)!

Um wie viel sonniger geben sich diese poetischen Lebensbilder bei Angelika von Hörmann,*) einer Dame, die freilich den Altersdurchschnitt der „Moderne" schon überschritten zu haben scheint; sie spricht wenigstens in einem „Rückblick" von „längst verrauschten Jugendtagen." Aber so gar lange kann es doch nicht her sein. Denn selten ist uns in letzter Zeit etwas gleich Frisches, Ursprüngliches, naiv Umfassendes begegnet, als diese lieblichen und anmutigen Lieder. Der Frau auf all ihren Lebensstufen, vom Kinde bis zur liebenden Jungfrau, von der jungen Mutter bis zur leiderprobten Matrone wüßte ich kein freundlicheres, vertrauteres poetisches Brevier als dies im besten

*) Neue Gedichte. Leipzig, Liebeskind, 1893.

Digitized by Google

Sinne frauenhafte Büchlein. Man hat doch sonst eine leise Scheu, wenn eine Frau ihre Liebesempfindung, zumal ihre glückliche Liebesempfindung ausspricht. Wer denkt da nicht an die weit lohnendere Sprache, die dem Frauenmunde dann zu Gebote steht! Wenn es aber so munter, wechselvoll und in sich selbst vergnügt zum Ausdruck kommt, wie in diesen „Mädchenliedern," so kann es selbst den verbissensten Misogyn mit fortreißen. Man schlage auf, wo man will:

Was ihm an mir gefallen mag?
Zur Kammer schleich ich oft im Tag,
Schieb vor die Thür den Riegel
Und schau in meinen Spiegel.

Warum erwählt er nicht die Ros'?
Bin eine schlichte Blume bloß,
Und nimmer wills mir glücken,
Mich also hold zu schmücken.

Doch eine Zier ist mein fürwahr!
Die Schönste wär ich aus der Schar,
Stünd all mein treues Lieben
Im Antlitz mir geschrieben.

Seit du mein Liebster worden,
Bin ich der Sorgen bar,
Ins Buch des Herzens schreib ich
Ein seliges Neujahr.
In hoher Lust erglüht mein Sinn,
Stolz meine Blicke gleiten,
Mir ist, als sollt ich schreiten
Gleich einer Königin.

Wie fröhlich kann ich schaffen,
So lang die Sonne blinkt!
Wie süß im Schatten ruhen,
Wenn spät sie niedersinkt!
Und schließt mein müdes Aug sich sacht:
Das Kindlein in der Wiegen
Kann nicht so wohlig liegen,
Als ich die ganze Nacht.

Das sind bekannte Klänge. Doch wem erfreuen sie nicht aufs neue das Herz! Wie klingt das leicht und frei heraus, welcher Musiker hört es nicht sofort in Tönen? Was persönlich daran so gewinnt, das ist die durch das ganze Buch verbreitete Gewähr von dem fröhlichen Walten und Schaffen der Dichterin als Frau. Sie spinnt nicht eitel litterarische Fortschrittsfäden, sie grübelt nicht unnütz über halb erfaßten Ideen, sie giebt sich nicht müßig tausend Schmerzen hin. Nein, sie regt ihre Hände, und überall begleitet uns durch diese freundlichen Aufzeichnungen das Bild eines wackern, geschäftigen Geistes. Auch sie hat wohl ihren Jugendroman gehabt, der nicht so ausging wie die in der

Digitized by Google

Gartenlaube. Aber sie schreibt still das Gelöbnis der Versöhnung mit den Mächten des Schicksals mit einem Kusse auf die Wangen ihres Kindes. Auch der tiefste Schmerz der Mutter bleibt ihr nicht erspart. Sie begräbt ihr Kind und „inmitten heitrer Tage, wenn die Lust aufschäumt in Wogen," fliegt ihr ein Schatten an, mahnt sie der Ton aus ferner Zeit, faßt sie „einsam in dem frohen Schwarme Sehnsucht nach der Stimme, nach dem Druck der kleinen Arme." Aber sie fühlt auch den Heroismus der Mutter, die ihr Kind freudig dem Kampfe gegen alle finstern Mächte des Lebens weiht und den Sohn lieber tot als feig sähe. Was sie sich freilich unter diesem Kampfe vorstellt, erschöpft ihn wenig in seiner unendlichen Vielgestaltigkeit. „Daß um die kleinste der Sekunden du nicht verziehst den Gang der Zeitenuhr!" Damit ist der Welt wenig gedient, die doch allzeit nur zu gut weiß, was die Glocke geschlagen hat und schließlich froh ist, wenn die ersehnte nächste Stunde nicht schlechter abläuft als die vergangne. An solchen Punkten zeigen überhaupt unsre Dichterinnen, die frauenhaften und — die andern, sehr deutlich die Grenze, wo die weibliche Natur aufhört, den Mann auf seinen Geisteswegen zu begleiten. Eine Erscheinung, die hier so sicher ihren Standpunkt wählt und so angemessen auch über ihren Bezirk hinaus zu vertreten weiß, wie die schwäbische Dichterin Isolde Krug, ist sehr selten. Doch selbst die Allgemeinheiten, der minder bestimmte, dafür aber um so vollere Ausdruck in der Aussprache solcher Gefühle stehen der Mutter schön, die den Sohn statt ihrer in den Lebenskampf schickt.

Die Heimat der Dichterin ist Tirol. Neben der von Jahrhunderten her dort heimischen frischen Sangesfreudigkeit ist auch die Wehr gegen den „Zwang der Kutte" dort zu Hause, die hier so mild und klar wie möglich zum Ausdruck kommt in der Anrede an die beiden Mönche, den alten und den jungen, „auf Kloster Gauenstein":

Dir ward der Friede, denn du hast gelebt,
Weit hinter dir liegt Erdenleid und Wonne:
Von keinem Wunsch die müde Brust durchbebt,
Harrst du des Niedergangs der Lebenssonne.

Du aber, Jüngling, in der Kutte Zwang,
Mit finstrer Brau' und herb geschlossnem Munde,
Der du am Kreuzbild kniest in heißem Drang,
Zu flüchten vor dem Sturm im Herzensgrunde —

Du schüttle kühn von dir das härene Kleid,
Zu kräftiger That den schlaffen Arm zu stählen;
Nicht Ruh ists, die von Schmerz und Groll befreit,
Nur Arbeit ist Arznei für wunde Seelen.

Gelegentlich geht die Unterordnung dieser arbeitsfrohen Natur unter die Riesenmaschinerie unsrer Gesellschaft, wo sie sich „unmerkbar fast die kleinste Schraube" zu sein bescheidet, ein wenig zu weit. Wir folgen ihr lieber durch

Digitized by Google

Haus und Straße, ins Gesellschafts- und Krankenzimmer, wo sie in Weltgewühl und Einsamkeit stets ganz und stets nur sie selbst ist, mit hellem Auge die Mißstände des Lebens erfassend und mit gütigem Herzen einfältig schlichtend. Gern denken wir uns solche Geister als ihre Berater und Tröster, wie sie hier in dankbaren Strophen als wahre Genien dieser weiblichen Dichtung gepriesen werden, Walther, Händel, Goethe.

Neben Angelika von Hörmann steht Alberta von Puttkamer*) wie die Dame der großen Welt neben der schlichten Hausfrau. Wenn man den Gegensatz von Kunst- und Naturpoesie, der freilich wie die meisten Unterscheidungen immer etwas schiefes hat, hier anwenden wollte, so wäre Frau Alberta die Kunstdichterin. Sie hat sich ein weltmännisches Motto des Platonischen, besser des Xenophontischen Sokrates ausgelesen: „Sprich, damit ich dich sehe." Sie zeigt eine hohe Bildung. Quintilian, Tasso, Alfred de Musset, St. Beuve, Taine sind ihre Gewährsmänner. Sie besingt Sapphos Liebesleid in der sapphischen Odenform und giebt über zwei Gedichten das Maß der Alcäischen Strophe mit allen Licenzen trotz einem antiken Metriker. Überschriften wie „Fisdur," „Nocturno," „Herbstakkord" weisen auf die Musikbeflissene hin. Solche Bildung giebt sich weder aufdringlich, noch verworren, noch gar überspannt. Was die Dichterin vorbringt, ist durchdacht, klar, korrekt. Die Frau von Geist gewinnt ja dadurch, aber die Dichterin büßt doch gelegentlich etwas an Wirkung ein. Verse wie die mit der Aufschrift „Dennoch pessimistisch" und „Idealismus und Realismus" berühren selbst unter der epigrammatischen Rubrik mehr wie gereimte Debatte. Auch in historischen Gedichten, in der Schilderung erinnern Wendungen wie „Das Rom des Nero," Stereotypen wie der „wilde Tag" (zweimal hinter einander S. 11 und 13) an Vortrag und Essay. Unter dieser Einschränkung aber besitzt die Dichterin die Kunst, lebhaft, ja glänzend zu schildern und dabei durch energische Rhythmik und tönende Worte zu erregen. Da ihr Weltgeschichte und Weltlitteratur geläufig sind, so fehlt es ihr nicht an bedeutenden Vorwürfen, unter denen uns der am längsten ausgesponnene „Nero weint" (nämlich über den Heldenmut einer christlichen Märtyrerin, die sich vor seiner Liebe unter die Bestien des Zirkus rettet) freilich am wenigsten die Kosten der poetischen Ausgestaltung zu decken scheint. Die Heilslegende selbst gewährt ihrem christlichen Sinne reinere und reichere Motive, und hier bietet sich ihr ein schön gewendetes Symbol wie „Jesus am Dornbusch." Das Parabolisch-Lehrhafte ist natürlich die hervorstechende Seite ihrer Poesie. Sie findet ihren Ausdruck in tiefsinnigen, wenn auch gelegentlich (wie im „Mysterium") etwas weitläufigen „Gesängen." Auch das Kinder- und Hausmärchen, wie die landschaftliche (elsässische) Sage weiß sie in diesem Sinne zu wenden. Daneben

*) Akkorde und Gesänge. Straßburg, Heitz, o. J.

Digitized by Google

verraten „Reiterlieder," bei denen uns aber der Ausdruck der Liebesempfindung in der Maske des Mannes wie durchweg in solchen Fällen stört, sowie sehr leidenschaftlich gehaltne Liebeslieder, daß auch hier die Ruhe dem Sturm abzuringen war. Ein sehr hübsches Gedenkblatt der Liebe aus der Zeit, „da einst die Post fuhr," wird besonders gefallen. Das patriotische Empfinden, auf das wohl schon der Name der Dichterin schließen läßt, sammelt sich besonders zu einer Vision am Kaisersarge im Dom zur „Idenzeit des März."

Eine preußische Dichterin ganz besondrer Art stellen uns drei Berliner Schriftsteller, Herman Grimm, Erich Schmidt und Ernst von Wildenbruch, in dem poetischen Nachlaß der mit dem litterarischen Berlin durch ein Jahrhundert eng verwachsenen Frau von Olfers*) vor. Hedwig von Olfers war die Tochter eines der poetischen Weckrufer der Freiheitskriege, des Staatsrats F. A. von Stägemann. Sie war mit dem Jahrhundert geboren und einundneunzig Jahre alt geworden. Sie, die schon lebte, als das Berliner Pflaster am Gendarmenmarkte durch Schillers Heldenschritt geweiht wurde, die schon mitempfindend die schmerzensreiche preußische Königin in die Verbannung begleitet hatte, die Heinrich von Kleists Freundin und die „schöne Müllerin" der Schubertschen „Müllerlieder" gewesen war, sie wandelte noch zwanzig Jahre durch das Berlin des neuen Reichs, dieser wundersamen Erfüllung der mit ihrem Leben verwobnen Ideale. Ob nach allen Richtungen so mitlebend und mitgehend, wie die Nachrufe der genannten drei Vorredner versichern, erscheint nach dem durchgehenden Charakter und einzelnen durch alle Milde und Ruhe durchbrechenden Schattirungen der wenigen, meist Familien- und Freundschaftszwecken dienenden Gedichte zweifelhaft. Sie sind wirklich recht und herzlich „unmodern." Ein Mitglied der „Ibsengemeinde," der „freien Bühne" ist diese Frau nicht gewesen, für deren Genüsse hätte sie das „Verständnis" und die „Reife" niemals erlangt, und wenn sie auch nochmals hundert Jahre alt geworden wäre. Ehrwürdige Frau, die uns den Hauch großer Geister und reiner Menschen herüberträgt in die Tage des Kleinen und Gemeinen, da so wie niemals „das Knabenvolk Herr der Bahn ist!" Sie blieb stark im Großen und im Rechten, in der Liebe zu all ihren Lieben, ihrem König, ihrem erlösenden Gotte, unbesorgt, daß diese Sinnesweise etwa allzu verbreitet und trivial werden möchte. Sie vermaß sich nicht und blähte sich nicht auf, wie dies Froschgeschlecht, das einem mit unendlichem, abscheulichem Gequake heute den Kopf erfüllt. In ihrer schlichten Bescheidenheit wirkt sie groß, und ihre wenigen Laute erfreuen das Herz. Sie warf die Welt nicht prahlerisch weg, und gerade weil sie das Höhere suchte, verschönte sie mit liebendem, aufmerkendem Blick die Räume, in denen wir keine bleibende Statt haben. Mit frommem Schalksinn beichtet das Schlußwort:

*) Gedichte. Berlin, Hertz, 1892.

Digitized by Google

Wollest mir, mein Gott, vergeben,
Meiner irdisch schwachen Art,
Daß, verliebt in dieses Leben,
Ich gefeiert Himmelfahrt.

„Treibe die Natur mit der Mistgabel aus, sie wird doch immer wiederkehren!" So sagt jener alte Römer, und auch unsre dichtenden Frauen strafen ihn nicht Lügen. Dem Himmel sei Dank, die Frau bleibt Frau, auch wenn sie Stuart Mill und ähnliche männliche alte Jungfern gelesen hat, und weibliche Feldwebel ihr nun ihre neue Aufgabe in der Welt „vom ersten April dieses Jahres an" noch so oft vorschnarren. Selbst eine verhältnismäßig so unwichtige Weltaufgabe, wie das Dichten, löst die Frau am besten, wenn sie Frau bleibt. Das wird der Kenner der Menschen und der Dichtung aus der Vergleichung unsrer Proben wohl leicht herausfinden. Daß die guten unter den hier zusammengestellten ausschließlich auf die ältere Generation weisen, stimmte freilich herab. Aber man sollte meinen, gerade bei jüngern Frauen brauchte man nicht allzu besorgt zu sein, daß sie nicht schließlich doch wieder darauf verfallen, was auch in der Dichtung „schön steht." Freilich die Mode ist ein Tyrann. Sie tragen Kutscherkragen und dichten „modern" für die freie Bühne. Das fällt unter denselben Gesichtspunkt. Manche giebts doch, die nicht mitmachen, auch nicht mitdichten, weder „modern" noch unmodern, weder schlecht noch gut. O, es giebt auch noch solche! Aber das ist alles nicht so wichtig, wie eben der Umstand, daß sie dichten, daß sie in unserm Jahrhundert gar so viel dichten!

Wie ernst die Frauen die Liebe nehmen! würde unser Politiker auch nach Besichtigung unsrer kleinen Galerie dichtender Frauen ausrufen. Vorausgesetzt, daß ihn die wichtige Frage, ob ihn Herr Faselmeier oder Herr Quatschhuber sichrer in den Hafen der irdischen Glückseligkeit bugsire, Zeit für solchen Schnickschnack läßt. Nicht gleich von Schnickschnack reden, lieber Freund! Diese Frauen da nehmen etwas ernst, was historisch-philosophisch-juristisch-nationalökonomisch die allerwichtigste und ernsteste Sache ist, viel wichtiger und ernster als alle Theorien und Praktiken aller Herren Faselmeier und Quatschhuber zusammengenommen vom Anfang der Weltgeschichte bis auf unsre Herren Parlamentarier. Diese Frauen klammern sich an etwas und halten es krampfhaft fest, wovon die Welt nicht bloß gespeist, getränkt, gekleidet und — unterhalten wird, sondern was sogar verhindert, daß sie nicht jeden Augenblick in die Luft fliegt: ein Urfluidum, eine Zentralkraft, nenne es so modern, wie du willst, eine Wärmequelle, von der nicht zu befürchten ist, daß sie sich jemals aufbraucht, ein Grundkapital, das schwerlich durch übergroße Vermehrung oder Anhäufung in den Händen einzelner lästig zu fallen Gefahr läuft. Diese Frauen, lieber Freund, sind am Ende viel politischer als du. Nur weil heutzutage die Männer so viel Unfug treiben, dichten so viel Frauen. Denn wenn

Digitized by Google

die Männer heutzutage noch „dichten,“ ſo wird es gewöhnlich gar der allergreulichſte Unfug. Mißverſtehe mich nicht: ich verlange nicht, daß du nun ſofort dichteſt. Das ſei ferne. Dein Talent in allen Ehren, denn zum Dichten hat ja jeder das Talent; doch damit wäre dem Unfug vorläufig nicht geſteuert. Nein, ſieh dich bloß einmal ein bischen um, ſtatt immer die Naſe über der Zeitung oder dem Stammtiſch zu haben. Laß einmal deine Verſammlungen, mit allem, was für deine ehrenwerte Leiblichkeit dabei in Ausſicht ſteht, ein wenig beiſeite und bekümmere dich ein wenig mehr um all den Schnickſchnack, der in ungleichmäßigen Zeilen gedruckt wird und hinten ſo geſpaßig gleich klingt. Überlege dir das Zeug einmal ſo nebenbei in einer überflüſſigen Minute, deren ja auch du bei deiner koſtbaren Zeit haſt, und ſtecke nicht immer gleich die Importirte gedankenvoll ins Spundloch deiner politiſchen Beredſamkeit, wenn ſie einmal verſiegt. Berückſichtige das Zeug ein wenig, wenn du in dem Falle biſt, eine Frau, einen Lehrling, einen ſimpeln Arbeiter zu nehmen, oder da du, wie vorauszuſetzen, Familienvater biſt, wenn du aus Werkſtatt, Komptoir und Büreau nach Hauſe zu Frau und Kindern kommſt. Befürchte nicht, daß dein erhabnes Beiſpiel gleich allzu anſteckend wirken könnte. Verſuche es rein für dich und laß es rein darauf ankommen, daß der und jener es auch verſucht. Aber ernſthaft, andauernd, denn es handelt ſich um eine ernſte politiſche Thätigkeit! Ich ſage dir, Freund, nur tauſend wie du in jedem Wahlbezirk über alle Stände verbreitet, und es wird euch erträglicher gehen; ihr könnt eure Herren Quatſchhuber und Faſelmeier nach Hauſe ſchicken und euch ſelber wählen laſſen. Dann werden auch die Frauen nicht mehr ſo viel dichten; was, wie bereits vorausgeſchickt, ſicherlich nicht geſund iſt, weder für die Frauen, noch für die Männer, die doch immer der Frauen Kinder bleiben, noch, was doch ſchließlich auch in Frage kommt, für die Dichtung ſelbſt.

München K B

Allerlei vom Reiſen

(Schluß)

Welches ſoll nun aber die Methode ſein? Nun, wir denken, darüber wird man ſich wohl einigen können. Als Grundſatz wird gewiß anerkannt werden, daß ſtufenweiſe vorgegangen werden müßte. Die Frage iſt nur, welches die erſten, welches die letzten Stufen ſein ſollen. Soll man die großen, leichtverſtändlichen Eindrücke zuerſt nehmen? dem Berner Oberlande den Schwarzwald

Digitized by Google

und schließlich die Lüneburger Heide folgen lassen? Erst Rom und Venedig, dann Augsburg und Bamberg und schließlich die alten märkischen Städtchen? Nein, so gehts gewiß nicht, so wenig wie es geht, den Babies Gänseleberpastete und Mixed Pickles zu geben und dann allmählich zur Zwiebacksuppe herabzusteigen.

Versuchen wir also einmal den umgekehrten Weg. Eines freilich ist zuzugeben: ganz bei der Stange zu bleiben ist kaum möglich, dafür sorgen schon die Bade- und Vergnügungsreisen der Eltern, bei denen die Kinder mitgenommen werden müssen. Aber bei den selbständigen Ausflügen, Touren und Reisen der Knaben und jungen Leute ließe sich doch wohl eine Stufenfolge festhalten. Man fange damit an, daß man die Jungen etwa zum Käfer- und Schmetterlingsammeln hinausschickt in die Wälder, Wiesen und Felder der nächsten Umgebung der Heimatstadt. Die armen Tiere können einem ja leid thun, aber besser ist diese Art von Sammeln doch immer noch, als die Briefmarkensammelei, die rasch zum Schacher und zu allen Arten des Kleinbetrugs führt. Nur eins dulde man nicht: Vogeleier zu sammeln. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat selbst vor Zeiten eine schöne Eiersammlung besessen, mit manchem im Triumph erkletterten Falken- oder Reiherei, mit nächtlich auf heimlicher Kahnfahrt erkämpftem Schwanenei u. s. w. Aber was gäbe er drum, wenn all diese glorreichen Schülerabenteuer nicht gewesen wären, wenn er das Schreien des Hähers, der bis an die Stadt neben ihm herflog, als er ihm die Hälfte seines Nestes geleert hatte, das Wimmern des Singvögelchens, dem täglich das neu gelegte Ei genommen wurde, nicht mehr hörte! Also sobald es das Wetter erlaubt, täglich hinaus mit den Buben in die Natur, und wäre es selbst auf Kosten gewisser Schularbeiten, z. B. der aufgegebnen lateinischen Phrasen; die mögen am andern Morgen in den Zwischenstunden gelernt oder in Gottes Namen abgelesen werden — so ein bischen Kriegslist gegen Lehrplan und Philologenpedanterie verdirbt noch lange nicht den Charakter! Nichts übt so das Auge und die Beobachtungskunst, als das Insektensammeln; noch heute sehe ich jeden Eichenspinner an der Eiche, jeden Weidenbohrer an der Weide, wo tausende vorüberlaufen, habe noch immer meine Freude an jedem Quadratfuß Wald- und Wiesenboden mit allem, was darauf keimt und wächst und kreucht und fleucht, und bin außerdem der Meinung, daß, wenn ich auf Spaziergängen hundert kleine Freuden habe, wenn ich an Menschen, Gesichtern, Kleidern, Manieren fortwährend stillvergnügt Beobachtungen mache, wenn ich schöne Bilder ganz anders anzusehen glaube als viele andre, auch das im letzten Grunde aus jener eifrigen Sammelzeit herrühre. Ob bloße Botanik ebenso lehrreich sei, wage ich nicht zu entscheiden; jedenfalls tummelt man sich bei der Insektenjagd freier umher und gewinnt dabei ganz von selber auch ein Verhältnis zur Pflanzenwelt. Dann aber in den Ferien hinaus auf weitere Ausflüge! In die Mark (wobei Fon-

Digitized by Google

tanes Wanderungen zu lesen wären), in das herrliche Land der Buchenwälder und Seen, nach Mecklenburg, in die vielbespöttelte und doch so wunderbar stimmungsvolle Lüneburger Heide! Freilich, nicht allen wirds so wohl, mit der Ebene und den leichtwelligen Hügelgegenden beginnen zu können. Und doch ist hier, gerade hier das Land der höchsten Poesie, von hier aus begleitet sie uns am treuesten auf dem ganzen Lebenswege. Wie wären sonst gerade die Schleswig-Holsteiner Storm, Groth, Jensen so große Landschaftspoeten geworden, was hätte Ruysdael und Everdingen die tiefe landschaftliche Empfindung gegeben? Böcklins schönstes landschaftliches Stimmungsbild ist kein Bravourstück der schweizerischen Alpennatur, sondern das „Schweigen im Walde." Auf der Heide, im dämmernden Hochwald, am braunen Moor, da lenken keine prunkhaften Eindrücke von tiefern Stimmungen ab, da umweben schon den Knaben Tagessonnenschein und Abendschwermut mit unauslöschlicher Poesie, da führen Naturlaute, wie Waldesrauschen und Frühlingswind, Unken im Moor und Hundegebell aus fernen Gehöften seine Phantasie weit davon, und da lernt er — in den empfänglichsten Jahren — mit jener Sehnsucht empfinden, die ihn dann durch all sein Leben geleitet, und die nichts andres als eben die blaue Blume ist. Sie geleitet ihn auch noch, wenn ihn der Schauensdurst dann in die weniger heimliche Schönheit von Berg und Thal führt, daß er auch dort immer noch schöneres sieht, als der bloße Bewundrer der Kontraste und des Höhenprofils: das goldne Licht, womit die Sonne das Grün bergauf bergab durchflutet, die Farbenharmonien verdämmernder Ferne, den Zauber sonnendurchglühter (schattenloser, sagt der andre) Matten, die Großartigkeit wallender, kämpfender Nebel. Wie freute ich mich, als ich in Jensens „Schwarzwald" wiederfand, womit ich mich so oft im Gegensatz zu aller Welt befunden hatte! Gewiß ist es auch schön in dem dunkeln Dickicht gewaltiger Bergtannen mit ihrem würzigen Duft, aber tausendmal schöner als diese von Luftkurorten mit städtischen Sommerfrischlern um ihren besten Reiz gebrachten Waldeinsamkeiten ist doch der hohe südliche Schwarzwald, wo der Baumwuchs schwindet, wo sich die freie Halde mit ihrem sonnenheißen Kleide von Preißelbeere und Heidekraut dehnt, wo in der leichten Luft, im Fächeln des Bergwinds die Brust erst völlig aufgeht, und der Blick zu den krystallnen Zacken und Gletschern der Alpen und über das Silberband des Rheins hinweg zu dem duftumhüllten Mauerkamm der Vogesen schweift. Auch in Thüringen war mir immer das schönste der Marsch den uralten hohen Rennstieg entlang mit seinem weiten Ausblick über Thüringer- und Frankenland, mit seiner Waldeinsamkeit und seiner Jahrhunderte auslöschenden historischen Stimmung; selbst in Heidelberg war es der Blick über die Ebne, die weiten, glänzenden Schlingen des Neckars hinab, und darüber weg, dorthin, wo am silbernen Rhein der Dom von Speier die Erinnerung an die einstige Städteherrlichkeit weckt, und weiter hinüber zu den zackigen Bergen der Haardt, die das dunstige Licht des Tages

Digitized by Google

verhüllt, die sich aber unter der sinkenden Sonne in sattem Blau entschleiern. Kurz, immer die Weite, nicht die Enge des Gebirgs ist es, was dauernd erfreut. Die Freude an der Rheinebne und ihrer Schönheit haben wir in Baden und an der hessischen Bergstraße bei Eingebornen nirgends äußern, auch kaum zugeben hören und niemals Verständnis für die Sehnsucht gefunden, die über das weite Land dahin der scheidenden Sonne nach nach Westen zieht. Der Strom und die Ufer des Oberrheins von Basel bis Mainz sind terra incognita und werden geradezu als öde bezeichnet, vielleicht vermag nur der Niederdeutsche, der auch hier an die Poesie der geheimnisvollen Waldbäche und libellenumschwirrten Wiesenflußufer seiner Heimat zurückdenkt, ihnen eine gewisse Stimmung zu entlocken. So erwecken sie denn auch kein besondres Interesse für die Ebene zwischen Schwarzwald und Vogesen, Odenwald und Haardt. Überhaupt sind die scheinbar reicher von der Natur bedachten Gegenden in manchem, was zu dem schönsten gehört, gar arm: die schwirrende Menge der Schmetterlinge über Wiese und Kleefeld und am Waldesrand, das possirliche Durcheinander von tausenderlei Wassergetier in Seen und Bächen, die Mannichfaltigkeit der Vogelstimmen in Wald und Busch sind viel mehr Niederdeutschland als den Gegenden der deutschen Mittelgebirge und Hochebnen eigen.

Drum nochmals: zuerst in die Ebne mit den Jungen! Laßt sie sich das schöne nur suchen, sie finden es schon in jenen eigentümlichen drangerfüllten Jahren. Und viel herrlicher noch schwebt ihnen dann das noch Unbekannte vor: Gebirge, Burgen, historische Städte. Laßt sie sich immer das eindrucksvollere aufheben, laßt sie nicht springen und fliegen, sondern schreiten. Den ersten Touren in der Heimat mögen dann, je nach der Erreichbarkeit, Ausflüge folgen nach Rügen, nach den westfälischen Waldgebirgen, an den Rhein, in den Harz und den Thüringerwald, in die sächsische oder die fränkische Schweiz, in die rauhe Alp und an den Bodensee, in den Schwarzwald und in die Vogesen; den Odenwald, die Pfälzer Haardt, die Rhön und die Eifel nicht zu vergessen. Schön ists überall, das Sehenkönnen, das Stimmungfinden, das Gegendverstehen soll es ja thun, das ist es, was wir erwecken und bewahren helfen möchten. Daneben her mögen dann die Städte gehen. Die von historischer Berühmtheit brauchen wir nicht erst anzupreisen: wir denken da an Augsburg, Würzburg, Bamberg, Rothenburg, Nürnberg und Regensburg, an Prag, in den rheinischen Landen an Straßburg, Speier und Worms, Aachen und Köln, an Limburg und Marburg, an Goslar, Braunschweig und Hildesheim, oder Lübeck, Rostock, Stralsund und — wer dahin kommt — Danzig. Dagegen auf ein paar wahre Perlen alten Städtetums möchten wir doch nachdrücklich aufmerksam machen, wir meinen die Städtchen am östlichen Vogesenfuße, insbesondre Rappoltsweiler, Kayserberg, Reichenweier, dann die am württembergischen Neckar von Besigheim bis Rottweil hinauf, ferner Überlingen, ferner fast all die alten kleinen Städte in den altbairischen und den bairisch

Digitized by Google

gewordnen ehemaligen Stiftslanden, namentlich die in den Gegenden der fränkischen Saale, ferner das thüringische Saalfeld, und vor allen Soest, die einst so mächtige Stadt, die jetzt viel zu klein in ihrer alten Umwallung und Befestigung liegt, sodaß diese jetzt auch Wiesen und große Gärten mit umschließt. Dann noch eine Gruppe, die aber erst später daran kommen sollte, die Städte der romanischen Schweiz von Freiburg und Yverdon bis an den Genfer See hinab, bis zu dem ragenden, prächtigen Lausanne.

Dann erst, wenn der junge Mann sein Deutschland kennt und die verschiedne Art und Sprache der Bewohner in Nord und Süd, dann gebe man ihm, dem für das Neue und seine logische Verwertung nun reif gewordnen, die Schweiz frei, wo er dann auch, wenn es angeht, den Jura nicht vernachlässigen möge, mit seiner eigentümlichen Flora, mit seinem wunderbaren Münsterthal (Val de Moutier) und dem Blick vom Weißenstein über das uralte Solothurn hinweg auf Ebne, Flüsse, Seen und Alpen, lasse ihn die verschiednen Eidgenossen kennen lernen, die halb verwelschten Mäglins und Fräßlis zu Basel, die stattlichen Berner, die respektabeln Bürger in der altberühmten Stadt Zwinglis, Lavaters, Gottfried Kellers und C. F. Meyers, und die Nachfahren des berühmtesten aller deutschen Klöster, St. Gallens; lasse ihn die Spitzen der Hochalpen erklimmen und die Augen weiden an den erhabnen Fernsichten, deren Großartigkeit ihn nun nicht mehr verwirren und für stillere Schönheit unempfänglich machen, sondern wirklich und ohne Schaden reicher machen wird. Oder statt der Schweiz Tirol und das Salzburgerland. Dann erst lasse man ihn in das volle andersprachige Ausland, nach Genf und Savoyen, nach Paris ziehen, das dem durchgebildeten und den nötigen Halt besitzenden jungen Manne so viel herrliches bietet, wo ihn draußen an der Seine oder auf den Höhen zwischen St. Cloud und Versailles auch die Erinnerung an deutsche Landschaft anheimeln wird, und endlich lasse man ihn in das Wunderland Italien und in das Land der Troubadoure, in die Thäler der Provence pilgern. Denn wer in Deutschland auf mannichfacher Wanderfahrt gelernt hat, sich in andrer Leute und Länder Art zu schicken, statt ungeschickt und unbildsam aufzufallen und anzustoßen, der wird auch heute noch unbehelligt durch die Provinzen Frankreichs wandern, obwohl diese ja den Deutschen weit weniger gewohnt sind, als Paris selber, und die Leute dort etwas mißtrauischer sind. Und ebenso wird er nun auch in Italien nicht mehr mit der einzigen rohen Unterscheidung von deutsch und italienisch dastehen, nicht mehr zwischen Verwundern und Nörgeln hin- und herschwanken, sondern die Leute richtig nehmen, alte, neuere und moderne Sehenswürdigkeiten klassifiziren und in ihrem Wert abschätzen, auch von der italienischen Natur nicht enttäuscht sein, sondern das charakteristische herausfinden und verstehen und die italienische Berglandschaft nach dem deutschen Waldgebirge in ihrer feinern Plastik und Farbenstimmung zu würdigen wissen.

Digitized by Google

Endlich noch ein Wort über Museen und Bilder. Kein Mensch wird behaupten wollen, in Berlin, Dresden, München verständen die kleinen Leute mehr von Kunst als anderswo in Deutschland. Und doch haben diese die schönsten Galerien in ihren Städten stehen und laufen Sonntags auch drin herum, freilich mit sonderbar bedrückten Gesichtern; denn die Menge des Gebotnen hilft zunächst gar nichts, ja sie ist für den Beginn geradezu schädlich. Nein, in das Verständnis dringt man viel eher ein, wenn einem die Sehnsucht, der Hunger zu sehen, dazu hilft, wenn man damit anfangen muß, an ein paar Photographien oder Stichen und vielleicht ein paar vereinzelten Bildern zweiten und dritten Ranges zu studiren, und wenn dann erst, nach der Entbehrung, den entzückten Augen sich die erhabnen Meisterwerke der Kunst nach und nach enthüllen; dann wird dem langen Bemühen und Sehnen auch das Verständnis zum Lohne. Wir meinen hier natürlich die große italienische und daneben die ältere deutsche Kunst. Mit den Niederländern kann sich schon der Gymnasiast befreunden, bald auch mit den Flandrern, er kann auch schon den Abscheu vor Rubens verlieren; er wird gerade bei den Niederländern am ehesten davon abkommen, in allem nur schwer meßbare Stufen in der Erreichung einunddesselben Ideals zu sehen, wie das der Schüler so gern thut, vielmehr hier am sichersten merken, was der Maler gewollt hat, und daß nicht aller Maler Ziele gleich waren. Und so werden ihm Niederländer und Vlamen eine gute Vorschule für die Italiener sein. Und wenn man für deren Bekanntschaft einen Fingerzeig geben darf, so wären wir bei dem Eindringen in die italienische Renaissance für die Methode des „Geschichtsunterrichts von hinten," nur dürften die Führer keine Kadettenlehrer sein. Mit Cimabue und Giotto als Anfangsgründen und Guido Reni und Domenichino als Endpunkten des Verständnisses ist es nichts; nein, man fange mit den Thunmännern des siebzehnten Jahrhunderts an, und wenn es Albani wäre, und dann über Veronese und Tizian aufwärts zu Raffaels Größe und Lieblichkeit und dann zu Lionardo, jetzt auch zu Michelangelo und Signorelli, zu Mantegna, und so immer weiter zurück; und ebenso in der Skulptur. Wenn man mit Rossellino und Verrocchio oder mit der Brancaccikapelle gut Freund geworden ist, dann findet sich das Wiederabwärtssteigen, das Verständnis der „geschichtlichen Kunstentwicklung" ganz von selber dazu. Dem, der so weit ist, gehen dann auch in alter deutscher und in altvlämischer oder, wie man sie nennen sollte, burgundischer Kunst Genüsse auf, die den meisten zeitlebens verschlossen bleiben. Wir fänden also einen Reiseplan für Kunst und Museen wie den folgenden gar nicht schlecht: zuerst studieren nach Springers Textbuch und daneben nach den dazu gehörigen Bilderbogen oder, wenn mans haben kann, nach Photographien; nach Dohmes Kunst und Künstlern, und zumal nach Burckhardt, oder wenns auf die mangelnde Befriedigung, auf den verbleibenden Hunger ankommen soll, nur immerzu nach Lübke. Dann mache man

Digitized by Google

sich auf in kleine tüchtige Galerien nach Art der Schweriner oder der Karlsruher, dann nach Braunschweig, nach Kassel, dann in die von Berlin und Dresden, in die alte Pinakothek und den Louvre, und nun erst mögen Mailand, Florenz, Rom, Neapel, Venedig folgen und die kleinern Sammlungen Italiens, wo der Besucher nun förmlich schwelgen wird in den Freuden des Entdeckers, nun in die Kirchen, und schließlich in Deutschland noch einmal überall hin, jetzt zu den Meistern, und vor allem auf die große Wallfahrt nach Kolmar und Köln.

Bei unsern Studenten, die von einer süddeutschen Universität im August nach dem Norden heimkehren, ist jetzt eine ganze Badetour Mode geworden, etwa: Wiesbaden, Homburg, Ems u. s. w. Das finden wir recht überflüssig. Nebenbei einmal in eins davon hineinsehen, das genügt doch vollständig. Und da raten wir, wenns sich gerade bequem macht, immer noch am meisten zu Baden-Baden; dort hat man alles beisammen, schöne Anlagen, Eleganz, Luxus, internationales Treiben, und doch nicht bloß die Öde davon, sondern zugleich die herrlichste Natur, den prächtigen Blick vom alten Schloß und der ragenden Burg Alteberstein, wilde Felspartien und träumenden Tannenforst, und in der lieblichen Gartenstadt selbst, wo es immer noch möglich ist, sich behaglich und billig einzurichten, an warmen, blütenduftenden Frühlings- und Sommerabenden die wunderbare festliche Ruhestimmung, die durch Hölderlins „Nacht“ klingt:

Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten; vielleicht daß
Dort ein Liebender spielt, oder ein einsamer Mann
Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und die Brunnen,
Immerquillend und frisch, rauschen am duftenden Beet,
Still in dämmriger Luft ertönen geläutete Glocken,
Und der Stunden gedenk, rufet ein Wächter die Zahl.
Jetzt auch kommet ein Wehn und regt die Gipfel des Hains auf.
Sieh! und das Ebenbild unserer Erde, der Mond,
Kommet geheim nun auch, die Schwärmerische, die Nacht, kommt;
Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns
Glänzt die Erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen,
Über Gebirgeshöhn traurig und prächtig herauf.

Aber die schönste Jahreszeit ist es doch, wann der Frühling auf die Berge steigt! Höchstens Heidelberg und der Rheingau kommen diesem Frühling Baden-Badens gleich. Überhaupt, wie viel schöner ist es, das Erwachen der Natur von dem ersten Schwellen der Blattknospen und von dem ersten taumelnden Citronenfalter an Tag für Tag mitzuleben, als, wie es jetzt Mode ist, im März und April nach Italien zu gehen. Schön ist es dort ja auch, aber doch kein rechter Frühling.

Frühling am Rhein, August an der See, September im Gebirge, Oktober in Italien, das wäre unser Programm. Aber wer kanns? Der Leser meint ohnedies am Ende, wir müßten ein rechtes Tagediebleben geführt haben, wenn

Digitized by Google

wir so viel Zeit für ein „intensives" Kennenlernen Deutschlands gehabt haben, daß wir uns getrauen, zwischen der Westgrenze und dem mitteleuropäischen Zeitmeridian irgendwo vom Himmel zu fallen und sofort zu wissen, wo wir uns befinden.

Vielleicht dürfen wir dem Leser gelegentlich einmal etwas von der Technik und Ökonomie unsrer bescheidnen und doch so herrlichen Wanderfahrten erzählen. Stangensche Packetreisen und Gesellschaftsfahrten mit der Augusta Viktoria oder Kapitän Bade sind freilich nicht dabei.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das Börsengeheimnis. Zwei soeben bei Herm. Bayer in Leipzig erschienene Schriften versprechen dieses verschleierte Bild von Sais endlich einmal zu enthüllen, jedoch mit dem Geständnis, daß es eigentlich nur ein Zipfel des Schleiers sei, den sie aufgehoben haben, und daß sich der Unhold selbst dem Griff der tastenden Hände immer noch zu entziehen verstehe. Die eine der Schriften heißt: Das Geheimnis der Börsenkurse und die Volksausraubung durch die internationale Börsenzunft. Von Dr. F. Kolk; die andre: Der Geheimbund der Börse. Von Arw. Solano. Ob es den Verfassern wirklich gelungen ist, die „Zeichenschrift" zu entziffern, die den Eingeweihten durch die Kursbewegung einer Woche über die zu erwartenden Kursbewegungen spätrer Wochen unterrichten soll, müssen wir den Börsenkundigen zu entscheiden überlassen; jedenfalls würden Solanos schöne Kurven überzeugender wirken, wenn er eine Million vorweisen und sagen könnte: „Seht mal, die habe ich nun mit meinem Schlüssel den schlauen Kunden abgeknöpft!" Im allgemeinen bemerken wir solchen Versuchen gegenüber folgendes. Daß die Börsengewaltigen aller Länder mit einander in Verbindung stehen, ist richtig; doch handeln sie nicht immer im Einvernehmen mit einander, sondern zuweilen bekämpft eine Gruppe die andre. Daß sie die Kurse machen, und daß das Publikum unter allen Umständen von ihnen gerupft wird, mögen sie auch einander gegenseitig einmal in den Haaren liegen, ist ebenfalls richtig. Aber so einfach liegt die Sache doch nicht, daß, wenn man nur die Mitglieder des Bundes in flagranti ertappen, dingfest machen und ausrotten könnte, damit der Börsenschwindel, das Börsenspiel und die Volksausbeutung durch das Geldkapital ein- für allemal beseitigt sein würden. So lange es Juden giebt, sind diese natürlich, als geborne Geldleute, die nächsten dabei. Aber fehlt es an Juden, so benutzen christliche Arier die Gelegenheit mit nicht geringerm Eifer; vielleicht nicht in so geräuschloser Weise, dafür aber mit desto unverschämterer Roheit, wie die amerikanischen Börsenkönige und die russischen Mirfresser beweisen. Das moderne Staatsschuldenwesen schafft die eine, das Aktienwesen die andre Gelegenheit zur Volksausbeutung. Wer am Sammelbecken so ungeheurer flüssiger Geldmassen sitzt, wie sie mit jenen beiden Hebeln zusammengepumpt werden, der schöpft eben, er mag Jude oder Christ sein; und wo Produktion und Konsum so weit von einander entfernt liegen wie bei allen auf Aktien gegründeten Unternehmungen, da läßt es sich gar nicht vermeiden, daß den Mittelspersonen ein unverhältnismäßig großer

Digitized by Google

Gewinn zufließt. Ähnlich verhält es sich mit dem Getreidehandel; will man der Börse ihren Gewinnanteil daran entziehen, dann bleibt nichts übrig, als diesen Handel wieder so einzurichten, wie er in alten Zeiten war, daß jede Stadt ihr Brotkorn auf dem Wochenmarkte von den umwohnenden Bauern kauft; dann muß also die Notwendigkeit, Getreide weithin zu verschicken, beseitigt werden, es darf keine großen Städte und keine Industriestaaten mehr geben. So lange diese vorhanden sind, so lange alljährlich hunderte von Millionen Hektolitern Getreide aus einem Lande ins andre verschickt werden müssen, kann kein Mensch daran denken, den großen Händlern und Maklern den Gewinn nachzurechnen, den sie dabei machen, und diesen, falls er einmal übermäßig groß ausfallen sollte, auf dem Wege der Gesetzgebung zu beschränken. Ein Volk, dem das Brot ausgegangen ist, kann nicht mit kaufen warten, bis die Obrigkeit den richtigen Preis auf den Pfennig berechnet haben wird, und der Großgrundbesitzer in einer städtearmen Gegend muß Gott danken, wenn ein Jude kommt, ihm seinen Weizen abzunehmen, oder wenn es ihm die Börse noch bequemer macht und ihn durchs Telephon erleichtert.

Wir halten auch die Ansicht Kolks für falsch, daß es das Haus Rothschild sei, das das letzte christliche Welthaus Baring Brothers gestürzt habe. Das argentinische Unternehmen war an sich selbst unhaltbar, denn es ist unmöglich, daß ein Völkchen von vier Millionen eine Schuld von fünf Milliarden verzinse; die Leute müßten ihren ganzen Arbeitsertrag hingeben und von der Luft leben. Wie sich große Bankiers in so kopflose Unternehmungen stürzen können, erklärt sich aus zwei Umständen. Erstens sind diese Herren zu einseitig mit Geldangelegenheiten beschäftigt, als daß sie die volkswirtschaftlichen Grundlagen des Geldmarktes klar im Auge behalten könnten. Zweitens ersticken, dank unserm verrückten Kapitalismus, dem wir übrigens von Herzen den baldigen Untergang wünschen, unsre Kapitalisten im Überfluß unverwendbarer Kapitalien, und da es ihnen auf die Dauer langweilig wird, ihr Geld immer bloß gegen zwei Prozent in der Bank liegen zu lassen, so sind sie stets bereit, um der Aussicht höherer Verzinsung willen ein paar Millionen zu wagen. So mögen sich denn auch besonnene und solide Finanzfürsten durch das fortwährende Angebot von Kapitalien zu gewagten Unternehmungen verleiten lassen. In den letzten Wochen hat England wieder ein Kleinargentinien durchgemacht. In Australien haben fünf Banken zusammen mit über zwanzig Millionen Pfund Depositen fallirt, und der größte Teil des verlornen Geldes gehörte englischen und schottischen Kapitalisten. Nicht durch eine Judenabschlachtung, sondern nur durch die Rückkehr zu einfachern Produktions- und Verkehrsformen könnte diese Krankheit unsers Gesellschaftskörpers geheilt werden, von der allerdings viele jüdische, aber auch viele christliche Schmarotzer leben. Und weil deren Zahl sehr groß ist, und weil stets sehr einflußreiche Personen darunter stecken, darum verlaufen sich alle Panamauntersuchungen im Sande.

Religion und Revolution. Noch nie, sagt G. Maisch in seiner bei Reinhold Werther in Leipzig erschienenen Schrift: Religion und Revolution, in drei Geschichtsbildern, noch nie „hat eine tiefer greifende Revolution stattgefunden, die nicht bei dem Versuch einer mehr oder weniger gewaltsamen Neugestaltung des Staatslebens sofort die Religion auf ihrem Wege gefunden und mit dieser ausnehmend sozialen Geistesmacht sich auseinanderzusetzen gehabt hätte." Als Beispiele dafür, wie sich Revolution und Religion freundlich oder feindlich begegnen, erzählt er den Aufstand der Wiedertäufer zu Münster, die englische Revolution „unter Cromwell" und die französische von 1789. „In 1 und 2

Digitized by Google

beginnt die Revolution im Namen und unter der Leitung der Religion, mit der Religion; bald aber bildet sie vielfach nur noch den Vorwand und Aushängeschild für höchst religionswidrige Bestrebungen, mehr freilich im Lager der Wiedertäufer als in dem der Heiligen Cromwells. 3 nimmt einen schwachen Anlauf zu Gunsten einer geläuterten Religion, endet jedoch in bitterer Befehdung der entarteten Kirche, endlich auch aller geoffenbarten Religion." Die drei geschichtlichen Vorgänge sind gut erzählt, und in der englischen Revolution wird die Entwicklung des Puritanertums sehr anschaulich dargelegt; auch war es gewiß verdienstlich, auf den Zusammenhang der politischen mit den religiösen Bewegungen mit einigen wirksamen Beispielen hinzuweisen. Aber diese drei Revolutionen als Typen hinzustellen, das geht doch nicht an; jede von ihnen war ein Ereignis sui generis, das nicht wiederkehren kann. Auf die eine Wiedertäuferei kommen allein in Italien siebentausend mittelalterliche Stadtrevolutionen, bei denen von Religion wenig oder gar nicht die Rede war, und in den großen Staatsumwälzungen Griechenlands und Roms hat sie keine Rolle gespielt. Zu der von 1689, die für England folgenreicher war als die von 1640, haben konfessionelle Streitigkeiten, nicht religiöse Beweggründe nur den Vorwand abgegeben, und die große politische Umgestaltung Deutschlands im Jahre 1866, mit dem französischen Kriege zusammen das wichtigste Ereignis der Weltgeschichte seit 1814, hat mit der Religion überhaupt nichts zu schaffen gehabt.

Erklärung

Das neueste Heft der „Deutschen Revue" enthält einen Aufsatz „Lothar Bucher von H. von Poschinger." Der Herausgeber der Zeitschrift hatte die Güte, mir Bürstenabzüge davon mitzuteilen, doch konnten die von mir beantragten Berichtigungen und sonstigen Änderungen nicht mehr berücksichtigt werden. Dies veranlaßt mich zu der Erklärung, daß ich an der gedachten Veröffentlichung in keiner Weise beteiligt bin.

Wien, 4. Juni 1893. Bruno Bucher

Schwarzes Bret

Eine sehr beliebte, aber auch sehr gefährliche Sprachdummheit — gefährlich, insofern dabei gerade das Gegenteil von dem herauskommt, was man sagen will — findet sich in dem Wahlaufruf der Leipziger Deutschsozialen. Dort heißt es: „Euer Kandidat muß einsehen, daß es sich bei der Gesetzgebung der nächsten Legislaturperiode um nichts weniger handelt, als um die Errettung, Erhaltung und Kräftigung des deutschen Mittelstandes." Wenn es sich um nichts weniger handelt, so handelt es sich sehr wenig oder gar nicht um sie. Die vortrefflichen Leute haben offenbar sagen wollen, es handle sich um nichts geringeres, als um die Erhaltung des deutschen Mittelstandes, also um etwas sehr wichtiges.

Das hohe Reichsgericht sieht es zwar nicht gern, wenn wir einen Satz aus einer seiner Entscheidungen hier annageln, aber was gar zu hübsch ist, können wir unsern Lesern doch nicht vorenthalten. In den Entscheidungen des Reichsgerichts in Strafsachen Band 23 (1893) S. 383 heißt es:

„Das von der Revision angeführte Reichsgerichtsurteil Entsch. Band 16, S. 129 steht nicht entgegen, da hier der Fall anders gelagert ist." (Erster Strafsenat: Urteil vom 10. Januar 1893.)

Gelagert ist — das ist doch noch eine gewählte Ausdrucksweise! Wahrscheinlich ein sehr „vornehmer" Fall.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die herrschende Unzufriedenheit und ihre Gründe

Daß Mißmut, Unzufriedenheit im deutschen Volke weit verbreitet ist, liegt nur allzu deutlich am Tage. Was ist der Grund dieser Unzufriedenheit? Die einen sagen: die wirtschaftliche Not. In der That mögen Industrie und Landwirtschaft, sowie manche Beamtenklassen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Aber die Unzufriedenheit zeigt sich auch in weiten Kreisen der Staatsbürger, die nicht unmittelbar oder gar nicht von den Schwankungen des Weltmarktes getroffen werden.

Andre sagen, der Grund liege in der immer mehr um sich fressenden Glaubenslosigkeit, der Abwendung von allem Idealen, und sie geben die Schuld davon der modernen pessimistischen Philosophie, die die Geister verwirre und lähme. Aber das Volk liest weder Schopenhauer noch Hartmann; ist deren Weltanschauung, verstanden oder mißverstanden, in größere Kreise gesickert, so ist das nur dadurch möglich gewesen, daß sie den Boden vorbereitet gefunden hat. Sie mag ihn gedüngt haben, aber die Saat der Unzufriedenheit, die überall emporgeschossen ist, haben diese Philosophen nicht erst gesät.

Mit größerem Rechte wird anzunehmen sein, daß der Mißmut und die Kleingläubigkeit nichts andres sind, als der Zustand der Ebbe im geistigen und nationalen Leben, die in notwendigem ursächlichem Zusammenhange mit der vorhergegangnen Hochflut begeisterten Aufschwungs steht. Eine Flut ist ja nicht möglich ohne Ebbe; sollen hohe Wellen dasein, so muß es auch tiefe Thäler zwischen den wogenden Bergen geben. Ist das Pendel am höchsten gestiegen, so ist der Fall notwendig. Wie der einzelne nicht immer freudeerregt und begeistert sein kann, so auch eine Nation. Es mußte also auf die begeisterte Erhebung und die großen Bewegungen und Erregungen eine Zeit der geistigen und moralischen Abspannung und Erschlaffung folgen. Und da

Digitized by Google

zeigt sich denn ganz derselbe Hergang in der Volksseele, den wir sonst an dem einzelnen, an uns selbst beobachten. Ist der Mensch niedergeschlagen, mutlos, verstimmt, so sucht er nach einer äußern Ursache, die ihm den Grund zur Unzufriedenheit geben soll. So glauben nun jetzt manche, der „neue Kurs" sei an allem schuld, es würde anders sein, wenn der alte Kaiser, wenn Bismarck und Moltke noch auf dem Posten stünden. Aber die Niedergeschlagenheit der Geister würde sich auch dann zeigen, ja sie war schon vollständig vorhanden, als Bismarck noch im Amte war: die äußern Gründe fanden sich damals in der für das deutsche Volksbewußtsein so demütigenden Beendigung des Kulturkampfs, in dem fortwährenden Überhandnehmen der Sozialdemokratie, in dem wirtschaftlichen Niedergange, in dem Langen und Bangen nach auswärtigen Bündnissen und in der kleinmütigen Beurteilung und Darstellung der Lage Deutschlands.

Von allem aber, was möglicherweise dem deutschen Volke berechtigten Anlaß zum Mißmut geben kann, ist der zuletzt erwähnte Punkt ohne Frage einer der wichtigsten. Es ist ganz unrichtig und nur eine stetig wiederholte, aber innerlich ganz unwahre Phrase, daß der Deutsche nach seiner ganzen Natur und seinem innern Wesen so besonders friedlich und phlegmatisch sei. Nein, der Deutsche war von seinem ersten Auftreten in der Geschichte an nicht bloß kampfesmutig, sondern auch kampfesfreudig und kampflustig. Streit und Kampf waren die Freude des Deutschen; nach Walhalla kam nur, wer im Kampf auf dem Schlachtfelde gefallen war, auch in Walhalla besteht das Leben der Seligen darin, daß sie am Tage ausziehen und unter einander kämpfen, sich schlagen, ihr Blut vergießen, bis dann der Abend kommt zum mächtigen Trunk, den die Wunschmädchen kredenzen. Das ist das ursprüngliche germanische Ideal, wie für den Araber das Leben mit den Huris im Paradiese! Dann wieder im Mittelalter: man lese doch das Nibelungenlied, den Parzifal u. a., und sehe wie auch da die Freude, die Lust an Streit und Kampf alles andre überragt. Man denke an die Kreuzzüge, die Eroberungszüge nach Italien, über die Ostmarken hinaus in die Slawenländer, an den geistigen Wagemut und die glühende Kampfesbegeisterung in der großen Reformationszeit. Gegenüber der tiefgehenden, dem glühenden Lavastrom vergleichbaren Leidenschaftlichkeit des Deutschen war und ist das sogenannte heiße Blut der Slawen und Romanen nur wie ein flackerndes Strohfeuer. Und wer sind denn die Männer, die Eindruck auf das Volksgemüt machen und gemacht haben? Die Friedensengel? Nein, sondern die streitbaren Kampfnaturen: Karl der Große, Luther, Friedrich der Große, Bismarck. Heute noch findet der gesunde deutsche Bauernbursche ein Tanzvergnügen nicht ganz nach seinem Sinn, wenn nicht aus irgend einem Anlaß, namentlich um das Mädchen, gehörig gerauft wird: So gehört auch zum frischen fröhlichen deutschen Studentenleben noch immer das Pauken. Welch ein unseliges Miß-

Digitized by Google

verstehen des wirklichen Lebens, diese unschuldigen, herzerfreuenden Paukereien von Polizei und Gerichts wegen als kriminell strafbaren Zweikampf zu verfolgen. Wie reimt sich dazu, daß die Fürsten, die Kultusminister und die hohen Beamten, wenn sie einmal wieder eine Universitätsstadt besuchen, so häufig bei den Korps zu finden sind und in fröhlichem Gedenken an alte schöne und frohe Zeiten, die wirklich zum Teil einem irdischen deutschen Walhalla glichen, auf das Vivat, floreat und crescat der Korps trinken? Was kann das anders heißen, als: mögt ihr Jungen noch immer so freudig weiter studiren, oder auch pauken und zechen, wie es bisher Brauch war! Welch ein Widerspruch nun, solch einen jungen, harmlosen Paukanten als Delinquenten vor den Strafrichter zu ziehen, ihn durch Polizeibüttel herumhetzen zu lassen, während die hohen Vorgesetzten dieser Polizisten ihre Söhne in die Korps eintreten lassen und sie dadurch zum „Pauken" veranlassen! Sollen denn unsre Jungen nur noch über den Büchern und „zu den Füßen" ihrer Lehrer hocken? Das können sie nicht, und alle polizeilichen Plackereien werden sie nicht dazu zwingen.

Also alles deutet auf eine starke Ader von Kampfesmut und Kampfeslust in der deutschen Volksseele, und doch soll nun der Deutsche ein so besonders friedliches Wesen sein? O ja, auch diese Ansicht ist ja leider zu verständlich. Denn in der unsäglichen Not, Pein und Zerfleischung des dreißigjährigen Krieges wurden die Deutschen infolge ihrer Uneinigkeit so mürbe, so erbärmlich mürbe geschlagen, daß sie in der folgenden Zeit weichmütige Duckmäuser wurden. Dazu die Armut, dann die unselige Zerrissenheit der deutschen Nation, die Souveränität all der kleinen Dynasten, die Schwäche und die undeutsche Gesinnung des habsburgischen Kaiserhauses, die Eroberungszüge des gierigen französischen Nachbarn, das Gefühl der Nichtigkeit, das jedem Angehörigen eines kleinen deutschen Ländchens gegenüber den Angehörigen der großmächtigen andern Nationen innewohnte, dies alles gab in den zwei Jahrhunderten seit dem dreißigjährigen Kriege dem Deutschen das erbärmliche friedlich duckmäuserische Gepräge, das armselige gedrückte, schmiegsame Wesen, das demütige Kriechen vor dem Mächtigen, dem Vornehmen, dem Ausländer. Es trieb auch im Auslande so viele Deutsche dazu, ihre Nationalität zu verleugnen und abzulegen. Nun denke man zurück an die Zeit von 1870! Es war groß, es war herrlich, diese Wochen allein waren es wert, gelebt zu haben! Wie in einem Gedichte, so dramatisch, so ergreifend war das alles; ein Volk, das die Welt immer nur uneinig gesehen hatte, das verspottete Volk der „Denker und Dichter" plötzlich einig, jauchzend, sich wie ein Riese erhebend und mit Sturmesgewalt den frechen Feind zurückfegend, feindliche Armeen im Felde gefangen genommen, der Franzosenkaiser nach Deutschland abgeführt, Paris erobert! Eine herrliche Begeisterung und Einigkeit aller Fürsten und Völker, Großmut und Edelsinn, wahre Gottesfurcht sichtbar in allen

Digitized by Google

Handlungen des obersten Führers der Nation, alle Völker starr, teils betroffen, teils hingerissen von solchen nie dagewesenen Großthaten! Überall der Deutsche angestaunt, den Kopf stolz erhebend, ein großes wundervoll bewährtes Volk von starker Mannheit! Der erste Rausch der Freude, der Begeisterung, mit dem die großen Ereignisse die Volksseele erfüllten, mußte ja nach ewigen Gesetzen der Nüchternheit weichen. Aber was nicht dahinzuschwinden brauchte, was sich nicht als leer und vergänglich erweisen durfte, das war das sichere männliche Gefühl der eignen Kraft und Stärke, der mit so großen Opfern und Thaten errungnen Stellung in der Welt. Statt dessen begann aber nach wenigen Jahren das unselige Friedensgejammer und das sentimentale Versöhnungsuchen gegenüber unversöhnlichen Erbfeinden. Jeder Franzose des schmeichelhaftesten Empfangs in Berlin sicher, während anständige Deutsche in Frankreich von der Presse, vom Volke, von den Behörden malträtirt werden, und selbst die Kaiserin Friedrich durch den mit Insulten drohenden Pöbel genötigt wird, ihren Aufenthalt in Paris abzukürzen. Ferner das jahrelang fortgesetzte Fragen und Forschen, ob es dem wohlbeleibten Zaren wohl gefallen werde, den Besuch des deutschen Kaisers — auch nur gelegentlich und in Form eines nebensächlichen Abstechers von der Hauptroute — zu erwidern! Ohne Unterlaß in Frankreich offen von der Regierung geduldete Agitationen und Organisationen zur Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen. Wie kommt es, fragt sich der gute Deutsche, daß das die Feinde wagen können und dürfen? Haben wir die Schläge bekommen, und müssen wir nun Hohn, Spott und Großsprecherei schweigend über uns ergehen lassen? Müssen wir mit gesenktem Blick und gedrückter Miene umhergehen und leisetreten, wo unsre Väter mit dem Liede: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall!“ dem Feinde entgegentraten? Haben wir alle Opfer an Gut und Blut gebracht und sollen wir immer weitere Opfer für das Militär bringen, nur damit dies das erbärmliche, niederdrückende Ergebnis sei? Nein, nein und abermals nein! Es gefällt dem Deutschen nicht, der gar nicht ein so armseliger Friedensduckmäuser ist, als wie er oft von Leuten, die die Volksseele nicht kennen, hingestellt wird. Fände man doch nur oben einmal das rechte Wort, den rechten Ton, ein stolzes Wort, einen kräftigen mannhaften Ton, wie würde das einschlagen, wie würden sich alle, das ganze Volk, vor allem die Jugend, wie ein Mann erheben! Man denke doch an den Begeisterungssturm, der sich im deutschen Reichstage, im deutschen Volke beim Ausbruch des Krieges 1870 erhob! Welch ein Fingerzeig war nach dieser Richtung die allgemeine Zustimmung und Begeistrung, die gelegentliche Worte Bismarcks, wie: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst niemanden,“ oder „Der Appell an die Furcht wird in deutschen Herzen nie ein Echo finden,“ *)

*) Früher schon sagte Fritz Reuter im Anfang der „Franzosentied“ von dem alten

Digitized by Google

erweckten, wie sie von hoch und niedrig seitdem wiederholt werden, jedesmal jubelnder Zustimmung gewiß sind und, am Schlusse einer Rede angebracht, einen effektvollen Abgang sichern! Statt dessen hört man von den jetzigen Regierungsmännern und deren Organen nur sanfte, begütigende Worte gegenüber den Feinden an unsern Grenzen, sie werden herausgestrichen, ihre Armeen und deren Leistungen herausgelobt, die unsern dagegen in kleinmütigem, zagendem, zweifelhaftem Tone besprochen. Das drückt die Kleinmütigen, die Philister noch mehr nieder, die Mutigen, Stolzen — und gottlob giebt es deren noch so viele Millionen — ärgert, verdrießt und empört es. Aber es ist auch selbst für die, die um jeden Preis Frieden haben wollen, nicht einmal klug und zweckmäßig, fortwährend zu duckmäusern und zu versichern: wir greifen nicht an, nein, wir greifen niemals an! Das klingt in den Ohren der Welt wie die Sprache des Schwachen oder des Mutlosen, es fordert die stets zunehmende Frechheit der französischen Chauvinisten und russischen Panslawisten förmlich heraus: sie dürfen sich alles erlauben, so lange sie nicht geradezu mit gewaffneter Hand zum Angriff übergehen; der Deutsche will oder muß Frieden halten, er wird nie angreifen! So dachte der nicht, der sich den Namen des eisernen Kanzlers erwarb, und dem die Devise „Blut und Eisen" zuerteilt wurde. Wenn er auch zunächst den Deutschen zur Ausgestaltung des neuen Reichsbaues friedliche Zeiten zu sichern suchte — ein erbärmlicher Friede kann nicht nach seinem Sinne sein. Und ein Mann wie Moltke hat bis zu seinem Ende mit großer Wärme die Ansicht verfochten, daß der Krieg keineswegs nur ein Übel sei; denn die Opfer an Gut und Blut würden dadurch aufgewogen, daß der Kampf die höchsten und besten Eigenschaften des Menschen und der Nation, den Opfermut und die Begeisterungsfähigkeit, Tapferkeit, Treue und Gehorsam bis in den Tod, entfalte. Auch Friedrich der Große handelte nach andern Grundsätzen. Für ihn stand es fest, daß, wenn man von Feinden umgeben sei, die den Krieg planen und nur auf den ihnen günstigen Augenblick warten, es besser sei, selbst den günstigen Augenblick zu wählen. Es fragt sich also, wie zu handeln sei, wenn die Wahl nicht ist: Krieg oder Frieden, sondern Krieg in dem vom Feinde gewählten Augenblick, oder Krieg in dem selbstgewählten Augenblick. Da es im Laufe der Zeiten, unter dem fortdauernden Wechsel der Personen und Dinge nicht ausbleibt, daß sich auch einmal eine dem Feinde günstige Konstellation ergiebt, zog es der große König vor, sich selbst den Zeitpunkt für das Losschlagen zu wählen. Wir sind nicht der Ansicht, daß man ohne Not zum Kriege drängen und losschlagen solle; was wir aber verlangen — und tausende mit uns — ist ein Friede, der ehrenvoll ist, der nicht mit

---

Amtshauptmann Wewer: „Up sien breide Stirn un ut sien blagen Ogen kün'n ji lesen: Kein Menschenfurcht, woll äwer Gottsfurcht!"

Digitized by Google

Duckmäuſerei und Angſtmeierei erkauft wird, in denen „der Starke nicht mutig zurückweicht.“ Iſt kein ſolcher Friede zu haben, dann lieber den Krieg! Er würde wie vordem wieder ein heldenmütiges, einiges Volk von Brüdern, ein Sturmgebraus und „einen Ruf wie Donnerhall“ in Deutſchland finden. Würde eine Sprache in dieſem Sinne an den entſcheidenden Stellen geführt, ſo würden die Herren Franzoſen, die ſich vor nichts auf der Welt ſo fürchten, wie vor dem abermaligen Losbruch des deutſchen craquement, und die Panſlawiſten wohl ruhig werden! Wollen ſie aber nicht ruhig ſein, dann nicht!

Iſt nicht ſchließlich ein einmaliger Rieſenkampf, ein furchtbares, aber bald beendigtes Ringen beſſer, als der ſich durch Jahrzehnte hindurchziehende ſogenannte Friede, als die ſtetig zunehmenden Rüſtungen, das nie aufhörende Hangen und Bangen und Sorgen, ob morgen, ob übermorgen, ob künftiges Jahr noch Friede ſein wird, ob wir noch Verbündete haben werden, ob es dieſen im Dreibunde wohl oder nicht wohl iſt? Jedenfalls wäre es für das Gemüt, für die Stimmung des Volks, für den Grundton des ganzen deutſchen Volkslebens unendlich wohlthuend und erhebend, wenn man an der Sprache und den Handlungen der Regierungen merkte: wir wollen zwar friedlich ſein, aber nur gegen den auch friedlich auftretenden Nachbar, wir wollen aber keinen Frieden, der nur dadurch aufrecht zu erhalten iſt, daß wir uns fortwährend von feindlichen Nachbarn bedrängen und mißhandeln laſſen.

Die Beteiligung der Schule an den Aufgaben der Gegenwart

Vor einigen Wochen wurde an dieſer Stelle die Frage aufgeworfen, woher es wohl komme, daß der Nachwuchs der Nation, ſobald er der Schule den Rücken wende, in einem bedeutenden Bruchteil, wenn nicht gar in ſeiner Mehrheit alles abzuſchütteln oder in den Staub zu treten pflege, was man ſonſt unter dem Namen der Ideale als des Menſchenlebens köſtlichſten Beſitz verehrte. Aus dieſer Frage klang dem Leſer ein Vorwurf entgegen, den er in den letzten Jahren oft gehört haben wird, der Vorwurf, daß die deutſche Staatsſchule den ſchweren Aufgaben, die ihr von der Gegenwart geſtellt werden, nicht mehr gewachſen ſei. Wer jedoch ſo wie wir von der Bedeutung der Schule, von dem Wert ihrer Mitarbeit an der Löſung ſozialer Aufgaben und — wir dürfen es ſagen — von dem hingebenden Eifer und der hohen Berufstreue des deutſchen Lehrerſtandes überzeugt iſt, dem konnte es nicht entgehen, daß die Spitze jener Klagen

Digitized by Google

namentlich gegen ein System gerichtet war, für dessen Bestand man keinen Menschen von Fleisch und Blut, sondern jenes vielvermögende, alles freie Leben und Gestalten überwuchernde Abstraktum des modernen Staatslebens, den Geist oder Ungeist des „grünen Tisches," verantwortlich zu machen hat.

Dieser „Grüne" ist bekanntlich nicht nur unsichtbar, unfaßbar, unnahbar u. s. w., sondern er pflegt auch stumm zu sein, wenn ein vorwitziger Mensch in seinem naiven Unterthanenverstand einmal erfahren möchte, wann diesem oder jenem Zopfe die Ehre der Schere zu teil werden soll. Mit dem Stummsein scheint es freilich in der letzten Zeit etwas besser zu werden, und auch in unsrer Angelegenheit hat der „Grüne" gesprochen. Er hat anerkannt, daß die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts einen bedauernswerten Mangel habe, der sich namentlich in zwei Punkten offenbare, in einer geringen Charakterbildung und in einer unzulänglichen Kenntnis der Thatsachen und Gesetze des gesellschaftlichen Organismus. Für das Defizit in diesen beiden Posten sei die Schule haftbar, und so erkläre sich zum großen Teil die geringe Widerstandskraft des Volkes gegenüber den modernen Irrlehren. Als dann vollends aus allerhöchstem Munde jener Vorwurf in der schärfsten Weise wiederholt wurde, durften wir uns der frohen Erwartung hingeben, daß man nunmehr dem Übel entschlossen auf den Leib rücken würde. Mit Spannung sahen wir den kommenden Maßregeln entgegen: Sie kamen auch, aber den Glauben, daß es jetzt besser werde, haben wir offen gestanden nur bei wenigen Optimisten der unverbesserlichen Ordnung angetroffen. Die Mehrzahl ist der Meinung, daß die Neuerungen für die Schule als solche vielleicht einen Vorteil bedeuten, daß sie dagegen auf die genannten Schäden keine nachhaltige Einwirkung auszuüben vermögen. In dieser Hinsicht wäre also die großartig angekündigte und pomphaft in Szene gesetzte Schulreform leider ein Schlag ins Wasser.

Wer den Sitz eines Übels verkennt, der mag von vornherein die Hoffnung auf eine endgiltige Heilung aufgeben. In diesem Falle aber befinden sich alle — der große „Grüne" nicht ausgenommen —, die in erster Linie die Schule für die mehrfach erwähnten bedenklichen Erscheinungen verantwortlich machen wollen und demzufolge von einer Änderung ihres Betriebes die Genesung der Schäden erwarten, die dem Gebäude der gegenwärtigen Gesellschaft das Fundament unterwühlen und das Dach zertrümmern. Versuchen wir also zunächst eine bessere, die richtige Diagnose.

Es ist eine von allen Seiten zugegebne Thatsache, daß das Ende unsers Jahrhunderts ein erschreckendes Minus an starken Charakteren zu verzeichnen hat. Daß im öffentlichen Leben ein großer Verbrauch von Charakteren stattfindet, erkennt jeder, der sich die Wandlung vor Augen hält, die ein guter Parteiführer an sich vollziehen muß, wenn er beispielsweise ein guter Finanzminister werden soll; ein ähnlicher Prozeß der innern Häutung widerfährt dem für die höchsten Ideale begeisterten Schriftsteller, wenn er den Kränzen der

Digitized by Google

Nachwelt, bei denen man verhungern kann, die Tantiemen der Theaterdirektoren vorzieht; kurz, wohin wir sehen, gewahren wir einen starken Verbrauch an Charakteren, der sich natürlich überall da einstellt, wo die Leute „nach oben“ wollen. Aber diesem starken Abgang fehlt von unten her, d. h. aus den Reihen der Jugend, der ausreichende Ersatz. Das soll aber, dank der Fürsorge einer weisen Regierung, in Zukunft anders werden; schon haben die Schulen die erforderlichen Anweisungen erhalten, und die Charakterfabrikation wird demnächst im großen Stil betrieben werden. Was wohl dabei herauskommen mag? Fabrikware!

Wer hat die Möglichkeit und damit die Verpflichtung, für die Charakterbildung des heranwachsenden Geschlechts zu sorgen? Vor fünfzig Jahren wäre ein Mann, der eine solche Frage vor ernsten Zuhörern hätte erörtern wollen, mit Kopfschütteln angesehen worden. Heute sind wir dahingekommen, daß es die ganze Nation, die Nation der Denker, ruhig hinnimmt, wenn ihr von einigen Tamtamschlägern auf jene Frage eine falsche oder vielmehr eine gefälschte Antwort gegeben wird. Wie verhält es sich denn um diese Sache, ihr Väter und Mütter? Euch sind die Kinder bis zum siebenten Jahre zur alleinigen Hut gegeben, euch allein gehören sie in jenem Alter, wo das Wachs des jungen Herzens für jeden Eindruck empfänglich ist, wo sich ihm die ersten Spuren eindrücken, die allmählich zum tiefen Geleise der Gewöhnung werden. Von euch lernt das Kind sprechen und beten, gutes und böses unterscheiden, ihr seid ihm der Inhalt seiner Liebe und seines Lebens. Und erst dann, wenn die Ketten des Gewebes für den künftigen Charakter längst in der Seele euers Kindes gelegt sind, kommt es in die Schule. Der Mann, der hier, wie man sagt, an eure Stelle tritt, ist nicht imstande, die Ansätze der Charakterbildung, die das Kind, sich selbst und leider auch vielen Eltern unbewußt, bis zum siebenten Lebensjahre gemacht hat, zu beseitigen. Und wenn ihr euch vergegenwärtigt, daß dieser Mann vierzig, fünfzig, ja sechzig Schüler zugleich unterrichtet, daß sein nächstes Ziel doch nach wie vor die Pflege der Verstandeskräfte ist, so werdet ihr euch gegen die Annahme auflehnen, daß irgend eines andern Menschen Einwirkung auf eure Kinder der eurigen vorangehen könnte. Gewiß wäre es schlimm, wenn in der Schule nicht manches gute Saatkorn in die jungen Herzen gelegt würde; ob aber dieses Korn aufgeht und wie es sich entwickelt, das hängt in erster Linie davon ab, wie das Elternhaus in der Kindesseele den Boden bereitet hat.

Wenden wir von der Volksschule den Blick auf die höhern Unterrichtsanstalten, so gewahren wir da ein ähnliches Verhältnis. Wohl vermag die höhere Schule gegenüber der Charakterbildung ihrer Zöglinge eine wichtige Aufgabe zu lösen, indem sie einerseits vor sie hintritt mit der Forderung, Tag für Tag die ganze Kraft und das ganze Wollen einzusetzen, andrerseits ihnen die Überzeugung beibringt, daß sie es sich gefallen lassen müssen, mit dem-

Digitized by Google

selben Maße wie alle andern gemessen zu werden. Aber gerade hier, wo die Schule am unmittelbarsten den jugendlichen Charakter zu erfassen und zu bilden trachtet, tritt nur allzu oft das Elternhaus hemmend und störend dazwischen. Es ließen sich Bücher voll schreiben von jenen unerquicklichen Zwischenfällen, wo ein schwacher Vater oder eine noch schwächere Mutter der Schule und der Wahrheit ein Schnippchen schlägt, um den Sohn irgend einer Pflicht oder einer auf Pflichtverletzung gesetzten Strafe zu entziehen. Von andern Dingen, wodurch sich manches Elternhaus an der Charakterbildung der Kinder versündigt, wollen wir lieber schweigen. Wer heute in einer Stadt von über 100 000 Einwohnern die Augen offen hält, kann beobachten, wie manche Familien — und vor allem die sogenannten besten — systematisch an der Charakterverschlechterung ihrer Kinder arbeiten. Da und nirgends anders liegt der Nährboden, aus dem das blasirte, absatz- und rückgratlose fin-de-siècle-Geschlecht unsrer Großstädte hervorwächst. Höre man doch endlich auf, die Verantwortung für das Strebertum, für die Vergnügungssucht, für die geistige und moralische Verkrüppelung der sogenannten jeunesse dorée auf fremde Schultern zu legen! Zerstöre man endlich den bequemen und pflichtvergessenen unter den Eltern die Freude an dieser Lüge, indem man mit allem Nachdruck darauf hinweist, daß sie, sie allein vor Gott und vor der Nation für die Erziehung ihrer Kinder haftbar sind. In diesem Sinne muß man es mit Freuden begrüßen, daß neuerdings aus den meisten Schulordnungen jener Paragraph verschwunden ist, der den Besuch eines Wirtshauses mit Strafe bedrohte, ein Paragraph, der in der That, aber im übeln Sinne des Wortes, zwei Fliegen mit einer Klappe schlug, weil er die Eltern zu einer unangebrachten Sicherheit verleitete und zugleich die Lehrer mit dem verächtlichen Beruf der Spionage betraute.

So viel über die Schäden am Dache, insofern sich die Dinge, die wir zuletzt besprachen, hauptsächlich auf die Kreise erstrecken, aus denen die „Führenden“ der Nation hervorzugehen pflegen. Nun zur Besprechung des zweiten Punktes.

Bekanntlich wurde von allerhöchster Stelle der Schule der Vorwurf gemacht, daß sie dem Staate in der Bekämpfung der sozialdemokratischen Propaganda seit einigen Jahrzehnten keinen, jedenfalls nicht den ihr möglichen Beistand gewährt habe. Wenn aber hier eine Schuld vorliegt, so hat sie der „Grüne,“ insofern er den Lehrern jedes Eingehen auf Zeit- und Streitfragen untersagt hatte. Die neuen preußischen Lehrpläne haben nun in dieser Angelegenheit eine der frühern entgegengesetzte Stellung eingenommen und verlangen „mit sicherm Takt und großer Umsicht“ Belehrungen „über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen in ihrem Verhältnis zur Gegenwart.“

Vor uns liegt der Bericht, der in diesen Tagen der rheinischen Direktorenkonferenz über die Gestaltung der eben erwähnten Belehrungen vorgelegt

Digitized by Google

worden ist. Eine Menge von redlichem Wollen und Bemühen steckt in diesem Berichte, der sich im großen Ganzen als der verdichtete Niederschlag einer Arbeit darstellt, an der einundvierzig Lehrerkollegien der Provinz teilgenommen haben. Dabei offenbart sich eine erfreuliche Übereinstimmung hinsichtlich des Satzes, daß es der Schule möglich und geboten sei, das wirtschaftliche Leben der Gegenwart durch vergleichende Betrachtungen der Vergangenheit näher zu bringen. Der Geschichtsunterricht sei hauptsächlich zur Lösung dieser Aufgabe berufen, aber auch einige andre Fächer seien geeignet, das erstrebte Ziel erreichen zu helfen. Während aber in diesen Punkten, wie schon bemerkt, die einzelnen Berichterstatter keine großen Meinungsverschiedenheiten zeigen, ergab sich eine geringere Übereinstimmung in der Beantwortung der Frage, auf welche Weise die Schule die Ziele der Sozialdemokratie zu bekämpfen habe, eine Aufgabe, die der Kaiser in die Worte gefaßt hatte: „der Jugend die Überzeugung zu verschaffen, daß die Lehren der Sozialdemokratie nicht nur den göttlichen Geboten und der christlichen Sittenlehre widersprechen, sondern in der Wirklichkeit unausführbar und dem Ganzen wie dem Einzelnen verderblich sind." Gegenüber dieser Forderung, die später von dem preußischen Staatsministerium in die Form gebracht wurde, „die Unmöglichkeit der sozialdemokratischen Bestrebungen ist an den positiven Zielen der Sozialdemokratie nachzuweisen," haben verschiedne Lehrerkollegien schwere Bedenken geltend gemacht, indem sie darauf hinwiesen, daß man im Begriffe stehe, den weisen Weg der Alten zu verlassen und die jugendlichen Gemüter in die Parteiungen der Gegenwart hineinzuzerren. Nicht in bestimmten Lektionen habe die Bekämpfung der genannten Irrlehren zu erfolgen, sondern der Unterricht müsse in seiner Gesamtheit darauf angelegt sein, die Jugend an harte Arbeit zu gewöhnen und den Sinn für Wahrheit zu wecken.

Wir beginnen die Untersuchung, was hier das richtige sei, wieder mit der Frage nach der Quelle des Übels. Daß das gewaltige Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen nur ein Symptom der Krankheit darstellt, und daß diese selbst tiefer sitzt, giebt der Verfasser des Berichtes (Direktor Asbach) selber zu, wenn er sagt: „Aus dem gesamten Unterricht muß die Überzeugung hervorwachsen, daß es in der Entwicklung der Menschheit keinen Stillstand giebt, daß die Formen, in denen sich ihr Leben bewegt, in stetem Fluß sind... Zu behaupten, daß die bestehende Gesellschaftsordnung vollkommen und keiner Besserung fähig sei, würde gleichbedeutend sein mit der Leugnung des Fortschritts überhaupt." Und etwas weiter heißt es sogar: „Dem vernünftigen Kern des sozialistischen Programms wird der Sieg nicht fehlen, der unvernünftige Teil derartiger Bestrebungen wird an seinem eignen Widersinn scheitern." Schade nur, daß uns verschwiegen wird, wo das Vernünftige aufhört und die Unvernunft beginnt. Wir bezweifeln, daß irgend jemand, auch wenn er dem Pulsschlag des wirtschaftlichen Lebens näher stünde, als das bei unsern Gym-

Digitized by Google

nasiallehrern der Fall zu sein pflegt, nach der Lage der Dinge heute imstande ist uns zu sagen, bis zu welchem Punkte sich die sozialistischen Ideen verwirklichen werden.

Eine besondre Aufmerksamkeit verdient die von dem Berichterstatter aufgestellte zweiundzwanzigste These. Diese lautet: „Die ökonomischen Ziele der Sozialdemokratie können in Untersekunda (!) an den Forderungen des Gothaer Programms klar gemacht werden. Die Unmöglichkeit ihrer Ausführung wird an den positiven Zielen nachgewiesen. In der Oberprima werden diese Unterweisungen wiederholt und durch Eingehen auf die politisch und sittlich revolutionären Tendenzen der Sozialdemokratie erweitert und vertieft." Gegen den Inhalt dieser These haben wir drei schwere Bedenken.

Obgleich wir weit davon entfernt sind, dem Stande der Gymnasiallehrer etwas nachsagen zu wollen, was als ein Mißtrauen gegen die Gediegenheit und Vielseitigkeit seiner Bildung gedeutet werden könnte, so glauben wir es doch aussprechen zu müssen, daß augenblicklich nur eine sehr geringe Zahl von Lehrern in der Lage sein dürfte, jene Dinge mit einer auf Studien und praktischer Erfahrung beruhenden Beherrschung des Stoffes zu behandeln.

Aber selbst wenn die geeigneten Lehrer, was wir einstweilen nicht ohne Grund in Abrede stellen, in genügender Zahl vorhanden wären, so bleibt noch immer der Mißstand, daß die Schüler für die Erörterung dieser Dinge, an denen sich so viele ernste Männer ihren alten Kopf zerbrechen, im allgemeinen nicht reif sind. Wer dagegen der Meinung ist, daß man vor sechzehn- bis neunzehnjährigen Jungen „die ökonomischen Ziele der Sozialdemokratie und ihre politisch und sittlich revolutionären Tendenzen" erörtern könne, der bringt sich, wie uns scheint, damit in den Verdacht, daß er sich der Tragweite der Sache nur dunkel bewußt sei. Dazu kommt als drittes Bedenken die Erwägung, daß der Gegenstand selbst so ganz unfaßbar ist. Die Führer der sozialdemokratischen Partei lehnen es hartnäckig ab, ein bestimmtes Glaubensbekenntnis abzulegen, und wer sie auf Grund gelegentlich abgefaßter Programme bekämpfen will, setzt sich der Gefahr aus, gegen Windmühlen zu fechten. Wie soll es ferner der Lehrer machen, wenn er die einzelnen Stoffe, z. B. das eherne Lohngesetz, behandelt? Soll er dieses als unwahr hinstellen, auch wenn er sich im stillen sagt, daß es einen nur allzuwahren Gedanken enthält, den Gedanken nämlich, daß infolge der maßlos gesteigerten Konkurrenz und einer mangelhaften Rechtsauffassung die Arbeiter thatsächlich wie eine Ware den Schwankungen von Angebot und Nachfrage ausgesetzt sind? Soll für diese Thatsache etwa Lassalle verantwortlich gemacht werden, damit der eigentliche Schuldige nicht erkannt werde? Diese und ähnliche Bedenken stehen der Ausführung jener These so sehr im Wege, daß wir es lieber gesehen hätten, wenn der Berichterstatter, den hier nach seinem eignen Geständnis die Erfahrung im Stiche läßt, vor ihrer Aufstellung zurückgewichen wäre, zumal er von einer

Digitized by Google

Seite auf die Gefährlichkeit seiner Forderung hingewiesen worden war. Ein Direktor in Krefeld — soviel wir sehen, der einzige, der sich bei seinem Urteil auf Erfahrung berufen konnte — erklärt: „Heute verwerfe ich eine schulmäßige Behandlung der Ideen eines Lassalle, wie ich sie selbst im vorigen Jahre versucht habe; noch bedenklicher erscheint es mir, die Umsturzideen eines Karl Marx zu erwähnen. Wir müssen uns für diesen Zeitraum damit begnügen, die Verdienste unsrer Monarchen um die arbeitenden Klassen darzulegen und den Inhalt der einschlägigen Gesetze hervorzuheben." Als wir das lasen, haben wir lebhaft bedauert, die Gründe nicht zu erfahren, die den betreffenden Direktor schon nach einem Jahre von der Wiederholung seiner antisozialdemokratischen Lektionen zurückgeschreckt haben. Die preußische Unterrichtsverwaltung aber scheint uns allen Grund zu haben, sich nach diesen Gründen zu erkundigen, bevor anderswo, namentlich bei dem jetzt drohenden Übereifer, ein weiteres Unheil angerichtet wird. Die Jugend ist nun einmal opferfreudig, sie haßt das Unrecht in jeder Form und übersieht in ihrer Begeisterung die Schwäche jener utopistischen Träume von einem Himmel auf Erden. Wir persönlich haben die Wahrnehmung gemacht, daß vor mehreren Jahren eine Anzahl begabter Jünglinge durch das bekannte Buch von Bellamy geradezu fanatisch begeistert wurde. Heute hat der Most von damals ausgegohren, und die meisten sind von ihrer Schwärmerei längst geheilt. Ob aber dieser Prozeß einen ebenso befriedigenden Verlauf genommen hätte, wenn jenen Jünglingen von Amts wegen die sozialistischen Ideen schlecht gemacht worden wären, das möchten wir doch bezweifeln.

Wir wollen diese Betrachtungen nicht schließen, ohne ein ernstes und wahres Wort hierher zu setzen, das der Verfasser des Korreferats aus einem Aufsatz des rheinischen Provinzialschulrats Münch mitteilt. Münch sagt: „Es wird kein Zaubermittel geben, die gewaltige Kluft rasch zu schließen, die immer mehr Gebildete und Volk von einander trennt. In der That immer mehr: denn manche gutgemeinte Versuche der Überbrückung haben ganz und gar nicht diese Kraft bewiesen, und die soziale Bewegung der Gegenwart, wenn auch scheinbar viel beschränkter oder bestimmter in ihren Zielen und für jetzt plump und roh in ihrer Form, ist schließlich doch die Äußerung des tiefgegründeten Bedürfnisses nach neuem Ausgleich. Das Empfinden unsrer höhern Stände ist gegenwärtig dem des Volkes durchaus entfremdet, und alle übliche Schwärmerei für die Art des Volkes ist nichts als ein Anzeichen der Sehnsucht nach dem, was man nicht hat, wovon man innerlich wie äußerlich so weit entfernt ist." Im Anschluß an diese Worte bespricht das Korreferat die von der Sozialdemokratie aufgestellte Forderung des unentgeltlichen Unterrichts auf allen Stufen und meint, daß sich für manchen Schüler eine verblüffende, aber wohlthuende Perspektive eröffnen werde, wenn ihm gesagt werde, daß es schon jetzt Länder gebe, wo einzig und allein die geistige Begabung und der Ernst des

Digitized by Google

Strebens, nicht aber wie bei uns die Vermögenslage der Eltern über die Art und Länge des Bildungsganges entscheide. In der That, auch wir würden uns von einer derartigen Betrachtung etwas gutes versprechen. Wo aber bliebe dann der preußische Finanzminister, der jene gähnende Kluft, die unser Volk in zwei einander fremde Teile scheidet, dadurch erweitert, daß er für die sämtlichen höhern Staatsschulen das Schulgeld um etwa zwanzig Prozent erhöht hat?*)

Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardis

Zwei Besuche am Hofe des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha

(Schluß)

Nachdem mich der Herzog entlassen hat, in meinem Zimmer geschrieben; vieles überdacht.

Das Wetter klärt sich ein klein wenig auf; Philipp erscheint: Diner bald nach vier, im Jagdanzug! Mir geht ein Licht auf: der Frack ist hier die Ausnahme, die Gala!

Der Herzog, Erbach, Leiningen erscheinen bei Tisch in allerhand kurzen Jacken und gewaltigen Wasserstiefeln und eilen davon, ehe noch das Mahl ganz beendet ist. Wir andern im Überrock.

Spazierfahrt mit der Herzogin. Miß Gianetta mit dieser im Ponyphaethon, den die Herzogin selbst führt; die beiden jüngern Misses Hughan, Fräulein von Thümmel und ich in einer Kalesche. Wir fahren durch eines der, wie die Sage berichtet, von der heiligen Elisabeth angelegten und mit Kolonisten aus Ungarn bevölkerten Dörfer: Groß-Tabarz, dann ein Wald- und Wiesenthal, in dem sich keine menschlichen Wohnungen zeigen, hinauf, endlich zu Fuß durch den Wald, die Berglehne hinan zum Thorstein.

Abends Soiree im Billardzimmer, wo geraucht wird; aber Frau von Meyern ruht nicht, bis sie in den Salon der Herzogin verlegt wird.

An neuen Gästen erscheint da der Fürst Hatzfeldt, Standesherr auf Trachenberg in Schlesien, der ein Haus in Gotha besitzt und seine Winter da verlebt, weil ihn seine eigentümlichen Familienverhältnisse und sein Liberalismus am preußischen Hofe mißliebig gemacht und mit dem schlesischen Adel brouillirt haben. Ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter. Dann erscheint, durch G. Freytag eingeführt: Berthold Auerbach, der Verfasser der „Dorf-

*) Wir gedenken in einem der nächsten Hefte auf die Stellung der Konferenz zu der oben behandelten Frage zurückzukommen.

Digitized by Google

geschichten." Ein kleiner, dicker, dachsbeiniger Mann. Die Damen chuchotiren unter einander über diese Erscheinung. Fräulein Thümmel sagt mir, man mache sich so gern ein ideales Bild von Dichtern, es sei dann eine gar wunderliche Überraschung, wenn so eine Figur erscheine. Eben wird er ihr vorgestellt. Sie sagt natürlich, wie sehr sie seit lange gewünscht habe, ihn kennen zu lernen, da sie ihn schon so lange aus seinen Werken kenne und verehre. Er fragt, ob er denn auch dem Bilde entspreche, das sie sich von ihm gemacht habe? Es sei gefährlich, ein ideales Bild seiner selbst vorzufinden.

B. Auerbach hat mir, noch ehe er im Salon erschien, einen Besuch in meinem Zimmer machen wollen — ich finde dort später seine Karte. Durch G. Freytag mit mir bekannt gemacht, bietet er mir die Hand.

Fürst Hatzfeldt spricht mit G. Freytag über die Wahlen in Schlesien; er hat von K. Dyherrn eine Aufforderung erhalten, an unsern Parteiberatungen teilzunehmen und sich auf dem Fürstensteine einzufinden. Hatzfeldt scheint der Sache nicht recht zu trauen und Demokratentum dahinter zu vermuten. Ich mische mich in das Gespräch, sage, daß ich auch an den bisherigen Beratungen teilgenommen habe, und erkläre, wie die Sache eigentlich zusammenhängt. Kann auch bemerken, daß Hatzfeldt nach und nach eine andre Ansicht der Sache gewinnt.

Mit Hatzfeldt zusammen die Partie des Herzogs gemacht. Sehr heiter dabei. Hatzfeldt fährt den Abend nach Gotha.

10. August. Der Himmel hat sich wieder ganz aufgeklärt. Herrliches Wetter. Frühstück im Freien, vor dem Gartensalon, an der Westseite des Schlosses. Dann sehen wir die Herren zur Jagd aufbrechen, den Herzog und Erbach zu Pferde.

Miß Gianetta etwas unwohl. Ihre Schwestern sind nicht mehr da.

Mehrfach schon hat mich Miß Gianetta eingeladen, sie in ihrem besondern Zimmer zu besuchen und Anteil zu nehmen an den Übersetzungen aus dem Deutschen in das Englische, die sie für den Herzog macht. Ich besuche sie denn heute. Sie übersetzt lyrische Gedichte aus einem Bändchen, das dem Herzog gewidmet ist. Ihr Talent geht nicht über den gewöhnlichen Dilettantismus hinaus. Ich nehme den ernsthaftesten Anteil an der Sache und helfe hie und da mit einem recht unbedeutenden kleinen Ratschlag. Sie hat auch Goethes „Trost in Thränen" (Wie kommts, daß du so traurig bist) übersetzt und verspricht mir eine Abschrift.

Man sorgt für unsre Unterhaltung. Miß Gianetta macht mit der Herzogin eine kleinere Fahrt, die beide im Ponyphaethon in die Nähe der Jäger führen soll; wir andern (Frau von Meyern, Fräulein von Thümmel, Gruben, Meyern, B. Auerbach und ich, Mr. Hughan nicht zu vergessen) werden in zwei Equipagen auf eine weitere Partie ausgeschickt. Unterwegs schließt sich uns der Fürst Hatzfeldt an, der aus Gotha kommt.

Digitized by Google

Fahrt durch das erziehungsberühmte Schnepfenthal nach Waltershausen, wo wir eine große Spielwaren (Spielsachen)-Fabrik besuchen, die nicht weniger abwerfen soll, als die zu Sonneberg am südlichen Abhang des Thüringer Waldes. Es wird allerhand gekauft.

Wir fahren durch den Wald hinauf bis zu einem Fußpfade, dann zu Fuß hinauf nach Schloß Tenneberg, dem ehemaligen Witwensitz der Herzoginnen von Gotha. Der schönen Aussicht können wir uns nicht erfreuen; die Zimmer, die sie beherrschen, sind vom Landrat bewohnt. Zu Fuß an Berglehnen durch den Wald dahin zurück nach Reinhardsbrunn.

Berthold Auerbach feiert hier wahre Triumphe; er hat einen ungemeinen succès: seine kleine Gestalt ist längst vollständig vergessen. Niemand denkt mehr daran. Die Herren tragen ihn auf Händen, die Damen schwärmen für ihn. Das ist auch ganz natürlich; denn er ist wirklich einer der liebenswürdigsten Menschen, die mir je begegnet sind.

Wie wir zurück sind in Reinhardsbrunn, fordert er mich auf, mit ihm allein durch die Anlagen zu wandeln, denn in größerer Gesellschaft habe man doch nichts von einander. Er geht mit mir nun wie mit einem alten Freunde.

Wir gehen da erst mit Fräulein Thümmel, dann allein umher, begegnen seinem Schwiegervater, dem Bankier Schneider aus Breslau, und B. Auerbachs zehnjährigem Sohn, die im Gasthof wohnen. Allein vielerlei besprochen, Litteratur, Auerbachs eigne Werke. Er sagt, daß die gewaltsame Überspannung, die er in der Litteratur vorherrschend gefunden, ihn darauf geführt habe, auf die einfachsten Verhältnisse und Zustände zurückzugehen, um sie zur Geltung zu bringen. Ich sage: wenn man in reifern Jahren den Großmeister dieser Weltschmerzschule, Lord Byron, wieder zur Hand nimmt, erstaunt man darüber, wie hohl auch der ist!

Jetziger gesunkener Zustand der deutschen Litteratur; mir macht es immer einen befremdlichen Eindruck, ich kann mich nicht hineinfinden, wenn ich in Zeitschriften u. s. w. lange Artikel finde, in denen von Gutzkow, Hebbel, Prutz und all den Leuten die Rede ist, ganz ernsthaft, als wären sie alle mit einander wirklich etwas, als wäre das, was sie zu Tage fördern, wirklich eine Litteratur und überhaupt der Rede wert. Auerbach meint: die Leute wissen alle recht gut, daß sie „ruhmgeschmückt" sind, d. h. daß ihr ganzer Ruhm künstlich gemacht und in der That nichts dahinter ist.

Auch von meinen Studien ist die Rede; ich sage unter anderm: wer Geschichte mit Ernst und Wahrheit zu erforschen sucht, der überzeugt sich davon, daß in dieser Welt nichts so selten ist als eine That! Das frappirt ihn, besonders da ich den Gedanken weiter ausführe.

Die Jäger kommen spät nach Haus. Der Herzog hat nichts geschossen, wohl aber haben Treskow und Fürst Leiningen jeder einen Hirsch geschossen;

Digitized by Google

Treskow einen Zwölfender, Leiningen gar einen Sechzehnender. Das war eigentlich gegen die Hausordnung. Ein Achtender wird von den Jägern und Forstleuten des Herzogs herkömmlich ein „Kavalierhirsch" genannt, wie mich Herr von Meyern belehrt, weil stillschweigend angenommen wird, daß die „Kavaliere," die der Herzog mitnimmt auf die Jagd, nur Achtender schießen, größere Hirsche aber vorbeilassen. Die größern nämlich wünscht der Herzog selbst zu schießen. Aber weder Leiningen noch Treskow hatte je früher einen Hirsch geschossen; es war für jeden von ihnen der erste Hirsch; da hatten sie der Versuchung nicht widerstehen können.

Diner bei Licht. Ich sitze dem Herzog schräg gegenüber neben B. Auerbach. Diskussion mit Fräulein Thümmel, die nicht weit von mir sitzt. Sie hatte schon neulich — ich weiß nicht mehr von wem — gesagt, er sei ein sehr geistreicher Mensch; ich hatte das zugegeben, aber hinzugefügt: „man ist aber sehr wenig, wenn man ein geistreicher Mensch ist," und daß der eigentliche Wert des Menschen auf dem Charakter beruhe. Fräulein von Thümmel wollte sich nicht überzeugen lassen und fügte unendlich schöne Sachen hinzu. Da sie jetzt die Diskussion erneuerte, zog ich B. Auerbach hinein — auch der Herzog mischte sich hinein —, beide waren entschieden meiner Meinung. Da erklärte Fräulein von Thümmel: drei Männern gegenüber müsse sie freilich ihre Ansicht aufgeben u. s. w.

Sehr heiterer Kaffee bei Licht im Blumengarten, wo B. Auerbach die ganze Herrenwelt um sich versammelt und durch manches geistreiche Wort entzückt. Im Salon der Herzogin erscheint als Besuch Madame Leukert, geborne Fürstin Hohenlohe aus Schlesien, die einen Maler geheiratet hat. Partie Whist mit dem Herzog und Hatzfeldt. Der letztere reist ab nach Schlesien, sämtliche Herren begleiten ihn an den Wagen. Er giebt mir Rendezvous auf dem Fürstenstein, hat sich also entschlossen, zu kommen; das ist wohl einigermaßen mein Verdienst.

11. August. Wieder herrliches Wetter. Frühstück im Freien, etwas früher als gewöhnlich. Aufbruch zur Jagd. Der Herzog reitet einen hochedeln arabischen Schimmel, den sein Bruder Albert in Damaskus für ihn hat ankaufen lassen. Ein gar schönes Tier, das ich mir genau betrachte. (Wir züchten auch in Europa schöne Pferde, die sich in jeder Beziehung mit dem Araber messen dürfen: nur den schönen Kopf des Arabers hat kein europäisches Pferd. Ich betrachte mir heute genau, worin der Unterschied liegt: abgesehen vom Auge sind es die starken, weit offnen Nüstern, die den Kopf des Arabers so schön machen. Das englische und deutsche Vollblutpferd hat mehr geschlossene, gleichsam glattgedrückte Nüstern; dadurch wird der Kontur des untern Teils des Kopfes verdorben.) Leiningen folgt in einem leichten Jagdphaethon mit vier stattlichen, edeln Pferden. Wie sich der Zug durch den schönen Park in Bewegung setzt — die Herzogin im zierlichen Ponyphaethon folgt —, schaudert

Digitized by Google

B. Auerbach in sich zusammen und sagt zu mir gewendet, mit Entzücken: „Es ist ein herrliches Leben!“ Er ist in der That sehr glücklich hier, fühlt sich recht wonniglich wohl in dieser reizenden Umgebung, unter den bedeutenden Männern und schönen Frauen; er muß mitunter an sich halten, um nicht laut aufzujauchzen vor Glückseligkeit. Das ist natürlich genug! Er hat seine Kindheit und erste Jugend unter Schacherjuden in einer Hütte verlebt.

Nachdem die Jäger aufgebrochen waren, wandle ich mit B. Auerbach und Frau von Meyern in den Anlagen umher; das Gespräch berührt mancherlei, Erziehung unter anderm, weibliche Erziehung. Ich sage, daß ich, was diesen Punkt betrifft, wohl versucht wäre, Klagelieder anzustimmen; die Erziehung unsrer Frauen sei nach meiner Ansicht sehr verkehrt: „unsre Frauen werden lediglich auf das Jungsein erzogen!“

Miß Mary und Luisa Hughan kommen aus Gotha an, und nun wird eine große Partie auf den Inselberg unternommen. Sie soll uns in die Nähe der Jagd führen. Unsre Gesellschaft wandert zu Fuß, da Fräulein von Thümmel zu Grubens großem Ärger die Wagen fortgeschickt hat, erst den Rennweg entlang, dann links ab durch Buchenschläge zur Tanzbuche, einem eigentümlichen Plätzchen im Walde. Die Wiesen weit umher sind herzoglich; in frühern Zeiten hatten die nahegelegnen Dörfer die Verpflichtung, dem Herzog das Heu einzubringen, und nach vollendeter Heuernte wurde dann den Fröhnern von der „Herrschaft“ an dieser Stelle unter einer alten Buche ein festlicher Tanz gegeben. Daher der Name. Jetzt steht hier ein kleines Jagdhaus, leicht von Holz zusammengefügt. Wiesen, die einen klaren Teich umgeben, dehnen sich bis an die waldigen Abhänge aus. Schöne Aussicht auf den Hauptkamm des Thüringer Waldes mit seinen Kuppen. Es ist gar anmutig hier oben.

Das ganze Gebirge scheint von Reisenden zu wimmeln. Auf dem Inselberg trafen wir sehr zahlreiche Gesellschaft; hier sehen wir in einiger Entfernung am Waldesrande die Schüler von Schnepfenthal, die, von ihren Lehrern geführt, gymnastische Übungen und Spiele treiben, sich aber nicht im mindesten um uns kümmern.

Wir lagern am Teich. B. Auerbach und ich, wir breiten unsre Plaids auf dem Rasen aus für die Damen, die Damen singen Liedchen. B. Auerbach wälzt sich im Grase vor Wonne, erzählt komische Geschichten, singt burleske Liederchen vom Kasperltheater her, das alles in so harmloser, naiver, liebenswürdiger Weise, daß es durchaus ungezwungen bleibt und doch nie über die Grenze des in guter Gesellschaft passenden hinausgeht. Miß Gianetta und Luisa, Frau von Meyern sind so hübsch, so reizend gekleidet, daß die Gruppe auf dem frischen Rasen, unter ein paar alten Bäumen, am klaren Wasserspiegel, wohl des Malens wert gewesen wäre, und die Zeit fließt angenehm an uns vorüber.

Endlich kommen die Jäger. Der Herzog auf seinem Schimmel, die Herzogin mit einem langen Stecken zu Fuß hinterdrein.

Digitized by Google

Die Herzogin liebt ihren Gemahl sehr. Ihr größtes Glück ist, in seiner Nähe zu sein. Sie kann das Schießen nicht gut vertragen und folgt ihm doch auf die Jagd. Treskow erzählt mir, daß sie im Herbst bei den großen Treibjagden auf Hasen stets neben dem Herzog her in der Jägerkette über die Sturzäcker geht. Sie schreckt bei jedem Schuß zusammen, aber sie überwindet die Nervenpein, um nur bei dem Herzog sein zu können.

Diner auf Blech und Zinn, im Freien, unter ein paar alten Buchen, nachdem sich die Herzogin im Jagdhaus umgekleidet hat. Die Forstleute sitzen mit bei Tisch und verzehren schweigend, was ihnen geboten wird. Rückweg schon in der Abenddämmerung. Fahrt durch den Ungeheuern Grund nach Reinhardsbrunn. Abends im Blumengarten. Partie des Herzogs (mit Alvensleben) im Freien, an einem Kartentisch, an dessen vier Ecken Laternen angeschraubt sind.

B. Auerbach empfiehlt sich heute Abend, da er abreist. Sehr herzlicher Abschied von mir; daß wir uns in Dresden sehen, wenn ich durchreise, versteht sich von selbst. Der Herzog und namentlich Erbach zeigen sich so freundschaftlich wie möglich gegen ihn. Die Damen sehen ihn ungern scheiden.

12. August. Ich wollte heute reisen, denn es ist zwar sehr schön hier, es lebt sich hier anmutig und leicht, aber ich muß daheim Druckfehler korrigiren und eine Wahlbroschüre schreiben, die ich versprochen. So hatte ich denn meine Abreise schon angekündigt. Aber ganz früh schon kommt Meyern vom Herzog gesendet zu mir und fordert mich in dessen Namen auf, heute noch zu bleiben. Das ist natürlich nicht abzulehnen.

Diner mit einem gewissen Apparat; ein paar preußische Offiziere aus Erfurt sind dazu geladen: Herr von Blumenthal, Obristleutnant im Generalstab, und Adjutant Rittmeister von Bernuth. Tafel im Freien, an der Westseite des Schlosses. Militärmusik aus Gotha, die der Herzog hat kommen lassen. Sie spielt Ouvertüren u. s. w. aus den Opern des Herzogs; er selbst hört mit großer Spannung zu, ob sie auch richtig vorgetragen werden. Blumenthal sagt mir, daß er zum großen Generalstab nach Berlin versetzt sei; in Erfurt werde wahrscheinlich Otto Bernhardi an seine Stelle kommen.

Thee und Abend im Blumengarten, wo ich noch ein bedeutendes Gespräch mit dem Herzog habe; es dreht sich um Welt, Zeit und Leben im allgemeinen. Er zeigt darin viel Geist, ein sehr schnelles Fassungsvermögen. Noch ein paar Rubber Whist mit ihm und Alvensleben; ich bleibe am Ende um fünf Points im Gewinst.

Der Abschied, wie ich mich nun empfehle, ist von allen Seiten so herzlich und wohlwollend, wie ich nur irgend wünschen kann. Der Herzog ladet mich vielfach ein, ihn wieder zu besuchen; auch mir ist es leid, zu scheiden. Es wird einem nicht bald wieder so gut.

Digitized by Google

2

Zwei Jahre später, im September des Jahres 1860, war Theodor von Bernhardi noch einmal Gast des Gothaer Hofes. In seinen Aufzeichnungen darüber (die ihres Umfangs wegen an dieser Stelle nur teilweise wiedergegeben werden können) spiegelt sich die veränderte Zeitstimmung so deutlich wider, daß die nachfolgenden Blätter schon als Beiträge zur Signatur der Übergangszeit von Interesse sein werden, die seit der Erkrankung Friedrich Wilhelms IV. ihren Anfang genommen hatte.

Die Umrisse der Lage, die der September 1860 in Deutschland und Europa vorfand, können mit wenigen Worten wiedergegeben werden. Nachdem im Herbst 1858 der Prinzregent die preußischen Staatsgeschäfte übernommen hatte, waren im nächsten Jahre der Ausbruch des italienischen Krieges und die Begründung des deutschen Nationalvereins (am 15. und 16. September 1859 zu Frankfurt am Main), die Verlegung des Vereinsausschusses nach Koburg (16. Oktober 1859) und die Begründung der von A. L. von Rochau herausgegebnen „Wochenschrift des deutschen Nationalvereins" (Mai 1860) gefolgt. Mit dem Friedensschluß von Villafranca hatte für Europa, mit den Frankfurter Beratungen vom September 1859 für Deutschland ein neuer Zeitabschnitt begonnen. So deutlich waren die Unhaltbarkeit des Bundestagszustandes und die Unvermeidlichkeit einer Neugestaltung Deutschlands zu Tage getreten, daß die Fragen der europäischen Politik für weiterblickende deutsche Patrioten vor allem unter dem Gesichtspunkte ihrer Bedeutung für die bevorstehende Wendung der vaterländischen Geschicke in Betracht kamen. Hoffnungen, die man längst zu Grabe getragen hatte, schienen neu aufgelebt, Möglichkeiten, die man abgeschlossen geglaubt hatte, neu eröffnet zu sein. Noch aber machten sich die Wirkungen der vieljährigen Stockung unsers öffentlichen Lebens in so peinlicher Weise geltend, daß sich Besorgnisse vor einem Rückschlage an jeden in nationalem Sinne gethanen Schritt hefteten, und daß sie vielfach auch da die Oberhand behielten, wo man sich mit den von der Nationalpartei verfolgten Zielen durchaus einig wußte.

Während der auf den nachstehenden Blättern geschilderten Reinhardsbrunner Tage fand die erste Generalversammlung des Nationalvereins statt (3. bis 5. September), dem der patriotische Herzog Ernst, ohne Rücksicht auf das eigne Interesse, in seiner zweiten Hauptstadt (Koburg) eine Stätte bereitet hatte. Fünf Monate zuvor (11. Mai 1860) war Garibaldi auf Sicilien, nach Eroberung dieser Insel bei Reggio gelandet (21. August) und seit dem 1. September im Anmarsch auf Neapel begriffen: der Fall des Königreichs beider Sicilien erschien als Frage der nächsten Zukunft, aller Welt Blicke waren auf den Kirchenstaat und das Erscheinen des italienischen Heeres in den Marken gerichtet, jede Stunde konnte Entscheidungen von geschichtlicher Bedeutung bringen.

Diesen Zeitverhältnissen entsprechend galten die im September 1860 zwischen dem Herzog und seinem Gaste geführten Gespräche, namentlich den deutschen und den italienischen Verhältnissen des Augenblicks: der kurz zuvor in Baden-Baden abgehaltnen Fürstenversammlung, den Entschließungen des Nationalvereins und Napoleons III. Stellung zu der Bewegung, die eine Umgestaltung der Zustände Mittel- und Südeuropas als unmittelbar bevorstehend ankündigte. Deutliche Vorstellungen von dem, was die nächsten Tage und Wochen bringen sollten, fehlten den sogenannten Eingeweihten ebenso vollständig, wie denen, die rücksichtlich der Zeitereignisse auf die Meldungen der öffentlichen Blätter angewiesen waren. On marchait vers l'inconnu, und selbst Männer von der politischen Erfahrung und dem Blick Herzog Ernsts und seines Gastes glaubten mit Möglichkeiten rechnen zu müssen, die heute durchaus unwahrscheinlich klingen.

Digitized by Google

Am zweiten September war Bernhardi in Reinhardsbrunn eingetroffen, und vom Abende dieses Tages beginnen seine auf diese Zusammenkunft bezüglichen Tagebuchblätter.

2. September. Gegen sechs Uhr kehrt der Herzog von der Jagd zurück. Diner in einem kleinen Sälchen unter der Hirschgalerie. Nur der Herzog, die Herzogin, Mr. Barnard, Hausmarschall Wangenheim und Fräulein Konstanze Thümmel (die Damen in Trauer), niemand sonst. Die allerfreundlichste Aufnahme von allen Seiten. Aber mir wird etwas bange. Ich bereue fast, daß ich hergekommen bin. Wie wird die Zeit hinzubringen sein! Es regt sich ein gewisses Verlangen, bald wieder loszukommen.

Nach Tisch kommt der Herzog in mein Zimmer; langes Gespräch, wobei ich höre, frage, durch Bemerkungen weiterfördere.

Der Herzog: „Der gegenwärtige Moment ist ein sehr wichtiger und in mancher Beziehung ein sehr gefährlicher.“ Ich denke nach dieser Einleitung, er wird von Italien sprechen und vom Orient; nein, er denkt zunächst an das, was ihn zu allernächst betrifft: der Nationalverein tagt demnächst in Koburg, und von seiner Haltung, von den Beschlüssen, die er faßt, wird viel abhängen. (Mir scheint die Sache nicht so wichtig.)

Der Herzog: „Die Führer des Vereins sind vielfach gewarnt und ermahnt worden, sie haben versprochen, vernünftig zu sein und die Beschlüsse des Vereins in den Bahnen der Mäßigung zu erhalten; es fragt sich nur, ob sie der Sache durchaus Herr bleiben. Der Verein will sein eignes Programm feststellen, das ist bedenklich und kann weit führen; es tritt da eine dreifache Gefahr ein: 1. Wenn der Verein eine konstituirende Nationalversammlung verlangt und sich selbst etwa als Vorparlament konstituiren will; 2. wenn er die Reichsverfassung von 1849 zu seiner Fahne wählt und für deren Durchführung zu wirken beschließt; 3. wenn er die Hegemonie Preußens proklamirt und verlangt, daß diesem Staate die Vertretung des Bundes nach außen und die Militärmacht in ganz Deutschland überlassen werde.“ (1 und 2 wäre Wahnsinn, und dennoch kann man Deutschen auch dergleichen zutrauen, sie sind so überaus praktisch!)

Wird einer von diesen drei Beschlüssen gefaßt, so muß auch der Herzog dem Nationalverein seinen Schutz entziehen, „und wir Liberalen verlieren damit unsre Armee!“ Der Verein verfällt dann den Demokraten! (Mir scheint im stillen diese Gefahr so groß nicht; die Gothaner werden sich nicht so leicht den Demokraten zuwenden, und am Ende ist die Macht des Vereins nicht so gar groß.)

Ich: „Um meine Meinung befragt, habe ich gegen die Ausbreitung des Nationalvereins in Preußen gestimmt und sie in Schlesien auch verhindert“; mein Grund, den ich aussprechen muß, da der Herzog bedauernd dazwischen wirft: „O, warum haben Sie das gethan!“: die ganze Agitation ist zu Preußens

Digitized by Google

Gunsten, da können wir unmöglich mitagitiren! Wir verderben das Ganze, erwecken Mißtrauen gegen die Bewegung und geben der von Österreich besoldeten süddeutschen Presse die erwünschte Veranlassung, die ganze Bewegung zu verdächtigen.

Der Herzog erzählt die Fürstenzusammenkunft in Baden-Baden. Sie war nicht zu vermeiden. Als der Regent nach Trier ging, verlangte Napoleon III. eine Zusammenkunft mit ihm, sie wurde abgelehnt unter dem Vorwande, der Regent könne nur kurze Zeit dort verweilen. Dann verlangte Napoleon III. eine Zusammenkunft in Ostende, die Antwort war: der Regent gehe gar nicht nach Ostende. Als Napoleon III. sie zum drittenmale in Baden-Baden in Vorschlag brachte, konnte sie nicht abgelehnt werden. Daß die Sache sich so gut machte, daß die sämtlichen deutschen Fürsten anwesend waren, war mehr Zufall als Plan. Mancherlei kam zusammen. Der Großherzog von Baden war ohnehin als Landesherr zur Stelle. Der König von Württemberg kam unter dem Vorwande, das Bad zu brauchen, und war schon da; er blieb, um die Sache zu beobachten. Der König von Baiern kam ungerufen auch unter dem Vorgeben, das Bad zu brauchen, und blieb vier Wochen. Der König von Hannover kam eiligst nach Berlin, um ganz unaufgefordert seine Teilnahme anzubieten; die Antwort des Regenten war: er könne ihm nicht verbieten, ganz nach seinem Belieben nach Baden zu reisen, nach einer Stadt, die nicht einmal auf preußischem Gebiete liege. Nun war von den deutschen Königen nur noch Sachsen übrig, und es wäre unter diesen Umständen geradezu auffallend gewesen, wenn es von der Zusammenkunft ausgeschlossen blieb. In dieser Erwägung erging an den König von Sachsen — an ihn allein — die ausdrückliche Aufforderung des Regenten, der Zusammenkunft in Baden beizuwohnen.

Den Herzog wollte man ausdrücklich nicht dort haben. Der Fürst Hohenzollern bat ihn durch den Telegraphen, nicht zu kommen. Gerade deshalb reiste der Herzog nach Baden, Usedom, den er auf der Durchreise in Frankfurt sah, war darüber fast außer sich. Der Herzog meint, Usedom war damals noch nicht geheilt von der Idee, man könne in gutem Einvernehmen mit Napoleon III. leben und die Freundschaft mit ihm zur Vergrößerung Preußens benutzen, und fürchtete, der Herzog werde mit seinem deutschen Patriotismus alles verderben!

In Baden bildete sich sogleich ein besondrer kleiner Kreis von Fürsten, der den andern gegenüber „das liberale Element repräsentirte“; er bestand aus dem Herzog und den beiden Großherzögen von Baden und Sachsen-Weimar.

Noch vor der Ankunft Napoleons III. verpflichteten sich die deutschen Souveräne auf Ehrenwort gegen einander, ihm alle genau dasselbe zu sagen, im wesentlichen: qu'on ne demandait pas mieux, que de rester en paix, aber dazu müßten die französischen Wühlereien in Deutschland aufhören.

Digitized by Google

Napoleon III. war bei seiner Ankunft überrascht und sehr verdrießlich, so zahlreiche Gesellschaft zu finden; er sah sogleich, daß sein Plan durchkreuzt und verdorben war, daß er weder den Prinzregenten bearbeiten und ihm lockende Anerbietungen machen, noch Preußen dem übrigen Deutschland gegenüber kompromittiren und verdächtigen könne.

Ganz zuerst hat er ein anderthalb Stunden langes Gespräch mit seinem alten Freunde, dem Herzog von Koburg, beteuert seine friedlichen Absichten, sein Verlangen, namentlich mit Deutschland im besten Einvernehmen zu leben, klagt über das ungerechte Mißtrauen, mit dem man ihn betrachte u. s. w. Der Herzog giebt die verabredete Antwort und zählt die Gründe des Mißtrauens auf. Napoleon III. leugnet alle seine Pläne ab, verleugnet alle seine Agenten, nennt sie schlechtes Gesindel, das auf eigne Hand wühle. Er brauche vor allen Dingen Frieden. Um davon zu überzeugen, daß er ihn brauche, spricht er nicht nur von der angeblich schwierigen Lage der französischen Finanzen, er macht auch die französische Armee und Flotte klein und schlecht. Er spricht eine sehr hohe Meinung von der österreichischen Armee aus (die sich doch im ganzen nicht besonders geschlagen hat), und es scheint fast, als sei sie eigentlich der französischen an kriegerischer Tüchtigkeit überlegen; wenigstens beteuert er, daß er nicht einer überlegnen Tüchtigkeit seiner Armee, sondern nur der schlechten Führung aufseiten der Österreicher den Sieg in Italien verdanke. Der englischen Flotte vollends sei die seinige durchaus nicht gewachsen. (Wenn das die Leute in Frankreich wüßten!) Das Gespräch mit dem Regenten wird wohl ungefähr desselben Inhalts gewesen sein.

Übrigens gefiel sich Napoleon III. als echter Parvenü ganz außerordentlich in so guter Gesellschaft. Er fühlte sich unendlich geschmeichelt dadurch, daß er dazu gehörte, daß die Fürsten ihn mit ungezwungner Familiarität als ihresgleichen behandelten. Gegen den Herzog kam er öfter darauf zurück: Mais c'est charmant, tous ces souverains! Er habe gar nicht gedacht, daß sich mit den Leuten so gut leben lasse!

Seine Aufnahme beim großen Publikum war von der Art, daß die Unmöglichkeit eines neuen Rheinbundes sehr anschaulich wurde. Französische Agenten, mouchards, versuchen auf seinen Wegen vive l'Empereur! zu schreien; die Folge ist, daß er gründlich ausgezischt und ausgepfiffen wird, und daß ihn niemand grüßt. Erst als er selber den Befehl giebt, nicht Vivat zu schreien, ändert sich die Sache, und man grüßt, wo er erscheint.

Nach seiner Abreise treten die drei liberalen Fürsten zusammen und beraten, was nun im Innern Deutschlands geschehen müsse. Sie kommen überein, man müsse Österreich das Bündnis und die Hilfe Deutschlands für die Verteidigung Venetiens anbieten, aber unter der Bedingung, daß Österreich sich in seinem Innern zu zeitgemäßen Fortschritten entschließe.

Die drei liberalen Fürsten wollten nun auch die übrigen zum Beitritt zu

Digitized by Google

einer solchen Erklärung auffordern, sondirten hie und da und erfuhren bei der Gelegenheit, daß auch die vier Könige zu einer besondern Beratung zusammen getreten waren.

Sie fragen nun zunächst bei dem König von Baiern an. Die Antwort ist entschieden ablehnend; es sei ganz andres notwendig, man müsse vielmehr dem Prinzregenten vereint entgegentreten und ihn auffordern, sich der Politik der Würzburger Konferenz (d. h. der Kleinstaaten) anzuschließen, außer Hohenzollern und Schleinitz sein ganzes Ministerium zu entlassen, das aus verkappten Demokraten bestehe, und die Hand zur energischen Unterdrückung des Nationalvereins zu bieten.

Auf diese Weise aufgeklärt über das, was in dem engern Rat der vier Könige vorbereitet wurde, beeilte man sich, den Prinzregenten davon in Kenntnis zu setzen, und in neuer Beratung der drei liberalen Fürsten mit ihm (wahrscheinlich auch mit Hohenzollern) wurde beschlossen, der Prinzregent solle das Prävenire spielen, bei ihrer letzten Zusammenkunft mit einer Erklärung hervortreten, des Inhalts, daß er die Grenzen Deutschlands schirmen und wahren, in der Bundes- und der innern Politik aber konsequent die bisherige Bahn verfolgen werde. Da der Prinzregent nicht rasch arbeitet, entwarf der Herzog schnell schriftlich die Rede, die der Regent halten sollte, und überließ es dann ihm selbst, sie so zu überarbeiten, daß sein Stil, seine Art, sich auszudrücken, hineinkam. Um dann jede weitere Diskussion im voraus abzuschneiden, soll, sowie der Prinzregent seine Rede geendet hat, „meine Schwägerin," d. h. die Großherzogin von Baden, eintreten. Jeder Bemerkung der Könige, die dennoch vorkäme, soll der Prinzregent mit den Worten begegnen: das müsse Gegenstand der Verhandlung unter den Kabinetten bleiben!

Bei der letzten Versammlung hielt der Prinzregent dann wirklich seine bekannte Rede, aber die Schwägerin trat nicht ein, und sowie er geendet hatte, augenblicklich, hob der König von Württemberg an mit seiner bekannten Erwiderung namens der vier Könige: er freue sich der patriotischen Gesinnung des Prinzregenten, müsse aber namens der Könige und in ihrem Auftrag einige Wünsche aussprechen. Diese sind vor allem: Einlenken Preußens in die Bahnen einer konservativen Politik, Unterdrückung des Nationalvereins. Bei diesen Worten richten die sämtlichen Könige giftige Blicke auf den Herzog, und der König von Baiern fällt höchst naiv in die Rede: „Ja, das ist unser sehnlichster Wunsch!" Der Prinzregent verweist alles auf die Unterhandlungen unter den Kabinetten.

Nachdem man sich in Baden getrennt hatte, schrieb der Herzog von Koburg aus einen gleichlautenden Brief an die vier Könige und beschwerte sich darin über die des Nationalvereins wegen gegen ihn gerichteten Anklagen darüber, daß man den Nationalverein selbst angreife, zu einer Zeit, wo es bei den von außen drohenden Gefahren nötig sei, sowohl die Einigkeit als das National-

Digitized by Google

gefühl der Deutschen zu steigern. Dazu trage der Nationalverein bei; so lange dieser sich innerhalb der gesetzlichen Schranken halte, sei kein Grund, ihm den Schutz zu versagen. Er hat darauf von allen vieren schnöde Antworten erhalten, die ihn noch jetzt in der Erinnerung ärgern. Sein Kabinetssekretär soll sie mir morgen mitteilen, damit ich sehe, in was für heillosen Ansichten die Herren befangen sind.

Die Zusammenkunft in Teplitz ist dann auch von den drei liberalen Fürsten herbeigeführt worden. Der Herzog hat erst den Prinzregenten beredet, darauf einzugehen, wenn sie vorgeschlagen würde, und dann in Wien zu verstehen gegeben, daß der Regent eine Einladung dazu wohl annehmen werde. Wien griff gleich mit Freuden zu, die Einladung erfolgte. Da sich aber der Prinzregent die Anwesenheit der vier Könige in Teplitz verbat, konnte auch die liberale Fürstentrias dort nicht erscheinen; indessen wird doch zwischen ihr, namentlich dem Herzog und dem Regenten verabredet, was dieser letztere dort den Österreichern sagen soll.

Man bringt den Prinzregenten dahin, zu sagen, was ihm, wie der Herzog meint, sehr schwer fiel; er sei der Regent eines konstitutionellen Staates und er müsse auf die öffentliche Meinung in Preußen Rücksicht nehmen. Das wird ihm schwer, aber er thut es. Der Regent hat ferner den Österreichern gesagt: „Ihr wollt, daß wir euch helfen sollen in Italien. Das müßt ihr selbst uns erst möglich machen, indem ihr die öffentliche Meinung in Preußen versöhnt durch liberalen Fortschritt im Innern der österreichischen Monarchie, durch Gleichstellung der Protestanten mit den Katholiken und dadurch, daß ihr die Würzburger nicht unterstützt und uns gewähren laßt am Bundestage."

Soweit war alles ganz gut. Leider aber hat man dann die Österreicher aus Teplitz fortgelassen, ohne bestimmte, unterschriebne Verträge erlangt zu haben. Die Österreicher haben zwar dort gesprächsweise allen diesen Forderungen zugestimmt und das allerschönste versprochen; aber mit der Absicht, nichts zu halten und Preußen doch zu kompromittiren, es doch hineinzuziehen in die Kämpfe, die ihnen bevorstehen. Wie wenig sie Wort zu halten gedenken, beweist gleich das allererste, was sie nach der Teplitzer Zusammenkunft gethan haben: der Erlaß wegen des Begräbnisses der protestantischen Soldaten.

Der Herzog meint, Venetien müßten wir haben und behaupten, um das südliche Deutschland verteidigen zu können; durch Venetien seien alle unsre strategischen Stellungen im südlichen Deutschland umgangen. Ich spreche, natürlich vorsichtig, als Notbehelf, wenn etwa das Venetianische doch nicht zu behaupten sein sollte, von der sehr starken Verteidigungslinie, die sich am Isonzo einrichten lasse mit Görz, Villach, Klagenfurt, Laibach, Marburg und Bruck an der Mur als Festungen. Aber er achtet gar nicht darauf, lehnt es unendlich weit ab, ohne recht darnach hinzuhören.

Übrigens ist der Herzog überzeugt, daß Österreich seinem Untergang ent-

Digitized by Google

gegengeht. Die österreichische Regierung habe gar kein Programm, keinen Plan und lasse sich vollkommen ratlos von den Ereignissen treiben.

Italien. Der Herzog sagt: Garibaldi hat von Napoleon III. die Erlaubnis, erst Neapel und dann das Venetianische anzugreifen; Rom und den Papst soll er dagegen in Ruhe lassen. Das ist ihm nicht recht, und darum läßt er sich in neuester Zeit halb und halb auch mit Mazzini ein.

Ist Garibaldi erst Herr von Venetien, dann wird von dort aus der zündende Funke nach Ungarn geworfen. Daß Ungarn vollständig organisirt ist für die kommenden Ereignisse, bestätigt mir auch der Herzog.

Der Herzog: Die ganze italienische Bewegung, von Paris aus geleitet, geht teils im Einverständnis mit Cavour vor sich, teils hinter seinem Rücken und gegen seinen Willen. Cavour sagt: C'est une bêtise, c'est trop tôt d'une année! (Sehr natürlich! Da die sardinische Armee infolge der Gebietserweiterung verdreifacht werden muß, kann sie unmöglich schon fertig und kriegstüchtig sein.) Da die Bewegung aber einmal im Gange ist, kann er sie unmöglich sich selbst überlassen. In Mailand wird „Tag und Nacht" an Zivilkleidern gearbeitet für die piemontesischen Soldaten, die sich Garibaldi zum Angriff auf Venetien anschließen sollen.

Ich: Wie lange kann es noch dauern, bis wir mit in den Krieg verwickelt werden?

Der Herzog: Bis zum Frühjahr.

Ich: Daß sich die Sache noch so lange hinziehen wird, daran ist, wie mir scheint, so ganz sicher nicht zu glauben. Die Ereignisse gehen rasch. Wie lange kann der Kampf noch dauern in Neapel?

Der Herzog: Garibaldi hofft, Venetien noch in diesem Winter angreifen zu können.

Ich: Nun, dort hinzugelangen, muß er durch die römischen Marken ziehen. Wie kommt er hin?

Der Herzog: Man wird ihm nichts in den Weg legen!

Ich: Vonseiten der Franzosen nicht; aber ist man auch Lamoricières gewiß? Wie ich höre, ist er in Belgien, wo er durch seine Frau Familienverbindungen hat, der Geistlichkeit, der klerikalen Partei verfallen; er ist sehr fromm geworden, asketisch. Auch ist er durch die Vermittlung der belgischen klerikalen Partei an die Spitze der päpstlichen Armee gekommen. Daß er sich fügt, scheint mir nicht ausgemacht. Übrigens erhebt sich die Bevölkerung der Marken ohne Zweifel beim Erscheinen Garibaldis.

Des Herzogs Ansicht, daß wir noch bis zum Frühjahr im Frieden bleiben, gründet sich darauf, daß er glaubt, Garibaldi werde auch gegen die Österreicher in Venetien siegreich bleiben. Es werde sich mithin da keine Veranlassung zu französischer Einmischung ergeben. Das glaube ich nicht. Freischaren werden nicht so leicht einer geschulten und disziplinirten regelmäßigen Armee ebenbürtig, vollends wenn diese Freischaren Italiener sind.

Digitized by Google

Der Herzog meint, Garibaldi werde doch siegen, „es ist kein Zug mehr in der österreichischen Armee!“

Ich: Sie verlangt doch aber sehr und leidenschaftlich darnach, die Scharte vom vorigen Jahr auszuwetzen. Setzen wir den Fall, Österreich siegt im Kampfe gegen Garibaldi, wird es dann in der Verfolgung am Po stehen bleiben? Thut es das, so fängt die Geschichte immer wieder von vorn an, sobald Garibaldi seine Scharen in dem nahen Bologna wieder reorganisirt hat, d. h. nach einigen Wochen. Verfolgt [ihn?] Österreich über den Po hinaus, auf sardinischen Boden, dann ist der allgemeine Krieg augenblicklich da!

Der Herzog zuckt die Achseln.

Der Orient. Der Herzog bestätigt mir, was sich ohnehin alle Welt sagt, daß Napoleon III. die Christen (Maroniten) im Libanon in der Hoffnung auf den Rückschlag hat aufhetzen lassen, die Muhammedaner anzufallen. Napoleon III. hat aber auch zu gleicher Zeit durch seine Agenten die Muhammedaner vor dem Angriff warnen und sie gegen die Christen aufhetzen lassen. Ein Freund des Herzogs, der ein leidenschaftlicher Jäger ist, hat im Atlas Jagden von den Arabern gepachtet und jagt dort mit den arabischen Scheiks zusammen. Dort im Atlas haben ihm die Scheiks lange vor dem Ausbruch gesagt, was in Syrien bevorstand. Ebenso haben es Muhammedaner in Indien dem Mr. Oliphant vorhergesagt. Oliphant, der vor kurzem hier in Reinhardsbrunn war, bezeugt es selbst.

Ich: das wundert mich nicht, denn die Muhammedaner hängen in der ganzen Welt zusammen, wie die Freimaurer und die Juden. Was mich wundert, ist, daß Napoleon zu gleicher Zeit Pläne verfolgt, die mit einander im geraden Widerspruch stehen; daß er mit Rußland im Bunde den Orient aufregen will und zugleich in Polen wühlen läßt. Denn daß die Polen nicht wie verständige Leute innerhalb der vorgeschriebnen Grenzen bleiben, sich nicht bloß im preußischen und österreichischen Polen regen würden, sondern auch, und zwar vorzugsweise im russischen, daß sie auf diese Weise das Bündnis mit Rußland gefährden, ja unmöglich machen würden und Napoleon III. sein Spiel verderben, das hätte er vorhersehen können.*)

Ich bringe auch die Reform der preußischen Armee zur Sprache. Der Herzog will sie nicht ganz billigen; er kommt darauf zurück: das „volkstümliche Element“ sei der Armee in der Landwehr genommen, besteht aber nicht weiter darauf, da ich geltend mache, es komme doch vor allen Dingen darauf an, eine Armee zu haben, die zuverlässig ist und sich tüchtig schlägt, und frage, ob man das wohl von unsern schlesischen Landwehrbataillonen erwarten könne, die zu vier Fünfteln, oder vollends von den rheinischen, die zu sieben Achteln aus verheirateten Familienvätern bestehen?

*) Diese Voraussetzung traf bekanntlich schon wenige Jahre später ein.

Digitized by Google

Zu wünschen wäre nun, daß die liberale Partei in unserm Parlament Vernunft annehme, nicht ein ohnmächtiges Zetergeschrei erhöbe über Dinge, die sie nicht mehr ändern kann.

Der Herzog: Die Liberalen wollen aber im Gegenteil „einen Höllenlärm" anfangen über die Militärfragen in der nächsten Sitzung.

Ich: meine Hoffnung war, die Herren würden sich nun durch einen Aufenthalt von mehreren Monaten in den Provinzen überzeugt haben, daß die öffentliche Meinung im allgemeinen entschieden für die Militärvorlagen der Regierung ist. Jedenfalls kann der Lärm zu nichts führen, als zu einem unseligen Bruch zwischen Regierung und Kammern, und der muß um jeden Preis vermieden werden. Man müßte dahin arbeiten, daß die Leute Vernunft annehmen. Noch ein andres macht mir Sorgen: daß, wie mir Herwarth sagt, der Fürst Hohenzollern vom Ministerium zurücktreten will, so wie der König stirbt.

Der Herzog: Das sagt er immer; aber wir lassen ihn nicht gehen.

Er kommt auf Ungarn zurück; dessen Erhebung, die bevorsteht, wird ganz eigentümliche Verlegenheiten herbeiführen. Die Ungarn sind zum Teil Protestanten; ihre Absicht ist, sich um Schutz und Beistand an Preußen zu wenden, eine Personalunion der ungarischen und preußischen Krone anzubieten oder dergleichen. Wenn sie abgewiesen werden, wollen sie sich Frankreich in die Arme werfen.

Auch Rüstows gedenkt der Herzog. Der ist zu Garibaldi gegangen, um sich einen militärischen Ruf zu erwerben und in der Hoffnung, demnächst als roter Feldmarschall in Deutschland aufzutreten.

3. September. Um elf Uhr gemeinschaftliches Frühstück im Sälchen; der Herzog bespricht Napoleons III. klägliche Familienverhältnisse, die Abenteuer der Prinzessin Mathilde u. s. w. Er gedenkt auch des Königs Jerôme; mit dem habe er stets sehr gern verkehrt, er sei ein verständiger, gewissenhaft und mild denkender alter Mann gewesen, stets bemüht, seinen Neffen Napoleon III. zur Mäßigung zu bewegen. Gegen den Herzog beklagte Jerôme, daß Napoleon III. Neigung habe, in die Übertreibungen seines Onkels, Napoleons I., zu verfallen à qui il est si supérieur. (So beurteilt der elende Jerôme seinen jedenfalls heldenhaften und großen Bruder.)

Unter Übergehung einer Anzahl interessanter, ihres großen Umfangs wegen hier nicht mitteilbarer Korrespondenzen, in die der Herzog seinen Gast Einblick nehmen ließ, wenden wir uns den letzten Tagen von Bernhardis Aufenthalt in Reinhardsbrunn zu.

5. September. Beim Frühstück erzählt der Herzog aus Lissabon, wo er zur Zeit der Königin Maria da Gloria öfter gewesen ist. Ein Pater Mario (Mönch) war den Truppen Dom Pedros mit dem Kreuz voran in die Hauptstadt eingezogen, war dafür Kardinal geworden und eine privilegirte Person.

Digitized by Google

Man sah ihm gern nach, daß er einen nichts weniger als kanonischen Lebenswandel führte und namentlich leidenschaftlicher Spieler war. Er legte häufig eine Pharobank auf, und die jungen Prinzen und ihre Umgebung pointirten.

Die Prinzen müssen in voller Uniform bei entsetzlicher Hitze vom Balkon herab der Frohnleichnamsprozession zusehen. Der Kardinal, der wenig und schlecht französisch spricht, ruft ihnen aus der Prozession zu: Chaud, bien chaud, mais je viendrai, je viendrai! Zum Spiel nämlich. Wenn die Prozession vorüber ist, werfen die Prinzen ihre Uniformen ab, legen Leinwandkittel an und gehen in die untern, kühlern Gemächer. Da steht der Spieltisch schon fertig, gleich darauf kommt der Kardinal im roten Hut und Scharlachtalar, den goldnen Patriarchenstab in der Hand. In diesem Aufzug, im vollen Ornat, stellt er sich an den Spieltisch, präsentirt mit dem Patriarchenstab das Gewehr und ruft: Messieurs, faites votre jeu!

Kurz vor Tisch sendet der Herzog mir Franckes Bericht über die Sitzungen des Nationalvereins und die gefaßten Beschlüsse.

Die Leute sind unreif und, wie es scheint, unfähig, reif zu werden. Sie haben, so viel auch die Führer gewarnt haben, eines der drei Dinge gethan, die der Herzog als gefährlich bezeichnete, sie haben die Hegemonie Preußens und Volksvertretung am Bundestage als Ziel ihres Strebens proklamirt. Wenn sie auch einige Worte über Österreich hinzufügten, das darum nicht ausgeschlossen sein soll. Dadurch ist das bedenkliche nicht beseitigt, und dadurch, daß die Hegemonie Preußens nur eventuell anerkannt wäre, nur für den Fall, daß Preußen in den Bahnen des Liberalismus bleibt, auch nicht. Die gewählte Form ist nebenbei etwas für Preußen beleidigendes, und die Unruhe spricht sich darin aus, daß man vergißt, daß die Hegemonie unter anderm eine Frage der Macht ist. Aber daran haben die Leute nicht genug, sie fühlen sich berufen, auszusprechen, daß das Bedürfnis Deutschlands nach Einheit in der unseligen Verfassung von 1849 seinen Ausdruck gefunden habe, und amendiren diesen Satz auf den Antrag eines quidam dahin, daß jenes Streben in besagter Verfassung seinen rechtlichen Ausdruck gefunden habe.

7. September. Bennigsen kommt quasi re bene gesta aus Koburg an, G. Freytag kommt seinethalben nach Reinhardsbrunn heraus. Er besucht mich auf meinem Zimmer. Tadelt den Nationalverein: „Die Leute fingen 1848 wieder an, wenn man sie gewähren ließe.“ Namentlich hat der alte Welcker eine ganz unsinnige Rede gehalten. Im einzelnen sucht G. Freytag manches zu entschuldigen, kann aber nicht leugnen, daß die Leute die Regeneration Deutschlands in sehr unreifer Weise betreiben, „so wie man es von schwärmenden Sekundanern erwarten müßte.“

Tafel im großen Speisesaal. Bennigsen mein Nachbar. Bei Tisch war von dem Aufstand der Polen die Rede, auf den wir uns gefaßt machen müßten. Ich sprach die Hoffnung aus, daß man dann nicht wieder „Wehmutspolitik“

Digitized by Google

treiben werde. Der Herzog zieht darauf ohne Schonung los über den Idealismus des Deutschen, der immer gegen sich selbst Partei nimmt. G. Freytag nimmt das etwas übel und meint, gerade diese Objektivität, diese Fähigkeit, sich an die Stelle des andern zu setzen, sei der eigentümliche Vorzug des Deutschen. Der Herzog ergeht sich fort und fort in bitterm Spott über die schönen Ergebnisse, zu denen dieser Idealismus uns geführt habe. Ich nehme für G. Freytag Partei und mache geltend: der Geltung, die wie dereinst auch in der politischen Welt als Nation hoffen dürfen, hat jedenfalls der deutsche Idealismus sehr tüchtig vorgearbeitet. Seitdem die Leute wissen, was deutsche Wissenschaft und Kunst ist und bedeutet, hat der Deutsche in Frankreich und in England eine ganz andre Geltung als früher. Der Herzog wollte das im Anfang nicht zugeben, Barnard aber bestätigte es mit Nachdruck.

Am Morgen des 8. September verließ Bernhardi Reinhardsbrunn, um über Gotha heimzukehren. Mit besondrer Ausführlichkeit gedenkt das Tagebuch der unterwegs auf dem Landsitze Gustav Freytags, Siebleben, mit diesem und dem Staatsrat Sammer verbrachten Stunden. Das Hauptthema der dort geführten Unterredungen bildete der Nationalverein, dessen Verhalten von Freytag erläutert und verteidigt wird. Es heißt darüber u. a.:

Gustav Freytag, der viel mit Bennigsen verkehrt hat, sucht manches in günstigerm Lichte darzustellen, obgleich auch er die Schwächen einräumt. Mit der Erwähnung der Verfassung von 1849 war gemeint, daß diese Verfassung nun in ehrenvoller Weise sollte zu Grabe getragen sein und abgethan. Ich: Das wird aber nicht leicht jemand aus den Beschlüssen des Nationalvereins herauslesen. Wenn die Leute so verstanden sein wollten, hätten sie wenigstens nicht sagen sollen, daß die Bestrebungen der Deutschen in dieser Verfassung ihren rechtlichen Ausdruck gefunden hätten. G. Freytag meint auch, es müßten nun sofort Publizisten des Vereins auftreten und in öffentlichen Blättern bestimmt aussprechen, wie dieser Beschluß zu deuten sei. Er hat auch bei Bennigsen darauf gedrungen. Die Hegemonie Preußens zur Sprache zu bringen, war notwendig, sagt Bennigsen, damit sie von den Süddeutschen einmal ausdrücklich anerkannt würde. Wie auch die preußische Hegemonie verklausulirt sein mag: es sei viel dadurch gewonnen, daß man die Süddeutschen dahin gebracht habe, sie förmlich anzuerkennen.

Übrigens, meint G. Freytag, der Herzog könne nichts dagegen haben, wenn der Nationalverein ausspricht, daß er Volksvertretung beim Bundestage verlange, denn der Herzog selbst hat sich in Frankfurt mit den beiden Großherzogen von Weimar und von Baden verabredet: diese drei Fürsten wollen am Bundestage den Antrag auf Volksvertretung stellen. Der Großherzog von Baden erlebt es zum erstenmale, daß sein Volk zu ihm steht, seit er in die Reform der Freisinnigkeit eingelenkt hat u. s. w.

Von dem Ereignis, das dem Jahre 1860 die entscheidende Signatur geben und auf die Entwicklung der deutschen wie der europäischen Dinge nachhaltigsten Einfluß

Digitized by Google

üben sollte, scheint während der vorstehend erörterten Tage in Reinhardsbrunn wie in Gotha die Kunde noch gefehlt zu haben. Am Morgen des 7. September (des letzten Tages von Bernhardis Reinhardsbrunner Aufenthalte) hatte Garibaldi als Triumphator über die Armee König Franz II. seinen Einzug in die Thore Neapels gehalten und damit den für die Zukunft Italiens entscheidenden Schritt gethan. Unmittelbar nach Eingang der Kunde von diesem überall mit gleicher Überraschung aufgenommenen Vorgange ließ Graf Cavour die berühmte Depesche abgehen, in der er dem Kardinalstaatssekretär Antonelli gegenüber „dem großen Schmerz der Regierung Sr. Majestät des Königs von Sardinien über die im Dienste der päpstlichen Regierung stehenden fremden Söldnerscharen" Ausdruck gab, ihn als Verletzung des öffentlichen Gewissens Italiens und Europas bezeichnete und die sofortige Auflösung und Entwaffnung jener Korps verlangte. Vier Tage später (11. September) erschienen sardinische Truppen auf dem Gebiete des Kirchenstaats, und ein Woche darauf (18. September) wurde die von Lamoricière geführte päpstliche Armee bei Castelfidardo geschlagen!

Ein Jahrzehnt später war die dadurch ins Rollen gebrachte große Bewegung zum Abschluß gekommen und in ungeahnter Weise das Ziel erreicht, das die im September 1860 zu Koburg und Reinhardsbrunn versammelt gewesenen Patrioten als bloße entfernte Möglichkeit angesehen hatten.

Streifzüge auf dem Gebiete der Metapher

2. Metaphern aus der Geschichte und der Kultur des Altertums

Wir haben in einem frühern Aufsatze gezeigt,*) welche wichtige Rolle in der modernen Metapher und Bilderspräche die antike Mythologie und Sage spielt. Bei weitem geringer ist die Bedeutung, die die politische Geschichte der alten Völker, ihre Kultur und Litteratur auf diesem Gebiete beanspruchen darf. Bei den nichtklassischen Völkern des Altertums ist von einer solchen beinahe gar keine Rede. Was hat z. B. Ägypten unsrer Metapher geliefert? Die Sphinx kann man dafür nicht anführen, denn sie ist zweifellos durch die griechische Sage zu uns gekommen; wer in bildlichem Sinne von einer Sphinx spricht, denkt dabei an die thebische, nicht an die ägyptischen Sphinxbilder. Die ägyptische Götterwelt ist der modernen Anschauung stets fremd geblieben; die politische Geschichte Ägyptens, seine merkwürdige Kultur hat eben so wenig irgendwelchen Einfluß auf unsern Bilderschatz ausgeübt (das „verschleierte Bild von Sais" kann, als von Schiller herrührend, hier nicht namhaft gemacht werden), und ich wüßte nichts anzuführen, als einzig die Hieroglyphen,

*) Vergl. die Grenzboten von 1892 II, S. 203.

Digitized by Google

die sich bei uns als Bezeichnung für unleserliche oder schwer verständliche Schrift vollkommen eingebürgert haben. Ähnlich steht es mit den Völkern des asiatischen Orients. Der babylonische Turmbau oder die babylonische Sprachverwirrung sind ebenso wie der gewaltige Jäger Nimrod aus der Bibel zu uns gekommen, einer der am reichlichsten ausgenutzten Quellen unsrer Metapher, auf die aber hier nicht eingegangen werden soll. So bleibt denn höchstens die mächtige Persönlichkeit der Semiramis, die aber nur in einer ganz bestimmten, von Voltaire eingeführten Metapher üblich geblieben ist, in der Bezeichnung der Katharina von Rußland als der „Semiramis des Nordens"; ferner der weichliche Sardanapal, der typisch für weibische Üppigkeit geworden ist und in diesem Sinne bereits bei den Alten sprichwörtlich war, wie Krösus schon im Altertum wie heute ein stehendes Bild für großen Reichtum war; ebenso ist der goldführende Strom Lydiens, der Paktolus aus der alten Bildersprache in die unsrige übergegangen. Bei der unbedeutenden Rolle, die die nichtklassischen Völker des Altertums (von den Juden abgesehen) in unserm Unterricht und in der Kenntnis der gebildeten Laien überhaupt spielen, darf diese Armut an daher entlehnten Metaphern nicht Wunder nehmen.

Besser bestellt ist es mit Griechen und Römern. Sprechen wir zunächst von den Griechen. Hier ist zunächst schon darauf hinzuweisen, daß wir die Namen einzelner Völkerschaften oder Städte in ganz feststehender Übertragung bei uns aufgenommen oder richtiger in diesem Sinne von den Alten übernommen haben. Die Athener sind für uns die Vertreter des feinen Witzes,*) indem die schon bei Griechen und Römern gebräuchliche Bezeichnung reinen Witzes als attisch (oder „attisches Salz") bei uns Bürgerrecht erlangt hat. Ihre Nachbarn, die Böotier, galten den feingebildeten Athenern als stumpfsinnig und roh; so sprechen auch wir heute noch von „bötischen Sitten" und nennen einen plumpen, ungebildeten Menschen einen Böotier oder, wenn auch seltener, einen Thebaner,**) ohne uns dabei Rechenschaft abzulegen, daß wir damit eine gewisse Ungerechtigkeit begehen, indem wir uns dem einseitigen Urteil des in dieser Hinsicht voreingenommenen athenischen Volkes ohne weiteres anschließen. Lakonisch gebrauchen wir nur im Sinne von treffender Kürze des Ausdrucks, wie es auch die Römer thaten; spartanisch dagegen zur Bezeichnung des Strengen und Harten in Erziehung, Gefühlsäußerungen, Ertragen körperlichen Schmerzes u. dgl., eine Trope, die bei den Alten noch nicht üblich war. Das rauhe Arkadien, in dem namentlich Viehzucht betrieben wurde, ist sehr mit Unrecht zum Typus eines idyllischen Schäferlebens geworden; den Alten war diese Auffassung noch fremd, sie wird unsrer modernen

*) Vergl. Spreeathener, Ilmathener, Isarathener u. s. w.

**) Auch ironisch einen weisen, einen kundigen Thebaner.

Digitized by Google

bukolischen Poesie verdankt, die einfache und derbe Landsitte mit süßlicher Gefühlsduselei vertauschte. Dagegen hatte Abdera bereits im Altertum sein heute noch bestehendes und durch Wielands Roman noch fester begründetes Renommee als Heimat thörichter Kleinstädterei; und ebenso ist sybaritisch, von Schwelgerei, besonders Tafelluxus, gebraucht, aus der alten Litteratur überkommen.

Verhältnismäßig wenig ist es, was die politische Geschichte der Griechen zur heutigen Bildersprache beigesteuert hat. Aus der athenischen Verfassung haben wir den Areopag herübergenommen im Sinne eines auserwählten Gerichtshofes; der Ostracismus in der Bedeutung von Verbannung oder Verurteilung durch eine mißtrauische Mehrheit ist in seltnerem Gebrauche. Solon (solonisch) erscheint als Typus eines weisen Gesetzgebers, wogegen drakonisch, d. h. von unerbittlicher Härte, an den strengen Vorgänger Solons erinnert. An lakedämonische Institutionen mahnt nur noch das Wort Heloten-tum, worunter wir einen rechtlosen Zustand sklavischer Unterordnung verstehen. Von den großen Persönlichkeiten der griechischen Geschichte haben sonst nur ein paar Aufnahme in die Metapher gefunden: Demosthenes vor allen als Bezeichnung eines großen Redners (demosthenische Beredsamkeit); bei seinem großen Gegner Alexander knüpft die Metapher mehr an Ereignisse aus seinem Leben an: Bucephalus für ein prächtiges Roß, der gordische Knoten („den gordischen Knoten lösen" oder „ihn durchhauen"), als an seinen eignen Namen, der kein stehendes Bild geworden ist, wenn er auch bisweilen in Übertragung gebraucht wird („ein zweiter Alexander"). Von anderweitigen hervorragenden Griechen sind anzuführen: Homer, zwar nicht als Gattungsname, aber wegen des unsterblichen „homerischen Gelächters," das seine Herkunft einer bekannten Stelle der Odyssee verdankt, daher als Metapher nur bedingungsweise hierher zu ziehen ist, ebenso wie das hippokratische Gesicht, das ja auch mit der Persönlichkeit des berühmten Arztes nichts zu thun hat, sondern von der durch ihn gegebnen Schilderung der Züge eines Sterbenden entnommen ist, heutzutage freilich in weiterer Übertragung auch von zahlreichen andern Dingen, die sich der Auflösung nähern, gebraucht wird. Als eine Sappho ist seit den Tagen der lesbischen Sängerin mehr als eine Dichterin bezeichnet worden; aristophanisch nennen wir scharfen Witz gepaart mit derber Komik; die sokratische Methode, die durch Fragen allmählich zur Erkenntnis der Wahrheit führt, kann nicht unter den Metaphern angeführt werden, so wenig wie platonisch, das auf der Lehre Platos vom Eros beruht. Wohl aber wird „sokratisch" mitunter als Typus erhabner Weisheit und hoher Tugend gebraucht. Bei weitem mehr ist die Gattin des Weisen sprichwörtlich geworden, die den Urtypus eines bösen, zänkischen Weibes vorstellende Xanthippe, allerdings nicht ganz mit Recht, da die gute Frau mitunter alle Ursache haben mochte, ihrem Gemahl etwas den Text zu lesen,

Digitized by Google

und sie auch sonst wohl kaum so schlimm war, wie ihr Ruf. Der lachende Philosoph Demokrit ist häufig als Typus heiterer Lebensauffassung benutzt worden; der Menschenfeind Timon war bereits bei seinen Lebzeiten sprichwörtlich geworden, da schon bei Aristophanes jemand „der reine Timon" heißt, und so ist er noch heute der Typus des Misanthropen geblieben, wie der Cyniker Diogenes der Vertreter äußerster Bedürfnislosigkeit und einfacher Lebensweise; noch bekannter ist die Diogeneslaterne, wenn auch die Anekdote, auf die sie zurückgeht, erfunden ist (sie wird ganz ähnlich auch von dem Fabeldichter Äsop erzählt). Als abschreckendes Beispiel erscheint uns heute noch Phryne, die Bezeichnung für eine Dirne, die ihre Liebe dem Meistbietenden verkauft; es ist bezeichnend, daß diese Hetäre im Altertum lange nicht so verächtlich dastand, wie die mannichfaltigen auf sie bezüglichen Anekdoten, namentlich was ihr Verhältnis zu Praxiteles anlangt, beweisen. Herostratos, der den Tempel der Artemis in Ephesos in Brand steckte, soll bekanntlich diese Freveltat nur in der Absicht begangen haben, dadurch seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen; und obgleich, wie erzählt wird, damals ausdrücklich der strengste Befehl erlassen wurde, den Namen des Brandstifters zu verschweigen, damit er um den gehofften Lohn seiner Schandtat komme, so ist ihm seine Absicht doch vortrefflich gelungen, denn noch heute nennt man jemand, der in frevelhaftem Übermut Großes und Schönes aus reinem Zerstörungstrieb vernichtet, einen Herostrat. Unter den Gelehrten hat sich besonders Aristarch, der geistreiche Homerforscher, die Unsterblichkeit als Bezeichnung eines geistvollen Kritikers errungen, während Zoilus, die berüchtigte „Homergeißel," ebenso als Typus schmähsüchtigen Tadels im Gebrauch geblieben ist. Apelles dient mitunter, doch meist in scherzhaftem oder ironischem Sinn, als Name für einen Maler. Endlich ist noch das Damoklesschwert anzuführen, obgleich die Anekdote, von der es herkommt, sicher erfunden ist.

Sodann sind noch einige Tropen namhaft zu machen, die auf griechische Einrichtungen oder griechischem Kultus gehen. Dem Kultus entlehnt ist der pythische Dreifuß; wenn wir ausdrücken wollen, jemand gebe seine Meinung gleichsam als apodiktisches, unwidersprechliches Urteil ab, so sagen wir, es geschehe „vom pythischen Dreifuß herab," und ähnlich drückten dies bereits die Griechen aus. Auch die übertragne Bedeutung von Orakel (orakeln, orakelhaft) kann man hierher ziehen. Die Hekatombe, das große Opfer von hundert Stieren, ist uns in der Metapher für Dinge, die massenhaft irgendwelchem Zwecke geopfert werden, sehr geläufig. Wohl dem griechischen Theater ist der Chorführer entlehnt, der für die andern das Wort nimmt, die Meinung einer größern Menge vorträgt; ebenfalls vom Theater kommt der Kothurn, von uns für hohen Schwung des Pathos gebraucht, so wie der nur in der lateinischen Fassung verbreitete deus ex machina, der schon bei den

Digitized by Google

Griechen sprichwörtlich war für plötzliche, gewaltsame Lösung des tragischen Knotens; auch an den Thespiskarren darf erinnert werden. Als Palästra wird mitunter auch eine Stätte geistiger Ringkämpfe bezeichnet; ebenso ist Athlet nicht selten auf geistiges Gebiet übertragen, sonst freilich wesentlich im Sinne der Körperstärke gebraucht (athletisch). Endlich sei noch einiger kriegerischen Metaphern gedacht: der Trophäen, womit wir jedes Zeichen eines errungnen Sieges meinen, und der Phalanx, die wir von der Bedeutung einer geschlossenen Heeresabteilung auch auf andre Dinge zu übertragen pflegen (z. B. „eine stattliche Phalanx von Beweisen").

Etwas geringer ist die Anzahl der aus Geschichte, Staatswesen und Kultur der Römer entnommenen Metaphern. Schon das Wort römisch selbst kann man dazu rechnen; man spricht von „römischer Strenge" oder Härte, ähnlich wie von spartanischer, und denkt dabei an die alten Zeiten der Republik, wo alte Römertugend noch lebendig war; wie man auch wohl Männer von solcher Gesinnung als „echte Römer" bezeichnet. Aus der römischen Verfassung sind mehrere Begriffe in unsere Bildersprache übergegangen, wobei man natürlich die nicht mitzählen darf, die geradezu Namen für moderne Ämter geworden sind, wie Konsul, Senator, Tribun u. s. w. Das Amt des Censors kann man zwar auch unter diese letztern Begriffe rechnen, doch ist gerade bei diesem Worte eine Übertragung in weiterm Sinne nicht minder häufig. Auch Capitol und tarpejischer Fels haben bei uns fast sprichwörtliche Bedeutung erlangt, nicht an sich als bestimmte Lokalitäten, sondern wegen ihrer Bedeutung für höchsten Triumph und tiefste Erniedrigung: der Sieger zog triumphirend auf das Capitol, der Vaterlandsverräter wurde von dem dicht dabei gelegnen tarpejischen Felsen in die Tiefe gestürzt. Das Forum ist uns als Gerichtsplatz geläufig; „jemand vor sein Forum ziehen" ist eine verbreitete Wendung. Aus historischer Sage und Geschichte der Römer haben sich namentlich folgende Personen oder Thatsachen einen Platz in der modernen Metapher errungen: Curtius, der sagenhafte Ritter, der sich in den Abgrund stürzte, um sein Vaterland zu retten, als Vertreter hochsinniger Selbstaufopferung; Cincinnatus, der als Feldherr und Sieger zum Pflug zurückkehrte, von dem man ihn geholt hatte, bei ähnlichen modernen Fällen mitunter als Typus gebraucht (vergl. den freilich recht bedenklichen Wortwitz Barcincinnatus, d. i. Bismarck); die Redensart das Schwert in die Wagschale werfen, eine Anspielung auf den bekannten Vorgang bei der Einnahme Roms durch die Gallier; das caudinische Joch, an die tiefe Demütigung der Römer im zweiten Samniterkriege erinnernd; der Pyrrhussieg, im Sinne eines mit großen Verlusten verbundnen und daher für den Sieger beinahe verderblichen Erfolgs; Capua, die Stätte, wo Tapferkeit in weichlicher Schwelgerei zu Grunde geht, wie es bei der Armee des Hannibal der Fall war (besonders bekannt in Grillparzers Wendung vom „Capua der

Digitized by Google

Geister"); jemand seine Kreise stören, von den Worten entnommen, die angeblich Archimedes bei der Einnahme von Syrakus den bei ihm eindringenden Soldaten zugerufen haben soll (richtiger „zerstören," da damit ursprünglich die auf dem Boden im Sand gezeichneten mathematischen Figuren gemeint sind); Cato (catonisch), bereits bei den Römern metaphorisch von großer Sittenstrenge gebraucht, wie sie der jüngere Cato (Uticensis) zur Schau trug. Ferner Cicero (ciceronianisch), gleich Demosthenes der Typus eines großen Redners; an einen seiner Gegner erinnert die Bezeichnung catilinarisch, die zwar schon vor Bismarck gebraucht, aber doch durch ihn erst populär geworden ist; und ebenfalls in Beziehung zu Cicero steht die Philippika, mit welchem Namen Cicero bekanntlich seine Streitreden gegen Antonius benannt hat, in Erinnerung an die gewaltigen Reden, die Demosthenes gegen Philipp von Macedonien gehalten hatte: wir haben damit also ein Beispiel, wie eine zunächst zu einem ganz speziellen Zweck angewandte Metapher Gemeingut geworden ist. Ciceros Freund, der Schauspieler Roscius, war, wie Cicero selbst bezeugt, schon zu seinen Lebzeiten so sprichwörtlich geworden, daß man Leute, die in irgend welcher Kunstfertigkeit sehr tüchtig waren, „Roscius in ihrem Fach" nannte; heute werden mitunter große Schauspieler so bezeichnet. Endlich ist auch Ciceros Tusculum, sein Landgut, als Bezeichnung eines behaglichen Ruhesitzes, auf dem man sich von den Strapazen des Berufs erholt, ein stehender Ausdruck geblieben (richtiger müßte es freilich Tusculanum heißen). Brutus lebt als Typus eines fanatischen Verschwörers fort (z. B. ein „Brutuskopf); das Triumvirat ist bei uns schlechtweg für irgendwelchen Dreiverein üblich geworden, ohne daß dabei der Vergleich mit den berühmten Triumviru eine Rolle spielte. Die Wörter Cäsarismus, cäsarisch hängen in ihrer bekannten übertragnen Bedeutung weniger mit dem großen Cäsar als mit den spätern Cäsaren und deren Regierungssystem zusammen. Mit neronisch bezeichnen wir Grausamkeit und Wahnsinn auf Fürstenthronen, während diocletianisch nur von der ultramontanen Presse zur Charakterisirung moderner angeblicher Katholikenverfolgungen gebraucht, aber keine allgemein übliche Metapher geworden ist. Ebenfalls auf Diocletian darf man wohl die bildliche Redensart seinen Kohl pflanzen zurückleiten, da sich Diocletian nach seinem Rücktritt in Salona mit Gemüsezucht abgab. Aus römischer Geschichte stammt auch der Parther-pfeil, da wir die Kampfweise der Parther, die fliehend ihre unerwarteten Pfeile auf die Verfolger sandten, wesentlich aus ihren Kriegen mit den Römern kennen.

Von sonstigen Persönlichkeiten der römischen Zeit wären als solche, die in metaphorischem Sinne gebraucht werden, noch namhaft zu machen: Lucullus, dessen prächtige Mahlzeiten unsterblich geworden sind (lucullisch speisen); der Gönner des Horaz, Mäcenas (Kunstmäcen, Mäcenatentum), schon

Digitized by Google

in alter Zeit sprichwörtlich; Antinous, der Liebling Hadrians, als Typus eines schönen Jünglings; Galen, oft als Bezeichnung eines trefflichen Arztes gebraucht. Auch die Bezeichnungen horazisch, von heiterer Lebensanschauung oder anmutiger Lyrik, und juvenalisch, von bitterscharfer Satire, können angeführt werden.

Aus dem Gebiete der römischen Altertümer ist nur wenig, was hierher gehört. Triarier, die im dritten Gliede stehende Kerntruppe, kommen heute bisweilen in ähnlichem Sinne vor (z. B. von Bismarck mit Bezug auf die Landwehr gesagt); Legion ist bei uns als allgemeine Bezeichnung einer sehr großen Menge üblich geworden; und unter Prätorianern verstehen wir übermütige, ihre Macht mißbrauchende Krieger. Dem Sakralwesen entlehnt sind die Auspicien, die bei uns — oft recht sinnlos — in der Wendung „unter den Auspicien des und des" vorkommen; Augurn sagt man spöttisch nicht bloß von heuchlerischen Priestern, sondern allgemein von solchen, die unter einer Maske heimlichen Zwecken nachgehen; Saturnalien nennt man ausgelassene Feste, bei denen es etwas toll hergeht; eine keusche oder spröde Jungfrau wird als Vestalin bezeichnet. In die Arena steigen, d. h. den Kampf beginnen, sich in den Kampf mischen, beruht ebenfalls auf römischer Anschauung.

Damit wird die Zahl der aus dem griechisch-römischen Altertum herübergenommenen Metaphern im wesentlichen erschöpft sein, wenn auch eine Nachlese noch eins oder das andre Übersehene ergeben dürfte. Sind es im Verhältnis zu den der alten Mythologie entlehnten Bildern beträchtlich weniger, so sind es doch immer noch recht viel, wenn wir damit die Metaphern und bildlichen Redensarten vergleichen, die die mittlere und neuere Geschichte geliefert hat. Denn so groß und reichhaltig auch die Fülle der Bilder ist, die unsre Sprache aus der Kultur der deutschen Vergangenheit entnommen hat, so spärlich sind die, die an bestimmte Ereignisse oder Persönlichkeiten anknüpfen. Und das hat seinen guten Grund. Jene, die kulturhistorischen Tropen, sind vom Volksmunde geschaffen, diese von den Gelehrten. Das Volk nahm seine Bilder von dem her, was es täglich sah; der Gelehrte knüpfte an sein Wissen an, und da in der früheren gelehrten Bildung die Geschichte des Altertums an Wichtigkeit die christliche und die Zeitgeschichte weit überragte, so erklärt sichs von selbst, daß das Altertum in der Metapher auch den Löwenanteil davontrug. Was wir bisher besprochen haben, ist die gelehrte Metapher; mit der volkstümlichen und ihren Beziehungen zur Kulturgeschichte wollen wir uns ein andermal beschäftigen.

Zürich H. Blümner

Digitized by Google

Wo ſtehn die Wolken?

Aus dem Kreiſe der welſchſchweizeriſchen Franzoſenfreunde, deren unbillige und ungründliche Behandlung deutſcher Verhältniſſe wir ſchon einmal zu rügen gehabt haben,*) iſt neulich in deutſcher Sprache eine Schrift gekommen, die wir nicht ſchweigend beiſeite legen wollen. Die deutſche Preſſe hat, ſo weit wir ſehen, entweder keine Notiz von ihr genommen oder ſie nur beiläufig abgethan. Da wir aber immer der Meinung geweſen ſind, daß Deutſchland alle Urſache habe, ſeine neutralen Nachbarn vom Genfer- bis zur Zuyderſee aufs genauſte zu kennen, ſo halten wir es nicht für überflüſſig, der Schrift: Zweibund oder Dreibund. Warum die Kriegsbereitſchaft vermehrt werden muß. Von Ed. Tallichet, Direktor der Bibliothèque universelle (Lauſanne, Benda, 1893) ein paar Seiten zu widmen.

Ihr Inhalt iſt im weſentlichen folgender: Die Lage Europas iſt (in den erſten Monaten des Jahres 1893) eine der ungewöhnlichſten geworden. Äußerlich ſind die Zeichen des Friedens zahlreicher und deutlicher als je, große Reden des deutſchen Reichskanzlers und des öſterreichiſch-ungariſchen Miniſters des Auswärtigen haben die friedlichſten Töne angeſtimmt, und die Börſen haben ſich ſelbſt durch die vorgeſchlagne Vermehrung des deutſchen Heeres nicht beunruhigen laſſen. Und doch ſieht der Tieferblickende überall Befürchtungen und Mißtrauen. Rußland laſtet ſchwer auf Europa, es entwickelt langſam die ungeheure militäriſche Kraft in ſeinen Menſchenmaſſen und wartet nur auf den Konflikt in Weſteuropa, um über die Türkei herzufallen. Frankreich, „wir ſagen es voll Kummer, verkennt, wie ſchon oft, ſeine wahren und ſtändigen Intereſſen,“ es ſucht die Allianz mit Rußland oder hat ſie ſchon und erwartet ungeduldig den Augenblick, wo es losbrechen kann. „Sein Irrtum iſt jedoch nicht ſchwer zu erklären. Als der Frankfurter Friede geſchloſſen und das Landesgebiet vermöge der wunderbarſten finanziellen Anſtrengung, die die Welt je geſehen hat, befreit war, da war Frankreich nicht nur gedemütigt, ſondern ſo zerrüttet und geſchwächt, daß es ſich dem Feinde auf Gnade und Ungnade ausgeliefert und vollſtändig außer ſtande wußte, einer neuen In-

*) Vergl. Grenzboten 1892, Nr. 24: Von unſern guten Freunden, den Schweizern.

Digitized by Google

vasion zu widerstehen. Sein Heer, sein Kriegsmaterial, seine Befestigungen, alles war neu zu schaffen. Der Sieger ließ Frankreich seine Abhängigkeit fühlen. Zu wiederholten malen mußte es einen neuen Einbruch des Feindes fürchten. Im Jahre 1875 ging das Gerücht, Herr von Bismarck finde sein Wiedererstehen zu rasch, die Bezahlung der Kriegsentschädigung zu leicht, er wolle daher aufs neue losbrechen und Frankreichs Wiederaufleben auf ein halbes Jahrhundert unmöglich machen. Nur das Dazwischentreten des Zaren, so sagte man, habe die Verwirklichung dieses Planes verhindert. Aller Augenblicke, für nichts und wider nichts, führte die vom Reichskanzler anerkanntermaßen inspirirte Presse eine drohende Sprache. Wenn Herr von Bismarck vom Reichstag Militärgesetze oder Steuern verlangte oder die Wahlen zu beeinflussen suchte, wurde der Lärm geradezu betäubend. Es hatte den Anschein, Europa müsse in Feuer und Flammen aufgehen. Im Jahre 1889 fragte man sich in Frankreich bis zum letzten Augenblick, ob Fürst Bismarck nicht mit einem Kriege dazwischenfahren würde, um die Eröffnung der Ausstellung, deren Beschickung er abgelehnt hatte, zu verhindern. Vergegenwärtigt man sich noch die Anwesenheit vieler Elsässer und Lothringer, die ihr engeres Vaterland verloren hatten, sowie die in den annektirten Ländern getroffnen Zwangsmaßregeln, die alle in den französischen Herzen schmerzlich nachtönen mußten, so wird man die Gemütsverfassung, die sich gebildet hatte, begreifen." Die Deutschen hätten diesen Zustand des Bangens leicht nachempfinden können, denn er glich dem, in den sie der Beginn der Regierung Napoleons III. versetzt hatte. Und doch hatten sie damals nur Befürchtungen zu hegen, während die Franzosen die Schmach ihrer Niederlagen mittrugen. Als sich nun Deutschland durch eigne Schuld von Rußland verlassen sah und den Dreibund gründete, änderte es seine Politik gegenüber Frankreich nicht, sondern man behauptete sogar, Bismarck habe im Sinne gehabt, Crispi zum Friedensbruch zu verleiten, um über Frankreich als Italiens Alliirten herfallen zu können. „War das eine Verleumdung? Es ist das anzunehmen, aber man konnte Bismarck gar vieles zuschieben, und die erzielten Wirkungen waren so, wie wenn alles die reine Wahrheit gewesen wäre. So begreift man einerseits den handelspolitischen Bruch, der für Italien so verderbenbringend war, andrerseits den Haß, den die Franzosen dem Dreibund geschworen haben." Die weitere Folge war Frankreichs Annäherung an Rußland — alles die Früchte der Politik Bismarcks, die nur Mißtrauen säete. Selbst daß sich Frankreich einem Boulanger an den Hals warf, ist nur darauf zurückzuführen. Jetzt ist der Zar als die Idee und der Mann, dem man folgen kann, an die Stelle getreten. Darüber, daß Frankreich und Rußland nur durch den Wunsch zusammengeführt wurden, das Reich zu erniedrigen oder zu sprengen, zweifelt niemand. Diese Verbindung ist aber für Frankreich nicht so vorteilhaft wie für Rußland, und wenn es für Frankreich die Erreichung aller Wünsche brächte,

Digitized by Google

wäre doch durch Deutschlands Sturz der Wall zwischen Westeuropa und Rußland vernichtet. Hat man eine Sicherheit, daß nicht Deutschland im schlimmsten Falle den Dreibund verraten und Rußland auffordern wird, Konstantinopel zu besetzen? Dem alten Kanzler traute der Broschürenschreiber solche „düstere Schliche“ zu, nicht aber dem Kaiser und Kanzler von heute. Die Gefahr ist verschoben, besonders durch die augenblicklichen Mißstände in Rußland. Aber warum bleibt die Beunruhigung zurück? Die Quelle alles Übels ist Elsaß-Lothringen. Wilhelm II., der die deutsche Politik seit seiner Thronbesteigung in ausgezeichneter Weise umgewandelt hat, hat nicht alles geändert, was er hätte ändern sollen. Die Frage des Reichslandes ist nicht geregelt. Und doch ist es sicherlich unrichtig, daß Frankreich nicht seine Revanchegelüste gedämpft hätte, wenn man ihm Elsaß-Lothringen zurückgegeben hätte. Nicht nur von großem Selbstbewußtsein, sondern auch von dem Hange nach Eroberungen sind die Franzosen beseelt. „Sie wollen ihr Gebiet ausdehnen, um stärker zu werden, das liegt ihnen mehr am Herzen als der Kriegsruhm, den sie im Übermaß genossen haben.“ Der Gedanke an den Revanchekrieg wird also weniger durch die erlittenen Niederlagen als durch den Verlust Elsaß-Lothringens und die seitherige Politik Deutschlands genährt. Hat doch selbst die öffentliche Meinung Europas gegen Deutschland Partei ergriffen, das es im neunzehnten Jahrhundert wagt, hier wie in Schleswig Bevölkerungen gegen ihren Willen sich einzuverleiben. „Auf der von uns erreichten Kulturstufe sehen wir in der Annexion eine Unterdrückung, und zwar die schlimmste aller Unterdrückungen, die zum Himmel schreit und einst auf den Unterdrücker zurückfallen kann.“ Elsaß-Lothringen ist eine Quelle der Schwäche für Deutschland geworden. Wenn Deutschland in Europa ein Reich des Rechtes und der Gerechtigkeit begründen und den Krieg abschaffen will, giebt es kein besseres Mittel als den freiwilligen Verzicht auf seine Eroberungen, als die feierliche Anerkennung der neuen Prinzipien durch einen Kongreß, auf dem alle Völker vertreten wären.

Dies der Gedankengang der etwas langen und weitschweifigen Darlegungen des schweizerischen Broschürenschreibers. Deutschland soll eine neue Epoche der Geschichte beginnen, indem es sich erniedrigt, um Frankreich zu erheben. Jeder klar denkende Deutsche kann daraus wieder keinen andern Schluß ziehen, als daß unsre Sicherheit nur in der Stärke liegt. Dieser politische Dilettant, der alle der deutschen Politik ungünstigen Gerüchte und Klatschbasereien zusammenträgt, um Deutschland als die Unruhe und Mißtrauen verbreitende Macht des letzten Vierteljahrhunderts darzustellen, während er Frankreich nur mit leichtem, liebevollem Tadel bedenkt, der sich die Miene giebt, als glaubte er, daß in ganz Deutschland nur der junge Kaiser und Caprivi Friedensgedanken hegten, der Frankreich alles Gute und Deutschland alles Üble zutraut, enthüllt uns, ohne es zu wollen, eine Auffassung und Richtung, deren

Digitized by Google

Kenntnis für uns von großem Werte ist. Wir wollen versuchen, ihr Dolmetscher zu sein.

Nicht, daß wir Elsaß-Lothringen haben, kränkt unsre wohlwollenden Nachbarn am Genfersee und anderswo so sehr, als daß wir stark sind, stärker als man uns seit Jahrhunderten gekannt hat. Was den Franzosen und Französlingen noch heute so schwer auf dem Herzen liegt, wie an dem ersten Tage der neuen Zeit, an dem von Königgrätz, das ist das Wiedererstehen des starken Reichs, mit dem man dort längst vergessen hatte politisch zu rechnen. Und daß ein großer Teil der Kraft, mit der wir uns in der Mitte Europas erhoben haben, uns aus den Quellen zufloß, die zu gleicher Zeit für unsre westlichen Nachbarn zu versiegen begannen, das erhöht den Schmerz der Niederlage und bei den Freunden der Niedergeworfnen das Mitgefühl. Es ist eine der häufigsten, größten und gefährlichsten Täuschungen politischer Kurzsichtigkeit, die Quelle eines Übels da zu suchen, wo es, allen sichtbar, groß und häßlich hervorgebrochen ist. Das Aufstreben Deutschlands und Italiens und die Umgestaltung Österreichs hätten ohne alle militärischen Niederlagen für Frankreich langsamer, aber ebenso sicher die politische Lage geschaffen, in der es sich heute windet. Und es hätte den Verzicht auf die Vormachtstellung in Europa nie ohne Kampf geleistet. Auch ohne Metz und Sedan wäre das Ende des dritten Kaiserreichs ein Ende voll Schmach und Schrecken geworden, auch ohne die verlornen Departements wäre die Bevölkerung Frankreichs jedes Jahr weiter hinter der deutschen zurückgeblieben, auch ohne den Verlust an Kriegsruhm wäre die längst vorbereitete Décadence in Wissenschaft und Litteratur immer klarer geworden, auch ohne die fünf Milliarden würde die notwendige Folge der Verlotterung des Unterrichts und der Erziehung auf allen Stufen, der Rückgang im wirtschaftlichen Wettbewerb nicht ausgeblieben sein. Gerade das ist das brennende in der Wunde, die Frankreich bei allen Völkern der Erde mit schamloser Eitelkeit zu zeigen liebt, daß sich Deutschland nicht mit Kriegsruhm und Eroberung begnügt hat und begnügen konnte, daß die Triumphe der Volkskraft und der Waffen dem erstaunten Europa die Augen öffneten für die viel tiefer liegende und weiter reichende Überlegenheit eines gesündern, jugendlich elastischern und vorwärtsdrängenden Volkes.

Wer sich also den Anschein giebt, er erwarte von der Rückgabe Elsaß-Lothringens die Aufrichtung des Friedensreiches in Europa, der kann entweder die Wahrheit nicht sehen, oder er will sie nicht sehen. Dieses Mittel anwenden, hieße die Gefahr nur verhüllen, nicht beschwören. Die wahre Gefahr für Europa liegt nicht so offen und oben auf. Sie ist in der Unvermeidlichkeit des französischen Niedergangs zu suchen. Es giebt in jeder Gesellschaft, auch in der Staatengesellschaft, Elemente, in deren Wesen eine ansteckende Beunruhigung liegt. Europa war von 1840 bis 1870 an dem innern Unbehagen Frankreichs mit erkrankt, und seitdem krankt es an der Unlust

Digitized by Google

Frankreichs, als erste Macht Europas zu sterben und sich, genesen, als eine der zweiten zu erheben.

Die Französlinge am Genfersee, die sich an der Sonne Frankreichs wärmten, so lange diese höher am Himmel stand, fröstelt es im germanischen Licht. Was in Europa schwach, krank und verlogen ist, fühlt sich von Frankreich angezogen und schüttelt sich bei dem Gedanken an Deutschland. Auch die Broschüre, von der wir hier sprechen, ist so ein politisches Zähneklappen. Aber wir lassen uns davon nicht anstecken. Welche Philosophie könnte uns auch überzeugen, daß Frankreichs Schwäche durch die Verminderung unsrer Kraft zu heben sei? Wir wissen wohl, daß der Glaube an den tierischen Magnetismus wie eine Geistesepidemie in Frankreichs Gerichtssäle und Spitäler eingedrungen ist, aber Germania ist weder so abergläubisch noch so nervös, Frankreichs Medium zu spielen. Das politische Gewitter des ausgehenden Jahrhunderts, dessen Schwüle auch wir empfinden, sammelt sich weiter im Westen, als Herr Tallichet meint. Er möge seine Augen öffnen, so wird er die Wolken näher bei Genf als bei Straßburg sich verdichten sehen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Mein wunderlicher Freund. Ich lernte ihn zufällig im Rosenthal bei Bonorand kennen, wo wir beide während der schönen Jahreszeit bei unsern Morgenspaziergängen unsern Kaffee zu trinken pflegen. Wir waren uns schon wiederholt begegnet und hatten dann gelegentlich an demselben Tische Platz genommen. Zufällig; er hatte eine Zeitung vor dem Gesicht, sodaß ich ihn erst erkannte, als er diese beiseite legte. Dann waren wir in ein Gespräch gekommen, das mit einem natürlichen Meinungsaustausch über den schönen Morgen begann und dann zur Bestätigung der schon von uns gemachten Beobachtung führte, daß er seinen Kaffee trank, ehe er sich auf seinem Schlendergang in die Waldniederung vertiefte, während es bei mir die Krönung und Belohnung für den meiner zunehmenden Beleibtheit dargebrachten Opfermarsch bildete. Dann waren wir auf interessante Tagesfragen übergegangen, und es hatte sich für einen lebhaften Austausch genügende Verschiedenheit der Meinungen gezeigt. Wir hatten Gefallen an einander gefunden, setzten uns in der Folge öfter zusammen, ehe er in den Wald und ich zurück in die Stadt ging, und hatten uns schließlich vom Kellner ein für allemal den Tisch belegen lassen, an dem wir uns jetzt ziemlich regelmäßig zusammenfanden. Er ist eine lebhafte Natur, und seine oft paradoxen Ansichten machen mir Spaß. Manchmal weiß ich nicht, ob er im Ernst oder im Scherz spricht, wenn er mit blitzenden blauen Augen eine Sache erörtert oder verficht. Lache ich dann, so kann er zornig werden und läuft mit langen Schritten davon. Aber der Ärger ist nicht nachhaltig, am andern Tage ruft er mir wieder mit erquickend heitrer Miene sein frisches Guten Morgen zu, wenn er rasch und elastisch in den Garten einbiegt.

Digitized by Google

Ich werde wohl sozialdemokratisch wählen, sagte er dieser Tage, indem er nachdenklich seinen Kaffee umrührte.

Natürlich, erwiderte ich, es muß alles verrungenirt werden.

Nein nein, es ist meine ernste Absicht, sagte er, indem er den Kopf erhob und mich eindringlich anblickte; ich halte es für meine Pflicht.

Ich bitte um Verzeihung, erlaubte ich mir zu bemerken. Pflicht ist nach meiner Meinung, daß man in der Lage, in der wir uns jetzt befinden, nichts thut, was sie noch gefährlicher machen kann. Pflicht ist, daß wir Männer wählen, die die Militärvorlage bewilligen. Haben Sie etwas gegen unsern Kompromißkandidaten, vielleicht weil er ein Wilder ist, und weil die Nationalliberalen durch seine Aufstellung auf ihre führende Rolle verzichtet zu haben scheinen, so ist der Ärger darüber doch kein Grund, nun den Umstürzler zu wählen. Was soll daraus werden, wenn wieder ein Reinfagereichstag zu stande kommt? Wollen Sie die Russen und die Franzosen über uns kommen lassen?

Ich ärgere mich gar nicht, antwortete er ruhig; ich habe auch keine Furcht vor den Russen und den Franzosen, und vor den Sozialdemokraten noch weniger. Die Militärvorlage ist mir im Augenblick ziemlich gleichgiltig. Wir können mehr Soldaten brauchen, gewiß, wenn wir in die Lage kommen, uns ihrer bedienen zu müssen, und Sie wissen, daß das mein Wunsch ist, daß ich also auch für die Militärvorlage stimmen würde. Aber ich halte es für ganz gleichgiltig, ob sie der nächste oder der übernächste Reichstag bewilligt. Die Russen und die Franzosen haben uns bis jetzt noch nicht gefressen und werden es auch in der nächsten Zeit bleiben lassen. Es kommt auf einige Wochen nicht an. Was ich aber für nötig und unbedingt geboten halte zum Heile Deutschlands, ist, daß wir aus diesem ebenso elenden wie lächerlichen Parteiverhältnissen herauskommen, daß wir diese uns nasführenden Berufsparlamentarier loswerden und eine Volksvertretung erhalten, die wirklich eine ist, die die Bedürfnisse des Volks kennt und für sie arbeitet, statt, wie alte Weiber Strümpfe, in fieberhafter Emsigkeit nach der Elle Gesetze zu stricken, die keinen andern Zweck zu haben scheinen, als das ganze Volk zu „Strafthätern“ zu machen.

Und deshalb wollen Sie sozialdemokratisch wählen, Sie Realpolitiker? fragte ich lachend. Wenn lauter Sozialdemokraten in den Reichstag kämen, wäre freilich mit der Parteiwirtschaft gründlich aufgeräumt!

Ja, deshalb eben, antwortete er. Aber nicht, um den Sozialdemokraten den Reichstag einzuräumen, sondern um den Regierungen Gelegenheit zu geben, mit allen faulen Elementen aufzuräumen. Ich würde es für ein großes Glück halten, wenn jetzt ein Reichstag gewählt würde, der die Militärvorlage nochmals ablehnte. Er würde ja sofort wieder nach Hause geschickt werden. Aber dann könnten die Regierungen auf eine Verfassungsänderung wählen lassen, die uns eine andre Vertretung brächte. Eine vernünftige Interessen-, Stände-, Berufsvertretung! Meine Hoffnung ist, daß die Dinge diesen Lauf nehmen, und deshalb lege ich mir alles Ernstes die Frage vor, ob es nicht das vernünftigste wäre, sozialdemokratisch zu wählen.

Ja Ständevertretung! rief ich. Dazu müßten wir erst Stände haben! Woher sollen wir sie nehmen? Und wenn nun wirklich Gevatter Schneider und Handschuhmacher zur Vertretung ihrer Handwerksinteressen in den Reichstag kommen, wer soll dann über die großen politischen Fragen entscheiden? Werden Interessenvertreter dazu imstande sein?

Nun, ich sehe doch, wie es rings um uns anfängt, sich zu gliedern und zu

Digitized by Google

Genossenschaften zusammenzuschließen, sagte er. Den einen Nutzen haben doch unsre Arbeiterschutzgesetze, daß sie die Leute zwingen, sich zum Schutz gegen sie zusammenzuthun. Auch auf andern Gebieten und in andern Lebenskreisen als zwischen Arbeitern und Arbeitgebern sieht man sich zu größern und kleinern Berufsverbindungen genötigt, wie es die Landwirte, die Ärzte, die Lehrer, die Pastoren zeigen. Und andre Berufsgenossenschaften giebt es vielfach schon lange, die entweder wissenschaftliche Zwecke haben oder sich auf Internes, Unterstützung, Versicherung u. s. w. beschränken. Warum sollen sie aber nicht nach außen politisch wirkend auftreten, Wahlkörperschaften bilden können? Lassen Sie nur die Parole ertönen, Sie werden sehen, daß die Stände zusammenschießen, wie die Krystalle, über Nacht. Was aber die Frage des Urteils in rein politischen Dingen und in solchen der großen Politik betrifft, in denen der Reichstag zu entscheiden haben wird, glauben Sie nicht, daß das Umgekehrte ebenso gut gehen wird wie das, was jetzt geschieht? Jetzt haben reine Politiker, Juristen, Beamte — Leute, die oft nicht die blasse Ahnung von den Dingen des praktischen Lebens haben, über die sie verhandeln und beschließen, die Entscheidung über diese ebenso wie über die allgemeinen Fragen. Künftig würden tüchtige Fachleute aus allen Berufen vor diese allgemeine Fragen gestellt werden, die ein feineres Gefühl für das Nützliche und Schädliche haben würden. Der Reichstag würde sich in zwei reinliche Gruppen des Für und Wider spalten, ohne Parteischacher, und die gesunde Vernunft würde wieder mehr Chancen haben, den Ausschlag zu geben.

Für die Beamten würde die Sache ihr bedenkliches haben, warf ich ein.

Ja die gehören eigentlich gar nicht hinein, sagte er. Beamte — wenigstens gewisse Kategorien, die jetzt häufig darin sind — das heißt doch eigentlich Regierung am grünen Tisch und Regierung vor dem grünen Tische. Das ist doch offenbarer Unsinn. In die Volksvertretung gehören keine Mitglieder der Regierung irgend welcher Art, dadurch wird die ganze Sache zur Illusion. Die Beamten, die sich von der Regierung ungenügend unterstützt glauben, können Anträge an den Reichstag stellen!

Er stand auf. Nein, ich habe nur die eine Sorge, setzte er hinzu, indem er mir die Hand schüttelte und sich zum Gehen wandte, daß die Realpolitiker, ich meine die Sozialdemokraten, wenn sie in großer Zahl in den Reichstag gewählt werden, am Ende so schlau sind, die Militärvorlage zu bewilligen, um dann fünf Jahre lang Hecht im Karpfenteich sein zu können. Ein Karpfenteich wirds ja wohl werden! Deshalb bin ich auch noch unsicher, wie ich wirklich vernünftigerweise wählen soll. Leben Sie wohl!

Unsre Seefischerei. In diesen Tagen, wo so viele kurzsichtige und böswillige Behauptungen darüber aufgestellt werden, das deutsche Volk sei zu arm, die Kosten für die neue Militärvorlage zu tragen, scheint es am Platze zu sein, doch einmal darauf hinzuweisen, daß wir Deutschen jahraus jahrein rund etwa fünfzig Millionen Mark vergeuden, d. h. dem Auslande überlassen, die wir durch Arbeit uns selbst verdienen könnten. In allen Meeren der Welt, sobald man eine Kanonenschußweite, d. h. nach jetzigem Maß drei Seemeilen von den Küsten entfernt ist, ist der Fischfang frei und kann von jedermann betrieben werden; nur einige Fischereigebiete sind durch internationale Verträge bestimmten Staaten zugesprochen worden. Unsre deutsche Seefischerei hat aber bis jetzt kaum ein Fünftel des Fischbedarfs für Deutschland geliefert.

Digitized by Google

Nach der „Statistik des deutschen Reichs“ betrug im Jahre 1891 der Überschuß der Fischeinfuhr in den deutschen Handel gegen die Ausfuhr an

frischen Fischen	41 114 500	kg	im	Werte	von	9 985 000	Mark
getrockneten Stockfischen	1 052 500	„	„	„	„	630 000	„
gesalzenen Stockfischen	3 511 000	„	„	„	„	1 972 000	„
in Essig und Öl zubereiteten feinern Fischen	770 300	„	„	„	„	1 224 000	„
gesalzenen Heringen	169 975 300	„	„	„	„	32 468 000	„
Muscheln und Seeschaltieren (ausgenommen Austern und Hummern)	27 300	„	„	„	„	8 000	„
Austern	823 200	„	„	„	„	971 000	„
Fisch- und Robbenspeck, Fischthran	12 867 100	„	„	„	„	4 587 000	„
Walfischbarten	72 000	„	„	„	„	3 556 000	„
Robben- und Seehundsfellen	12 800	„	„	„	„	36 000	„
						55 437 000	Mark.

Fast alle diese Fische u. s. w. könnten auf deutschen Schiffen im freien Meere von deutschen Seefischern gefangen werden. Wir richten die Frage an unsre Nationalökonomen, warum das nicht geschieht. Ihre Beantwortung scheint nicht leicht zu sein. Das Verständnis unsrer Leser für die Hochseefischerei zu wecken, dazu wird sich noch eine andre Gelegenheit finden. Hier soll nur mit Nachdruck auf die Thatsache aufmerksam gemacht werden, daß wir fünfundfünfzig Millionen Mark dem Auslande zahlen für Lebensmittel, die uns, wenn wir selbst zugriffen, keinen Pfennig kosten würden.

Und noch etwas: an Kaviar und Kaviarsurrogaten beträgt die Einfuhr 3 473 000 Kilogramm im Werte von 3 824 000 Mark; an Hummern und Schildkröten 321 000 Kilogramm im Werte von 800 000 Mark. Wir armen Deutschen also, die wir nicht wissen, wo wir das Geld für die Militärvorlage hernehmen sollen, haben dem Auslande im Jahre 1891 5 695 000 Mark bezahlen können, um uns dafür nur die Leckereien an Austern, Kaviar, Hummern und Schildkröten zu kaufen! Zahlen sprechen doch zuweilen recht deutlich.

Hamburg G W

Die Eidesnot. Eine vor kurzem erschienene kleine Schrift eines frühern Amtsrichters von Schrader „Zur Heiligthaltung des Eides“ bietet zwar über diese Frage keine wesentlich neuen Gesichtspunkte, verdient aber als wiederholtes Anzeichen der ernstlichen Mißstimmung, in der unser Eidesrecht das Volksgemüt erhält, einige Beachtung. Angesichts der unzweifelhaften Mißstände, die hier obwalten, können solche Notschreie nicht oft, nicht dringend genug erhoben werden, haben sie doch genug an unbegreiflicher Taubheit bei den Stellen zu überwinden, wo man billig eine bessere Fürsorge für so wichtige Interessen unsers Volkslebens erwarten dürfte. Der Verfasser, der als Richter offenbar schwer unter dem Drucke der prozessualischen Eidesvorschriften gerungen und sich gelegentlich auch gewaltsam dagegen aufgebäumt hat, schließt mit den Worten: „Wir hoffen eher auf den Beifall unbefangner Männer, als auf den der Juristen; wir wissen aber auch, daß eine Besserung eher aus dem Volke, als von den Schriftgelehrten zu erwarten ist“; und wer möchte wegen solcher Ansicht „den ersten Stein auf ihn werfen“? Den Gipfel des Unsinns, Zeugnisrecht und -pflicht der nächsten Verwandten eines Privatklägers, hat er noch nicht einmal in seiner Schrift berührt! Allmählich dämmert aber doch die Aussicht auf eine Besserung empor; das zeigen unter andern die anerkennenswerten Änderungen, die der österreichische Entwurf einer Zivilprozeßordnung bei den Bestimmungen über Parteieneid und Zeugenvereidigung vorschlägt, worüber wir bald noch näheres mitteilen werden. Die Schra-

Digitized by Google

derſche Schrift verkennt aber nicht, daß der Richter auch bei der Lage unſrer deutſchen Geſetzgebung doch einige Abhilfe in einer gründlichen Verhandlung der Sache mit den Parteien ſelbſt finden kann und muß, die der „Entfremdung“ zwiſchen ihm und den Rechtſuchenden durch den dazwiſchengeſtellten Anwalt, der mangelhaften Veranſchaulichung der ſtreitigen Dinge, der unfreien, die Gebote wahrer Billigkeit mißachtenden Auslegung der Verträge, und was ſonſt noch alles dahin gehört, in Wahrheit entgegenzuwirken vermag. Fragt nur die Leute ſelbſt, denn „ſo verlogen iſt, Gott Lob, unſer deutſches Volk noch nicht, daß man einander ins Geſicht unwahre Thatſachen [ſoll heißen: Unwahrheiten] zu behaupten oder wahre [ſoll heißen: Thatſachen] in Abrede zu nehmen [ſtellen] ſich befleißigte!“ Aber das geſchieht eben, beſonders bei unſern Kollegialgerichten nicht; hieß es dort früher: Littera non erubescit, ſo müßte man jetzt ſagen — doch das jetzt paſſende Subjekt ſoll lieber verſchwiegen werden. Und der erſtaunlichen Weisheit, die eine Frage an die Partei, ſozuſagen um den vor ihr ſtehenden Anwalt herum, für verwerflich hält, muß es dann begegnen, daß die — Ehefrauen der Parteien als Zeuginnen erſcheinen und gründlich ausgefragt werden dürfen und müſſen, obwohl ſie natürlich nur genau dasſelbe wiſſen wie ihre vom Gerichte verſchmähte Ehehälfte, wodurch dann freilich der Vernunft wieder einigermaßen zu ihrem Rechte verholfen wird, die ſich gern an der beſten Quelle, bei Leuten, die wirklich um die Sache wiſſen, alſo bei den Parteien ſelbſt Auskunft holt!

Fremdenführer. Während ſich unſre großen Reiſehandbücher — wir denken namentlich an die Bädekerſchen und Meyerſchen — in der letzten Zeit außerordentlich vervollkommnet haben, zur Bearbeitung oder Durchſicht ihrer geſchichtlichen, kultur- und kunſtgeſchichtlichen Teile hervorragende Fachmänner herangezogen haben und unausgeſetzt bemüht ſind, einander durch zweckmäßige, überſichtliche Gliederung und klare und ſchöne Darſtellung zu übertreffen, bilden die Fremdenführer für kleinere Gebiete und namentlich für einzelne Städte noch immer zum guten Teil eine partie honteuse unſrer Reiſelitteratur. Sie werden meiſt von ganz untergeordneten Stribenten, die weder die nötigen Kenntniſſe noch die nötige Bildung dazu haben, gewerbsmäßig hergeſtellt, immer wird dabei aus drei Schmökern urteilslos ein vierter, aus vieren ein fünfter zuſammengeſchrieben, und niemand nimmt ſich die Mühe, einmal ernſtlich einem ſolchen Machwerk zu Leibe zu gehen, weder kritiſirend noch helfend. Kläglich iſt es in dieſer Beziehung auch um Leipzig beſtellt. Wir haben hier, wie in jeder großen Stadt, eine Anzahl Konkurrenzunternehmungen, aber eine iſt ſo ſchlecht wie die andre. Gut ſind gewöhnlich die Karten und Pläne, aber um ſo miſerabler iſt der Text. Da nahmen wir denn natürlich einen „Führer durch Leipzig,“ den die Leipziger Volksſchullehrer zur dreißigſten allgemeinen deutſchen Lehrerverſammlung ihren deutſchen Kollegen in die Hände gegeben haben, mit ganz beſondern Erwartungen zur Hand. Die deutſchen Volksſchullehrer ſind ja bekanntlich „die Träger der Kultur.“ Auch in dem Begrüßungsgedicht, das ihnen in Leipzig einer der ihrigen zugerufen hat, wurde ihnen das wiederholt beſtätigt. An der Spitze aller deutſchen Volksſchullehrer aber marſchieren die Leipziger. Wenn alſo deren „Litterariſcher und Preßausſchuß“ — ſo dachte man — für die geſamte deutſche Lehrerſchaft einen „Führer durch Leipzig“ bearbeiten ließ, ſo mußte es doch endlich einmal was Geſcheites werden. Die Herren ſind ja ſamt und ſonders durch ihr Amt verpflichtet, ſich gründlich mit der Geſchichte der Stadt zu beſchäftigen, denn ſie haben darin zu unterrichten (Heimatkunde!), und von einem „Litterariſchen und Preßausſchuß“ darf man wohl

Digitized by Google

auch erwarten, daß er seine Sache darzustellen verstehe. Aber wie sind wir enttäuscht worden! Dieser „Führer“ ist genau so schlecht wie alle seine Vorgänger, Auswahl und Anordnung des Stoffes werfen ein höchst bedenkliches Licht auf den geistigen Gesichtskreis und den Bildungsgrad des Bearbeiters, die geschichtlichen Teile wimmeln von Nachlässigkeiten, Irrtümern und unbewiesenen Fabeleien, und das Ganze ist in einer Sprache abgefaßt, wie sie uns selbst in dem schlechtesten kleinstädtischen Fremdenführer noch nicht vorgekommen ist.

Diesen Führer durchzulesen braucht man eine gute Stunde, ihn abzulaufen würde man mindestens vier bis fünf Tage brauchen, also ungefähr so lange, als die deutschen Lehrer überhaupt in Leipzig gewesen sind. Wichtiges von unwichtigem zu unterscheiden ist der Verfasser völlig unfähig gewesen. Das Reichsgerichtsgebäude z. B. thut er mit den drei Worten ab: „ein riesenhafter Neubau,“ und über ein Hufeisen an einem Gitter der Nikolaikirche schreibt er eine dritte Seite! Von seinem Geschmack kann es eine Vorstellung geben, daß er die Studenten stets als „Musensöhne“ bezeichnet, den Marmor „Marmelstein“ nennt und vom alten Theater schreibt: „An diese Stätte der Muse Thaliens knüpfen sich die Namen der Geistesheroen Goethe, Schiller, Lessing.“ Seine Kunstbildung aber und sein Kunsturteil verrät sich wohl zur Genüge, wenn er die Pleißenburg als „historisches Bauwerk,“ die Universitätsbibliothek als „einen hehren Monumentalbau, der seinesgleichen sucht,“ das Konservatorium als „einen stilvollen Bau“ und einen Schrank im Rathause als „im Geschmack unsrer Altvordern“ gebaut bezeichnet, vom neuen Theater schreibt: „als (!) Hauptfassade zeigt es eine korinthische Säulenhalle“ und von der Thomaskirche: „Die Westseite zeigt den gothischen Stil am deutlichsten“ (du ahnungsvoller Engel, du!), die Leipziger Architektur überhaupt aber „seine volle Bewunderung herausfordert.“ Die Sprache des Buchs ist voller Fehler und Geschmacklosigkeiten. Für „haben“ schreibt der Verfasser überall „besitzen,“ was jetzt für eine besondre Feinheit zu gelten scheint; da „besitzt“ Leipzig ein Staatsgymnasium, es „besitzt“ sechs Bahnhöfe u. s. w. Ja, wenn es die besäße! Ganz besondres Vergnügen macht es dem Verfasser augenscheinlich, die Alberuheit der Tagespresse mitzumachen, den Wohnort eines Mannes mit Bindestrichen an seinen Namen zu hängen: „Herr Baudirektor Licht-Leipzig“; sogar ein Künstler wie Rietschel muß es sich nachträglich noch gefallen lassen, „Rietschel-Dresden“ genannt zu werden, und Schinkel wird sogar als „Oberlandesbaudirektor-Berlin“ (sic!) bezeichnet. Dabei schlängelt sich nicht bloß die Führung, sondern auch die Geschichtserzählung in jenen unnachahmlichen Partizipialkonstruktionen vorwärts, die allwöchentlich die Zierde des Kladderadatschbriefkastens bilden: „Links in die Blücherstraße einlenkend, wird bald die Parthe überschritten“ — „Es folgen, nach links herumgehend, zwei Krieger“ — „1871 weggerissen, erhielt sich auf der Rückseite die Hauptfassade“ — „1551 durch Kurfürst Moritz erneuert, vollendete Kurfürst August den Ausbau“ u. s. w. Das Ärgste aber, wie gesagt, sind die geschichtlichen Schnitzer. Wir wollen die Leser dieser Blätter nicht mit den zahlreichen topographischen Irrtümern behelligen; sie haben nur für den Leipziger Interesse. Aber wie der Verfasser die Stadtgeschichte kennt, müssen wir doch an ein paar Beispielen zeigen. Daß er den „alten Neumarkt“ zu einem „alten Heumarkt“ macht, Gottsched bald 1760, bald 1766 sterben läßt und den Theaterdirektor Küstner aus den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts Küstner nennt, das mögen ja Druckfehler sein. Aber er bezeichnet auch die alte thönerne Kanzel der Nikolaikirche noch immer als die „Lutherkanzel,“ obwohl längst nachgewiesen ist, daß Luther seine Reformationspredigt in der Thomaskirche gehalten hat; er hält ein simples Weich-

Digitized by Google

bildkreuz, das deutlich die Jahrzahl 1536 trägt, für eine „Streitsäule“ des reformationsfeindlichen Herzogs Georg vom Jahre 1539; er giebt als Erbauungsjahr des Rathausturms das Jahr 1474 (!) an, obwohl ihm jede „höhere Tochter,“ die man vor diesen Turm führen würde, sagen könnte, daß der untere Teil aus dem sechzehnten, der obere aus dem achtzehnten Jahrhundert stammen muß: er überrascht uns durch die Angabe von Leibnizens Geburtshaus, das bisher kein Mensch gekannt hat: aus der Geschichte des Theater in Leipzig erzählt er: „Bis zum Ende des siebzehnten (!) Jahrhunderts fanden Theatervorstellungen im Burgkeller (!) am Naschmarkte statt. Als um die Mitte (!) des vorigen Jahrhunderts Karoline Neuber ihre Schauspielbude (!) in Leipzig aufthat, war es Gottsched, der mit der energischen Frau Direktorin den Hanswurst auf dem Fleischerplatze (!) verbrannte (!) — ein Rattenkönig von Mißverständnissen, den auseinanderzusitzen uns ein paar Seiten kosten würde. Aus Goethes Leipziger Studentenliebe Käthchen Schönkopf macht er ein Käthchen Schwarzkopf (!), giebt auch das Schönkopfsche Haus falsch an; von der Universitätsaula schreibt er, sie enthalte „außer den Standbildern sächsischer Fürsten die Büsten von Leibniz (von Knauer) und Gottfr. Herm. (sic!) von Nietschel († 1848),“ schweißt also, eine Stelle irgend eines ihm vorliegenden ältern Führers mißverstehend, den großen Philologen Gottfried Hermann und den Bildhauer Ernst Rietschel zu einer Person Namens G. H. v. Rietschel zusammen!

Wir wollen zur Ehre der Leipziger Lehrerschaft annehmen, daß der Verfasser dieses Machwerks kein Leipziger Lehrer sei. Wäre es einer, dann würden wir aufrichtig die Kinder bedauern, die er in der Heimatkunde und — in der Muttersprache zu unterrichten hätte.

Vor kurzem hat sich in Leipzig, wie auch an andern Orten in den letzten Jahren, ein „Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs“ gebildet, und wie die Zeitungen berichtet haben, läßt dieser Verein jetzt einen neuen „Führer durch Leipzig“ bearbeiten, der in einer riesigen Auflage — man spricht von 100 000 Exemplaren! — gedruckt und umsonst an die in Leipzig einkehrenden Fremden verteilt werden soll. Wir sehen, offen gestanden, diesem neuen Führer mit Bangigkeit entgegen. Denn wenn er wieder nicht besser wäre als seine Vorgänger, welche Verbreitung wird dann einem schlechten Buche gegeben werden! Die Herstellung guter städtischer Fremdenführer, die auch die Ansprüche höher gebildeter Menschen befriedigen könnten, ist wichtig genug, daß sich die städtischen Behörden ihrer annehmen sollten.

Litteratur

Kürzere Arbeitszeit. Mit besondrer Berücksichtigung des Programms der evangelischen Arbeitervereine von Theodor Traub, Stadtpfarrer in Stuttgart. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1893

Diese Schrift bildet das achte Heft der zweiten Reihe der „Evangelisch-sozialen Zeitfragen.“ Der Verfasser kommt zu folgendem Ergebnis: „Das Streben der Arbeiter nach Verkürzung der Arbeitszeit ist berechtigt und darum zu unter-

Digitized by Google

ſtützen, im Hinblick auf Geſundheit, Fortbildung und Familienleben des Arbeiters, und iſt der Induſtrie keineswegs ſchädlich, ſofern es die Produktion nicht beſchränkt, ſondern höchſtens gleichmäßiger macht. Auch dient die Arbeitsverkürzung in manchen Fällen (aber nicht in allen) zur Verminderung der »induſtriellen Reſervearmee« der Arbeitsloſen."

Die Schrift iſt nicht allein darum zu empfehlen, weil ihr eigentliches Thema bei aller Kürze ſehr gründlich behandelt wird, ſondern auch darum, weil ſie uns einen Einblick in die ſegensreiche Wirkſamkeit der von Traub geleiteten evangeliſchen Arbeitervereine Württembergs thun läßt. Dieſe Vereine haben ihre Beſtrebungen ſowohl nach rechts wie nach links, gegen die Anſprüche der Unternehmer wie gegen die ſozialiſtiſche Schwärmerei, mit einer ganz klaren Scheidelinie abgegrenzt und ſcheinen uns durchaus auf dem rechten Wege zu ſein.

Schwarzes Bret

In den „hoch" wiſſenſchaftlichen „Mitteilungen der Geographiſchen Geſellſchaft in Wien" (Band 36, 1893, Nr. 4, Seite 201) ſteht in einer Nachricht über die Einführung der mitteleuropäiſchen Zeit folgender Satz: „Natürlich geſchieht die Zeitbeſtimmung nicht nottwendig auf dem Meridian ſelbſt, ſondern auf den Sternwarten und wird für den öffentlichen Gebrauch auf jenen Meridian umgerechnet." O ai tacuisses!

Im vierten Hefte der Zeitſchrift „Das Wetter" hat ein meteorologiſcher Periodenjäger die Entdeckung gemacht, daß bei den Gewittern Berlins wahrſcheinlich eine gewiſſe Wochenperiode vorhanden iſt und zwar mit einem „Hauptmaximum" am Sonnabend und einem kleinern am Dienſtag, ſowie mit einem „Hauptminimum" am Sonntag. Der glückliche Entdecker verwahrt ſich zwar dagegen, den guten Mond als den Vater dieſer ſchönen Periode hinzuſtellen, ſcheint aber nicht zu wiſſen, daß im Sommer der Äquatorſtand des Mondes und der Mondwechſel etwa eine Woche auseinanderliegen, daß alſo für eine ſolche Wochenperiode der Mondeinfluß doch immer noch die ungezwungenſte Erklärung ſein würde.

Druckfehler. In dem Aufſatz: „Dichtende Frauen" im vorigen Hefte iſt ein wunderlicher Satzfehler überſehen worden: S. 515 wird die „ſchwäbiſche Dichterin Iſolde Krug" als Muſter hingeſtellt. Natürlich iſt Iſolde Kurz gemeint.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Zweijährige und einjährige Dienstpflicht

Von einem Armen

Wer seiner Meinungsäußerung Beachtung geschenkt sehen will, ist heutzutage wohl mehr denn je genötigt, sich vorzustellen. Denn abgesehen davon, daß der wütende Interessenkampf der Berufsgenossenschaften und der Parteien den Argwohn egoistischer Zwecke in der Luft verbreitet, lehrt ja der moderne Materialismus, daß der Mensch das Produkt seiner Lebensverhältnisse oder mindestens stark von seinem milieu beeinflußt sei. Nun, ich bin ein armer, sogar ein sehr armer Mann. In meinem nun schon langjährigen Kampfe ums Dasein ist es mir trotz zahlloser Versuche nach den verschiedensten Richtungen hin nicht gelungen, eine meiner Bildung und Befähigung (diese natürlich nach Selbsteinschätzung!) entsprechende Stellung zu erringen; bei einem für die Lebenshaltung gebildeter Kreise ganz ungenügenden Einkommen haben aber doch ich und meine die mittlere Kopfzahl schon überschreitende Familie bisher noch nicht gezwungen gehungert oder des Schutzes gegen die Witterung entbehrt, und diese Erfahrung giebt mir allen wirtschaftlichen Voranschlägen und sonstigem drohenden Unheil zum Trotz die Zuversicht, daß die Hefe des Kelchs zu leeren uns erspart bleiben werde. Diese Auskunft dürfte wohl genügen; meinen Namen, auf den es nicht ankommen kann, erlaube man mir zu verschweigen.

Wen nun, wie mich, die Sorgen ums tägliche Brot vom Morgengrauen bis zur Nacht bedrängen, den regen des Tages Streitfragen nicht mehr leidenschaftlich auf; sein milieu, wenn nicht etwas andres in ihm, erhält ihn unparteiischer und nüchterner. Vielleicht ist es nun dem oder jenem Leser nicht unangenehm, zu erfahren, was ein solcher Zuschauer, der sich trotzdem noch als Patriot fühlt, von unserm gegenwärtigen Kampfe denkt, und welche Siegespreise er für kampfeswert und erreichbar hält.

Digitized by Google

Unser unvergeßlicher Kaiser Wilhelm I. und seine Räte scheuten bekanntlich bei der Heeresreorganisation nicht den Konflikt mit der Volksvertretung, die eine nur zweijährige Dienstzeit verlangte, und in militärischen Kreisen fand dieses starre Festhalten an der dreijährigen Dienstpflicht sehr wenig Widerspruch, nicht etwa nur aus Ergebenheitsgefühl gegen höhere Weisheit, sondern aus eigner Überzeugung. Wer jemals mit Rekruten aus Landesteilen mit zurückgebliebner Kultur zu thun gehabt hatte, mußte drei Jahre für die geringste Ausbildungszeit erklären, um sie zu Soldaten zu machen, die allen Anforderungen entsprachen. Noch schwierigere Aufgaben stellten die Rekruten polnischer Zunge, die zunächst deutsch lernen mußten. Bei diesen geistig schwerfälligen Leuten konnte die Ausbildung nur mechanisch sein, solcher Drill verlangte aber andauernde Übung, also längere Zeit. Daß andrerseits die dreijährige Dienstpflicht für intelligentere Soldaten eine unnötige Belästigung war, und daß viele mit der Zeit deshalb lässiger wurden, also an Wert einbüßten, war als Übelstand anerkannt, dem man nach zweijährigem Dienst durch Entlassung auf Reklamation wegen häuslicher Verhältnisse sowie durch längere Beurlaubung zu begegnen suchte; und nach amtlichen Mitteilungen ist man ja mit solchem Urlaub, der allerdings seiner unsichern Dauer wegen zur Verfolgung bestimmter Lebenspläne nicht genügt, in den letzten Jahren sogar sehr freigebig gewesen.

Wenn nun jetzt der Kriegsherr und seine Räte trotzdem erklären, bei der verlangten Heeresvermehrung der Ersparnis wegen für die Fußtruppen die zweijährige Dienstzeit in den Kauf nehmen zu wollen, so ist das doch wohl nicht so aufzufassen, daß der erste deutsche Kaiser von seinem Enkel und Nachfolger der Ungerechtigkeit oder Unbilligkeit geziehen werden soll; ich lege mir diesen Verzicht vielmehr dahin aus: man hat an höchster Stelle die Überzeugung gewonnen, es habe sich inzwischen einerseits das Rekrutenmaterial, andrerseits die Ausbildungsmethode und vielleicht auch das Instruktionspersonal so gebessert, daß man mit Aussicht auf befriedigenden Erfolg einen größern Versuch mit der zweijährigen Dienstzeit machen dürfe.

Sieht man nun, wie sich die meisten politischen Parteien auf das bedingte Angebot stürzen, um zunächst die zweijährige Dienstpflicht durch Gesetz „festzunageln," so wird man unwillkürlich an die liberalen Helden der Konfliktszeit erinnert, die wir in jugendlichem Enthusiasmus anstaunten und bewunderten; aber dabei taucht doch auch die Frage auf, wie viel denn unsre Volksvertreter von jenen gelernt haben, und ob eine dreißigjährige Ausbildungszeit wohl für den parlamentarischen Politiker genüge. Denn wohlwollende Kritiker und auch solche, die damals selbst oppositionell mitwirkten, haben es inzwischen offen zugestanden oder geben es wenigstens zwischen den Zeilen zu verstehen, daß der damalige Streitpunkt als eine im Grunde rein militärtechnische Frage recht unglücklich gewählt gewesen sei und dieses Ungeschick sich nur mit der

Digitized by Google

Unerfahrenheit des jungen Parlamentarismus entschuldigen lasse. Soll nun jetzt das alte Lied von neuem anfangen?

Bis jetzt können sich die Vertreter der zweijährigen Dienstpflicht nur auf beschränkte Vorversuche berufen, die ihnen das Vertrauen auf deren Genügen giebt. Wenn nun aber die Einführung der verkürzten Dienstzeit ergiebt, daß diese bei einem beträchtlichen Teile von Dienstpflichtigen nicht ausreicht, um zuverlässige Soldaten aus ihnen zu machen?

Mag auch das Rekrutenmaterial jetzt gegenüber dem frühern etwas besser sein, ein bedeutender Prozentsatz von geistig Schwerfälligen, die eines langdauernden Drills bedürfen, damit ihnen die Dienstpflichten in succum et sanguinem gehen, und die die Instruktionskräfte, an denen wir so wie so keinen Überfluß leiden, unverhältnismäßig mehr in Anspruch nehmen und aufreiben, wird sich sicherlich darunter befinden; auch eine etwa „verbesserte" Ausbildungsmethode wird, so lange kein Nürnberger Trichter dafür erfunden ist, ihre Zahl nicht wesentlich mindern. Was soll nun mit diesen „Dümmlingen" geschehen? Sollen sie etwa alle der Reiterei zugewiesen werden, für die wegen einiger Bevorzugung in den intakten Dienstverhältnissen die dreijährige Aktivität beibehalten wird? Ich fürchte, dafür wäre selbst der Rahmen unsrer Kavallerie nicht groß genug. Sollen sie aber als unfertige Soldaten entlassen werden, so ist das ganze Kapital, das man nicht nur an Geld und Unterhalt, sondern auch an Ausbildungskräften während ihrer Dienstzeit auf sie verwandt hat, geradezu verschwendet und verloren. Dann hätte man sie besser unbehelligt zu Hause lassen sollen. Für den Ernstfall aber, für den Krieg, ist ein unvollkommen ausgebildeter „dämliger" Soldat weniger als wertlos, er ist ein unnützer Proviantvertilger. Das konnten wir schon im letzten Feldzuge schmerzlich empfinden, wo es besondre Verhältnisse mit sich brachten, daß unser „Nachersatz," der bald die Mehrzahl im Regimente ausmachte, zwar im Garnisonwachdienst erfahren, im Felddienste dagegen gar nicht ausgebildet, also z. B. zu Patrouillen gar nicht verwendbar war; waren solche Halbsoldaten dann auch noch schwer von Begriffen und wenig anstellig, so dienten sie eben nur zur Belästigung der Truppe.

Diesen „Dümmlingen" aber wegen ihrer Unfähigkeit, innerhalb der auf zwei Jahre beschränkten Dienstzeit brauchbare Soldaten zu werden, gleich den Freischein bei ihrer Entlassung mitzugeben, würde nur der üblichen Rede von ihrem unverdienten Glücke noch größere Berechtigung geben; das auf ihre Ausbildung verwandte Kapital jedoch bliebe eben verloren. Und dieses Kapital möchte ich nicht gering anschlagen; sein Verlust ist um so schmerzlicher, als unsre Militärlasten ja schon hoch sind. Ein mir nicht unrichtig erscheinender geschäftlicher Lehrsatz behauptet, daß man in Fällen, wo man den drohenden Verlust eines größern Kapitals durch Aufwendung eines geringern abwenden könne, man damit nicht zögern solle. So dürfte denn auch zu em-

Digitized by Google

pfehlen sein, damit die Zahl der unvollkommen ausgebildeten Soldaten mit Einführung der zweijährigen Dienstzeit nicht beträchtlich anwachse, für jene das dritte Dienstjahr zu behalten und dafür bei denen an dem Aufwand von Volksvermögen zu sparen, für die schon eine einjährige Dienstzeit (außerdem noch die Reserveübungen, unter denen vielleicht eine von drei Monaten zum Manöver des Reservejahres) zur militärischen Ausbildung genügt. Giebt es von solchen Rekruten eine beträchtliche Menge? Ich zweifle nicht daran; dafür, daß sie in die Mehrheit gelangen, wird die Volksschule der Zukunft sorgen müssen.

Was mir also bei dem Drängen nach gesetzlicher Beschränkung der Dienstpflicht verfehlt erscheint, ist dies, daß man sich noch nicht der Ausbildungsfähigkeit sämtlicher Mannschaften innerhalb des vorgesehenen Zeitraums versichert hat; es scheint mir überhaupt richtiger und rätlicher, den Dienstpflichtigen die Dienstzeit nach ihrer verschiednen Ausbildungsfähigkeit zu bestimmen. Man kann dem entgegnen, daß die Musterungskommission dem Dienstpflichtigen den Grad seiner Bildungsfähigkeit nicht „an der Nase ansehen“ kann. Das allerdings nicht, aber wir haben da ein ziemlich zuverlässiges Erkennungsmittel. Ehe der junge Mann dienstpflichtig wird, ist er schon schulpflichtig gewesen, und in der Schule haben seine geistigen Anlagen bereits Gelegenheit, sich zu offenbaren. Wessen Fortschritte hier befriedigend waren, der wird auch bei der Waffe eine normale Ausbildungsfähigkeit bewähren.

Von diesem Auskunftsmittel wird ja auch schon seit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht Gebrauch gemacht, allerdings nur bei den Söhnen vermögender Familien. Denn nur diesen kommt die Einrichtung des Einjährigfreiwilligendienstes zu gute, die weniger eine Huldigung vor der höhern Bildung, als vor dem Gelde ist. Wer nicht bezahlen kann, ist von ihrem Genuß ausgeschlossen. Denn mit mir werden wahrscheinlich alle ehemaligen Einjährigfreiwilligen bezeugen müssen, daß ihnen dieses Dienstjahr teurer als irgend ein andres Studienjahr (von außergewöhnlichen Verschwendungsperioden abgesehen) zu stehen gekommen ist. Das ist ja auch ganz natürlich; der junge Mann erfährt an sich selbst, und bei vielen ist diese aufdringliche Erfahrung die erste dieser Art in ihrem Leben, welche Vorzüge ihm sein Geld erteilt; das reizt unwillkürlich, von dem Gelde recht viel zur Wirkung zu bringen. Auch geschieht von seiner ganzen Umgebung nichts, dem entgegenzuwirken; im Gegenteil verleitet die jugendliche Renommisterei und das Beispiel der Kameraden zu finanziellen Ausschreitungen. Ein Armer paßt daher gar nicht unter unsre Freiwilligen. Allerdings ist eine Bestimmung vorhanden zu Gunsten Mittelloser, nämlich die, daß „bedürftigen“ Freiwilligen die Löhnung des gemeinen Soldaten zuteil werden kann, aber sie gehört unter die Mittel, die zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben gewähren, und wird auch wohl nur selten angewandt. Sie genügt eben nicht, dem ganz

Digitized by Google

Mittellosen den einjährigen Dienst zu ermöglichen, und wenn er auch ein „Muster von Bildung“ wäre. Diese Art von Militärlast ist für den um das einfache tägliche Brot sich abmühenden Familienvater auch zu beträchtlich, als daß er sie selbst mit Hilfe von Verwandten und guten Freunden zu tragen vermöchte, durch die er doch manches andre möglich macht. Meinen Jungen z. B. hoffe ich trotz meiner elenden Verhältnisse mit Hilfe von Stipendien eine solche Bildung verschaffen zu können, daß sie die Berechtigung zum einjährigen Dienst erhalten, aber daß sie von dieser jemals Gebrauch machen könnten, dafür bietet sich mir auch nicht die geringste Aussicht.

Wenn diese Begünstigung des Geldes aufhörte, würden gewiß viele gute Deutsche innige Freude darüber empfinden, und der Sozialdemokratie wäre wieder einmal ein Kampfmittel genommen. Unsrer Wehrhaftigkeit würde damit auch kein Abbruch geschehen, denn daß es der Ausbildung zum Offizier schaden sollte, wenn der Aspirant auch in der Garnison Wohnung und Kost mit dem „Kommiß“ teilt, erscheint nicht recht glaublich. Es bleibt dann im Ausbildungsgang des Reserveoffiziers immerhin noch genug Opfergabe an den Götzen Mammon übrig, nämlich die Thatsache, daß nicht allein die Tüchtigkeit, sondern auch die „Zivilverhältnisse“ über die Stellung zur Offizierswahl bestimmen. Durch Übernahme der „Einjährigen“ in die Verpflegung würde unser Militärbudget allerdings noch mehr belastet werden, als jetzt schon zum Schrecken der Sparsamkeitspolitiker beabsichtigt ist. Man muß aber beachten, daß die Geldmittel für die Einjährigfreiwilligen bis jetzt doch auch schon aus deutschen Taschen geflossen sind. Wenn diese Gelder dann einen Umweg durch die Steuerkasse machen, so ist das sicherlich nicht schlimm; nur möge man sie auch allein aus den Taschen ableiten, die solche Anzapfung vertragen können. Und ein weiterer finanzieller Erfolg würde sich voraussichtlich doch noch einstellen, nämlich der, daß viele Dienstpflichtige das Militärbudget dann nur für ein Jahr belasten, die jetzt, wo ihnen als Mittellosen die einjährige Dienstzeit verwehrt ist, drei oder, wie beabsichtigt, zwei Jahre verpflegt werden müssen.

Dieses Erkennungsmittel der Bildungsfähigkeit möge man also allgemein anwenden. Daß dabei Hindernisse zu überwinden sind, ist keine Frage, aber mit gutem Willen dürfte die Sichtung der Dienstpflichtigen nach ihren Fähigkeiten wohl durchführbar sein. Zu wünschen wäre jedoch, daß die Berechtigung zum verkürzten, also auch zum zweijährigen Dienst nicht auf Grund von Prüfungsergebnissen, sondern von Schulzeugnisreihen der Lehrerkollegien erteilt werde. Ob unsre Fortbildungsschulen, die ich als derzeitige Schlußglieder der Volksschule ansehe, und denen also solche Zeugniserteilung zukommen würde, schon entsprechend organisirt sind, ist mir allerdings unbekannt.

Als wünschenswertes Ziel aller Bestrebungen in dieser Richtung aber möchte ich es bezeichnen, daß jedem deutschen Jungen von mittlern Fähig-

Digitized by Google

keiten die einjährige Dienstzeit ermöglicht würde. Das mag als Utopie erscheinen, mir aber, dem leider so viel unfreiwillige Muße darüber nachzudenken gelassen ist, will dieses Ziel dennoch nicht unerreichbar dünken. Die Beweismittel dafür noch kennen zu lernen, wird dem Leser, der mir bis hierher gefolgt ist, wohl nicht unangenehm sein; doch kann ich sie mit Rücksicht auf den Raum hier nur in groben Zügen andeuten.

Daß unsre Militärkosten geringer werden, wenn die ganz überwiegende Mehrzahl aller Dienstpflichtigen nur für ein Jahr oder mit Einschluß aller Reserve- und Landwehrübungen anderthalb Jahre zu unterhalten ist (der Rest dagegen drei oder in Abstufungen zwei und drei Jahre), wird man wohl als möglich zugeben. Aber die Kunst ist die, jener Mehrzahl die Gelegenheit zu verschaffen, eine zur einjährigen Dienstzeit berechtigende Bildung zu erwerben.

Zunächst fragt sichs nun da, ob die gegenwärtigen Bedingungen der Qualifikation zum einjährigen Dienste streng zu wahren und vielleicht noch zu steigern sind, oder ob sie um etwas, wenn auch nur um ein Geringes, ermäßigt werden können. Die Beantwortung dieser Fragen hängt davon ab, ob dieses Dienstverhältnis wie bisher eigentlich nur dazu da ist, Offiziersaspiranten auszubilden, oder ob man das niederere Ziel der Ausbildung des Gemeinen bezweckt. Die Thatsache, daß seither diese kurze Dienstzeit genügt hat, die überwiegende Mehrzahl der Dienenden mit der Offiziersqualifikation oder wenigstens mit der zum Unteroffizier auszurüsten (die Entlassung Einjährigfreiwilliger als einfacher Gemeiner gehört ja zu den seltnen Fällen), erscheint mir Beweis genug für die Möglichkeit, in derselben Zeit Rekruten, die mit einer etwas geringern Summe von Kenntnissen ausgestattet sind, zu tüchtigen gemeinen Soldaten auszubilden.

Es würde also die Aufgabe sein, der Jugend in den Fortbildungsklassen der Volksschule den Zugang zu dem vorgeschriebnen Bildungsgrade (ohne fremdsprachige Kenntnisse) zu ermöglichen. Dies dürfte allerdings wohl nur dann gelingen, schon um die Fortbildungsklassen für Schüler vom vollendeten dreizehnten bis zum sechzehnten Jahre, die außer der Schule schon ihr Handwerk lernen, in Parallelklassen je nach passenden Tages- und Jahreszeiten („Saisons") teilen zu können, wenn man sehr große Schulgemeinden bildet, innerhalb deren kleinere Bezirke für die „Volksschule" (Schüler vom vollendeten neunten bis zum dreizehnten Lebensjahre) und noch kleinere für die Vorschulen abgegrenzt werden. Diesen Schulgemeinden möge der sachliche Aufwand und der Lokalservis zur Last fallen, während die Lehrerbesoldungen nach meiner aus sehr verschiedenartigen Gründen gewonnenen Überzeugung besser vom Staate zu tragen wären. Daß sich dann manche Schulgemeinde über mehrere Quadratmeilen erstrecken würde, ist zwar ein Übelstand, der aber doch zu ertragen wäre; man blicke nur zum Vergleich einmal nach dem dünn bevölkerten Norwegen, wo ich z. B. in dem viele Quadratmeilen großen Kirch-

Digitized by Google

spiele Modum (mit Snarum) ganz anerkennenswerte Schuleinrichtungen gefunden habe.

Aber die Kosten? Diese werden natürlich sehr beträchtlich sein und das Volksschulbudget im Staatshaushalte würdig neben dem des Militärs auftreten lassen. Dem „Moloch" Militärbudget würde sein erschreckendes Aussehen dadurch etwas gemildert werden, voraussichtlich würde er aber auch, wie schon angedeutet, wegen der durch die bessere Volksbildung gegebnen Verhältnisse in Wirklichkeit beschnitten werden können, und zwar, wie zu hoffen ist, um fast eben so viel, als das Volksschulwesen erhöhte Anforderungen stellen würde. Wohl mögen, nach vollkommner Durchführung solcher Schulreform, bei der eine wesentliche Aufbesserung der Lehrerbesoldungen nicht würde umgangen werden können, die jährlichen Erhaltungskosten 50 bis 75 Millionen Mark mehr betragen. Solche Summe, höre ich da schon im Geiste entgegnen, kann unser „armes" Deutschland dafür nie aufbringen! Kann es das wirklich nicht? frage ich Armer dagegen; kann es das nicht thun zur Hebung nicht allein der Wehrkraft, sondern viel mehr noch der Nähr- und Erwerbskräfte, sowie des allgemeinen Bildungsstandes und der Volksintelligenz?

Dieses Unvermögen will mir nicht einleuchten nach der Erfahrung, daß schon die nach neuer Art eingeschätzte und nach Leistungsfähigkeit steigende Einkommensteuer in Preußen ein Mehr von gegen vierzig Millionen gebracht hat. Es dürfte wohl nur auf die gerechte und billige Verteilung der Staatslasten ankommen. Wenn nun schon die jetzige Art der Entlastung der geringern Einkommen in Preußen so süße Früchte gezeitigt hat, welche Früchte sind da erst zu erwarten, wenn mit der gerechtern Verteilung der Lasten nicht auf halbem Wege stehen geblieben wird; ich meine, wenn die viel schreiendere Ungerechtigkeit gehoben wird, der das jetzige Gesetz in ganz ungenügender Weise in seinen §§ 18 und 19 begegnet, nämlich daß der, dessen Einkommen nur ihm selbst zu gute kommt, dies nicht höher zu versteuern braucht, als der, der eine vielköpfige Familie davon unterhalten muß? Es wird also wohl nur auf den guten Willen und die Tüchtigkeit unsrer Staatsmänner ankommen, ob wir jenes schöne Ziel erreichen oder nicht, das doch wohl des Schweißes der Edeln wert ist.

Digitized by Google

Die Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes
und das ländliche Kreditwesen

Auf dieses alte Thema lenkt wieder einmal der neueste statistische Bericht über die Hypothekenbewegung im preußischen Staate unsre Aufmerksamkeit. Die Gesamtverschuldung der ländlichen Besitzungen ist von 1887 bis 1892, also in fünf Jahren, um 883 Millionen Mark gewachsen, in den letzten zehn Jahren also wahrscheinlich um ungefähr 1500 Millionen. Der Bericht bemerkt hierzu: „Faßt man die unbestreitbare Thatsache ins Auge, daß die Verschuldung sich keineswegs auf den städtischen und ländlichen Grundbesitz beschränkt, sondern die Besitzer beweglicher Sachgüter, insbesondre die kaufmännischen und gewerblichen Unternehmer, vielfach ganz ebenso trifft, so gewinnt es den Anschein, als ob es sich hier gar nicht um eine Frage des Grundbesitzes allein handelte, sondern um eine des produktiven Sachbesitzes überhaupt. Die soziale Frage der Gegenwart erschöpft sich nicht in der Spaltung zwischen Besitz und Nichtbesitz, sondern der Besitz selber spaltet sich mehr und mehr in zweierlei Formen, den Sachbesitz und den Rentenbesitz, die sich unter einander zum Teil schon ebenso schroff gegenüberstehen, wie der gesamte Besitz dem Nichtbesitz. Der Rentenbesitz nimmt die wesentlichsten Besitzvorteile, insbesondre die sichern Wertteile vorweg; dem Sachbesitzer bleibt neben dem Besitztitel mehr und mehr nur der zweifelhafte Wertteil, und dafür ist er dem Rentenbesitzer noch in dreierlei Beziehung dienstbar: als Verwalter der Rentenquelle, als Puffer gegen Rückschläge der Konjunktur und als Blitzableiter gegen soziale Anfeindung, die sich naturgemäß vorzugsweise gegen den titulirten Besitzer als scheinbaren Nutznießer der Rentenquelle richtet." Das ist gewiß richtig, und unstreitig gehört es zu den wichtigsten Aufgaben der heutigen Staatskunst, zu verhüten, daß namentlich die kleinen Besitzer mehr und mehr zu Sklaven mächtiger Rentner und schmarotzender Spekulanten herabsinken. Aber nach drei Seiten hin bedürfen diese Erwägungen der Ergänzung.

Erstens ist glücklicherweise die Spaltung in produktiven Sachbesitz und Rentenbesitz gar häufig nur scheinbar, und namentlich sind die Rittergutsbesitzer, noch mehr die Bauern, in weit höherm Grade wirkliche Besitzer ihrer Güter, als sie es dem Hypothekenbuche nach scheinen. Weiß man doch, daß

Digitized by Google

nicht wenige Bauern selbst Geld auf Hypotheken ausleihen. Weiß man doch ferner, daß die Bauern abgezahlte Hypotheken oft nicht löschen lassen, um verschuldeter zu erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind. Ob wohl bei Berechnung jener 883 Millionen Mark die abgezahlten, aber nicht gelöschten Hypotheken abgezogen worden sein mögen? Endlich weiß man drittens, daß der Käufer eines Gutes aus verschiednen Gründen auch dann einige Hypotheken darauf stehen zu lassen pflegt, wenn er das ganze Kaufgeld in den Händen hat. In noch größerm Maßstabe als bei uns scheint — zur Umgehung der hohen Steuern — diese Praxis in der Schweiz geübt zu werden. Professor Platter sagt darüber (Deutsche Worte, S. 199): „Wenn unter solchen Umständen, wie sie im Kanton Zürich durch das Steuergesetz gegeben sind, ein Mann, der ein Landgut kaufen will, so viel Geld hat, daß er es bar bezahlen könnte, so wird er nicht einfach den ganzen Kaufpreis erlegen und infolge dessen für sein ganzes schönes Vermögen 10 pro Mille an Vermögenssteuer bezahlen, d. h. bei einem Zinsfuß von 4 Prozent eine Einkommensteuer von 25 Prozent; sondern er wird seine Bescheidenheit dadurch erweisen, daß er, als wäre er ein armer Teufel, sich mit einer mäßigen Anzahlung begnügt, den größern Rest seines Vermögens aber in guten sichern Papieren anlegt," von denen die Steuerkommission nichts erfährt. Im Kanton St. Gallen, führt Platter an, ist das Gebäudeversicherungskapital um 84 Millionen höher angesetzt als das gesamte Steuerkapital. „Die armen St. Galler besitzen also nicht einmal ihre Häuser vollständig. Der gesamte Grund und Boden, das ganze landwirtschaftliche, industrielle und kaufmännische Kapital im Kanton gehört offenbar irgendwelchen auswärts wohnenden Fremden. Seltsam ist, daß man dem frischen und tüchtigen Volke diese Not gar nicht ansieht!"

Zweitens wäre zu untersuchen, ob nicht die Zunahme der Verschuldung um 1500 Millionen in zehn Jahren oder um 150 Millionen in einem Jahre unvermeidlich und nur eben angemessen ist. Daß bei einem Volke, das seinen Grund und Boden aufgeteilt hat, und dem weder ungeteilter Gau- und Gemeindeacker noch Kolonialland zur Verfügung steht, der Grundbesitz alljährlich mit neuen Hypotheken belastet werden muß, ist klar. Die Notwendigkeit leuchtet von beiden Seiten her ein, von Seiten der ländlichen wie von Seiten der städtischen Zustände. Auf dem Lande sind alljährlich Erbteilungen nötig, und der Ertrag der Grundstücke müßte geradezu enorm sein, wenn die Geschwister des Anerben immer und überall aus den Ersparnissen des Vaters abgefunden werden könnten; nur bei Magnatenbesitz, der ohne Schwierigkeit in natura geteilt werden kann, läßt sich die Erbteilung ganz leicht ohne Aufnahme neuer Hypotheken durchführen. Für die städtische Bevölkerung aber bleiben Hypotheken auf den ländlichen Grundbesitz die einzige sichere Kapitalanlage. Nur die Eisenbahnen kommen dem Grundbesitz einigermaßen nahe; was die Staatsschuldscheine anlangt, so erscheinen sie vor der Hand wohl ganz sicher, sind es

Digitized by Google

aber in Wirklichkeit nur, so weit für sie, wie das in Preußen der Fall ist, Eisenbahnen, Bergwerke und Domänen verpfändet sind. Unsre Reichsschulden schweben schon in der Luft, denn sie ruhen ganz allein auf der Steuerkraft des Volkes und dem guten Willen der Steuerzahler; die Kraft der einen aber ist nahezu erschöpft, und bei den andern ist wenig guter Wille vorhanden. Da nun unter den jetzigen Umständen die ländliche Bevölkerung gar nicht mehr wachsen kann und nur noch die städtische wächst, so wächst mit dieser zugleich auch der Hypothekenhunger, und es hieße immer größere Massen der städtischen Bevölkerung zu einer proletarischen Existenz verurteilen, wenn man ihr diese Art von Kapitalanlage versperren wollte. Es giebt nun allerdings zwei Systeme, durch deren Annahme wir der Notwendigkeit zunehmender Verschuldung des Grundbesitzes entgehen könnten, aber zu dem einen werden wir keine Lust haben, und das andre anzunehmen wird uns nicht möglich sein. Das eine ist das französische Zweikindersystem: wo der Bauer durchschnittlich nur zwei Kinder hat, da brauchen bei der Erbteilung keine Hypotheken aufgenommen zu werden, denn was der Anerbe seiner Schwester auszahlt, das bringt ihm seine Frau zu. Das andre ist das englische der Majorate. Da giebt es nun gar keinen andern als proletarischen Volkszuwachs mehr, oder würde es keinen andern geben, wenn nicht ein großer Teil der vom Grundbesitz ausgeschlossenen Bevölkerung in den Kolonien und im Handel leidlich versorgt werden könnte. Für ein zweites England ist aber auf der Erde kein Platz mehr vorhanden, und was namentlich die Ausdehnung unsers Ausfuhrhandels anlangt, so wäre sie nur durch Handelsverträge möglich, die uns mehr und mehr dem Freihandel nahe bringen würden; das sind aber zwei Dinge, vor denen sich unsre deutschen Gutsbesitzer bekreuzen.

Selbstverständlich kann die wachsende Verschuldung nicht bis in alle Ewigkeit fortgehen, sondern muß, wenn nicht ein Ausweg gefunden wird, über kurz oder lang einen großen Krach herbeiführen. Aber bis dieser Ausweg gefunden sein wird, kann keine Staatskunst und keine Gesetzgebung den Fortschritt des Übels aufhalten. Und das Tempo des Fortschritts scheint uns durchaus den Verhältnissen angemessen zu sein. Nach Angabe des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften von Conrad und Lexis giebt es in Preußen 1568215 ländliche Grundbesitzer. Dreißigjährige Geschlechtsfolgen angenommen, würden jährlich über 52000 Erbteilungen vorkommen. Werden bei einer jeden durchschnittlich 3000 Mark Hypothekenschulden gemacht, so ergiebt das über 150 Millionen, in zehn Jahren also mehr als 1500. Der Durchschnitt ist sehr niedrig angesetzt in der Annahme, daß die wohlhabenden Gutsbesitzer einen Teil der Abfindung aus ersparten Gutserträgnissen bestreiten können, die Magnaten aber ihre Güter in natura unter ihre Kinder teilen. Bei dem durchschnittlichen Bauer, dessen Gut 60—90000 Mark wert ist, beträgt ja die Abfindungssumme meist über 20000 Mark, und braucht der

Digitized by Google

Ackerhäusler zu diesem Zweck nur ein paar hundert Mark, so handelt es sich dafür beim Großgrundbesitzer um Hunderttausende und um Millionen, und schon auf je 30 Zwergwirte kommt in Preußen ein Großgrundbesitzer. So entspricht also der Fortschritt der Verschuldung, so bedenklich er auch sein mag, durchaus dem natürlichen Gange der Dinge.

Der oben erwähnte Hypothekenhunger der Stadtbevölkerung wird aber leider nicht auf die richtige Weise befriedigt. Den Arbeitern und Kleinhandwerkern, die den ersten Anspruch hätten auf eine kleine Entschädigung für den Verlust des Landes ihrer Väter, fällt — durch Vermittlung der Sparkassen — nur der kleinere Teil des ländlichen Hypothekenkapitals zu; den größern wissen Leute in ihre Gewalt zu bringen, die ohnedem schon reich genug sind, und diese verstehen es auch, durch mancherlei Künste den natürlichen Gang der zunehmenden Verschuldung des Grundbesitzes beim kleinbäuerlichen Stande unnötigerweise zu beschleunigen. Der Bauer, auch der kleine, hat Vermögen und ein sicheres Einkommen, aber er hat nicht immer bares Geld. Früher, als er seine Kinder nicht durch Verschuldung des Stammgutes zu versorgen und weder Staats- noch Gemeindesteuern zu zahlen brauchte, hatte er bares Geld gar nicht nötig; heute braucht er — abgesehen von den modernen Bedürfnissen seiner Familie und den Anforderungen einer rationellen Landwirtschaft — aller Augenblicke bares Geld: auf Hypothekenzins, für den Steuererheber, für Schulbauten und andre Gemeindebedürfnisse, auf Gesindelohn, für einen beim Militär stehenden Sohn, für einen andern, der in der Stadt eine Schule besucht u. s. w. Diese Ausgaben brauchen den Durchschnittsertrag seines Gutes und seiner Arbeit noch nicht zu überschreiten und können den Mann trotzdem zu Grunde richten. Es ergeht ihm häufig, wie es sonst nur Kaufleuten ergehen konnte, daß sie, ohne insolvent zu sein, durch rücksichtslose und gewinnsüchtige Gläubiger zu Grunde gerichtet werden. Um eine fällige Zahlung leisten zu können, muß der Bauer Schulden machen, und der gewissenlose Gläubiger weiß seinen Schuldner durch die bekannten Praktiken so weit zu bringen, daß aus der anfänglichen Personalschuld eine stetig wachsende Hypothekenschuld wird, die den Bauer schließlich vom Hofe treibt. Demnach ist drittens zu fragen, ob nicht beim Stande der Kleinbauern der hypothekarischen Verschuldung in vielen Fällen durch verständige Regelung des Personalkredits vorgebeugt werden könnte.

Darauf antwortet nun ein soeben erschienenes Buch mit einem entschiednen und wohlbegründeten ja; wir meinen das Buch: Der ländliche Personalkredit. Sozialpolitische Studien von Dr. Eugen Jäger, Redakteur der „Pfälzer Zeitung," (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1893). Das Buch (543 enggedruckte Seiten) bildet den vierten Band des Werkes: Die Agrarfrage der Gegenwart, das schon bei Besprechung des zweiten Bandes im Jahre 1884 von den Grenzboten (Heft 13) als ein hochbedeutendes Werk

Digitized by Google

empfohlen worden ist. Im vorliegenden Bande weist der Verfasser nach, daß die Darlehnskassen nach Raiffeisens System, und sie allein, der Aufgabe vollkommen gewachsen sind, den Bauernstand aus den Klauen der Wucherer zu befreien, ihn unabhängig zu machen und auf seine eignen Füße zu stellen. Der Darstellung des Entstehens, der Geschichte, der Wirksamkeit dieser Kassen und der sich an sie anschließenden ländlichen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften im deutschen Reiche folgt eine Geschichte des bäuerlichen Kreditwesens in den Kronländern der österreichischen Monarchie und eine Übersicht der Kreditorganisation in Frankreich, Italien, Belgien und England.

Das Buch bestätigt durchaus das Urteil über diese Kassen, das wir wiederholt in den Grenzboten ausgesprochen haben. Ihre Gründung ist die Frucht einer tiefreligiösen Persönlichkeit. Kurz vor seinem Tode, am 1. Juni 1887, hat Raiffeisen auf dem Verbandstage zu Düsseldorf noch einmal seine innerste Meinung ausgesprochen. Er schilderte da den heutigen Zeitgeist, seine Selbstsucht, seine fieberhafte Gewinnsucht, den Geist herzloser Ausbeutung, jenen Kampf ums Dasein, wo jeder nach Gewinn ringt, unbekümmert um die andern, die er durch seinen Gewinn vernichtet. „Dieser Zeitgeist, sagte er, soll durch unsre Vereine bekämpft werden.“ Diese Vereine sollen die beiden christlichen Wahrheiten wieder lebendig machen, daß jeder Mensch nicht unumschränkter Herr, sondern nur Verwalter seines Vermögens ist, und daß Zweck und Ziel unsers Lebens nicht im Diesseits, sondern im Jenseits liegen. Der aufrichtige Glaube an diese beiden Wahrheiten soll bewirken, daß sich jeder Begüterte verpflichtet fühlt, den notleidenden Brüdern zu helfen, und in den ländlichen Gemeinden wird das am wirksamsten dadurch geschehen, daß sie ohne Anspruch auf Gewinn den Geldverlegenheiten der Ärmern abhelfen und auf diese Weise den drohenden wirtschaftlichen Untergang des Kleinbauernstandes abwenden.

Schulze-Delitzsch hat den edeln Raiffeisen dreißig Jahre lang mit Erbitterung bekämpft und dessen Vereine als unsolid, unhaltbar, allen Grundsätzen eines gesunden Kreditwesens widersprechend der Öffentlichkeit und den Behörden denunzirt. Aber während bei seinen eignen Vorschußvereinen Bankbrüche, die Millionen verschlangen, nichts seltenes waren, that ihm kein einziger Darlehnskassenverein den Gefallen, in Konkurs zu geraten, und so sah er sich denn gegen das Ende seines Lebens gezwungen, einzugestehen, daß die Vereine seines Konkurrenten für die ländlichen Verhältnisse nicht übel zu passen schienen. Bei Schulze persönlich mag es liberaler Doktrinarismus und Konkurrenzneid gewesen sein, was ihn antrieb, Raiffeisens Arbeit zu stören. Daß aber die Genossenschaftler Schulzischer Richtung grundsätzliche Feinde der Raiffeisenschen Vereine sein müssen, ergiebt sich ohne weitres aus dem kapitalistischen Geiste, der sie beherrscht. Denn nicht, wie sie vorgeben oder sich vielleicht auch selbst einreden, um Stützung der kleinen Gewerbtreibenden, sondern um

Digitized by Google

hohe Dividenden ist es ihnen zu thun, und diese sind leichter durch Ausbeutung als durch Hebung der Kreditbedürftigen zu erzielen; sind doch schon unzählige Kleinbauern von ihnen teils durch übermäßige Zinsen und unzeitige Kündigungen, teils durch Bürgschaften zu Grunde gerichtet worden. Sie müssen demnach den Raiffeisenschen Vereinen aus zwei Gründen in unversöhnlicher Feindschaft gegenüberstehen, weil diese erstens jede Ausbeutung der Not als unsittlich verwerfen, und weil sie zweitens den Zweck verfolgen, den Bauernstand von den städtischen Kapitalisten unabhängig zu machen.

Was Jäger über den Unterschied beider Systeme ausführlich dargelegt hat, faßt er auf S. 224 ff. in einigen kurzen Sätzen zusammen, die wir abgekürzt wiedergeben. 1. Die Vereine von Raiffeisen bleiben stets auf eine einzige Gemeinde beschränkt und nehmen nur Landwirte als Mitglieder an; bei Schulze ist die Mitgliedschaft räumlich und in Beziehung auf den Berufsstand der Mitglieder unbegrenzt. 2. Dort verwalten alle Vereinsbeamte mit Ausnahme des Kassirers ihre Ämter unentgeltlich, hier werden die Vorstandsmitglieder nicht bloß bezahlt, sondern vielfach auch noch durch Tantiemen zur Erzielung hoher Reingewinne angespornt. 3. Raiffeisens Vereine beschränken sich auf Darlehen für landwirtschaftliche Zwecke, und zwar nur in der Form des Personalkredits; die Vereine von Schulze können alle bankmäßigen Geschäfte betreiben, sodaß bei vielen von ihnen das Vorschußgeschäft schon längst nicht mehr die Hauptsache ist. 4. Bei Raiffeisen wird die Verwendung des Darlehns überwacht, Schulzes Vereine kümmern sich nicht darum. 5. Raiffeisens Vereine bewilligen lange Fristen, Schulzes leihen nur auf drei Monate. 6. Raiffeisen legt keinen Wert auf Geschäftsanteile der Mitglieder, hält solche sogar für gefährlich, Schulze verlangt sie unbedingt. Um dem Gesetze zu genügen, läßt Raiffeisen nur der Form wegen kleine Geschäftsanteile von etwa 30 Mark zu, deren Dividende jedoch, in Prozenten ausgedrückt, die Zinsenprozente der Vereinsschuldner nicht überschreiten darf; Schulzes Vereine lassen hohe Geschäftsanteile und unbeschränkte Höhe der Dividende zu. 7. Raiffeisen verwirft, im Gegensatz zu Schulze, die Verteilung des Reingewinns. Aus den Reingewinnen wird ein unteilbares Vereinsvermögen angesammelt, das mit der Zeit die Bauern von fremdem Kapital unabhängig machen und außerdem für gemeinnützige Zwecke verwendet werden soll. 8. Raiffeisens Vereine erheben kein Eintrittsgeld. 9. Die Darlehnskassenvereine entfalten eine vielseitige Thätigkeit, durch Untergenossenschaften (Einkaufs-, Molkerei-, Kellerei- u. s. w. Genossenschaften) und durch sonstige Einrichtungen die Lage ihrer Mitglieder in sittlicher wie in wirtschaftlicher Beziehung zu verbessern; die Vorschußvereine sind nichts als Banken, sie treiben Geldgeschäfte und sonst nichts. Der Unterschied zwischen beiden Persönlichkeiten und Systemen geht also sehr tief und stellt einen unvereinbaren Gegensatz dar. „Es ist der Gegensatz zwischen Stadt und Land, zwischen Handel und Landwirtschaft,

Digitized by Google

zwischen dem werbenden Geldkapital und der Art und Weise, wie der Boden seine Früchte bringt. Dort ist der Kapitalismus die Grundlage, hier die bäuerliche Arbeit; dort ist die Erzielung hoher Gewinne der Zweck, hier die Hebung des Bauernstandes; dort ist ein hoher Ertrag des Bankgeschäfts die Hauptsache, hier die Hilfe für den Bauer."

Jäger hofft, daß es dieser genossenschaftlichen Arbeit mit der Zeit gelingen werde, die vom Absolutismus, von der Büreaukratie und vom Kapitalismus zerstörte lebenskräftige Bauerngemeinde früherer Zeiten wiederherzustellen. Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, erscheint der Bund der Landwirte, den Jäger übrigens nicht erwähnt, als ein geradezu frevelhaftes Beginnen. Von diesen Anfängen verständiger Selbsthilfe und einer stillen Organisationsthätigkeit, die zur Wiedergeburt altdeutschen Gemeindelebens führen kann, will der Bund die Bauern abziehen und durch die Aussicht auf Staatshilfe, d. h. auf Geschenke aus den Taschen solcher städtischer Steuerzahler, die an der Bewucherung der Bauern ganz unschuldig sind, verlocken, sich vor seinen Wagen spannen zu lassen. Mit betäubendem demagogischem Lärm, mit Klagen über die „Not der Landwirtschaft," aber jede sachliche Erörterung sorgfältig vermeidend, will er mit Hilfe der bethörten Bauern eine Geldverschlechterung, hohe landwirtschaftliche Zölle und allerlei Steuervergünstigungen, sowie die Zurückführung der ländlichen Arbeiter in eine wenn nicht gesetzliche so doch thatsächliche Leibeigenschaft durchsetzen, lauter Dinge, die nur ihm, d. h. den ostelbischen Großgrundbesitzern, nicht aber dem Bauernstande nützen, den Kleinbauern, die die Mehrzahl bilden, geradezu verderblich sind, und nicht einmal durchweg den Wünschen der allerdings nicht sehr zahlreichen Großgrundbesitzer West- und Süddeutschlands entsprechen. Der kleine Bauer verkauft kein Getreide, sondern muß selber Brot kaufen und Körner als Viehfutter, er braucht also gleich dem Städter nicht hohe, sondern niedrige Getreidepreise. Ihm liegt nur an lohnenden Preisen für Fleisch, Milch und Butter, und die sind, an den Arbeitslöhnen und Beamtengehalten gemessen, gerade hoch genug. Außerdem kommen für ihn die Preise von Gemüse, Wein, Tabak, Hopfen, Hanf und andern Handelsgewächsen in Betracht. Wie verschieden die Interessen der verschiednen Gruppen von Landwirten und wie unvereinbar die Ansprüche sind, die sie an den Staat erheben, und daß es nicht angeht, dem Interesse einer einzelnen Gruppe das aller übrigen zu opfern, hat soeben wieder Prinz Ludwig von Baiern bei Eröffnung der Wanderversammlung deutscher Landwirtschaftsgesellschaften zu München hervorgehoben. Am meisten aber hat man sich gerade vor den ostelbischen Großgrundbesitzern zu hüten, die den Bundeslärm in Szene gesetzt haben. Gerade sie sind es, die in frühern Jahrhunderten an der Zerstörung des Bauernstandes und des ländlichen Gemeindelebens gearbeitet haben, die in unsern Tagen allen Bemühungen der preußischen Regierung, dieses Gemeindeleben einigermaßen wiederherzustellen,

Digitized by Google

hartnäckigen Widerstand leisten, und die durch ihre Steuer- und Zollpolitik die Latifundienbildung und die Auffaugung des Bauernstandes befördern.

In Jägers Buche, um auf dieses nochmals zurückzukommen, vermissen wir eine tabellarische Übersicht sämtlicher Vereine nach dem Raiffeisenschen System. Die Tabelle am Schluß enthält nur die dem Neuwieder Zentralverbande angehörigen. 623 Vereine mit 58040 Mitgliedern — das sind nichts weniger als imponirende Zahlen; hoffentlich fällt die Summe bedeutend stattlicher aus, wenn die andern, im Buche zerstreut angeführten Vereine dazugezählt werden.

Laokoon, Kapitel 16

Ich saz uf eime steine
und dachte bein mit beine.
Dar uf satzt ich den ellenbogen.
Ich hete in mine hant gesmogen
das kinne und ein min wange.

Nein, das steht nicht im 16. Kapitel des Laokoon. Aber im ganzen Laokoon ist viel von „poetischen Gemälden" die Rede; und das hier scheint mir auch eins zu sein, ein recht hübsches sogar, ein sauberes, kleines Kabinettstück. Und doch verstößt es gröblich gegen die Regeln, die Lessing in dem genannten Kapitel für ein poetisches Gemälde aufstellt: es fällt ihm nämlich gar nicht ein, den Körper nur andeutungsweise durch Handlungen zu schildern. Denn „ich saß" und „ich hatte geschmiegt" bezeichnen keine fortschreitende Handlung, sondern einen Zustand der Ruhe, und so wird auch bei „ich deckte" und „ich setzte" schwerlich jemand an die Bewegung als vielmehr an ihr Ergebnis denken. Nun ist es freilich unerhört, in Fragen der poetischen Technik einen mittelhochdeutschen Dichter ins Feld zu führen. Natürlich, Lessing konnte das nicht. Aber auch die modernen Wächter, die an der Eingangspforte zur deutschen Dichtkunst das Gepäck nachsehen, berufen sich in solcher Lage auf Homer, Sophokles und Goethe — wohlgemerkt den Weimarer Goethe —, oder auf Zola, Ibsen und Sudermann, je nachdem sie von einem Katheder oder von einem Redaktionssessel herab ihres hohen Amtes walten. Ich aber kann mir nicht helfen, ich muß dem fahrenden Sänger Walther von der Vogelweide Recht geben gegen das größte kritische Genie der deutschen, um nicht zu sagen der Weltlitteratur. Da erfordert es denn die Achtung vor dem großen Kritiker, daß auch ich versuche, die Sache „aus ihren ersten Gründen herzuleiten."

Digitized by Google

Erstens: Der Geist des Künstlers schafft das Kunstwerk; nach einem bestimmten Plane fügt er die Teile zusammen, und ist er ein echter Künstler, so übt sein Werk eine bestimmte Wirkung aus auf jeden andern Geist, der es genießt. Aber es wirkt anders als alle andern Werke, die der schaffende Menschengeist auch nach einem bestimmten Plane hervorbringt. Wenn mich die Klänge der neunten Symphonie umrauschen, wenn mich der kühle Schatten des Kölner Doms umfängt, so regen sich tausend Empfindungen in mir. Wenn ich eine Dampfmaschine arbeiten sehe, so regt sich in mir — gar nichts. Und doch, wer wollte behaupten, daß in der Dampfmaschine weniger geistige Arbeit stecke, als in dem größten Kunstwerk der Welt? Aber erst wenn ich mir diese Arbeit durch eine Reihe von einzelnen Erwägungen ins Bewußtsein rufe, wenn ich die Geschichte dieser Erfindung durchgehe und den sinnreichen Mechanismus studire, erst dann wird in mir die Bewunderung rege für den Geist des Erfinders. Die eigentümliche Wirkung des Kunstwerks scheint also darin zu beruhen, daß aus ihm ein fremder Geist zu meinem Geiste unmittelbar spricht.

Zweitens: Fragen wir nun allgemein: wie spricht ein fremder Geist zu meinem Geiste, d. h. wie bin ich imstande, fremdes Geistesleben unmittelbar wahrzunehmen? Auf zwei Wegen. Durch etwas, was ich höre, und durch etwas, was ich sehe. Der gellende Schrei, der aus dem Operationszimmer eines Arztes erklingt, sagt mir sogar mit unangenehmer Deutlichkeit, was da in der Seele eines Mitmenschen vorgeht. Ein Weib vor mir auf den Knieen, in Lumpen gehüllt, mit der Linken ein nacktes Kind an die Brust pressend, die geöffnete Rechte mir entgegenstreckend — brauche ich noch zu fragen, was sie will? Weiß ich nicht auf den ersten Blick, was in ihr vorgeht? Was ich dabei weiter empfinde, das lassen wir aus dem Spiele, denn es handelt sich hier nur um eine Frage der Technik. Wir stellen nur fest: den Geisteszustand eines andern Menschen höre ich entweder aus unartikulirten Lauten heraus oder lese ihn aus seinen Geberden ab. Einen dritten Weg, diesen Zustand unmittelbar wahrzunehmen, giebt es nicht.

Drittens: So wäre also ein armes Weib nicht imstande, mir in artikulirten Tönen oder gar in einem Briefe ihr Leid zu klagen? Gewiß, aber ob ich etwas dabei empfinde, ist die Frage! Möglich, daß mich ihr Brief in der richtigen Stimmung trifft, möglich, daß sie für ihre mündliche Klage den richtigen Ton findet, mich das richtige Bild ihrer Lage empfinden zu lassen. Dann aber wirkt nicht der artikulirte Laut auf mich, sondern die besondre Art seines Klanges. Ob der Kranke unter dem Messer des Arztes Hilfe! oder Halt! schreit, das macht wenig aus. Denn artikulirte Laute wirken an sich gar nicht auf unser Empfinden, selbst dann nicht immer, wenn wir sie so genau verstanden haben, daß wir sie wörtlich wiederholen können. Wenn ich z. B. in zusammenhängender Darstellung höre — oder lese —: „der Herr

Digitized by Google

erstaunte hierüber sehr," so kann ich damit nicht eben viel anfangen, wenn man mir nicht viel Zeit zum Überlegen läßt; ich nehme die Mitteilung hin, wie ein Aktenstück, das mir „zur Kenntnisnahme" überreicht wird, die Zukunft muß lehren, ob ihm besondre Bedeutung innewohnt. Werde ich wieder daran erinnert, so suche ichs hervor, wo nicht, mags verstauben und verschimmeln. Höre ich die Mitteilung in der Form: „auf dem Gesichte des Herrn malte sich ein unmäßiges Erstaunen" (G. Freytag), so schwebt mir dabei schon, wenn auch flüchtig und verschwommen, etwas vor. Sagt aber der Dichter zu mir: „Bräsig tröck de gelen buschigen Ogenbranen so hoch, dat sei ganz unner dat Schut von de timpig Mütz tau sitten kemen," so huscht, blitzartig schnell zwar, aber doch plastisch, ein Bild an meinem geistigen Auge vorüber, und von diesem Bilde lese ich fast so deutlich wie von einem körperlichen den Seelenzustand des geschilderten Mannes ab. Warum das? Ich bin gewohnt, Seelenzustände, die ich nicht aus unartikulirten Lauten heraushöre, aus den Geberden der Menschen zu entnehmen, also von Gebilden im Raum abzulesen. Da die Sprache nun Gebilde im Raum nicht schaffen kann, so schafft sie als Ersatz die Vorstellung von Gebilden im Raum. Und sie thut dies da, wo sie mir nicht nur etwas mitteilen, sondern mich unmittelbar etwas will empfinden lassen.

Viertens: Es drängt sich also die allgemeine Frage auf: wie ist die Sprache imstande, im Hörer plastische Bilder, d. h. die Vorstellungen von Gebilden im Raume zu schaffen? Die Sprache nennt ein Wort, Haare z. B. Das liefert die, freilich sehr verschwommene Vorstellung eines räumlichen Gebildes; deutlicher wird sie durch die Bezeichnung Locken oder gar schwarze Locken. Die Häufung weiterer Eigenschaften macht die Vorstellung eher undeutlich. Aber mit der Vorstellung schwarzer Locken ist die unbestimmte Vorstellung einer Person verbunden, die sie trägt. Das kann ich mit Vorteil benutzen und sagen: seine schwarzen Locken flatterten im Winde. Nun besitzt die Vorstellung die größte Deutlichkeit, die mit den Mitteln der Sprache zu erreichen ist. Worin liegt das? Darin, daß flattern eine Bewegung bezeichnet? Schwerlich. Denn ich glaube nicht, daß sich jemand die verwickelte Bewegung des Haares vorstellt, ich glaube, daß er vielmehr das Haar in der charakteristischen Lage sieht, in der es ein Maler auf seine Leinwand bannen würde. Doch über die Natur einer flüchtigen Vorstellung läßt sich streiten. Nehmen wir also ein andres Bild zur Hand. Ein Mann, ein Stein, das giebt zwei mehr oder minder verschwommene, räumliche Vorstellungen. Ein Mann, der auf einem Steine sitzt, das giebt ein plastisches Bild. Und von Bewegung, von Handlung keine Spur. Denn es ist die eigentliche Aufgabe des Verbums „sitzen," die Beziehung anzudeuten, die ein bewegungsloses lebendes Wesen zu einem leblosen Ding im Raume hat. Und nun: ein Mädchen, ein Kleid, das giebt Vorstellungen, die ebenso deutlich oder undeutlich sind, wie die von Mann und Stein. Wenn nun die Holde sagt: dies Kleid sitzt mir schlecht,

Digitized by Google

kann ich mir dabei etwas vorstellen? O ja, daß sie jetzt schlechter Laune sein wird, aber sicher nichts, was die Vorstellung der beiden Dinge, Kleid und Mädchen, zu einem deutlichen Bilde verknüpfte. Denn „sitzen“ soll hier umgekehrt die Beziehung eines leblosen Dinges zu einem lebenden bezeichnen, und dazu ist es nicht eigentlich da. Mit Hilfe des Verbums „sitzen“ erzeugt man eine deutliche Vorstellung nur da, wo es seiner eigentlichen Aufgabe gemäß ausgesprochen wird, wo also ein lebendes Wesen Subjekt des Verbums ist.

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.

Hier ist es allein das Verbum „sitzen,“ das dem poetischen Gemälde Plastik verleiht, alles andre ist Kolorit. Denn das plastische Bild an sich ist noch keine Poesie, poetisch wirkt es erst im richtigen Zusammenhang. Aber kann wohl etwas eine tiefere Wirkung ausüben, als es an seinem Orte das einfache Bild thut:

Da sitzt meine Mutter auf einem Stein,
Es faßt mich kalt beim Schopfe!
Da sitzt meine Mutter auf einem Stein
Und wackelt mit dem Kopfe.

Die Antwort auf die Frage, wie die Sprache im Hörer deutliche Vorstellungen von Dingen im Raume schafft, lautet also: mit Hilfe einer bestimmten Klasse von Verben, deren eigentliche Aufgabe es ist, eine sichtbare Beziehung zwischen Dingen im Raum zu bezeichnen. (Es sei gestattet, diese Verba der Kürze halber konkrete zu nennen.) Ob sich die sichtbare Beziehung als eine Handlung, Bewegung oder Ruhelage darstellt, das ist für die Plastik des Bildes von gar keiner Bedeutung. Zwei konkrete Substantiva oder ihre Stellvertreter, Pronomina, verbunden durch ein konkretes Verbum, auf diesen Mechanismus ist der Geist eingeübt, und wo ihm Lautgruppen, durch diesen Mechanismus verbunden, dargeboten werden, da stellt er sich ein plastisches Bild vor. Auf keine andre Weise kann die Sprache diese Bilder erzeugen, und sie muß mit dem Schmuck der Adjektiva und Adverbia sparsam sein, damit das schmückende Beiwerk ja nicht den Mechanismus verdecke. Man sehe Goethes beste Naturschilderungen durch auf die Natur ihrer Verba, ob nicht die Mehrzahl konkrete Verba sind, gebraucht in ihrer ursprünglichen, konkreten Bedeutung. Um auch die Gegenprobe nicht zu unterlassen, betrachte man das Beispiel eines schlechten poetischen Gemäldes, das Lessing aus Hallers Alpen anführt. Umbiegen, sich auftürmen, krönen, durchziehen sind vier Verba in drei aufeinander folgenden Zeilen. Sich auftürmen und krönen haben gar keine Verbalstämme. Umbiegen und durchziehen sind konkrete Verba, und eine umgebogne Lanzenspitze oder einen Kahn, der den stillen See durchzieht, kann ich mir recht gut vor-

Digitized by Google

stellen. Aber die Vorstellung von Farben mit der Vorstellung von Blumenblättern zu verbinden, das ist von der ursprünglichen Aufgabe dieser Verba so weit entfernt, daß ich mir gar nichts dabei vorstellen kann. Denn damit sich das Verbum so wirksam als möglich erweise, ist es notwendig, daß die Vorstellungen, die es zum Bilde vereinigen soll, so deutlich als möglich seien. Darin dürfte der Grund zu suchen sein, daß Homer seine großen poetischen Gemälde in viele einzelne Bilder auflöst. Den Wagen der Juno kann ich mir als Ganzes nicht vorstellen, so lange ich nicht ihn oder ein Bild davon gesehen habe. Läßt aber der Dichter den Wagen aus Rädern, Achsen, Deichsel u. s. w. zusammensetzen, so arbeitet er mit Vorstellungen, die jedermann geläufig sind, und die er daher mittels konkreter Verba zu plastischen Bildern vereinigen kann. Doch es kommt mir nicht darauf an, eine Frage der poetischen Technik erschöpfend zu behandeln. Ich wollte nur nachweisen, daß Lessing einen Fehler begangen hat: er hat zwischen der Poesie und den artikulirten Lauten als ihrem Mittel ein Zwischenglied übersehen, den Organismus der Sprache. Artikulirte Laute geben Vorstellungen, Vorstellungen vereinigt die Sprache zu plastischen Bildern, plastische Bilder vereinigt die Poesie zu poetischen Gemälden. Nun ist die Sprache weder das einzige Mittel der Poesie, noch das plastische Bild das einzige Mittel der Sprache. Aber sofern die Poesie nicht handelnde Personen verwendet, oder sofern diese Personen nicht in Geberden oder unartikulirten Lauten ihr Seelenleben offenbaren, sofern muß sie sich doch immer der Sprache bedienen. Und die Sprache bedarf des plastischen Bildes zwar nur da, wo sie sich unmittelbar an unser Gefühl wendet. Wo die Sprache nur etwas darzustellen hat, ohne dadurch unser Gefühl unmittelbar zu erwecken, da genügt es, daß sie klar sei. Eine klare Darstellung aber erreicht die Sprache nur dadurch, daß sie den Mechanismus des plastischen Bildes nachahmt: zwei möglichst enge Begriffe, verbunden durch ein möglichst einfaches Verbum. Wo dieser Mechanismus klar zu erkennen ist, da ist die deutsche Sprache klar. Was sie sonst noch ist, hängt von der Art und Fülle des Beiwerks ab, das dies Gerippe mit Sehnen, Muskeln und Haut bekleidet und beweglich macht.

Die ganze Weisheit liefe also darauf hinaus, zu den richtigen Substantiven das richtige Verbum zu finden. Das ist so einfach, daß man darüber lachen möchte. Das Lachen aber vergeht dem bald, der auf Grund dieses einfachen Satzes unser landläufiges Deutsch kritisirt. Fragt doch einmal einen glücklichen Besitzer von Königs Litteraturgeschichte, wie Walther auf dem Bilde der Manessischen Handschrift aussehe. Fragt zur Vorsicht schriftlich, denn sonst möchte der Gefragte ganz natürlich herausplatzen: in diesem Bilde sitzt Walther auf einem Stein. Laßt ihr ihm aber Zeit zum Schreiben, so taucht hinter ihm alsbald der gute Genius des Neuhochdeutschen, der große Papierne auf, den Otto Schröder entdeckt hat, und raunt dem Schreiber ins Ohr:

Digitized by Google

Walther sitzt doch nicht im Bilde. Erschrocken will der gebildete Neuhochdeutsche verbessern: in der Darstellung, da lacht der gute Genius höhnisch auf: nun soll er gar in einem Abstraktum sitzen! Und der gebildete Neuhochdeutsche, froh der gefundnen Lösung, schreibt getrost: in der Darstellung der Manessischen Handschrift nimmt Walther eine sitzende Haltung ein. So, das fühlt sich nun hübsch weich an, hat nicht Hand und nicht Fuß, nicht Kopf und nicht Schwanz, die reine Molluske. Und solcher geschriebnen Austern schlürft das deutsche Lesepublikum täglich einige Dutzend, wenn es große Zeitungen liest, und täglich einige Hundert, wenn es seine Geistesnahrung aus der Garküche eines Generalanzeigers bezieht. Abhanden kommen, zu statten kommen, zu stande kommen, das sind Zusammensetzungen, die die Aufgabe eines einfachen Verbums erfüllen, und zwar ganz gut erfüllen, denn sie sind als Ganzes aus dem Bereich der räumlichen Anschauung in das Gebiet der abstrakten Begriffe übertragen, und die Sprache befolgt damit eine Praxis, die sie von altersher geübt hat, auch an einzelnen Verben. Ein Amphibium, das halb im Wasser, halb auf dem Lande lebt, ist das „zur Geltung kommen," aber ein reines Garnichts, eine Molluske ist das saft- und kraftlose „zum Ausdruck kommen." Nein, es ist wirklich nicht schön. Wenn man noch sagte „zum Ausdruck gehen." Aber was ist da zu machen! Mit „gehen" giebt es keine eingebürgerte Zusammensetzung, die dem baren Unsinn einen Passirschein ausstellte, und die geistvollen Kritiker unsrer Tageblätter können den „Ausdruck" nun einmal nicht entbehren, denn an den „Ausdruck" läßt sich so bequem ein nichtssagendes Beiwort anhängen, und hätte der geistvolle Kritiker den „Ausdruck" nicht, so müßte er ein Wort gebrauchen, bei dem sich auch etwas denken ließe. Über einen Satz aber wie: „Die große Arie kam zu vollendetstem Ausdruck" liest der Leser genau so gedankenlos hinweg, wie er gedankenlos niedergeschrieben wurde. Außer „kommen" ist besonders „gelangen" so ein Allerweltsverbum geworden. „Der Brief gelangte rechtzeitig an den Ort seiner Bestimmung." Schön, das ist einfach und deutlich. Aber was gelangt in deutschen Zeitungen nicht alles zur Abstimmung, zur Darstellung, zur Aufführung, zur Darbietung, und was weiß ich wozu. Aber das weiß ich: greift der Schwund des Verbums so weiter um sich, so besteht nach fünfzig Jahren der Schatz des Deutschen an echten Verben aus den dreien: machen, kommen, gelangen, und der lebendigklare Strom der Sprache wird sich dann zu einem breiten, trüben Sumpf angestaut haben, auf dem in üppiger Fülle blühen die Bastardverba von Substantivstämmen und die anspruchsvollen Substantiva von Verbalstämmen.

In der, leider so reichhaltigen, Pathologie unsrer Muttersprache, in Wustmanns „Sprachdummheiten," ist der krankhafte Schwund des echten Verbums natürlich auch erwähnt. Aber dieser Spezialfall schien mir wichtig genug, ihn genauer zu studiren. Denn die meisten andern Dummheiten sind doch nur Auswüchse und Mißbildungen, einige vielleicht auch Umbildungen der äußern

Digitized by Google

Glieder; diese aber geht der Sprache ans Leben. Knochenerweichung möchte man sie nennen. Nun hat Wustmann zweifellos Recht: daß die Verwilderung der Sprache so unheimlich rasch fortgeschritten ist, das verdanken wir der Großmacht der Presse. Ja, eine Großmacht ist sie, aber das ist die Mode auch, und auf ihrer geistigen Höhe etwa steht die deutsche Presse, höher sicher nicht. Wären nicht die modernen Frauen in Sachen des äußern Gefallens die unselbständigsten und kindlichsten Geschöpfe, die Gott in seinem Zorn geschaffen hat, so ließen sie sich die Narrenjacke der Mode nicht anziehen. Und wäre das deutsche Lesepublikum in Sachen des litterarischen Geschmacks nicht das unselbständigste und kindlichste unter allen Völkern der Erde, so würfe es den ekelhaften Brei, den ihm die Presse tagtäglich auftischt, zum Fenster hinaus. Denn eine Krankheit breitet sich mit Erfolg nur da aus, wo sie guten Boden findet. Der gesunde Mensch schluckt Kochsche Tuberkelbazillen und Caprivische Beunruhigungsbazillen in ungezählter Menge ein, und sie schaden ihm nichts. Nur in dem Organismus, der schon mit einem Fehler behaftet ist, setzen sie sich fest. Und wir haben den Fehler, den Lessing im 16. Kapitel des Laokoon machte, sorgsam gehegt und gepflegt, und nirgends hat man das mehr gethan, als auf den berufnen Pflegstätten unsrer Bildung, den deutschen Hochschulen. Dort weiß man immer noch nichts davon, daß zwischen den artikulirten Lauten, die wir mehr oder minder mit allen Sprachen des indogermanischen Stammes gemeinsam haben, und unsrer Dichtkunst die Sprache steht, nämlich unsre Muttersprache. Lessing konnte sie übersehen, denn zu seiner Zeit war die deutsche Sprache noch kein Mittel der Dichtkunst, weil es eine deutsche Dichtkunst von mustergiltigem Wert noch gar nicht gab. Lessing konnte sich überhaupt den Luxus eines Fehlers ruhig gestatten, denn er war ein starker Geist, der aus selbsteigner Macht die Sprache als brauchbares Mittel der Dichtkunst handhabte. Wir Modernen aber sind ganz und gar keine starken Geister, wir sollten uns den Fehler vom Halse schaffen. Wir hätten es längst gekonnt, denn zwischen Lessing und der Gegenwart liegt erstens eine große, blühende Litteratur und liegt zweitens eine hochentwickelte historische Grammatik. Aber auf der Hochschule, wo die Wissenschaft von diesen beiden Dingen gepflegt wird, da gehen diese beiden Wissenschaften hübsch friedlich neben einander her, als hätten sie nichts mit einander zu thun. Denn wo sie aus Rücksicht auf den staatlichen Geldbeutel durch Personalunion vereinigt sind, da vereinigen sie sich doch nicht auf ein gemeinsames Ziel. Denn dies Ziel könnte nur das litterarische Schaffen der Gegenwart sein. Die eine Wissenschaft aber schnappt so etwa bei 1850 ab, die andre schon um 1650. Da machen sie Halt und stehen stramm, wie der Rekrut vor seinem Unteroffizier. Die Sprachwissenschaft ist dabei ganz gut gefahren, die Litteraturgeschichte aber ist auf den Hund gekommen. Denn was auf den Hochschulen dafür ausgegeben wird, läuft auf Kritik der Texte, Untersuchung der Quellen und Fest-

Digitized by Google

stellung der Chronologie hinaus. Und das sind nur Hilfswissenschaften, sehr nützliche zwar, aber doch nur nützlich für den Gelehrten und von höchst geringem Werte für den Lehrer und Schriftsteller, also für das praktische Leben. Und man sollte doch meinen, die Professuren für deutsche Sprache und Litteratur seien nicht lediglich zu dem Zweck eingerichtet, Privatdozenten auszubilden. Denn wozu Privatdozenten gut sind, weiß ich nicht; Lehrer und Schriftsteller aber sind dazu da, das Volk zu bilden. Wenn sie von diesem ihrem idealen Berufe heute so weit entfernt sind, daß die wenigsten überhaupt noch eine Ahnung davon haben, so liegt die Schuld zum größten Teile daran, daß sie für alles andre eher vorbereitet werden, als für ihren Beruf. Weil der Schulverwaltung diese Erkenntnis aufgedrängt wurde — nicht etwa sich aufdrängte —, erfand sie das geniale Hilfsmittel der pädagogischen Seminare, getreu ihrem Grundsatz, daß jedes Element der Bildung dem Zögling sorgfältig gereinigt und in luftdichter Verpackung übergeben werden müsse, damit doch um Gottes willen kein einheitlich durchgebildeter Mensch herauskomme. Und weil sich herausstellte, daß die akademische Bildung dem Schriftsteller fast gar nichts mitgiebt, was er für seinen Beruf gebrauchen kann, so drängte sich in diesen Beruf alles Gesindel hinein, das für einen andern zu dumm oder zu faul war.

Damit man mir nicht vorwerfe, ich redete ins Blaue hinein, muß ich Thatsachen anführen und Namen nennen. Ich betone ausdrücklich, nur aus diesem Grunde nenne ich Namen, nicht etwa um den Trägern der Namen eine Schuld aufzubürden, die in den Zeitverhältnissen liegt. Der Geist, der die wissenschaftliche Behandlung der deutschen Litteratur beherrscht, ist der Geist Wilhelm Scherers. Scherer war sehr befähigt zur philologischen Hilfsarbeit für die Litteraturgeschichte, aber er beging den Fehler, diese Hilfsarbeit für die eigentliche Aufgabe der litterarischen Forschung zu erklären. Die Versuchung lag für ihn sehr nahe, da er aus Lachmanns Schule kam, und da diese Hilfsarbeit eine ganz andre Bedeutung hat für die ältern Dichtwerke, deren Überlieferung mangelhaft ist. Aber schon Lachmann hatte der Philologie zu viel vertraut, und Scherers Fehler hatte die verderblichsten Folgen, weil Scherer auf dem ersten Lehrstuhl des neuen Reiches saß. So wurde der Ort, der eine Pflegstätte des guten Geschmacks hätte sein sollen, die Brutstätte der wüstesten Gleichmacherei in der Litteratur. Wenn je ein Mann zur rechten Zeit für seinen Ruhm gestorben ist, so war es Scherer. Denn seine „Poetik“ hätte sein Ruhm nicht lange überlebt. Er behauptet darin: „Die Poetik ist vorzugsweise die Lehre von der gebundenen Rede; außerdem aber von einigen Anwendungen der ungebundenen, die mit den Anwendungen der gebundenen in naher Verwandtschaft stehen.“ Als ich diese Erklärung zum erstenmal las, traute ich meinen Augen nicht; das hätte ein Gymnasialprimaner eben so gut sagen können. Also Scherer ist bereit, kritiklos alles für Poesie

Digitized by Google

hinzunehmen, was sich dafür ausgiebt. Er thut das auch, ihm ist alles völlig gleichwertige Poesie, von den sogenannten Liedern der Naturvölker bis zu den ewigen Gesängen Homers, von den Dramen Shakespeares bis zur Theaterrezension im elendesten Winkelblatt. Mit unangenehmer Beweglichkeit gräbt und wühlt er darin herum und hat augenscheinlich eine große Freude über jeden Regenwurm, den er zu Tage gefördert hat. Er behauptet, die Ästhetik solle „allen Erscheinungen und allen Völkern der Erde gerecht werden und ihnen im System ihre Stelle anweisen." Nach diesem Grundsatz ist er verfahren, und seine Schüler sind dem Grundsatz treu geblieben. Warum, liegt auf der Hand: das Arbeitsfeld ist nun unbegrenzt, und wer etwa das Verhältnis von Fischarts Geschichtsklitterung zu ihrer Quelle mit Erfolg untersucht hat — dies zielt auf niemand, der das möglicherweise gethan hat —, meint nun, er verstünde auch etwas von litterarischen Dingen. Was aber solche Forschung an sich für einen praktischen Wert hat, außer daß sie dem Forscher die Doktorwürde und der Fakultät einige hundert Mark Gebühren hierfür einzubringen vermag, sehe ich nicht ein, und Scherer hat es meines Wissens nirgends gesagt.

Wie in seinen Aufsätzen „Zur Geschichte der deutschen Sprache" schießt Scherer auch in der Poetik himmelweit über jedes erreichbare Ziel hinaus. Die bildenden Künste und die Tonkunst sind durch die Natur ihrer Mittel bis zu einem gewissen Grade international. Die Dichtkunst aber ist durch ihr wesentliches Mittel, die Sprache, fester als die andern Künste an die Nation gebunden. Jede rein litterarische Forschung, die fruchtbar werden und sich nicht Selbstzweck bleiben will, muß also von der nationalen Dichtkunst ausgehen. Das Irrlichteliren durch die Poesie aller Völker und Zeiten kann zu nichts führen. Es ist lehrreich, daß Lessing, dem eine nationale Dichtkunst keine Hilfe leisten konnte, von der bildenden Kunst ausgeht und sie beständig im Auge behält. Aber Scherer wäre auch zu nichts gekommen, wenn er sich nur an die nationale Dichtkunst gehalten hätte. Das beweist seine vielbewunderte Litteraturgeschichte. Als Ergebnis philologischer Maulwurfsarbeit mag sie die Bewunderung verdienen, als ein Bild der Entwicklung deutscher Dichtkunst ist sie, wenigstens im neuern Zeitraum, sehr mittelmäßig. Scherer bezeichnet es als seine Methode, durch Vergleichung zu charakterisiren. Das ist nicht übel. Lessing z. B. hat in der Hamburgischen Dramaturgie verschiedne Dichter durch Vergleichung so scharf charakterisirt, daß man ganz genau weiß, was man von ihnen zu halten hat. Scherers Charakteristik aber besteht darin, daß er die Einzelheiten genau so aneinander reiht, wie Ariost in der bekannten Schilderung der Alcina (Laokoon, Kapitel 20), oder sie flattert zwischen einem „dieser — jener" ängstlich hin und her, wie der Vogel zwischen den Wänden seines Käfigs. Dabei kommt dann entweder gar kein Bild heraus oder ein so schiefes, wie das Grillparzers. Den Grund dieser Schwäche deckt

Digitized by Google

wieder die Poetik auf. Scherer wirft darin der ältern Poetik und Ästhetik vor, sie habe die wahre Poesie gesucht und Gesetze geben wollen. Der Vorwurf mag berechtigt sein, aber daß man wahre Poesie suchen kann, ohne die wahre Poesie zu suchen, und daß man Gesetze finden kann, ohne Gesetze zu geben, das übersieht Scherer. Er stürzt sich blindlings ins andre Extrem, wirft alle Werturteile aus Poetik und Litteraturgeschichte hinaus und stellt sich für die Poetik das Programm: „Die dichterische Hervorbringung, die wirkliche und die mögliche (!), ist vollständig zu beschreiben in ihrem Hergang, in ihren Ergebnissen, in ihren Wirkungen.“ Der Hergang der „dichterischen Hervorbringung“ ist ein Vorgang in der Seele des Dichters und geht keinen andern etwas an. Und selbst wenn es möglich wäre, diesen Vorgang vollständig zu beschreiben, wozu soll das dienen, als zur Befriedigung eitler Neugierde, wie sie den Verehrern Lombrosos und Nordaus eigen ist? Das Kriechen und Schnüffeln hinter den intimsten Regungen einer keuschen Künstlerseele, wie sie z. B. Grillparzer hatte, ist einfach ekelhaft. Mir ist das Bildnis der Fornarina noch nie um deswillen schöner erschienen, weil ich weiß, daß sie Raffaels letzte Liebe war; und ich habe die Venus von Melos noch nie um deswillen häßlicher gefunden, weil ich von dem Künstler gar nichts weiß, der diesen edeln Leib gebildet hat. Die Ergebnisse der „dichterischen Hervorbringung,“ das sind die Werke des Dichters, sofern sie wirken. Sagen wir also klipp und klar: Poetik ist die Lehre von der Wirkung poetischer Kunstwerke. Wir haben in unsrer Litteratur eine genügende Zahl von Werken, von denen wir zuverlässig wissen, daß sie echte poetische Kunstwerke sind; und wo es fehlen sollte, da helfen andre Litteraturen gern aus. Und schaffen wir zwischen Poetik und Litteraturgeschichte keinen scharfen Gegensatz, sondern sagen wir: Litteraturgeschichte ist angewandte Poetik. Sie soll erforschen, wie die poetischen Kunstwerke gewirkt haben und warum sie so gewirkt haben, und wie diese poetischen Kunstwerke heute wirken und warum sie so wirken, als Kunstwerke natürlich, denn zuweilen wird ja ein Trauerspiel so aufgeführt, daß das Publikum nicht aus dem Lachen herauskommt. Dann wirkt es eben nicht als Kunstwerk, so wenig wie das Nibelungenlied imstande war, auf Friedrich den Großen als Kunstwerk zu wirken. Das lag aber nicht an dem Liede, sondern an Friedrich dem Großen, was eine Litteraturgeschichte, die die Wirkung des Kunstwerks im Auge hat, sehr leicht erklärt. Eine Litteraturgeschichte aber, die nur auf die Entstehung des Kunstwerks sieht, die im Begriff ist, sich zur allgemeinen Dichterbiographie umzuwandeln, die kann schließlich gar nichts erklären, die kann niemals eine Stütze des litterarischen Geschmacks werden, die hat also fürs lebendige Leben keinen Wert. Denn woran soll sich in Zeiten der Verwilderung der Geschmack halten? Bildete Lessing sein litterarisches Urteil etwa daran, daß er der Entstehung der homerischen Gesänge oder den Lebensumständen Shakespeares nachspürte? Hat es

Digitized by Google

ihm, hat es Herder, Goethe und Schiller sonderlich geschadet, daß sie keine „kritischen Ausgaben“ ihrer griechischen, lateinischen und englischen Vorbilder hatten? Ich dächte also, wir, die wir von den meisten klassischen Werken unsrer Litteratur brauchbare Ausgaben haben, wir besännen uns endlich darauf, daß unsre Dichter nicht geschaffen haben, um den Philologen Arbeit zu geben, die sich für Litterarhistoriker ausgeben. Scherer macht in der Poetik die richtige Bemerkung: „Es herrscht heute auf dem litterarischen Gebiet eine entschieden demokratische Verfassung mit allgemeinem gleichem Wahlrecht,“ und dann malt er sich das frühere aristokratische Regiment auf seine Weise gefällig aus. Aber es ist recht billig, sich an der Betrachtung eines paradiesischen Zustandes zu ergötzen und den gegenwärtigen Zustand der Verderbnis als etwas unabänderliches hinzunehmen. Hätte sich die litterarische Wissenschaft zur rechten Zeit an ihre wahre Aufgabe erinnert, so wäre der litterarische Geschmack nicht so tief gesunken, daß statt seiner jetzt die Mode herrscht, in der von Zeit zu Zeit auch ein Werk der Dichtkunst auftaucht. Eine Zeit lang war Wagner Mode, das konnte man sich allenfalls gefallen lassen. Aber dann wurde Ibsen Mode, dann Tolstoi, dann Sudermann, dann Mascagni, dann Leoncavallo und dann wieder Sudermann. Und jedesmal gab die Berliner Presse den Ton an, und a tempo verfiel das deutsche Publikum in Entzücken, wie eine kokette Frau, die der liebevolle Gatte vor den Spiegel führt, um ihr dann hinterrücks den neuesten Sommerhut aufzusetzen. Unter den Erzeugnissen der modernen Dramatik verdienen die Werke Sudermanns gewiß eine ernste Würdigung. Aber ein Publikum, das darüber aus Rand und Band gerät, als würde ihm hier etwas unerhört neues geboten, ist in seinem Geschmack entschieden weibisch geworden.

Eine litterarische Forschung, die die Wirkung der Dichtkunst nicht beachtet, läßt natürlich neben dem litterarischen Geschmack auch das Sprachgefühl, das Gefühl für den richtigen Gebrauch des vornehmsten Mittels der Dichtkunst, sorglos verkommen. Scherer, seinerzeit der erste unter den Männern, die die deutschen Lehramtskandidaten auf ihre Befähigung für den deutschen Unterricht zu prüfen haben, nimmt sich die Freiheit, in seiner Poetik folgende Wendungen zu gebrauchen: „Wie grenzen wir ab?“ (Was?) „Nur Empiriker wie Lessing fördern.“ (Wen, was?) „Freilich, gewisse komplizirte Formen ... scheiden als jüngere Entwicklungen sogleich aus.“ (Woraus? Man kann aber auch fragen, wen?) „Dieses Moment wächst, wenn wir weiter zurückgehen.“ (Wohin?) „Da gewinnen wir ein weiteres.“ (Was denn?) Im Schriftdeutschen gehört es zum guten Ton, diese Fragen zu beantworten. Wer sie offen läßt, der bekennt sich zu einem litterarischen Gigerltum, das mit abgehackten Sätzen kokettirt, wie die Modenarren mit abgehackten Überröcken. An Wendungen wie „zur Untersuchung kommen“ (mit unpersönlichem Subjekt), „zum Durchbruch verhelfen,“ „zum Ausdruck kommen,“ „Eingang finden“ (wie oben) stößt

Digitized by Google

sich der Professor für deutsche Sprache und Litteratur natürlich nicht im geringsten. Es geht nicht wohl an, hier alle stilistischen Schmetterlinge aufzuspießen, die um die Blumen dieser Poetik flattern. Einen aber wollen wir uns noch einfangen, weil er auf deutschen Fluren nicht oft vorkommen dürfte. „Da hat doch Aristoteles ... nicht auf das intellektuelle Urteil über Richtigkeit der Nachahmung provozirt.“ Da muß einem Sammler ja das Herz im Leibe lachen!

Scherers Nachfolger auf dem Lehrstuhl für deutsche Litteratur trägt den litterarischen Gigerlrock noch etwas kürzer. In die Einleitung zum Urfaust schreibt er den geschmackvollen Satz: „Die winzige Szene vor dem Kreuz entfiel.“ Davor setzt er einen Punkt, und dahinter auch einen. Nun, die Mode ist fortgeschritten. Sonst muß man bei Erich Schmidt die Gedankenfülle seiner Sätze bewundern. „Sah auch der Leipziger Student und der junge Frankfurter Einsiedler die ihm aus Volksbuch und Puppenspiel vertraute Gestalt des vielberufenen Erzzauberers durch Lessings Litteraturbriefe in eine reine dichterische Sphäre emporgeschnellt, so hat doch der Alexandriner, worin Söller sich mit Doktor Faust vergleicht (Der junge Goethe 1, 208), keine tiefere Bedeutung als verwandte, burleske Anspielungen bei Zachariä, Löwen, Wieland, und die ernstere Art, wie Goethe sich brieflich als »nachtforschenden Magus« hinstellt, verrät gewiß noch nichts von einem Faustplan.“ Da fährt ein Frachtwagen mit gediegner Ladung übers Pflaster, man hörts am Knarren der Räder. Und nun das kühne Bild, das gefälliges Leben in die schwere Wissenschaft bringt! Der Herr Professor für deutsche Litteratur an der Universität Berlin hat ins Schwarze geschossen, und Faust „schnellt empor,“ wie das Männchen hinter der Scheibe. Einen andern tiefsinnigen Satz, der auf S. XII der Einleitung in der neunten Zeile von unten beginnt, kann ich leider nicht anführen, denn ich muß annehmen, es sei ein Druckfehler stehen geblieben. Aber dann! „Friederike, die ländliche Naive.“ Das sagt doch etwas, das sagt weit mehr, als da auf dem Papier steht, und wenn auch in der Erscheinung der Pfarrerstochter von Sesenheim so wenig eine Spur von Schauspielertum steckt als in dem Herrn Professor Schmidt von deutschem Sprachgefühl: man sieht doch, der Herr Professor versteht etwas vom Theater, er weiß, wie die Schauspieler ihre Rollen einteilen. Und nun für Sammler noch einen schönen Schmetterling: „Die Autobiographie als ein wohlberechnetes Kunstwerk mit stimmenden Akkorden.“ Die Autobiographie mit ihrer berechneten Wirkung thäte es zwar auch. Aber „mit stimmenden Akkorden,“ wie zierlich! Es könnte in Molières Pretieusen stehen.

Vielleicht wundert sich der eine oder andre, daß ich die Stilproben aus einem Kollegienheft genommen habe, denn das ist Scherers Poetik, und aus einer Einleitung, die laut ihrer Unterschrift in vier Tagen geschrieben ist. Aber das habe ich in einer bestimmten Absicht gethan. Denn so wie sich angebornes

Digitized by Google

Anstandsgefühl vom angelernten dadurch unterscheidet, daß es jedermann in höflichen Formen entgegenkommt, so unterscheidet sich das echte Sprachgefühl von der Schönrednerei dadurch, daß es sich jederzeit so klarer und gefälliger Ausdrücke bedient, als ihm möglich ist. Der unberechenbare Schaden, den jener verlotderte Stil anrichtet, kommt aber daher, daß die Herren in ihren Kollegien genau so nachlässig sprechen wie sie schreiben, wenn sie nicht gerade für die Unsterblichkeit zu schreiben glauben. Denn im Kolleg sitzen vor ihnen einige hundert Vertreter des heranwachsenden Geschlechts, die für der Weisheit letzten Schluß halten und für deutsche Redeweise, was von den Lippen des verehrten Lehrers fließt. Wenn die nur zuhörten, wäre die Gefahr noch nicht so groß. Aber sie sitzen da mit krummem Rücken und schreiben, „als diktirt' ihnen der heilig Geist." Denn unsre Studenten, die sich so gern als die Träger einer frischen, lebensfrohen Zukunft fühlen, sind in ihrem wissenschaftlichen Streben genau solche Waisenknaben, wie der Schüler, dem der brave Mephisto die Wege weist, die zu den Quellen führen. Und nebst der Pseudolitteraturgeschichte, die sie schwarz auf weiß nach Hause tragen, bringen sie auch den gichtbrüchigen Stil mit heim und gewöhnen sich, ihre eignen Gedanken in dieselbe gallertartige Form zu kleiden. Wie die Professoren zu ihrem verwahrlosten Vortrag gekommen sind, ist leicht erklärlich: sie haben kein unabhängiges Publikum. Ihren Studenten können sie bieten, was sie wollen, denn einst wird kommen der Tag des Examens, wo diese wiederkäuen müssen, was sie ihnen vorgekaut haben. Aber eine Entschuldigung für die Professoren ist das nicht. Arthur Schopenhauer hatte gar kein Publikum, als er schrieb. Auch er griff wie Scherer in die Litteratur aller Zeiten und Völker, aber der geistesstolze Schopenhauer drückte nicht die ungewaschne Hand jedes litterarischen Landstreichers. Nur mit den Besten pflegte er Verkehr, und darum ist das dritte Buch der Welt als Wille und Vorstellung nebst seinen Ergänzungen eine Fundgrube fruchtbarer Gedanken, wenn es auch als Ganzes verfehlt sein mag. Und gekleidet sind diese Gedanken in ein krystallklares, sprachgewaltiges Deutsch. Schopenhauer verschmähte es nicht, aus der Weisheit uralter Bücher zu schöpfen, aber er blieb auch in Berührung mit dem geistigen Leben seiner Zeit. Er wußte, was er wollte, und er würde es sich schwerlich vergeben haben, hätte er einen Gedanken geschwätzig in dreifacher Form niedergeschrieben, wie es Scherer achtlos thut: „wurden wir schon vielfach auf die Aufgaben, welche die Poesie zu erfüllen sucht, auf die Funktionen, die Ämter, welche die Poesie übernimmt, geführt." Aber auch Leute, die ganz dasselbe Publikum haben, wie jene ersten Vertreter der Litteraturgeschichte, deutsche Professoren, verfügen über einen klaren deutschen Vortrag. Ein notwendiges Übel also ist die Nachlässigkeit nicht. Der genialste der lebenden Chemiker, Professor August Kekulé in Bonn, hält es ganz und gar für unter seiner Würde, den Studenten die Wissenschaft in Brocken vorzuwerfen, wie das Futter, das man dem Vieh

Digitized by Google

in den Trog schüttet. Er hat aber auch von dem Zweck des akademischen Vortrags eine so hohe Meinung, wie schwerlich einer unsrer litterarhistorischen Notizengelehrten. Eine so fließende und formschöne Beredsamkeit ist nun nicht von jedermann zu verlangen. Aber wer etwas zu sagen hat, von dessen Bedeutung und Wert er durchdrungen ist, der findet dafür, wenn nicht immer eine bestechende, so doch stets eine klare Form. Ich habe in Berlin, natürlich von einem außerordentlichen Professor, Philosophie vortragen hören in ganz anspruchsloser Rede, aber so klar, daß man sich hätte ärgern können, wie einen der Vortrag völlig gefangen nahm. Die Rede schien getragen — hier ist das vielmißbrauchte Modewort einmal am Platze — von dem ruhigen, aber sichern Bewußtsein, daß sich das Gute schon selber Bahn bricht. Ich habe in Marburg einen Vertreter der Schulreform einen zwanglosen Vortrag halten hören über die Praxis des englischen Unterrichts, aus dem der Geist förmlich herausleuchtete. Ein frischer Zug wehte einen daraus an, und man fühlte: der Redner weiß, daß seines Geistes Arbeit Frucht getragen hat und noch reicher Frucht tragen wird. Natürlich war das wieder ein außerordentlicher Professor, und Gott und der preußische Kultusminister mögen wissen, ob er je ein ordentlicher wird. Ich meine nun, wenn der gelehrteste und geistreichste Mann in verworrenem Deutsch lehrt, so darf man ruhig schließen: dem Manne ist das Bewußtsein von dem Wert seiner Lehre nicht lebendig. Nur das manchmal überschwengliche Selbstbewußtsein, daß er Edelsteine darbiete, gab Schopenhauer die Macht, sie in Gold zu fassen, auch wo sie unecht waren.

Schlechtes Deutsch reden nun nicht nur deutsche Professoren, sondern noch recht viel andre Leute. Die Elite unsers Volkes, die in Reichs- und Landtagen sitzt, verzapft u. a. eine recht ansehnliche Menge. Und schlechtes Deutsch schreibt die überwiegende Mehrzahl aller Deutschen, die überhaupt schreiben können. Soll dem Anschwellen des Papierdeutschen ein Damm entgegengesetzt werden, so kann den einzig und allein der deutsche Schulunterricht aufführen. Darin hat Wustmann zweifellos wieder Recht. Aber weiter möchte ich nun behaupten: soll der deutsche Unterricht stark gemacht werden zur Erfüllung dieser Riesenaufgabe, so muß zunächst der Lehrer des Deutschen für diese Aufgabe zweckmäßig ausgerüstet werden. Und zu diesem Zweck muß die Wissenschaft, die den Lehrer ausbildet — vom Schriftsteller gar nicht zu reden —, umkehren. Sie muß sich aus der trägen Biographie emporarbeiten zu thatkräftigem Schaffen, das nicht mehr lauter Totgeburten in die Welt setzt. Das lebendig wirkende Dichtwerk muß wieder ihr eigentlicher Gegenstand werden, Biographie, Textkritik und Quellenforschung müssen wieder in den Rang von Hilfswissenschaften zurücktreten. Hat die Litteraturgeschichte erst erkannt, daß sie heute zu ihrem höchsten Ziel gar nicht emporzustreben wagt, dann wird sie auch den Anschluß ans Leben der Gegenwart suchen, und sie wird ihn finden. Und dann vermag sie eine feste Stütze zu werden für

den litterarischen Geschmack im weitern, für das Sprachgefühl im besondern Sinne.

Wenn die verbündeten Regierungen erkennen, daß das Heer nicht auf der Höhe der Zeit steht und eine neue Waffe haben muß, lassen sie da das neue Gewehr anfertigen und stellen es nun den Unteroffizieren anheim, damit zurechtzukommen? Wenn ich nicht irre, bilden sie zunächst die Unteroffiziere mit der neuen Waffe aus, und ich möchte fast sagen, sie thun recht daran. Und wenn diese selben verbündeten Regierungen oder eine von ihnen, in der Regel die preußische, erkennt, daß die Schule nicht auf der Höhe der Zeit steht, so — läßt sie ein neues Geisteszerzierreglement ausarbeiten und verteilt das an die Lehrer, auf daß sie neugestärkt und zukunftsfreudig darnach unterrichten. Wie sagte eine weise Sibylle auf der Dezemberkonferenz? „Wer erziehen will, muß selbst erzogen werden." Das heißt, aus der dunkeln Sprache der Propheten in schlichtes Deutsch übertragen: wer Lehrer werden soll, muß zum Gelehrten erzogen werden. O heiliger Hinzpeter, spottetest deiner selbst und wußtest nicht wie!

Elberfeld Paul Harms

Sabatiers Übersetzung des Faust

Wie ein Zeugnis verklungner Tage tritt in einem Augenblick, wo der Riß zwischen Deutschland und Frankreich immer tiefer und unausfüllbarer wird, wo man sich in Frankreich verzweifelte Mühe giebt, das Volk Kants, Goethes und Beethovens zu einer „barbarischen Rasse" herunterzuschimpfen, das Lebenswerk eines bedeutenden und geistvollen Franzosen hervor, der alle Gunst seiner Bildung, seiner Lebenslage und seiner persönlichen Verbindungen als einen Sporn empfunden hat, seiner Nation eine würdige und bis zu der hier überhaupt möglichen Vollendung gereifte Übersetzung der Goethischen Faustdichtung zu geben, in der auch er die Krone aller neuern Litteratur erblickt. Welche Aufnahme diese Übersetzung von François Sabatier*) in Frankreich finden wird und kann, müssen wir vor der Hand dahingestellt sein lassen. Die Überlieferung aus besserer Zeit hat für die gebildeten Franzosen den Namen Goethes geheiligt, und man sollte denken, daß der außerordentliche Fortschritt, den Sabatier

*) Le Faust de Goethe. Traduit en Français dans le mètre de l'original et suivant les règles de la versification allemande par François Sabatier. Paris, Librairie Ch. Delagrave, 1893.

Digitized by Google

über alle seine Vorgänger hinaus gethan hat, die einigermaßen verständnisvollen und empfänglichen seiner Landsleute mit großer Genugthuung erfüllen müßte. Aber ob nicht Verständnis und Empfänglichkeit in der zur Zeit herrschenden Stimmung untergehen, ist eben die Frage. Wind und Wetter sind zwischen uns und den Franzosen ungleicher als je zuvor geteilt. Wir fahren nicht nur fort — wie recht und billig —, die wahrhaft großen und bedeutenden Leistungen der Franzosen auf allen Geistesgebieten zu würdigen und zu bewundern, sondern wir haben unter uns nach wie vor ein zahlreiches Geschlecht jener „unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen," die nach Lessings Wort „lieber Gesicht und Gehör verleugnen, als daß sie alles, was uns von jenseit dem Rheine kömmt, anders als schön, reizend, allerliebst und göttlich finden." In Frankreich herrscht eine entgegengesetzte Strömung. Nicht der Lärm der revanchheischenden Tagesblätter und die dünkelvolle Überhebung der eigentlichen Chauvinisten reißt eine immer breitere Kluft zwischen unsrer Kultur und der französischen Bildung, sondern die unheilbar verwundete Eitelkeit auch der tüchtigsten Franzosen, das zur Krankheit gesteigerte Bedürfnis, alle Züge des deutschen Wesens zu verzerren, wirkt hierbei verhängnisvoll mit. Man muß sich einigermaßen in der französischen Litteratur umsehen, die weder übersetzt, noch von unsern jüdischen Blättern als aktuell gepriesen wird, um die Wirkungen dieser Krankheit zu erkennen und den Zustand als ziemlich hoffnungslos zu betrachten. Da reist z. B. einer der geistvollsten und gebildetsten französischen Schriftsteller, der sich zeitlebens viel auf die Schärfe seiner Beobachtung, auf seinen unbedingten Respekt vor der Wirklichkeit der Dinge eingebildet hat, Monsieur Edmond de Goncourt, ein paar Wochen im bairischen Hochlande. Am Wege sieht er in der Zeit der zweiten Heuernte die Dorfkinder von ihren Großmüttern und alten Muhmen gewartet. Es fällt ihm nicht ein, eine Frage zu thun, wo etwa die jungen Mütter sind, er bringt vielmehr flugs die Wahrheit zu Papier, daß diesen Deutschen die Poesie und der Reiz der „jungen Mutterschaft" völlig fehlt, daß in Deutschland oder wenigstens in Baiern nur alte verblühte Weiber Kinder gebären. Das ist ein Beispiel aus tausenden. Der Wille auch der besten Franzosen, uns im schiefsten Lichte zu sehen, ist so stark entwickelt, daß er aller Einsicht und selbst dem altberühmten französischen bon sens trotzt. Eine neue Übertragung des „Faust," dieser deutschesten Dichtung, die wie keine andre den innersten Kern deutschen Lebens bloßlegt und die besten Seiten unsers Wesens poetisch verklärt, würde also an sich auf wenig guten Willen rechnen können; wenn sie nun vollends von einem Manne herrührt, der sein Leben hindurch zu Deutschland und deutschem Geistesleben in den innigsten Beziehungen gestanden hat, wenn sie schon auf dem Titel ankündigt, daß sie das Heil in dem engsten Anschluß an die Formen des deutschen Originals sucht und es darum nicht scheut, mit akademischen Überlieferungen neufranzösischer Verskunst in Widerspruch zu treten, so wird sie mit Hinder-

Digitized by Google

nissen bedenklicher Art zu kämpfen haben. Gleichwohl sind wir von der Vortrefflichkeit der Leistung so durchdrungen und überzeugt, daß wir über kurz oder lang ihrer Anerkennung auch bei den Franzosen entgegensehen.

Der Übersetzer, François Sabatier, geboren zu Montpellier 1818, gestorben 1892 auf seinem Schlosse Latour de Farge, war einer jener in Frankreich nicht seltnen Menschen, die das gewichtige Wort Fr. Albert Langes „Reichtum ist ein Amt" begriffen und erfüllt hatten, längst ehe es gesprochen wurde. Nicht nur daß er von früh auf ernsthafte Studien betrieb und den spätern Ruhm geschmackvoller Kunstkennerschaft mit jahrelanger persönlicher Arbeit in einem Maleratelier und mit wiederholten Studienreisen nach Italien erkaufte, nicht nur daß er der fördernde Freund und in Florenz, Paris und auf seinem südfranzösischen Gute der liebenswürdige Wirt zahlreicher Künstler und Schriftsteller war, sondern er setzte sich auch Aufgaben, die neben dem Talent den eisernsten Fleiß erforderten. Nach seiner Verheiratung mit der berühmten Wiener Sängerin Karoline Ungher (1841) lebte er wiederholt in Deutschland (längere Zeit in Wien, Dresden und Berlin), wurde der deutschen Sprache vollkommen mächtig, faßte das tiefste Interesse für die deutsche Poesie, das er zunächst in Übersetzungen von Schillers „Tell" und Grillparzers „Sappho" bethätigte und auch während der langen Jahre seines Aufenthalts in Italien bewahrte, wo seine Kunststudien natürlich wieder in den Vordergrund traten. Seit 1850 beschäftigte ihn der Gedanke einer Übersetzung des Goethischen „Faust" ins Französische, er maß zögernd und ehrlich prüfend den Abstand seiner Kräfte von dem Genius des großen Dichters, aber er versenkte sich immer tiefer und anhaltender in die Aufgabe. Den zahlreichen deutschen Freunden, die er früher in Deutschland gewonnen hatte, gesellte sich in den ersten fünfziger Jahren der deutsch-böhmische Dichter Moritz Hartmann hinzu, der als Gast Sabatiers in Latour de Farge sein inhaltreiches „Tagebuch aus Languedoc und Provence" schrieb und mit seinem Wirt wiederholt die Schwierigkeiten und Möglichkeiten einer französischen Faustwiedergabe durchsprach. Nachdem Sabatier endlich Hand ans Werk gelegt hatte, widmete er sich der Sache mit Feuereifer und fast jugendlicher Unermüdlichkeit. Schon in den siebziger Jahren war die Übersetzung des ersten Teils der Dichtung vorläufig beendet, die Arbeit der Vollendung nahm Sabatier noch viele Jahre in Anspruch und beschäftigte ihn thatsächlich bis zu seinem Tode. Er hielt es für unerläßliche Pflicht, mit der Sprödigkeit, das heißt der konventionellen Glätte seiner Sprache zu ringen und wieder zu ringen, um wenigstens annähernd die Naturgewalt, die sinnliche Unmittelbarkeit, die malende Anschaulichkeit, die geistige Tiefe, die sprachschöpferische Macht der deutschen Dichtung zu erreichen. Der Vorbericht hebt ohne jede Übertreibung hervor, daß der Übersetzer oft wochenlang nach einem einzigen deckenden Ausdruck gesucht hat. Wer 1878 Sabatier selbst seine Arbeit vortragen hörte und gewisse Verse und Wendungen von damals im

Digitized by Google

Gedächtnis behalten hat, erſtaunt jetzt gegenüber der veröffentlichten Arbeit, wie viel auf dem Wege der unabläſſigen Vergleichung, der feinſinnigen Abwägung des deutſchen und franzöſiſchen Ausdrucks noch erreicht worden iſt.

Ein paar Proben mögen erweiſen, wie Sabatier verfährt. Den Schluß des Prologs im Himmel giebt er folgendermaßen wieder:

Von Zeit zu Zeit ſeh ich den Alten gern	De temps en temps j'aime à le voir, le vieux.
Und hüte mich, mit ihm zu brechen.	Et j'ai garde de rompre avec lui. C'est aimable,
Es iſt gar hübſch von einem großen Herrn,	Oui, de la part d'un aussi gros Monsieur,
So menſchlich mit dem Teufel ſelbſt zu ſprechen.	De si humainement parler avec le Diable.

Die Anſprache des Geiſtes „In Lebensfluten, im Thatenſturm" lautet:

In Lebensfluten, im Thatenſturm	Dans les flots de la vie, l'ouragan de l'action
Wall ich auf und ab,	J'oeuvre sans repos,
Webe hin und her!	Monte et puis descends!
Geburt und Grab,	Berceau, tombeau,
Ein ewiges Meer,	Éternel océan,
Ein wechſelnd Weben,	Changeante trame,
Ein glühend Leben,	Et vive flamme,
So ſchaff ich am ſauſenden Webſtuhl der Zeit	Ainsi je travaille à l'ensouple du temps
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.	Et tisse de Dieu le vivant vêtement.

Aus dem Spaziergang am Oſtermorgen führen wir an:

Nichts beſſers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,	Je n'aime, moi, rien tant, le dimanche et les fêtes
Als ein Geſpräch von Krieg und Kriegsgeſchrei,	Que discourir de guerre et de combats;
Wenn hinten, weit, in der Türkei	Quand en Turquie, au loin, là-bas,
Die Völker auf einander ſchlagen.	Les gens se font casser la tête.
Man ſteht am Fenſter, trinkt ſein Gläschen aus,	Buvant son verre à la fenêtre, on voit
Und ſieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten,	Descendre les bateaux le long de la rivière;
Dann kehrt man abends froh nach Haus	Puis on revient, le soir, chez soi
Und ſegnet Fried und Friedenszeiten.	En bénissant et paix et temps prospères.

und aus der folgenden Szene im Studirzimmer:

Verlaſſen hab ich Feld und Auen,	J'ai laissé là la plaine à l'heure
Die eine tiefe Nacht bedeckt,	Où l'ombre de la nuit descend,
Mit ahnungsvollem, heilgem Grauen	Qui, dans nous, l'âme la meilleure
In uns die beſſre Seele weckt.	Eveille, en saints frissonnements.
Entſchlafen ſind nun wilde Triebe,	L'instinct sauvage enfin sommeille
Mit jedem ungeſtümen Thun;	Et tout désir impétueux;
Es regt ſich die Menſchenliebe,	L'amour des hommes se réveille,
Die Liebe Gottes regt ſich nun.	Et nous renaît l'amour de Dieu.

Es bedarf für unſre Leſer nicht der Verſicherung, daß noch genug unüberſchreitbare Schranken vorhanden ſind und auch dieſer in ſeiner Weiſe vorzüg-

Digitized by Google

liche französische „Faust" das Gesetz nicht aufheben kann, nach dem der unmittelbarste und tiefste Gehalt jeder dichterischen Schöpfung an die ursprüngliche Sprache und künstlerische Form gebunden bleibt. Die Nachempfindung des Originalgedichts drängt Sabatier zu den kühnsten Wagnissen innerhalb seiner Sprache, er hat Modulationen, Wortformen und Bilder gefunden, die der französischen Dichtersprache zu gute kommen mögen. Die Gegenüberstellung des deutschen und des französischen Textes in der vorliegenden Ausgabe läßt das außerordentliche Verdienst des Übersetzers rasch und klar erkennen und hält die Freude an allem Wohl- und Höchstgelungnen frisch. Dennoch läßt diese Gegenüberstellung Seite für Seite wahrnehmen, wo es dem Geist, der Anempfindung wie der Anstrengung des Franzosen nie gelingen kann, den Hauch und Zauber des Originals wiederzugeben oder auch nur annähernd zu erreichen. Wenn schon in der Zueignung „Ihr drängt euch zu" mit Vous m'entourez, „gleich einer alten halbverklungnen Sage" mit Comme un vieux chant oublié d'un autre âge, „Ein Schauer faßt mich" mit Mon corps frissonne übertragen werden muß, so ist leicht zu erachten, daß sich das Gleiche, das schlechthin Unübersetzbare durch die ganze vielgestaltige und vieltönige Mannichfaltigkeit des Gedichts fortwährend wiederholen muß.

Trotz alledem verdient die Sabatiersche Faustübersetzung die höchsten Ehren, die man einer dichterischen Übersetzung zugestehen kann. Ihre Umschreibungen, ihre mehr andeutenden als den Sinn erschöpfenden Wendungen zeigen überall das volle Verständnis des Übersetzers für die poetische Empfindung Goethes. Und sie treten zurück, werden weit überwogen von den großen Partien der Dichtung, in denen der Franzose nicht nur sinn- und bildgetreu, sondern auch, was viel erstaunlicher ist, mit der größtmöglichen Annäherung an den Klang, an die rhythmische Melodik der deutschen Dichtung übertragen hat. Wir müßten das halbe Buch ausschreiben, um dies im einzelnen zu beweisen. Aber jedem, der diesen französischen Faust zur Hand nimmt, wird sofort aufgehen, welche Kraft der Anschmiegung, des geistigen Verständnisses, des feinen Gehörs für die sprachschöpferische Fülle der Faustdichtung hier eingesetzt worden ist. Es ist Sache der französischen Kritik, sich mit den kühnen Neuerungen des Übersetzers auseinanderzusetzen, die bei dem unbedingten Anschluß an das Versmaß des Originals notwendig waren. Sabatier selbst hat voraus gefühlt, daß er damit keinen leichten Stand haben werde. Zwei charakteristische Äußerungen von ihm, die im Vorwort angeführt sind, werfen ein Licht auf die Schwierigkeit. „Wir, die wir für das revolutionärste Volk der Erde gelten, haben im Gegenteil die größte Mühe, das Joch des Verjährten abzuschütteln," und „es ist zu bedauern, daß Viktor Hugo mit seiner mächtigen Hand das nicht vollbracht hat." Doch würde der akademische Widerstand sicher leichter zu überwinden sein, wenn das Hervortreten dieser schönen und wertvollen Lebensarbeit eines geistvollen und künstlerisch

Digitized by Google

begeisterten Mannes nicht in eine Zeit fiele, wo politische Abneigung und nationale Gehässigkeit auch die geistig höchststehenden Landsleute Sabatiers starrsinnig und verschlossen gegen alles macht, was sie „deutsch" schelten können. Möge es wenigstens bei der Aufnahme der neuen Faustübersetzung in Frankreich nicht an den Ausnahmen fehlen, die in solchem Falle über die Zukunft entscheiden und die Zukunft voraus verkünden.

Streif- und Federzüge aus vergangnen Tagen

3

Zu einem Augustabend des Jahres 1865 war der Zug von Wien nach Salzburg vorwiegend mit Schauspielern und Journalisten besetzt. In Gastein war der Vertrag abgeschlossen worden, von dem der damalige Graf Bismarck gesagt haben soll, er habe nie geglaubt, daß ein österreichischer Staatsmann ihn unterschreiben werde; in Salzburg stand eine Zusammenkunft der beiden Monarchen und ihrer Räte bevor, Mitglieder des Wiener Burgtheaters waren beordert, die hohen Herrschaften zu unterhalten, und wir „Federvieh" sollten denen, die nicht dabei sein konnten, berichten, was da zu sehn und zu hören sein würde.

Ich traf in meinem Coupee den Schauspieler Beckmann. Mancher hätte mich wohl um diesen Reisegefährten beneidet, denn Beckmann war dadurch, daß er auf der Bühne witzige oder humoristische Reden zu führen hatte, in den Ruf eines witzigen, schlagfertigen Menschen gekommen. Und er war auch, während sich andre in seiner Lage durch Annahme der Rolle des Hypochonders zu helfen wissen, die einzelnen Komikern im Leben natürlich gewesen sein soll, befliſſen, das gute Vorurteil nicht zu zerstören. Aber dazu bedurfte er der Vorbereitung. Er sammelte fleißig Anekdoten, Wortspiele u. dgl., hatte für außerordentliche Gelegenheiten immer ein launiges Gedicht in Bereitschaft und dazu eine vortreffliche Art halb bescheidner, halb ärgerlicher Ablehnung, wenn er auf die Autorschaft angeredet wurde, z. B. wenn seine gefällige Frau mit gutgespieltem Erstaunen fragte, wann er denn das wieder gemacht habe? Ein ausgezeichneter Komiker war er dessen ungeachtet, vor allem von unwiderstehlicher Drolligkeit in der Darstellung der Verlegenheit.

Im Eisenbahnwagen fühlte er keine Verpflichtung, zur Unterhaltung seiner Reisegefährten beizutragen, man müßte denn dahin rechnen, daß er beinahe die ganze Nacht hindurch aus einem langen Tschibuk rauchte, den frisch zu

Digitized by Google

füllen die Beschäftigung seines Nachbars, eines in jedem Sinne kleinen Schauspielers, war. Das Verhältnis zwischen den beiden Kollegen erinnerte ein wenig an das zwischen Falstaff und dem Pagen, und vielleicht wäre Beckmann auch auf der Bühne mit dem Falstaff glücklicher gewesen, wenn er sich unbefangen gegeben hätte, anstatt etwas besondres aus der Rolle machen zu wollen.

In Salzburg trennten sich unsre Wege, er ging in die Probe — daß er noch wichtigere Verrichtungen hatte, wurde mir erst später klar —, ich versuchte, mit guten Empfehlungen ausgerüstet, mich über den Stand der hohen Politik zu unterrichten. Hatte ich meine Runde gemacht und mich überzeugt, daß man nichts wußte oder nichts wissen wollte, so ging ich zu jemand, an den ich mich nur selbst empfohlen hatte, und da erfuhr ich gewöhnlich etwas. So z. B. den Inhalt der Konvention, auch daß Preußen auf der Forderung der militärischen und diplomatischen Führung in Norddeutschland bestehe, seine Forderung mit allen Mitteln durchzusetzen suchen und im Notfalle damit nicht allein stehn werde. Auf meine Frage, Preußen werde sich doch nicht etwa mit dem Kaiser der Franzosen einlassen, empfing ich eine Andeutung, die nicht lange darauf durch die Sendung des italienischen Obersten Govone ihre Bestätigung erhielt. Als ich in Wien einem am Webstuhl sitzenden Herrn diese Andeutung hinterbrachte, wurde mir durch ein Lächeln zum Bewußtsein gebracht, daß ich mir hätte einen gewaltigen Bären aufbinden lassen, und ich ging beschämt meiner Wege. Auch mit der andern Nachricht hatte ich zunächst nicht viel Glück. Als ich sie durch den Telegraphen weiter verbreitet hatte, begegnete ich Heinrich Laube, der damals Direktor des Burgtheaters war und seine Schar auch in Salzburg persönlich anführte. Wir teilten uns gegenseitig unser Erstaunen über die Art der Teilung der Verwaltung in den Elbherzogtümern mit. Sonntagspolitiker, wie wir waren, meinten wir, daß in dem doch nicht undenkbaren Falle einer Entscheidung durch die Waffen die Stellung in Schleswig für Österreich vorteilhafter sein würde. Und am nächsten Morgen rief er mir triumphirend entgegen: „Sehen Sie wohl, Sie sind schlecht unterrichtet gewesen, wir bekommen Schleswig! Alle Wiener Blätter melden es.“ In diesem Falle wurde ich schneller gerechtfertigt, und noch heute ist es mir ein Rätsel, wie die falsche Nachricht in Wien hat in Umlauf gesetzt werden können.

Doch damit habe ich den Ereignissen vorgegriffen. Für den König von Preußen war wie gewöhnlich Wohnung im „Erzherzog Karl“ bestellt, auf den mir mein Zimmer im „Schiff“ Aussicht gewährte. Für 6 Uhr war die Ankunft des Königs angesagt, und der Kaiser mit Gefolge war pünktlich vor dem Hotel, um seinen Gast zu begrüßen. Aber Gastein hatte noch keine Eisenbahnverbindung, und die Extrapost verspätete sich. Plötzlich hörte ich aus dem untern Stockwerk bekannte Stimmen, den schnar-

Digitized by Google

renden Kommandoton Heinrich Laubes und den mürrischen Bariton Beckmanns. Ihr Beobachtungsposten war bedeutend günstiger als der meine, und ich wollte daher versuchen, bei ihnen noch Platz zu finden. Laube hieß mich willkommen, setzte jedoch hinzu, er sei selbst dort Gast, das Zimmer gehöre einem Freunde Beckmanns, und damit stellte er mich einem schwarzbärtigen Herrn vor. Dieser, ein Polizeirat aus Berlin, war ebenfalls sehr entgegenkommend, doch hatte ich Mühe, das Lachen zu verbeißen. Ein Mann in solcher Stellung muß natürlich jahraus jahrein die Bekanntschaft so vieler Verdächtigen machen, daß er sich unmöglich alle Namen und Gesichter merken kann. Mich aber kitzelte der Gedanke, ihn zu fragen, ob er sich nicht einer frühern Begegnung zwischen uns entsinne? Beckmann vor seinem Gönner bei der geheimen Polizei der Bekanntschaft mit einem überführt, der irgend einmal politisch anrüchig gewesen war — hätte er kein Mauseloch gefunden, um zu verschwinden, so würde er doch eine Szene aufrichtiger Verlegenheit zum besten gegeben haben, viel komischer als seine gespielten. Aber ein solcher Scherz wäre doch dem Ort und der Zeit zu wenig angemessen gewesen. Beckmann stand nämlich in dem Rufe, zur Polizei stets in genauen Beziehungen zu stehn, und die Theaterleute erzählten von ihm allerlei Geschichten, die hoffentlich nicht besser begründet gewesen sind, als die Vorstellungen von seinem Witz und Humor. So sollte er wiederholt die oberste Zensur in Theaterfragen ausgeübt haben. Zwei Fälle, wo ihm ein entscheidender Einfluß zugeschrieben wurde, sind mir erinnerlich. Mosenthal, ein Konkurrent der Frau Birch-Pfeiffer, hatte gefunden, daß die schöne Dyveke, die unglückliche Geliebte König Christians des Zweiten, noch nicht oft genug von Dramatikern und Novellisten in ihrer Ruhe gestört worden sei, und hatte sie deshalb wieder einmal zur Heldin eines Trauerspiels gemacht. Es fand bei der ersten Aufführung wenig Beifall, am wenigsten, wie es hieß, bei Fritz Beckmann. Vielleicht kamen darin Andeutungen von der Wüterichsnatur des Königs vor; genug, er soll an rechter Stelle geltend gemacht haben, wie tief jedes loyale Gemüt durch ein solches Stück verletzt werden müsse. Aber was thun? Mosenthal verbieten, das würde einen zu komischen Eindruck gemacht haben. Beckmann wußte Rat: er beredete den Träger einer wichtigen Rolle, sich einen verdorbnen Magen anzudichten, die zweite Vorstellung wurde abgesagt, und damit war das gefährliche Drama beseitigt. So schmerzlich dem Verfasser diese unvermutete Geschäftsstörung gewesen sein mag, war er doch der Mann, sich Trost zu verschaffen. Seine musterhaft eingerichtete Fabrik dramatischer Modewaren konnte, wenn der eine „Artikel“ nicht gefiel, in kürzester Frist ein neues auf den Markt bringen. Viel schwerer traf ein ähnlicher Schlag den armen Redwitz. Der war zum Lohn für seine fromme „Amaranth“ als Professor der Ästhetik nach Wien berufen worden, aber er und die Studenten hatten gleich wenig Gefallen an einander gefunden, und auch durch seine Buchdramen waren keine engern

Digitized by Google

Beziehungen zwischen ihm und Wien vermittelt worden. Endlich war ihm ein bühnengerechtes Schauspiel gelungen und war auch für das Burgtheater angenommen worden: „Der Zunftmeister von Nürnberg.“ Schon wurden Proben gehalten, als plötzlich verlautete, zur öffentlichen Darstellung werde es wohl nicht kommen. Und abermals nannte man den Namen Beckmann. Er habe, hieß es, wieder an der rechten Stelle, die feierliche Erklärung abgegeben, wenn auf der Hofbühne die Auflehnung der Handwerker gegen ihre Obrigkeit verherrlicht würde, und am nächsten Tage sich in den Gassen Wiens Barrikaden erhöben, so solle man wenigstens ihn nicht dafür verantwortlich machen. Sicher ist, daß der unglückliche „Zunftmeister“ ohne Verhör und Urteil im Theaterarchiv eingekerkert wurde. Nach alledem konnte die Freundschaft zwischen dem Komiker und einem Geheimpolizisten nicht mehr auffallen. Um so weniger, als Beckmann immer offen bekannt hatte, daß er an einem weit verbreiteten Übel, den sogenannten Kreuzschmerzen, leide. Als vorsichtiger Mann hielt er augenscheinlich zwei Eisen im Feuer: glückte es in Wien nicht, dann vielleicht in Berlin! Dort war er ja wohlbekannt. Ein geborner Schlesier, hatte er als Statist am Breslauer Theater die Aufmerksamkeit des Heldenspielers Anschütz dadurch erregt, daß er sich in Knappentracht auf sein Stichwort wartend, auf einen vom Ritter erlegten und bei der Szenenverwandlung liegengebliebnen Drachen stürzte, ihn noch einmal überwand und unter schallendem Gelächter der Zuschauer hinter die Koulissen schleppte. Dann kam er ans Königstädtische Theater in Berlin in dessen glänzendster Zeit, der Zeit der „Mamsell Sontag,“ verfaßte den „Eckensteher Nante,“ indem er die Figur einem Stücke von Holtei und das komische Verhör einer Wiener Posse entlehnte, und war lange Zeit der erklärte Liebling der Berliner. Es ist bekannt, daß das Königstädtische Theater damals bei Friedrich Wilhelm III. und dem ganzen königlichen Hause in großer Gunst stand, die es erst 1848 verscherzte — als Beckmann schon in Wien war. Ihm konnten also die revolutionären Sünden nicht nachgetragen werden.

Endlich rollten die Wagen von Gastein heran, das der König damals, glaube ich, zum letztenmal besucht hatte. Gastein und Salzburg waren in jenen Zeiten in der Politik vielgenannte Orte. In Gastein hatte der König 1863 die Einladung zum Fürstentage ausgeschlagen; das Jahr darauf erschien er wieder nach dem Abschlusse des Wiener Friedens mit Dänemark, mit ihm Graf Bismarck, den die andern Gäste noch mit sehr gemischten Empfindungen betrachteten, wenn er abends in der Wandelbahn auf- und abschritt, den Schlapphut ins Gesicht gedrückt, lebhaft sprechend, während Herr von Keudell in dem den luftigen Bau abschließenden Raume Beethoven oder Mendelssohn spielte. In Salzburg aber erfolgte 1867 der Besuch des Kaisers und der Kaiserin der Franzosen.

Die Begrüßung, deren Zeuge ich 1865 in Salzburg sein durfte, war so

Digitized by Google

herzlich als möglich, aus den Zügen beider Herrscher strahlte Freude des Wiedersehens. Und in den nächsten Tagen boten allerlei Festlichkeiten, Rout im Mirabellschlosse, Theatervorstellung u. s. w., Gelegenheit, die glänzendste Versammlung zu sehen, den Kaiser, den König, den Großherzog von Oldenburg, der gekommen zu sein schien, um — verspätet — seine Ansprüche auf Holstein geltend zu machen, andre fürstliche Persönlichkeiten, die hochragende Gestalt Bismarcks, die schlanke des österreichischen Ministers des Auswärtigen Grafen Mensdorff-Pouilly, mit dem äußerst einnehmenden Gesicht, den als Autor der Gasteiner Konvention zu eigentümlicher Berühmtheit gelangten holsteinischen Grafen Blome u. s. w. Dabei bewahrte Salzburg aufs angenehmste den Charakter der kleinen Stadt, keine Volksansammlungen verrieten, daß sich dort außerordentliches ereignete.

Freund Beckmann aber wandelte eines Tags mit einem Gesicht, in dem sich verschiedenartige Empfindungen abspiegelten, und einen großen Rohrstock wie ein Szepter tragend, in Salzburg umher, begrüßte jeden Bekannten, schien mit sich zu kämpfen und sagte endlich feierlich-wehmütig: „Ein Geschenk des Königs!“ Dann schraubte er den großen Elfenbeinknopf ab und ließ die Büste des Königs von Preußen aus demselben Material sehn. Sein mißtrauischer Blick schien auszudrücken: „Wirst du auch so schlecht sein, zu fragen, ob ich den Stock ins Knopfloch stecken kann?“ Sicherlich haben ihm wenige diese kleine Bosheit geschenkt. Auch er hatte von der „Entrevue“ etwas andres gehofft.

Bei einer Begegnung im Juni des folgenden Jahres fragte ich ihn, ob er seine Ferien wie gewöhnlich in Karlsbad zubringen werde? Er antwortete, dort sei es bei den Zeitläuften zu gefährlich. „Wer wird Ihnen etwas thun!“ sagte ich und setzte, weil er so bekümmert dreinschaute, hinzu, wenn ihm wirklich eine Kanonenkugel in den Becher fallen sollte, würde sie ja sofort erlöschen, höchstens die Temperatur des Wassers steigern. Er beantwortete den Scherz mit einem derbern, aber ich sah wohl, daß ihm die Sache keineswegs spaßhaft vorkam. Er ging in der That nicht nach Karlsbad, was ihm doch seit langen Jahren Bedürfnis war, sondern ins Gebirge, mußte sich einer Operation unterziehn, die ungeschickt ausgeführt wurde, und kam elend ums Leben — aus Furcht vor dem Tode, könnte man sagen, jedenfalls ein unschuldiges Opfer des Krieges.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der russische Bauer. Für uns Deutsche haben die innern Zustände Rußlands ein unmittelbar praktisches Interesse, und so sind die vielbesprochnen Leiden seines Bauernstandes, der 82 Prozent der Bevölkerung ausmacht und im

Digitized by Google

europäischen Rußland ohne Polen und Finnland 63 Millionen Seelen zählt, noch etwas mehr als bloß Gegenstand menschlichen Mitgefühls oder staatswissenschaftlicher Untersuchung. Daher wünschen wir Stepniaks bekanntem Büchlein: Der russische Bauer, das vor fünf Jahren in englischer Sprache herausgegeben und jetzt in guter deutscher Übersetzung erschienen ist (bei J. H. W. Dietz in Stuttgart; Übersetzer ist der Wiener Sozialistenführer Dr. Viktor Adler) recht viele Leser.

Stepniak ist Revolutionär, aber nichts weniger als ein Vaterlandsfeind, sondern gleich den meisten russischen Unzufriednen von glühender Liebe zu seinem Volke und namentlich zu dessen Hauptbestandteil, dem Bauernstande, erfüllt. Nach seiner Schilderung ist der russische Bauer, wo ihn die gegenwärtige Krisis noch nicht ergriffen hat, ein Mensch von kindlicher Unwissenheit aber eben so kindlicher Wahrhaftigkeit und Frömmigkeit, willig zur Übernahme jedes Leids und jeder Plackerei, worin er Fügungen Gottes sieht, unermüdlich in der Arbeit, voll Liebe zum Boden, die soziale Tugend in Person und völlig bedürfnislos. Sein unterwürfiges Benehmen gegen Höherstehende ist kein Zeichen von Sklavensinn, sondern nur eine Kundgebung pflichtschuldiger Ehrfurcht; er schmeichelt nicht und heuchelt nicht, sondern sagt unter seinesgleichen wie den Obrigkeiten gegenüber stets gerade heraus, was er denkt, und bleibt dabei, auch wenn er zu Tode geknutet wird; ja er, der sich, so lange er Land hat, für einen freien Mann hält, würde mit einem Beamten nicht tauschen: „Nein, Gott behüte, ich möchte kein Batrak sein," ruft er, wenn man ihn darnach fragt; Batrak bedeutet einen Leibeignen. Seine Liebe zum Lande ist nicht Liebe zum Besitz, denn der Mir, die Dorfgenossenschaft, teilt ihm bald dieses bald jenes Ackerstück zu, sondern Liebe zum Lande im allgemeinen und zu den ländlichen Beschäftigungen; der Anblick eines verwahrlosten Feldes schmerzt ihn, und er wünscht, es in Ordnung zu bringen. Die Zahl der Landanteile eines jeden richtet sich nach der Zahl der arbeitsfähigen Familienglieder, daher ist ein Bauer um so reicher, je mehr halb oder ganz erwachsene Kinder er im Hause hat. Aber wenn ihm diese größere Fläche auch einen Spargroschen abwarf, den er in einem Topfe verwahrte, sein Herz hing nicht daran, und sein ärmerer Nachbar beneidete ihn nicht darum, denn er hatte keine Verwendung für sein Geld, und dieser vermißte es nicht. Wir mußten hier in die Erzählung übergehn, weil das seit der Emanzipation anders geworden ist; allein die Eigenschaften des Bauern, die das Geld ehedem als wertlos erscheinen ließen, seine Unwissenheit, seine Bedürfnislosigkeit, seine brüderliche Hilfbereitschaft, dauern fort. Der russische Bauer kennt nur die primitivste Form des Ackerbaues und braucht demnach kein Geld für teure Werkzeuge und Maschinen. Er verbraucht nur Dinge, die er selbst erzeugt. Er hat keine Idee von Komfort; nicht einmal die Annehmlichkeit des Bettes kennt er. Selbst der reiche Bauer schläft des Nachts auf der Holzbank, die ihm des Tages zum Sitzen dient, und legt nur einige Kleider oder Lumpen unter; mit seinem Mantel oder Pelze deckt er sich zu. Auch von Leibwäsche weiß er nichts. Geht ihm im Winter das Brot aus, so denkt er nicht daran, welches zu kaufen und zu diesem Zweck etwa Geld zu leihen, wenn er keins hat. Sondern, ob er auch Pferde und Kühe im Stalle haben mag, er geht im Mir herum „Bissen heischen," und jede Bäuerin, die noch Brot hat, schneidet ihm einen Bissen, während die übrigen in der Stube anwesenden so zartfühlend sind, zu thun, als bemerkten sie ihn gar nicht; ein andres Jahr, wo sein Korn weiter reicht, ist es dann seine Frau, die Bissen schneidet. Dem Greise, dem Waisenkinde bestellt der Mir des Sonntags den Acker. Alles das wird nicht als Wohlthat betrachtet, sondern als selbstverständliche Pflicht. Auch jeder Bettler bekommt, so lange der

Digitized by Google

Bauer selbst noch etwas hat. Naht ein Zug jener Unglücklichen, die nach Sibirien geschleppt werden, so erwarten ihn die Bauern, um Nahrungsmittel zu spenden. Sie wissen allerdings, daß die meisten davon gar keine wirklichen Verbrecher sind, aber auch wenn das der Fall wäre, würden sie nicht anders handeln; der russische Bauer kennt keine Verbrecher, er kennt nur Unglückliche. Man sieht, Leon Tolstoi hat sich sein christliches Lebensideal nicht ergrübelt, sondern er hat es erschaut; im russischen Bauer hat er es von Jugend auf verkörpert gesehen; nur die Schrullen seiner letzten Zeit sind ihm eigen: Folgerungen eines wissenschaftlich gebildeten Kopfes, die der unreflektirten Tugend seiner unwissenden Vorbilder fern liegen. Ihre Unwissenheit hindert die Bauern nicht, in den Entscheidungen des Mir und des Wolost (Kreises), die sich selbst verwalten und auch richterliche Befugnisse ausüben, mit ihrem gesunden Menschenverstande und schlichtem Gerechtigkeitsgefühl gewöhnlich das Richtige zu treffen; sie kennen kein geschriebnes Gesetz, sondern beurteilen jeden einzelnen Fall nach seiner Eigentümlichkeit und richten sich dabei lediglich nach ihrem Gewissen und nach ihrer Einsicht.

Diesen großartigen und gesunden Organismus haben nun die beiden in bester Absicht erlassenen Emanzipationsgesetze*) zerstört. Der Grundfehler war, daß die Bauernanteile zu klein bemessen wurden. Der ehemalige Leibeigne erhielt drei bis vier Desjätinen (Hektare). Ein solches Grundstück liefert der Familie bei dem Stande des russischen Ackerbaues nur für zweihundert Tage Brot. Der ehemalige Staatsbauer erhielt zwar doppelt so viel, also Brot genug, aber keine Mittel, seinen neuen Pflichten gegen den Staat zu genügen. Die hauptsächlichste dieser Verpflichtungen, die Steuerlast ist es, die den ungenügend ausgestatteten Bauernstand erdrückt. Die Steuerlast wächst stetig, weil die Staatsschuld wächst, und weil der Staat die unrentabeln Eisenbahnen übernimmt, während er den Ertrag der rentabeln den Privatgesellschaften überläßt, die die Bahnen unter Staatsgarantie gebaut haben. Die Steuern verschlingen nach Stepniak beim Staatsbauer durchschnittlich 92,75 Prozent, beim Adelsbauer 198,23 Prozent des Reinertrags seines Grundstücks. Das scheinbar unmögliche wird dadurch möglich, daß das Grundstück nur einen Teil der Arbeitskraft der Bauernfamilie in Anspruch nimmt, den andern, größern Teil für Lohnarbeit frei läßt. Wäre nun jederzeit gut bezahlte Lohnarbeit zu haben, so möchte sich der Bauer, wenn er sich nur gehörig plackt, vielleicht auf seiner Scholle halten. Allein die Industrie ist noch nicht genügend entwickelt, um die überschüssige Bauernbevölkerung oder deren überschüssige Arbeitskraft aufzunehmen, und so bleiben sie meistens auf ländliche Tagelöhnerarbeit angewiesen. So wandert denn im Sommer die halbe Bauernschaft Arbeit suchend aus einem Gouvernement ins andre — eine ungeheuerliche Kraft- und Zeitvergeudung! Gleich in den ersten Jahren ergab sich die Zahlungsunfähigkeit der meisten Bauern, und so begann der Wucherer sein Zerstörungswerk. Der Wucherer, Kulak oder Mirfresser genannt, ist ein Bauer, der so glücklich gewesen ist, ein wenig Geld zu sparen. Ist einmal der Anfang gemacht, so geht es bei den unter solchen Umständen üblichen Prozenten rasch vorwärts mit ihm. Ein Kulak, der bloß hundert Prozent nimmt, wird von der lieben Einfalt nicht allein Wohlthäter genannt, sondern mit aufrichtigem Dank für einen solchen gehalten und hält sich selbst in allem Ernst dafür; die Wucherstückchen, die Stepniak anführt, überschreiten bei weitem das Maß der aus Galizien bekannten. Der Bauer muß, um den Wucherer

*) Das von 1861 hat die Leibeignen des Adels befreit, das von 1866 die Verhältnisse der Staatsbauern neu geordnet.

Digitized by Google

zu befriedigen, seine armselige Habe, sein Vieh, seinen Ackeranteil, zuletzt sich selbst, d. h. seine Arbeitskraft verkaufen. Er verpflichtet sich kontraktlich, dem Wucherer so lange Feldarbeit zu leisten, bis seine Schuld bezahlt sein wird, d. h. bis an sein Lebensende. So ist die Leibeigenschaft in weit härterer Form zurückgekehrt, in einer Form, die das uralte vom Adel unberührt gelassene Gemeindeleben zerstört, das außerdem auch noch durch neue büreaukratische Einrichtungen untergraben wird. Dafür, daß keiner dem Wucherer entgehe, sorgt der Steuererheber. Dieser läßt den Bauern so lange knuten, bis er Geld schafft. Ist vom Wucherer keins mehr zu bekommen, dann wird so lange fortgeprügelt, bis der Unglückliche den letzten Rest seiner fahrenden Habe beim Trödeljuden um ein Lumpengeld losgeschlagen hat.

Nachdem der Grund und Boden einmal flüssig geworden war, richteten hohe Beamte ihr Augenmerk auf diese neue Art des Erwerbs und betrieben, kleinliche Wucherkünste verschmähend, den Landraub im großen. Sie „kauften" Bauernland, d. h. sie zahlten dem Staate, dem das Land gar nicht gehörte, einen Spottpreis dafür und verjagten die Bauern mit Gewalt oder ließen sie als Tagelöhner auf ihrem frühern Eigentum sitzen. Das geschah hauptsächlich in den Grenzprovinzen, außerhalb des eigentlichen Rußlands, namentlich bei den Baschkiren in den Gouvernements Ufa und Orenburg und im Kaukasus. Doch kommen solche Räubereien auch im Herzen des Reichs vor; widersetzen sich die Bauern, so werden sie als Rebellen behandelt. Nach Stepniaks Angabe wäre bereits ein Drittel der eigentlich russischen Bauernbevölkerung, über zwanzig Millionen Seelen, dem Proletariat und der neuen Leibeigenschaft verfallen. „Die nihilistische Empörung — sagt er S. 137 — hatte bei ihrem ersten Auftreten bekanntlich (?) den Charakter einer ausgebreiteten Agrarbewegung zu Gunsten der Rückgabe des Bodens an seinen Bearbeiter." Zur Unterdrückung dieser Bewegung sei im Jahre 1878 das Korps der Landgendarmen (Urjadniks) geschaffen worden, und diese machten durch Mißhandlungen und Erpressungen das Maß der Leiden der ländlichen Bevölkerung voll.

Dieser Zustand ist in volkswirtschaftlicher wie in sozialer Beziehung gleich verhängnisvoll. Der beim russischen Anbausystem ohnehin ärmliche Ertrag von kaum drei Korn wird dadurch noch weiter vermindert, daß die neuen Ackerbausklaven auf den neu entstehenden Latifundien der Kulaken und Landräuber möglichst schlecht arbeiten, und daß die Bauern, die sich noch halten, an der guten Bestellung ihrer eignen Äcker durch die Arbeitsuche und durch fortwährenden Viehverlust gehindert werden. Wenn bei einem so winzigen Ertrage immer noch ungeheure Massen Getreide ausgeführt werden, so ist diese Ausfuhr nicht dem Überschuß entnommen, sondern der Notdurft entzogen. Der Ernteausfall im Jahre 1891 betrug nur ein Fünftel des Durchschnitts. Ein solcher Ausfall, meint Stepniak, verursache in Frankreich z. B. keine merkliche Not. Wenn er in Rußland eine furchtbare Hungersnot erzeuge, so sei damit der Beweis geliefert, daß der Hunger schon lange geherrscht habe, und daß das erschöpfte Volk einen solchen an sich nicht schlimmen einmaligen Ausfall nicht zu ertragen vermochte. Es soll statistisch erwiesen sein, daß sich der Brotkonsum während der letzten zwanzig Jahre um ein Siebentel vermindert hat, und die Sterblichkeit soll 1882 nicht weniger als 62 vom Tausend betragen haben, während die Geburtenziffer nur 45 betrug, sodaß sich also die Bevölkerung jährlich um 17 vom Tausend vermindern würde. Diese Angabe erweckt doch einiges Mißtrauen in die Zuverlässigkeit des Verfassers. Mag aber Stepniak auch übertreiben, jedenfalls sind die russischen Agrarzustände himmelschreiend. Nur 21 Prozent der Bodenfläche sind angebaut, und alle Staatseinrichtungen scheinen darauf berechnet, den Anbau dieses Fünftels so elend wie möglich

Digitized by Google

zu machen. Vielleicht übertreibt der Geograph und Kommunard Elisée Reclus nicht, wenn er die Zahl der Menschen, die Rußland bei gutem Anbau ernähren könnte, auf 500 Millionen berechnet.

Die Freunde der russischen Regierung haben ein schlechtes Gewissen. Das merkt man u. a. recht deutlich an dem Schriftchen: Anglais et Nihilistes alliés. Révélations dédiées à la jeunesse russe par P. Denisow. Genève, imprimerie indépendante, 1892. Ohne im mindesten auf die Ursachen der revolutionären Bewegung einzugehn, stellt der Verfasser die Nihilisten, unter denen er Stepniak ganz besonders zeichnet, als Werkzeuge Englands dar und sagt ihnen kindischerweise nach, sie machten die russische Regierung sogar für Mißernten, also für das Wetter verantwortlich. Stepniak betont wiederholt, daß die Regierung die schlimmen Folgen, die ihre Maßregeln gehabt haben und unter den obwaltenden Umständen haben mußten, weder beabsichtigt noch vorausgesehen habe.

Lothar Buchers kleine Schriften. Unsre deutschen Thoren trafst du trefflich, edler Wahrheitsucher, — Und sortan nicht wie ein Buch mehr spricht der Kluge — wie ein Bucher. Mit diesen Zeilen sprach ein junger Gelehrter, nachdem er die Vorrede zur zweiten Ausgabe des „Parlamentarismus“ gelesen hatte, dem Verfasser seinen Dank aus. Auch sonst wußte Bucher von mancherlei, auch anonymen, Kundgebungen zu berichten, die bewiesen, welchen tiefen Eindruck damals das Buch gemacht hatte, durch das ein Vierteljahrhundert früher der deutsche Liberalismus in nicht geringe Verlegenheit versetzt worden war. Wohl mochten ihn solche Äußerungen mit Genugthuung erfüllen, denn er durfte sich sagen, daß nur wenige so frühzeitig und so ausdauernd wie er dafür gewirkt haben, den gesunden nationalen Egoismus in Deutschland zu wecken, den er selbst in England zu würdigen gelernt hatte. Schon in den fünfziger Jahren paßte es der Nationalzeitung gar nicht, daß ihr Londoner Berichterstatter mit eignen Augen sah und prüfte, anstatt die Dinge so darzustellen, daß sie vorgefaßten Meinungen Recht zu geben schienen; und doch entschloß sie sich schwer, einen solchen Mitarbeiter aufzugeben. In England und Frankreich würden die Aufsätze eines Publizisten von diesem Range, eines so scharfsinnigen unabhängigen Politikers, der zwölf Jahre lang über die Vorgänge in einer Zeit großer Ereignisse und größerer Vorbereitungen Buch geführt hat, gesammelt, gelesen und — gekauft werden. In Deutschland wäre namentlich der letztere Erfolg sehr zweifelhaft, und es war daher ein guter Einfall H. von Poschingers, den succus all der □-Korrespondenzen dem Publikum zu kredenzen. Gute Einfälle hat dieser „Herausgeber“ κατ' ἐξοχήν überhaupt, der beste war die Veröffentlichung der Bismarckschen Berichte aus Frankfurt. Aber andre Gaben scheinen ihm versagt zu sein, z. B. natürlicher Takt und Geschmack. Schon die Vor- und Zwischenreden, mit denen er Bismarcks Arbeiten glaubte begleiten zu müssen, nehmen sich wie eine Bleifassung neben edeln Steinen aus. Noch viel schlimmer aber ist er mit Bucher umgesprungen, dessen Briefe er wie Wurstfleisch zerhackt und in verschiedne Därme gefüllt hat. „Ein quatsches Buch“ nennt Bucher selbst in einem Briefe an einen Freund auf gut pommerisch den „Achtundvierziger.“ Nun ist es natürlich sehr fraglich, ob sich jemals noch eine sachkundige Hand des weitschichtigen Materials bemächtigen wird.

Inzwischen hat der Bruder des Verstorbnen eine Anzahl größerer Aufsätze zusammengestellt,*) die verschiednen Jahren, meist jedoch dem letzten Jahrzehnt entstammen. Als Einleitung dient die trotz der phantastischen Einkleidung ganz

*) Kleine Schriften politischen Inhalts. Stuttgart, C. Krabbe.

Digitized by Google

realistische Selbstbiographie, die Bucher 1861 für die Nationalzeitung schrieb: „Nur ein Märchen." Ob die Leser von heute noch alle Beziehungen verstehen werden? Für den, der die Geschichte der neuesten Zeit kennt, liegen sie klar genug da. Zu Anfang und zum Schluß leuchtet ein Lieblingsgedanke des Verfassers durch, daß Deutschland wieder, wie in den Zeiten seiner besten Kraft, sich entschlossen an der Arbeit der Kolonisirung beteiligen müsse. Dieser Wunsch ist bei ihm so natürlich, wie bei andern der Abscheu dagegen. Er ist am Meere geboren, das den Blick in die Ferne zieht und männlichen Unternehmungsgeist nährt, in einem Lande, das einst von Wenden bewohnt war. Stellen wir daneben einen Mann, einem Stamme entsprossen, der niemals kolonisirt, höchstens schwächere Nachbarn ausgerottet hat, im Rheingau geboren, im Geldgeschäfte grau geworden, so begreifen wir, weshalb dem Abgeordneten für Bingen-Alzei bei dem Gedanken an Hanse und an die Eroberungen mit Schwert und Pflug so unbehaglich wird! Die Schilderung der kleinen pommerschen Stadt ist von packender Treue: wer auch nur einen Ort jener östlichen Grenzgebiete kennt, glaubt ihn leibhaft vor sich zu sehen. Und eben so deutlich wird uns der Lebens- und Entwicklungsgang Buchers gezeigt, durch die juristische Laufbahn, die parlamentarischen Lehrjahre, die Studien in England, die ihn das parlamentarische System ohne Nimbus und in dem Fall von Kars die Verlogenheit der offiziellen Diplomatie erkennen ließen. Sichtlich haben ihn um die Zeit der Abfassung dieses Märchens Auswanderungsgedanken beschäftigt, deren Ausführung glücklicherweise Bismarck verhinderte.

Die weitern Aufsätze sind chronologisch geordnet. Den Anfang macht die nicht gehaltene Verteidigungsrede im Steuerverweigerungsprozesse: sie hat, abgesehen von der Person, geschichtliches Interesse, weil sie die Unklarheit der im Frühjahr 1848 geschaffnen Rechtsverhältnisse als die Ursache aller nachfolgenden Verwicklungen vergegenwärtigt. 1856 übt der Verfasser einschneidende Kritik an der Thätigkeit der europäischen Diplomatie in Beziehung auf die Türkei, zu deren Gunsten vorgeblich drei Jahre lang Krieg geführt worden war. Ebenfalls noch in England verfaßt ist die Flugschrift „Seid deutsch!" (1861). Man muß sich der Zeit erinnern, in der sich die Sentimentalität der Liberalen für die Sonder- und Machtgelüste aller erdenklichen Nationalitäten und -stätchen erhitzte und „Demokraten" dem uneigennützigen Befreier an der Seine huldigten, man muß sich an dieses erinnern, um zu verstehen, daß das empörte urkräftige Nationalgefühl dem sonst so ruhigen Manne diese flammenden Worte an das eigne Volk eingab. Da ist der Bruch mit Parteigenossen bereits vollzogen: daß ein Zeitungsschreiber seine Landsleute ermahnte, nicht blindlings den Zeitungen zu folgen, sondern sich selbst ihre Meinung zu bilden, wurde als Verrat an der heiligen Sache der Freiheit betrachtet; und die Kluft erweiterte sich immer mehr, da Bucher auch als entschiedner Gegner der Lehre von Manchester auftrat.

Mit der Festrede bei der Leipziger Schillerfeier 1861 schließen die Arbeiten aus der Zeit seines Schriftstellerlebens ab; auch sie ist ganz von dem Gedanken erfüllt, daß aus den Wirren jener Tage nur die unbedingte Hingebung an das Vaterland zu einem guten Ziele führen könne, und Schiller liefert dem Redner die klassischen Stellen. 1864 wurde er in den Staatsdienst berufen. Welche Verwendung er dort alsbald fand, zeigen die beiden diplomatischen Einleitungen zu den Landtagsvorlagen über den Aufwand für die Kriege von 1863/64 und 1866. Die Thatsachen sind freilich allbekannt, eine so gedrängte, authentische Darlegung der Verhältnisse, die zu den Kriegen führten, behält jedoch immer großen Wert,

Digitized by Google

und die Aufnahme der beiden Staatsschriften in die Sammlung erscheint um so gerechtfertigter, je weniger Mitteilungen an die Landesvertretungen über den Augenblick hinaus im Gedächtnisse zu bleiben pflegen. Dann geben die Prozesse gegen die Fenier 1868 den Anlaß zu einer sehr gründlichen Studie über „die englische Rede- und Preßfreiheit," von der man sich in Deutschland die verkehrtesten Begriffe machte und zum Teil noch macht.

Nun folgt eine größere Pause. Der sogenannte Kulturkampf nahm, wie allgemein behauptet wurde, die ganze Kraft des unermüdlich thätigen Mannes amtlich in Anspruch. Desto zahlreichere Beiträge bringt die Sammlung aus den achtziger Jahren. Leser der Grenzboten werden darunter alte Bekannte wiederfinden, andre Aufsätze sind, anonym wie jene, in der Deutschen Revue erschienen. Englische Zustände, denen Bucher nach wie vor die größte Aufmerksamkeit widmete, bilden das Hauptthema, aber wie es in seiner Art lag, behandelt er sie nicht akademisch, sondern stets in Beziehung auf Deutschland, sei es wegen der Analogie, sei es um Klarheit zu schaffen darüber, wessen sich Deutschland von England zu versehen habe. Nirgends speist er den Leser mit allgemeinem Räsonnement ab, sondern geht als Jurist und Historiker streng nach den Akten zu Werke. Die Enthüllung der Ziele des Cobdenklubs, der in Deutschland so viele Verehrer zählte, ist ein unvergängliches Verdienst Buchers, und wer nach dem Lesen von „Stammverwandtschaft und Waffenbrüderschaft mit England" den aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Vorstellungen von der Hochherzigkeit der britischen Politik noch nicht zu entsagen vermag, dem ist nicht zu helfen. Im strengsten Sinne von aktuellem Interesse ist vollends das Bild Gladstones, da dieser soeben aufs hartnäckigste bemüht ist, zu beweisen, daß der von Bucher ihm beigelegte Name „Minderer des Reichs" wohlverdient ist. Die Entstehung der für andre Länder so lehrreichen Chartistenbewegung dürfte kaum irgendwo so gründlich dargestellt worden sein, wie in dem Aufsatze, der dem Agitator John Cartwright und seinen Gesinnungsgenossen gewidmet ist.

Es läge nahe, aus manchen dieser Arbeiten Proben auszuheben, die den staatsmännischen Scharf- und Weitblick des Verfassers bezeugen würden. Aber solche Auszüge verleiten, gerade wenn sie sorgfältig gewählt sind, den Leser leicht zu dem Glauben, er kenne nun das Buch gut genug und sei der Mühe des Lesens überhoben, und solchen Aberglauben möchten wir nicht verschulden.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 3. Vierteljahr ihres 52. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Leipzig, im Juni 1893

Die Verlagshandlung

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Princeton University Library
32101 064095217

DATE ISSUED	DATE DUE	DATE ISSUED	DATE DUE